


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JERUBBAAL

EINE ZEITSCHRIFT DER JÜDISCHEN JUGEND

ERSTER JAHRGANG
1918 · 1919



R. LÖWIT / VERLAG
BERLIN – WIEN

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Menschen, Bücher, Bewegungen.

Seite

Vom Leben der Jugend.

Rundschau.

Büchereinlauf.

Eine Zeitschrift der jüdischen Jugend.

So allgemein wurde immer wieder das Verlangen nach einer Zeitschrift der jüdischen Jugend laut, daß unser Versuch kaum einer allgemeinen Rechtfertigung bedarf. Weil aber hier eine Forderung erfüllt wird, die jeweils aus verschiedenen Gesinnungen erhoben wurde, ist es nötig, klar zu machen, was wir als Aufgabe dieser Zeitschrift setzen, aus welchen Grundanschauungen und zu welchen Zielen wir arbeiten werden.

Der hergebrachte, eingebürgerte, aber dennoch immer ein wenig belächelte Typus einer Jugendzeitschrift hat die Aufgabe, die Jugend zu »belehren und zu unterhalten«. Ihr Herausgeber bemüht sich, ein »guter Kamerad« seiner jungen Leser zu sein, er versieht sie mit Belehrungen, soweit es ihm gut dünkt die Jugend belehrt zu wissen, er unterhält sie, wie er eben Unterhaltung der Jugend versteht. Er pflegt auch eine leitende Idee zu haben, er möchte die Jugend zu einem Ideal, das ihm würdig scheint, führen. Er ist des Glaubens, daß diese Ideale seinen Lesern an sich fremd sind, daß er sie langsam, vorsichtig und mittelbar zu ihnen bringen müsse. So wiederholt er die Schule. Dennoch muß er bedacht sein, beileibe nicht als Lehrer empfunden zu werden, der er in Wahrheit ist. Darum muß er in einem gewissen Sinn verschlagen und unehrlich, wohlwollend, bescheiden und anmaßend zugleich sein. (Wir sprechen nur vom Ton einer solchen Zeitschrift, ohne ihren Inhalt und dessen möglichen Werte zu berühren.)

Die Jugend beginnt solchen Ton als unerträglich zu empfinden und überläßt diese Art Zeitschriften den Kindern. Ihr ist es ernst mit den Dingen, mit ihrem Fühlen, Fragen, Wollen — so will sie selbst nicht lappalisiert werden. Sie will die Onkeln nicht, die ihr Bestes doch den Jungen nicht zu sagen wagen, und bedächtig erwägen, wie viel gedroschen Stroh ihnen bekömmlich wäre. Sie fühlt sich so rein und unbedingt in ihren Begeisterungen und in ihren Werten, daß sie sich eher selbst als Lehrmeister einer Wenn- und -Aber-Welt empfände, denn daß sie einem Beliebigen aus dieser als ihrem Führer folgte. Und wo Jugend nicht so denkt, dort müßte sie es lernen. Nichts ist ferner von Hochmut, von früher Überklugheit, als solches Selbstgefühl, das Aufgabe, Pflicht, Verantwortung in sich schließt. So erst öffnet sie die Seele jenen Männern, die sie mit strenger, hoher Forderung füllen, die ihr offen und mittelbar ihr Bestes, Größtes geben. Soll die Jugend einem Manne folgen, muß sie aus seinem Worte hören, daß er sie ernst nimmt, des Folgens würdig hält. Und tatsächlich ist der junge Mensch der richtige Leser. Von ihm ist alles zu erwarten, selbt daß er die Worte als das nehmen wird, was sie einzig sein dürften, als Wege zur Tat.

So also denken wir uns den Ton, in dem die Älteren zu den Jüngeren reden werden. Nicht für die Jugend werden sie schreiben, sondern an die Jugend.

Aber noch mehr als dies wird ein Anderes für den Ton unserer Zeitschrift charakteristisch sein: die Jugend selbst wird das Wort haben. Und das wird unsere Hefte manchem fremdartig erscheinen lassen. Denn nicht die Gewandtheit oder Eigenart des Ausdruckes, nicht die Folgerichtigkeit

der Gedanken und Bilder, nicht die objektive Richtigkeit des Gesagten können den letzten Maßstab abgeben, nach dem Äußerungen der Jugend veröffentlicht werden. Vielmehr soll eine Stelle geschaffen werden, wo einem größeren Kreis der jüdischen Jugend vernehmbar werden kann, was in ihr selbst lebendig ist, Ausdruck, Lösung, Gestaltung sucht. Schüler und Studenten, ebenso wie die erwerbstätige Jugend werden hier sprechen können, wenn sie etwas Ernstes und Reines, etwas Leidenschaftliches oder Begeistertes zu sagen haben. Vielleicht wird man manches unreif, übertrieben oder gestammelt empfinden. Gewiß wird Unausgeglichenheit in den Heften sein, viel Fragmentarisches — aus Briefen, Reden, Tagebüchern, Gesprächen, denn hier äußert sich Jugend am wertvollsten, — die Zeitschrift und ihre Beiträge werden unschriftstellerisch sein: aber wir hoffen, daß sie gerade darum fruchtbar für die jüdische Jugend werden wird. Und das ist ihre einzige Aufgabe: der jüdischen Jugend zu dienen, so wie sie selbst es bestimmen und verantworten will.

Wir werden uns auch in einer zweiten Richtung durchzusetzen haben. Der Inhalt dieser Hefte wird weniger über Geschichte und Kultur des Judentums, über seine gegenwärtige Lage u. dergl. belehren, als man wohl erwarten mag. Dies soll auch, aber nicht hauptsächlich gebracht werden, und zwar vor allem so, daß die richtigen Wege zu den richtigen Büchern, den Quellen, gezeigt werden. Niemand darf nur einen Augenblick wähnen, als könnten wenige kurze, notwendig flüchtige Aufsätze leisten, was nur das Ergebnis jahrelanger inniger Versenkung, eindringenden Studiums sein kann. In solch hinweisender Art werden aber nicht nur die jüdischen Dinge angedeutet werden. Die jüdische Jugend muß die engen Schranken, die ihr eine Parteierziehung setzen möchte, durchbrechen, sie muß lernen im Jüdischen zu voller menschlicher Durchbildung zu gelangen. Die Zeitschrift will ihr helfen sich von der Bevormundung durch Parteien, Schule, Buchhändlerkataloge und Zeitungen zu befreien. Eine Aufgabe, die schlechthin unerläßlich ist, weil es not tut, daß sie nicht höre, wie herrlich weit wir es gebracht, eine satte, behagliche Stimmung, die kaum dem Manne ansteht, sondern wie unendlich weit wirs noch zu bringen haben. Denn so erst wird die billige einschläfernde Begeisterung verblassen und Weg gebahnt dem Willen und der Notwendigkeit.

Den größeren Raum aber werden die Erörterungen über die Probleme der Jugend einnehmen. Jede Jugend, die es ernst meint mit sich selbst, die einen Sinn ihres Lebens, ihrer besonderen jugendlichen Art sucht, die sich eine Aufgabe im Volke und in der Menschheit setzt, sieht sich vor kaum zu lösenden Schwierigkeiten, Problemen der Idee, Problemen der täglichen Lebensführung, der geistigen Haltung. Die jüdische Jugend erlebt all dies doppelt, denn sie erlebt noch schmerzlicher hinzukommend die Problematik ihres Volkes, ihrer jüdischen Art. Sie fühlt sich als Jugend in sehr wesentlichen Belangen anders als die erwachsene Welt, von der sie umgeben, bestimmt und erzogen wird, sie fühlt sich von ihr im Lebensgefühl und in der geistigen Erfaßtheit, in der Wärme ihres Denkens, in der Entschlossenheit und Unbedingheit ihres Wollens verschieden. Und sie kann nicht anders denn ihre Art als höher zu bewerten, dennoch muß sie in jeder

Stunde erfahren, daß die bestimmende Welt von ihr entgegengesetztes Bewerten verlangt, ja ihr zumutet, sich gegen ihr eigenes Empfinden und Wollen zu verändern, sich erziehen zu lassen, sich anzupassen. Aus diesem Widerstreit der äußeren machtvoll erhobenen Anforderungen gegen das innere kategorische Müssen erwächst der Jugend das Problem ihrer Eigenart, die Frage nach dem Recht der anderen, das Suchen, ob nicht vielleicht eine geistige Welt gerade dieser jugendlichen Art bedürfte, wenn die heutige Zweckwelt sie möglichst rasch zu vernichten gezwungen ist. Der jüdischen Jugend verdoppelt sich dies Problem jeder Jugend. Ihr steht überdies eine nichtjüdische Welt entgegen, die mit allen absichtlichen und ungewollten Mitteln ihr Jüdisches als böse, wertlos und gemein bezeichnet und bekämpft: unveränderliche Gesinnungen, blutmäßige Einstellungen, tiefgewurzelte Eigenschaften, welche die jüdische Jugend als ihr Gut, als ihr Bestes fühlt und will. Hier wird ihr noch anmaßender die Anforderung aufgebürdet, sich zu verändern, sich erziehen zu lassen, sich anzugleichen. Es erhebt sich ihr das Problem ihrer jüdischen Art, die Frage nach dem Recht der anderen, das Suchen, ob nicht vielleicht eine wesentlichere Welt gerade dieser jüdischen Art bedürfte.

Diese Probleme lassen sich theoretisch nur klären. Gelöst werden sie durch die konkreten Stellungnahmen, durch Taten in jedem einzelnen Fall. Die Ansprüche der Zweckwelt und des nichtjüdischen Milieus äußern sich schmerzhaft vor allem in den Institutionen: in der Schule (vom Kindergarten bis zur Universität), der Erziehung in der Familie, im Berufe, in allen wirtschaftlichen Fragen, im Verhältnis der Geschlechter, in der täglichen Lebensführung. Eine jüdische Jugend, die in sich selber Werte erkennt, und die entschlossen ist, sich in dieser Erkenntnis nicht beirren zu lassen, weder durch die erwachsene Welt, wenn sie bemüht ist, das Jugendliche als das Unvollkommene zum Reifen und Bürgerlichen als dem einzig Maßgeblichen zu erziehen, noch durch die nichtjüdische Welt, wenn sie das Jüdische als das Minderwertige beschimpft und verfolgt, bemüht, es zu dem Ihrigen, als dem einzig Würdigen zu verändern, eine solche Jugend wird zu ihrer Selbstbehauptung der klaren Erkenntnis und der folgerichtigen Taten bedürfen. Jene zu erzeugen, diese vorzubereiten, heißt der Jugend dienen und ist Aufgabe unserer Zeitschrift. So erst wird sie fähig, ihren eigentlichsten Schwierigkeiten in die Tiefe zu blicken, der Frage ihrer Stellung zum Judentum, seiner Religion, Kultur, Tradition, seinen Führern, seiner Sprache, seinem Lande und so erst kann sie die Aufgabe erkennen, die ihrer in ihrem Volke harrt: seine Zukunft bestimmen, sie zu einer geistigen zu machen.

Mancherlei Lösungen, mancherlei Taten sind möglich, einige nötig. Wir werden nicht eine als die einzige Richtige vertreten. Wir bieten Raum allen Möglichkeiten. Nur aus einem G e i s t e müssen sie gefühlt, geschaut, gefolgert sein. Ungenügen an dem Gegenwärtigen ist seine Quelle. Scham über den heutigen Typus der jüdischen Jugend, Wille zu einem neuen, einem freieren, schöneren, wesentlicheren. Empörung gegen den heutigen Menschen, am heftigsten gegen seine jüdische Form, Sehnsucht nach einem reineren, heiligeren, unbedingteren Volk. Auflehnung gegen die

heutige Menschengemeinschaft, Arbeit für eine gerechtere, geistgestaltete. Eine Jugend, die keine Auflehnung kennte, wäre keine Jugend. Eine jüdische Jugend aber, die keinen geistigen Inhalt ihrer Empörung wüßte, wäre keine jüdische. Sie muß wissen, daß ihr Volk, daß die Menschheit, daß Jahwe diesen Kampf will. Daß für die jüdische Erneuerung wesentlicher, unerläßlicher als Land, Sprache und alle Autonomien, eine neue, die altneue, jüdische Seele ist, deren freie Gestaltung und Auswirkung. Immer war das unsere elendeste Zeit, wenn die alte Generation — wie heute — in ihrem Hause Baal Tempel baute. Aber immer erging dann Jahwes Wort an einen Gideon (Richter 6, 25): »Zerbrich Baals Tempel, der im Hause deines Vaters ist.« Vielleicht macht sich auch heute wieder die Jugend auf wie jene, von der es heißt: »da nahm Gideon zehn seiner Genossen und tat wie ihm der Herr geboten.« Vielleicht wird dann die Generation von ihrem Baal befreit, wie Gideons Vater Joas dastehen, erschüttert vom Tun der Jugend, segnend und demütig sprechen: »Jerubbaal, — Ist er Gott, so rechte Baal um sich selbst.«

Allenthalben in der jüdischen Jugend wird solche Gesinnung lebendig. Unsere Zeitschrift braucht sie nicht erst zu wecken. Aber die so denken und kämpfen sind noch einsam, Vereinzelte in ihrem Kreis. Die Zeitschrift soll ihnen ein Sammelplatz werden. Denn sie bedürfen der Vereinigung zur Erfüllung einer Forderung des Tages: aus den mannigfaltigen Organisationen der jüdischen Jugend die e i n e Jugendbewegung werden zu lassen, die alles Trennende der Judenheiten und Judentümer niederreißt und den geistigen Aufstand der Jugend des Judentums erzeugt. Solchem Wirken muß viel Denken und Arbeit vorangehen, die gedankliche und praktische Lösung des Problems der Form jugendlichen Gemeinschaftslebens, der Organisation von Jugendgruppen, letzten Endes des Programms und der Gestaltung der Jugendbewegung. In dieser Erörterung ist schließlich die vornehmlichste Aufgabe dieser Zeitschrtft gegeben, denn in ihr schließt sich alles Übrige zur Einheit. Siegfried Bernfeld.

Jüdisch leben.

Zwei Gespräche. Meinem Sohn Rafael gewidmet.

I.

Der Knabe: Was bedeutet das: »Jüdisch leben?«

Der Führer: Das hängt davon ab, warum du danach fragst.

Der Knabe: Wie soll ich das verstehen?

Der Führer: Wenn du fragst, weil du es bloß wissen willst, so bedeutet »jüdisch leben« für dich nichts anderes, als was deine Vorfahren taten, und du kannst es aus der Geschichte erfahren. Fragst du aber, weil du etwas tun willst . . .

Der Knabe: Ich will etwas tun.

Der Führer: Was ist es, das du tun willst?

Der Knabe: Ich will . . . ja, ich kann es nicht sagen.

Der Führer: Und deshalb fragst du?
Der Knabe: Ja, deshalb.
Der Führer: Du denkst dir wohl, daß »jüdisch leben« eben das ist, was du tun willst und nicht sagen kannst, und du meinst, wenn ich es dir sage, so würde dir das — es tun helfen.
Der Knabe (nach einer Weile): Ja.
Der Führer: Hast du Freunde?
Der Knabe: Ja, zwei.
Der Führer: Juden oder Christen?
Der Knabe: Der eine ist ein Christ.
Der Führer: Und wie ist das mit deinen Freunden? Wollen sie auch etwas tun?
Der Knabe: Wir sprechen selten davon.
Der Führer: Aber du weißt es?
Der Knabe: Ja.
Der Führer: Willst du es mir nicht sagen?
Der Knabe: Doch — aber es ist schwer.
Der Führer: Versuch es.
Der Knabe: Der eine, der Christ, will etwas ... etwas Allgemeines tun.
Der Führer: Etwas Allgemeines?
Der Knabe: Ja. Er will ... er will große Erfindungen machen ... (sich überstürzend) er hat schon eine gemacht.
Der Führer: Wolltest du das nicht auch einmal?
Der Knabe: Ja, aber ...
Der Führer: Das eine steht immerhin wohl fest, daß dein Freund, der Christ, etwas anderes tun will als jüdisch leben.
Der Knabe: Du machst dich über mich lustig.
Der Führer: Gewiß nicht, du kennst mich doch. Aber auch deutsch leben ist nicht das, was er tun will.
Der Knabe: Ja, da hast du recht.
Der Führer: Warum will er es wohl nicht?
Der Knabe: Nun, einfach weil er es nicht nötig hat.
Der Führer: Wie meinst du das?
Der Knabe: Er — er lebt doch eben deutsch, ganz von selbst.
Der Führer: Und dein anderer Freund, wie ist es mit dem?
Der Knabe schweigt.
Der Führer: Will er auch etwas Allgemeines tun?
Der Knabe: Ja.
Der Führer: Was ist es denn?
Der Knabe: Ja, er will Dichter werden.
Der Führer: Ist das nicht etwas Schönes?
Der Knabe: Etwas Schönes schon.
Der Führer: Aber?
Der Knabe: Aber ...
Der Führer: Aber von ihm kannst du nicht sagen, er lebe eben deutsch, ganz von selbst — nicht wahr?
Der Knabe: Nein.

Der Führer: Warum wohl nicht? Redet er nicht deutsch, singt er nicht deutsch, denkt er nicht deutsch?
Der Knabe: Ja. Und ich auch.
Der Führer: Liebt er nicht den deutschen Wald, das deutsche Feld, die deutschen Berge?
Der Knabe: Wie ich.
Der Führer: Und wer ist sein Lieblingsdichter?
Der Knabe: Wir lesen jetzt zusammen den Don Carlos — zum vierten Mal.
Der Führer: Nun also —
Der Knabe preßt die Lippen zusammen, sieht zu Boden.
Der Führer: Besinne dich!
Der Knabe: Er weiß es eben.
Der Führer: Was denn?
Der Knabe: Das . . . das Deutsche.
Der Führer: Und?
Der Knabe: Das ist doch nichts zum Wissen.
Der Führer: Und der andre, der Christ, weiß der es nicht?
Der Knabe: Der Heini? Nein, nicht so. Na ja, er redet mal auch von Vaterland und dergleichen, aber das ist bloß, weil es sich so gehört. Er braucht sich ja keine Gedanken darüber zu machen!
Der Führer: Und der Jude . . . Wie heißt er doch?
Der Knabe: Siegmund.
Der Führer: Also der Siegmund, meinst du, der muß sich über das Deutsche Gedanken machen. Warum wohl?
Der Knabe: Weil er es doch nicht richtig hat. Was man richtig hat, darüber braucht man doch nicht auch noch nachzudenken.
Der Führer: Nun haben wir uns aber eigentlich im Kreis herumgedreht. Denn das war ja schon vor einer Weile zwischen uns ausgemacht, daß dem Siegmund etwas dazu fehlt, daß er ganz von selbst deutsch lebe. Aber was mag das wohl sein?
Der Knabe: Ja, siehst du, ich kann dir das nicht so sagen.
Der Führer: Vielleicht werden wir leichter herauskriegen, was es ist, wenn wir an den Heini denken, der es ja hat.
Der Knabe: Das mag wohl sein.
Der Führer: Was meinst du wohl — aber besinne dich recht: hat der Heini es aus sich selber oder von etwas andrem her?
Der Knabe: Da brauche ich mich gar nicht zu besinnen, das ist ja klar, daß er so etwas gar nicht aus sich selber haben kann.
Der Führer: Woher denn wohl?
Der Knabe: Aus dem — nun eben, aus dem Deutschtum.
Der Führer: Du meinst: er lebt von selbst deutsch, er hat das Deutsche richtig und braucht nicht darüber nachzudenken, weil er mit dem, was du das Deutschtum nennst, natürlich verbunden ist.
Der Knabe: Ich meine es gerade so wie du sagst.
Der Führer: Was ist denn das aber, was du das Deutschtum nennst? Findest du nicht, daß das etwas unbestimmt klingt?

Der Knabe: Deutschtum, das ist halt das Volk.

Der Führer: So kommen wir nicht weiter. Was ist denn das, das Volk? Ist das so etwas wie die Tugend oder so etwas wie ich und du?

Der Knabe (nach einigem Nachdenken): Ich denke, es ist so etwas wie ich und du, aber so angesehen, wie man die Tugend ansieht.

Der Führer: Das will ich mir gefallen lassen. Aber wie sieht man denn die Tugend an?

Der Knabe (langsam, sehr ernst): Wie etwas, das im Himmel ist . . .

Der Führer: . . . und das man auf die Erde bringen will, nicht wahr?

Der Knabe bejaht mit einem Blick.

Der Führer: Also als Idee.

Der Knabe: Als Idee.

Der Führer: Das Volk, das wären demnach Menschen wie ich und du, eine Vielheit von Menschen, aber als Einheit erkannt, und zwar als Einheit in der Idee. Und diese Idee — die wir nicht weiter formulieren wollen und können, aber wir sind uns ihrer doch deutlich bewußt — das wäre eben Volkstum, hier also Deutschtum zu nennen.

Der Knabe: Ja.

Der Führer: So wollen wir es dabei bleiben lassen. Nun aber, diese Menschen, sind das wohl jetzt lebende Menschen, oder was für welche?

Der Knabe: Jetzt lebende und andere.

Der Führer: Und die anderen, sind das solche, die vor uns gelebt haben, oder solche, die nach uns leben werden?

Der Knabe: Natürlich beides.

Der Führer: Und weiter — um mit dem Volkstum verbunden zu sein, muß man mit dem verbunden sein, worin es sich darstellt, worin es sich freilich noch unzulänglich darstellt, wie es bei etwas, das noch im Himmel ist und das man erst auf die Erde bringen will, nicht gut anders sein kann: Mit dem Volk. Ist es nicht so?

Der Knabe: Es ist gewiß so.

Der Führer: Wenn der Heini also mit dem Deutschtum verbunden ist, so ist er es mit den Deutschen, die gelebt haben, jetzt leben und leben werden, als mit einer Einheit. Und er ist mit ihnen nicht verbunden, weil er es so will — er braucht es nicht zu wollen, er braucht es nicht zu wissen, er ist mit ihnen verbunden, weil er da ist, weil er so ist, wie er ist.

Der Knabe: Richtig.

Der Führer: Wie ist es nun aber mit dem Siegmund? Wissen wir nun, was ihm fehlt, um ganz von selbst deutsch zu leben?

Der Knabe (schnell): Ja.

Der Führer: Der Heini also hat einen natürlichen Zusammenhang, eine natürliche Verbundenheit mit seinem Volkstum. Darum darf er sich auch ohne weiters erlauben, etwas »Allgemeines« tun zu wollen, denn was immer er Rechtes und Ganzes tut, er tut es in seinem Volk und für sein Volk. Er ist wie ein Baum mit starken Wurzeln und seine Früchte werden in die Hände derer fallen, die sie am innigsten zu genießen vermögen. Es kann ihm sozusagen nichts geschehen.

Der Siegmund aber hat diesen natürlichen Zusammenhang mit dem deutschen Volk nicht, so große Liebe zum Deutschtum, so großes Verständnis für das Deutschtum, ja so großes Bewußtsein des Deutschtums er auch haben mag. Und darum, weil er dies nicht hat, will er nicht einfach etwas Allgemeines tun, kann es nicht wollen, sondern will immer zugleich etwas Besonderes, will zugleich »deutsch leben« — und kann es doch niemals in letzter Wahrheit erreichen. Denn deutsch leben, das heißt nichts anderes, als wahrhaft und vollkommen in deutscher Gemeinschaft, in Gemeinschaft mit den Deutschen aller Zeiten und mit dem Deutschtum über den Zeiten leben, mit den Menschen, Toten, Lebenden und Ungeborenen, und durch sie mit der ewigen Idee, das aber ist ihm verwehrt.

Der Knabe: Ja, aber . . .

Der Führer: Was ist es, das du sagen willst?

Der Knabe: Wenn es für den Siegmund eigentlich ein Unding ist, deutsch leben zu wollen, ist es nicht am Ende auch ein Unding, daß ich — jüdisch leben will?

Der Führer: Du meinst, weil du es ja auch nicht von selbst tust?

Der Knabe: Ja.

Der Führer: Darüber wollen wir miteinander auf unserem nächsten Spaziergang reden. Willst du dich inzwischen selber nochmals recht herzhaft darauf besinnen, wie es sich damit verhält?

Der Knabe: Das will ich. Martin Buber.

Über den verstandesmäßigen und den heroisch-fanatischen Zionismus.

(Fragmente eines Vortrages in einem zionistischen Jugendvereine.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . ich beziehe mich lediglich auf das Verhältnis des Einzelzionisten zur Bewegung als Ganzem.

Von einer Bewegung, wenn auch nur im engen Sinne, kann man bekanntlich erst seit Pinsker sprechen. Die Sache ist bei ihm einfach: die Juden müssen wieder ein Vaterland haben. Der Chowewei-Zionismus suchte dann den Grundstand aller Nationen, den Ackerbaustand, im Zukunftslande der Juden zu schaffen. Nun, wer wird als Kolonist hinübergehen? Wer eben will. Aber — allzuwenige wollten! Und die es taten, waren oft die dazu Allerunfähigsten. Es kamen die »Bilu«, diese wirklich Großen, höchster Verehrung Würdigen, weil sich Opfernden — aber wie wenige waren es ihrer! Auch die materielle Unterstützung seitens der Galuthzionisten war eine schändlich geringe. Die Kolonien wären zugrunde gegangen, wenn nicht ein einziger eingegriffen hätte, ein eigentlich Außenstehender, ein Philanthrop, nämlich Baron Edmund Rothschild. Und wie es um die Kolonien und Kolonisten beschaffen war, wissen wir aus den Anklagen Achad Haams.

Da kam Herzl.

Sein Ideengang war ursprünglich ein rein verstandes- und willensmäßiger. Nicht die Pflicht des Einzelnen gegenüber der Nation und ihren Zielen nach innen und für die Menschheit, nicht Gefühle, die im Blute überliefert sind, nicht die seelische Tradition, welche in uns als Instinkt wirkt, sollten das Drängende zu tätiger Zukunft sein — das alles war wohl in den Falten seines Bewußtseins verhüllt gelegen. In der Argumentation aber benützte er ausschließlich die körperliche, wirtschaftliche und seelische Judennot. Zionist sollte der sein, dem es sich lohnt. Dieser Einstellung entspricht der ganze Plan des »Judenstaates«, in welchem das Wort »Pflicht« überhaupt nicht und »Opfer« nur in der Bedeutung von Aufwendung vorkommt. Die Millionäre, die das große Geld für die Jewish Company hergeben sollen, werden dabei ein gutes Geschäft machen. Damit beginnt es. Aber auch diejenigen, die hinüber sollen — beginnend mit den ganz Besitzlosen — werden dabei ihren Vorteil haben.

Als dann aus der Judenstaatsidee der Kongreßzionismus hervorging, da änderte sich im Verhältnis des Einzelzionisten zur Bewegung nichts. Zionist oder Zionistin sein, hieß: zustimmen, daß die Juden eine Nation sind, daß überall eine Art Judennot besteht — der Masse oder der Einzelpersönlichkeit — und daß das jüdische Volk darum eine Heimat erlangen muß. Punktum. Dieses Bekenntnis kostete nichts. Verpflichtung sollten nur die Führung haben und die Organisation, die hätten vieles leisten müssen: den Charter erlangen, die Zustimmung und Garantie der Mächte erwirken, die Milliarden aufbringen, die jüdischen Massen erwecken, deren Umsiedlung durchführen und vieles andere Große noch. Der Einzelzionist aber zahlte höchstens den Schekel, das sind zwei Heller wöchentlich, und eventuell noch ein Kleingeld für den Nationalfonds, ging einmal jährlich zur Makkabäerfeier, gelegentlich zu einer zionistischen Veranstaltung und — was das einzige Intensive an der Betätigung dieser Art zionistischer Gesinnung war — er suchte mit intensiver Neugierde in jedem neuen Heft der »Welt« nach, ob sich nicht darin irgend eine, durch die große Überschrift als bedeutend klassifizierte Nachricht fände: Ob schon wohl Herzl beim Sultan Palästina »gekauft« oder irgendeine diplomatische Wundertat vollbracht hätte u. dergl. — Wie sollte aber eigentlich die Idee des Zionismus in Wirklichkeit umgesetzt werden? Woher die hiezu nötigen großen Mittel und Kräfte nehmen? Was nützt dieser Idee und der doch notwendigen Realisierung unsere billige Gesinnung?

Man weiß, welche hohen Beträge Herzl von den Zionisten erwartet hat und wie beschämend wenig er erhielt. Man weiß auch, wie ihn diese Enttäuschung geradezu tödlich getroffen hat. Und doch gab es schon damals Zehn- oder Hunderttausende, die mit viel Lärm, mit angeblich hohem Stolz und tiefer Begeisterung sich zur sogenannten zionistischen Fahne bekannten. — Aber ihre Tasche bekannte sich nicht dazu!

Und so blieb es bis heute.

Das Volk — sagt man — ist von der zionistischen Gesinnung noch nicht ergriffen. Aber die Zionisten sind es ja bereits und wenn dennoch auch sie nichts leisten, so muß es an etwas Anderem liegen, als an der Gesinnung, der Einsicht, der Zustimmung zur zionisischen Idee . . . .

. . . . Und wahrlich hat der nicht nur gedanklich, sondern auch in seinem Ethos geniale Herzl seine ganze Kraft, sein ganzes Vermögen, seine Gesundheit, sein Leben seiner zionistischen Gesinnung als Opfer hingegeben. Auch das spätere Pioniertum Palästinas, viele der Arbeiter und Arbeiterinnen, der Lehrer und Lehrerinnen, der Wächter und Kolonisten, weiters der Verlebendiger des gesprochenen hebräischen Wortes, der Fanatiker Ben Jehuda, diese alle sind leuchtende Beispiele für den neuen Heroismus und zeugen bei der jetzigen Verfassung der Juden mehr als tausend Bücher neuer Literatur, mehr als tausend große Denker oder Künstler für die nationale Erneuerungskraft und -Fähigkeit des jüdischen Volkes.

Wieder aber, wie zur Zeit der »Bilu«, besteht eine so große Kluft zwischen der Art jener dort und der unseren, der Zionisten schlechthin, daß wir uns schämen müßten, uns auch nur im entferntesten mit ihnen zu vergleichen. Ähnlich wie wir uns z. B. schämen müßten, mit Bezug auf uns das Wort »Makkabäer« in den Mund zu nehmen. Wir müßten einsehen, daß es eine unmoralische Anmaßung und eine Art seelisches Parasitentum bedeutet, sich mit dem Stolz auf jenes Heldentum und dessen Leistungen zu mästen, wenn wir von dieser Art so himmelweit entfernt sind, wenn sie tun und wir reden, wenn nur sie leiden und wir nur stolz sind. Der Deutsche z. B. im Hinterlande, darf mit Stolz auf die Helden im Schützengraben hinweisen, weil der Kämpfende weiß, daß morgen auch der Hinterländler sein Leben für die Größe der Nation hinzugeben bereit ist. Dort gibt es auch Drückeberger, aber sie sind nicht ein Selbstverständliches, ihre Stellung im Gefühl und in der Wertung ihrer Gemeinschaft ist eine ihrem Verhalten entsprechende und sie gehen eben nicht freiwillig zum Militär. Wenn aber bei uns Juden auch wir Zionisten, wir Muster sein sollenden, freiwilligen nationalen Soldaten gegenüber der Sache, für die zu kämpfen wir uns angeblich »erhoben« haben, fast alle Drückeberger bleiben — soll da die Nation durch uns einen Aufschwung nehmen, eine so schwierige Selbsterlösung sich bereiten?

Wie waren doch die Pioniere der nationalen Auferstehung bei allen Völkern ganz anderer Art! Welche Gefahren, Verfolgungen und Martyrien hatten Hunderttausende von Parteigängern der Nuova Italia bis 1870, des Jungen Deutschland vor 1848, des Jungtürkischen Komitees und vieler dergleichen zu erleiden und haben es z. B. in Irland und Ägypten noch heute, wo Strafen bis zu lebenslänglichem Kerker oder Hinrichtung beinahe etwas Alltägliches waren oder sind! Freilich gab es auch dort Gradunterschiede, gab es durch höchste Opfergröße besonders Auserlesene. Aber die waren eben bloß dem Grade nach, quantitativ von den übrigen verschieden, wir aber sind beinahe eine ganz andere Rasse — möchte ich sagen — als die »Bilu«!

* * *

Welche Artung aber ist es, welche menschlichen Eigenschaften unseres Volkes und unser, der schon zionistisch Gesinnten selbst, sind es, die die

Freiheitsbewegung nicht wesenhaft, nicht uns selber überwältigend werden lassen?

Es ist dies der Mangel, meine ich, an gemeinschaftsethischem Geist und an Geist des aktiven Heroismus. (Wobei ich mit Volks- oder Gemeinschaftsethik jene Seite der Ethik bezeichnen will, die sich auf das direkte Verhältnis des Individuums zum Überindividuellen der völkischen Gemeinschaft bezieht, zum Unterschiede von der Individualethik, die das Verhältnis des Individuums zum Nebenindividuum regelt.) . . .

. . . Als tiefe Gegensätze stehen sich die extremen Typen zweier Lebensauffassungen und Lebensführungen gegenüber: der Hedonist*, dessen Lebensinhalt das Häufen von Vergnügungen ist, und der Heros, dem das Leben nur einen Wert hat, wenn es ihm ein Gefühl von Größe und Ungewöhnlichkeit bringt. Vielleicht sucht in einer tieferen seelischen Schicht auch der Heros, oder Held, das Gefühl von Lust. Aber während der Genußmensch den kleinen, alltäglichen, jedem mehr oder weniger zugänglichen Genüssen nachjagt, verschmäht sie der Held: sie genügen ihm nicht, oder das Verlangen nach ihnen wird durch das Verlangen nach einem ganz großen Glück, dem einen, seinem Glück zurückgedrängt. Wir zahlen uns den Lebensgenuß in Raten aus, er aber erreicht eine qualitative Höhe des Genusses, zu der wir nie gelangen. Die Geschichte von dem jungen »Herakles am Scheidewege«, vom Wettstreit der (sittlichen) Tüchtigkeit, welche den beschwerlichen Weg zum Glücke preist, und der Freude, welche den leichten Weg zu den Lustigkeiten führt, — diese Geschichte haben wir in der Schule nur als einen philosophisch-didaktischen Streit verstanden, als das bürgerlich beschränkte Dilemma, ob der Knabe ein braver Bürger werden soll oder ein ausgelassener Taugenichts. Sie enthält aber auch die Frage nach der Entscheidung zwischen dem Wege des kampf- und leidbeschwerten Heros und dem des Vergnüglings, der die glatten, leichten Wege wandelt . . . Also zwei Arten von Lust. Aber das Lustziel des Helden, ist er kein Herostrat oder Seiltänzer, bringt der Gemeinschaft Gewinn, Sieg, Ehre, Ruhm und schafft heilvolle Nacheiferung, die kleinen Lustbarkeiten des Genüßlings dagegen sind für die Gemeinschaft wertlos, oft auch schädlich . . .

Schauen wir zurück, so finden wir, daß in den Kämpfen der altjüdischen Geschichte Unzählige sich in das eigene Schwert geworfen haben, um nicht in die Schmach der Gefangenschaft zu geraten, von König Saul bis Elieser Hamakkabi mit seinen Kriegern in der Höhle. Cornelius Tacitus schreibt in seinen »Historiae« — obgleich er den Juden stets feindlich und verächtlich gesinnt und anderseits an glorreiche Taten von Mut und Heroismus bei seinem Volke, den Römern, gewöhnt war — über den Fall von Jerusalem unter Titus: Seit Menschengedenken ist mit gleicher Todesverachtung nur noch um Karthago und Numantia gekämpft worden, nur »quasi superstitione quadam« (aus einem eigenartigen Aberglauben) kann er sich diesen für ihn unbegreiflichen Grad von Todesmut erklären.

* Hedone = (griechisch) die Lust.

Und Selbstopferung ganzer jüdischer Gemeinden, um nicht in die Hand der Feinde zu fallen, finden wir wiederholt im ganzen Mittelalter und noch bis zu der Zeit der Kosakenaufstände unter Chmelneckij im 17. Jahrhundert. Als z. B. die Juden von York im Jahre 1190 von den Kreuzfahrern belagert wurden und jede Hoffnung auf Rettung geschwunden war, da »riet ein Gesetzeskundiger, Jom-Tob aus Joigny, sich selbst zu entleiben. ‚Da wir nun einmal' — sagte er — ‚einen rühmlichen Tod dem schandbaren Leben vorziehen müssen, so ist es geraten, die ehrenvollste und leichteste Todesart zu erwählen. Das Leben, welches der Schöpfer uns gegeben, mit eigener Hand wollen wir es ihm zurückgeben. Dieses Beispiel gaben uns viele fromme Männer und Gemeinden in alter und neuer Zeit' ... Und die Männer setzten das tödliche Messer mit zelotischem Mute an den Hals ihrer Lieben. Der Gemeindevorsteher tötete seine geliebte Frau zuerst und ihm ward auch die Ehre zuteil, von dem Rabbiner geopfert zu werden. Und so kamen die meisten um, einer durch die Hand des anderen, gerade um dieselbe Jahreszeit, als die letzten Zeloten nach der Tempelzerstörung sich in der Festung Massada auf dieselbe Weise den Tod gaben, um nicht in die Hände der Römer zu fallen«.

Beim Kischinewer Pogrom aber beweint Ch. N. Bialik als das Schrecklichste von allem nicht die Beraubten, Geschlagenen, Verwundeten, Verkrüppelten, Ermordeten, sondern als das Schrecklichste beweint er die hündische, die entehrende Art, wie die meisten der lebendig Gebliebenen es geblieben und wie die Ermordeten ermordet wurden:

וראית בעיניך איפה היו מתחבאים
אחיך בני עמך ובני בניהם של המכבים ...
מנוסת עכברים נסו ומחבא פשפשים החבאו
וימותו מות כלבים שם באשר נמצאו ...

In freier Übersetzung:

»... Und deine Augen schauen, wo deine Brüder sich versteckt, deines Volkes Söhne, Enkel der Makkabäer und der heiligen Märtyrer ... Zwanzig in einem Loch und je dreißig, dreißig — so haben sie ihres Gottes Ehre auf Erden erhöht und seinen Namen in der Welt geheiligt: wie die Mäuse sind sie geflohen und wie die Wanzen haben sie sich versteckt. Sie starben den Hundetod, dort wo man sie fand ... Schau, hinter diesem Fasse lag der Ehemann, der Bräutigam, der Bruder und sie sahen aus den Löchern zu, wie sich zart-heilige frauliche Leiber unter der Gewalt der Bestien wälzten, wie sie in der Verunwürdigung erstickten und von ihrem Halse das Blut stürzte. — — — — Aber jene Männer lagen in Schanden und sahen zu — und rührten sich nicht und sprangen nicht auf — — — — ha! und stachen ihre eigenen Augen nicht aus und verloren den Verstand nicht ...«

— — — — — — — — — — — — — — — —

Freilich, nicht unmittelbar zur nationalen Gesinnung und zum nationalen Bewußtsein gehört all dies. Es kann aber die nationale Gesinnung bei uns nicht fruchtbar werden, bis nicht die nötigen gemeinschaftsethischen Dispositionen in uns lebendig geworden sind. Denn nicht aus dem bloßen Verstande und den kalten Meinungen und nicht aus der aufklärenden Propaganda kann die Renaissance eines Volkes geboren werden, sondern aus dem Erwecken der unbewußten, tiefsten seelischen Kräfte, die gegen den alltäglichen, praktischen, individuell-eigensüchtigen Lebensgang sind, aus dem Erwecken der Triebe, die den Menschen zwingen, eine höhere Lust im Leben zu suchen, eine überalltägliche, ungewöhnliche. Ist dieser Mensch national gesinnt, so kann er für sein Volk Erlösendes schaffen, kann er seine Idee in lebendige Wirkung umsetzen, sein Volk erneuern. Das ist der heroische Nationalismus oder die nationalethische Romantik.

Als Martin Luther ausrief: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders!« so war das der innerste Ausdruck von Heldenhaftigkeit. Das Charakteristikum des Helden ist eben, daß er anders nicht kann, daß er in der Erfüllung seines Schicksals auch sein Leben ausfüllt. Die Nichtheroischen aber können so — und können auch anders.

Und in diesem »Nicht-anders-Können« und in dem Gedrängtwerden von tiefsten seelischen Kräften, vom ungestümen, in keine Schranken gebannten Weltgefühl, von Rausch und Tat, gleichen einander der Held und der Fanatiker. Beide sind erfüllt von einer inneren Spannung und suchen schmerzhaft und lustvoll zugleich die Entladung.

* * *

Und wollen wir uns, dies vorausgeschickt, über die seelische Quelle der ganzen Unzulänglichkeit unserer Zionisterei klar werden, so müssen wir uns, meine ich, den Gegensatz zum Bewußtsein führen, daß bei allen Völkern die Pioniere der nationalen Freiheitsbewegungen heroischen Charakters und Fanatiker ihrer Überzeugung waren und sind, wir aber bleiben die Klüglichen, kalt Einsehenden, alles Verstehenden, beinahe Objektiven. Ich will damit nicht sagen, daß die fanatische Art die an sich bessere ist, ich könnte eventuell zugeben, daß sie für normale Verhältnisse die schlechtere sei. Aber für das In-Bewegung-Umsetzen von Ideen ist sie die einzig wertvolle, weil einzig wirksame Art. Darunter sind aber nicht wirklichkeitsfremde Phantasten und Exaltierte zu verstehen, die anstatt von Ideen von Nebelbildern ausgehen. Nein, ich meine die, bei denen der Verstand nicht die primäre Triebkraft bildet, aber doch als Richtkraft funktioniert. Ich meine die, welche ebenso wie die Klüglichen sich um eine klare Erkenntnis des Ziels bemühen, aber zum Unterschiede von den Nur-Verstandsmäßigen diese gewonnene Erkenntnis leben, diese ruhig erfaßte Idee der Gemeinschaftsziele als ein Eigenes, Persönliches leben, für diese Idee mit der Spontaneität, der Heftigkeit, dem Angriffswillen, der Einseitigkeit und Voreingenommenheit handeln, wie es gemeiniglich der Einzelne für sein persönliches Wohl tut . . .

Man sieht: ich rufe hier nicht den sogenannten Idealismus an und dergleichen. Sondern ich beziehe mich auf die früher hervorgehobene besondere Art egoistischer Lust, auf das leidenschaftliche, drängende Bedürfnis, sein persönlichst Innerstes zu befreien, zu entspannen durch die Arbeit für die Befreiung des Volksganzen, auf den Drang, durch diese berauschende Hingabe an ein Eigenes und doch Größeres, Überpersönliches sich intensiver, breiter, mit höherem Wellenschlag auszuleben.

.... die Frage der »Frau im Zionismus«. Ist eben der Zionismus bloß eine Sache der Klugheit, der Kalkulation, des Arrangements, eine Volks-Geschäftssache, so können für ihn nur jene, an sich sehr nützlichen und sehr ehrenwerten, aber wenig zahlreichen Frauen Interesse haben, deren Sinn auf Arrangement geht. Es ist dieser Art Frau nicht eigen, Fanatikerin ihrer Überzeugung zu sein, dieser Überzeugung in Inbrunst zu leben. Anders aber, wenn der Zionismus eine Sache des Blutes, des heißen Triebes, des Instinkts werden soll. Bei allen nationalen Bewegungen der Welt, besonders bei kleinen, irgendwie bedrohten und beengten Völkern, waren die Frauen und Mädchen zumindest gleichstarke bewegende Kräfte wie die Männer, wenn auch in einer ihrer Wesensart und ihrer Stellung in der Gesellschaft entsprechenden Form, sie hatten mehr inneren Dienst und mehr innerlichen. Die fiebernde Liebe zur Nation bei der gebildeten polnischen Frau z. B. und bei dem polnischen Mädchen, diese glühende, verbissene Hingabe an das Wort »Polska« vom Kinde bis zur sterbenden Greisin — wie weit sind unsere Zionistinnen von einem gleich starken und aufwühlenden Gefühl gegenüber unserer Nation entfernt. — Und daß der Zionismus der Zionistin bisher — mit Ausnahme von Palästina — fast nirgends mehr war als eine national gefärbte Rachmones, dieselbe zahme, lahme Rokoko-Wohltätigkeit, die wir bei den Liberalen verspotten, nur ins Nationale übersetzt — das halte ich unter anderem mit für den Grund, daß auch der Zionismus der Männer ein wässeriger, zuckerwässeriger, ein feuerloser geblieben ist.

— —

Meine Freunde und Freundinnen! Der Sinn meiner heutigen Worte war: Unser Volk wird durch den Zionismus nicht erlöst werden, wenn die Zionisten — immer von Ausnahmen abgesehen — so bleiben, wie sie sind.

Ihr, die ihr jung seid, bereitet euch daher jetzt schon mit hartem, herbem, stahlfestem Eifer darauf vor, wenn ihr ins sogenannte Leben treten werdet, den neuen Typus des Zionisten und der Zionistin zu schaffen, den der Auserlesenen, den der Feuerfront, der Sturmtrupps. Nicht eine Elite der Hochnasigen, der Anmaßenden, sondern die der Pflicht und der Opfer. Daß man einst unterscheide: wer ein zu bestimmendes Maß von hohen Opfern nicht voll macht, der ist ein Zionist niederen Grades, ein Zionistling.

Und es wird dazu kommen, daß ihr gegen diese Art Zionisterei den Kampf aufnehmen werdet. Aber dieser Kampf soll sowohl in seinem Ausgangspunkte als auch in seiner Methode von den bisherigen Parteikämpfen in unserer Bewegung grundverschieden sein. Bei diesen ist es um Prinzipien gegangen, um Ansichten, Programmpunkte. Ihr aber könntet ge-

gebenenfalls mit jenen Schlaffen in allen programmatischen Ansichten übereinstimmen und müßtet ihnen doch in allem den Kampf ansagen: wegen der Kluft zwischen Gesinnung und Tat bei ihnen, wegen der Phrasenhaftigkeit ihrer Art, wegen der Unechtheit ihres Gehabens, wegen der Unzulänglichkeit ihres Leistungswillens. Und daß nur ja dieser Kampf nicht darin bestehe, daß ihr eine sogenannte Opposition bildet, daß ihr jene in Wort und Schrift kritisiert, daß ihr auf Kongressen und Konferenzen gegen sie auftretet und gegen sie redet. Nein, das sollt ihr nicht! Denn wahrlich, die schönen Reden töten uns — aber die schönen Taten sollen uns beleben! Dieser Kampf bestehe einzig darin: lebet täglich den Zionismus so opfervoll, so steifnackig und heiß, daß die Indolenz, die Faulheit, die Kälte jener Bequemlinge vor eurem Tun zuschanden werden. — Und daß ihr euch nicht gegen die Führer wendet! Immer noch war bei uns die Führung zumindest leidlich, aber die Geführten taugten zu nichts. Jene selbstzufriedene, kostenlos-leichte, knallende Kritik auf Konferenzen und Versammlungen pflegt sich immer an die Leiter, höheren und niederen Grades, zu halten: »Die Leitung hat das und dies nicht geleistet.« — Ihr aber fraget statt dessen jeden Geleiteten: »Was hast du geleistet?« Und werdet ihr es dahin bringen, daß die Geführten besser werden, — dann sollen die eben die Führer sein.

Und noch eines: bleibet immer eingedenk, daß an der Schwelle unserer jetzigen Renaissance-Epoche das leuchtende Beispiel der »Bilu« steht: Heroismus, höchste Opferweihe und hartnäckigste, fanatische Hingabe.

Dieses Neue oder Erneuerte in der Energie-Entfaltungsform der jüdischen Volksarbeit steht für mich noch höher als der Inhalt dieser Arbeit, das Wie-sie-es-taten noch vor dem Was-sie-taten. In diesem Betracht steht mir auch der Herzl, der sein alles, der sich restlos, vorbehaltlos seiner Idee zum Opfer brachte, noch vor Herzl, dem genialen Ideenbringer und Schöpfer der breiten Bewegung: der Heros Herzl vor dem Denker, Führer und Organisator.

— —

Abraham Schwadron.

Die Rolle der Jugend in der Politik.

Der junge Mensch, dem der ganze Ungestüm erwachenden Lebens in den Pulsen pocht, der in Sehnsucht, Lebensdrang, Kraftgefühl gerade das Wunder seines Ich als Subjekt der Welt entdeckt hat und nun weiß, daß ihm diese Welt zu bezwingen obliegt — dieser junge Mensch, der zu leben auszieht ins Unbekannte, findet sich in der Gemeinschaft von Menschen, mit denen er durch jede Äußerung, jede Bewegung irgendwie in Beziehung tritt. Was etwa das Kind im gewohnten Kreis der Familie, Schule, Spielgenossen u. s. w. als selbstverständlich hinnahm, wird dem selbst denkenden, für sein Handeln sich verantwortlich fühlenden Menschen zum Problem. Als Mensch unter Menschen leben — welche Aufgabe!

welche Kunst! welches Glück! Den ganzen unaussprechlichen Widerspruch dieser einzigartigen, unvergleichlichen, alltäglichen Situation zu erleben — welch ein Erlebnis für den jungen Menschen! Wenn er inne wird, daß sein Weg allenthalben und jeder Zeit von den Wegen ungezählter Menschen gekreuzt wird, die neben ihm, mit ihm, gegen ihn gehen, so muß er sich zutiefst auf sich selbst besinnen, um zu begreifen, wie er sein Verhalten in der Welt einzurichten habe. Maximen, Wünsche, Begierden, Leidenschaften sollten sein Tun bestimmen, nun stößt er in die Wirklichkeit, und das Wesentlichste, was nun seinem Leben Richtung geben will, kommt von den Menschen, mit denen er lebt und denen er nicht entfliehen kann, selbst wenn er es wünschte (aber er wünscht es nicht). Die unzähligen, grenzenlosen Möglichkeiten seines Handelns liegen gespalten vor ihm: nun gilt es zu wählen, und aus tiefstem Entschlusse heraus sein Verhalten zu den Menschen zu regeln. Feinde? Freunde? Im Grunde jeder hilflos wie er. Helfen, nicht kämpfen — muß sein Grundsatz sein. Denn der unverdorbene junge Mensch ist nicht ausgezogen, den groben Vorteil eines bequemen Lebens zu suchen (wo wäre der Sinn dieses Lebens?), sondern das Gute zu suchen, das seines Herzens geheime Sehnsucht ist, das Gute aber ist nicht mein oder dein, es ist aller, und Weggenossen, einander helfend, werden die Menschen es finden.

So ergibt sich für jeden Menschen, unausweichlich, die Notwendigkeit, aus einer Grundanschauung und einem Grundgefühl in Rücksicht auf die Menschen um ihn zu leben und zu handeln. Und den ewigen Werten, die in der Welt der Ideen unwandelbares Dasein haben, sind für alles Tun die geltenden Normen angemessen, in stetem Mühen um deren Erkenntnis sind die Richtlinien aufgestellt worden, welche man als System der Ethik bezeichnet. Uns kommt es hier nicht auf Gegeneinanderstellung philosophischer Systeme an: aber: »ethisch handeln« — wer verstünde nicht, trotz allen Gegensätzen der Schulmeinungen, was darunter begriffen wird? Das Problem zumindesten muß dem Menschen, der sich seiner sozialen Wesenheit bewußt geworden ist, offenbar werden.

Die Alten, die weiser waren als unser Zeitalter, haben als einen wichtigen Bestandteil der Ethik die Politik bezeichnet. Politik? Es schmeckt übel auf der Zunge. Politik — und Ethik? Der Mensch unserer Zeit versteht den Zusammenhang nicht . . . oder beginnt ihn vielleicht wieder zu verstehn.

Daß es Geschäfte und Interessen der Allgemeinheit gibt, das ist jedermann klar, aber der durchschnittliche Bürger möchte dadurch nicht allzu sehr beunruhigt werden. Er macht sich keine Gedanken darüber, daß das Zusammenleben der Menschen, sein eigenes Leben, gewisser Voraussetzungen bedarf, ja daß sogar höchst Wichtiges für ihn von der Gestalt der Gesamtverhältnisse abhängt, in denen er lebt. Er überläßt die Regelung dieser Angelegenheiten den hiezu bestellten Organen, und nimmt deren Einrichtungen beinahe so hin wie die Einrichtungen der Natur, deren Lenker auch einem andern Reich angehört. So kommt es zu der merkwürdigen Erscheinung, die besonders für das Zeitalter vor dem Krieg charakteristisch war: daß der Durchschnittsmensch seinen persönlichen Lebenskreis gegenüber andern Einzelmenschen abgrenzt, aber seinen Anteil an der Haltung

und den Äußerungen der Gesamtheit übersieht. Und nur einige Wenige, die im Grunde auch nichts anderes sind als Glieder der Gemeinschaft, führen und bestimmen für alle und haben nun das Recht, gegenüber jedem Einzelnen die Interessen der Gesamtheit zu wahren. Die psychologische Beschaffenheit dieser Beauftragten ist immerhin bemerkenswert: sie glauben tatsächlich, eine höhere Berufung und tieferes Verständnis für Wohl und Wehe der Gemeinschaft zu haben, deren eigentliche Stützen zu sein. Die Politik, diese eminent ethische Angelegenheit jedes Einzelnen, wird ein Beruf neben andern Berufen, und es ist leicht einzusehn, wie in solchem Fall das sittliche Ziel sich in sein Gegenteil wandelt. Wie die Religiosität, die nicht mehr brennendes Erlebnis der Menschen ist, sondern einer Berufskategorie zur Verwaltung übertragen wird, in ihr Gegenteil umschlägt. Von Christus ist nur ein Schritt zum Großinquisitor des Iwan Karamasoff. Wie in der Religion alsbald nicht mehr Gottes Gesetz, sondern der Kirche Interesse Motiv des Handelns wird, so wird in der Politik nicht mehr die sittliche Norm alles Handelns, sondern das selbsterfundene Interesse der Gesamtheit, mag sie nun in ihrer Organisationsform Staat oder anders heißen, ausschlaggebend. Und auch hier tritt alsbald die Verwechslung ein, daß dasjenige, was tatsächlich bestimmt, für das gehalten (oder ausgegeben) wird, was bestimmen s o l l t e. Man predigt im Namen der Moral und meint das von den »Beauftragten« interpretierte Staats-Interesse. Und man prägt den Begriff des »Patriotismus«, nach dem man die Menschen in gute und verwerfliche einteilt.

Wohl ist viel Richtiges in dem sittlichen Grundton des Wortes »Patriotismus«. Denn gegenüber dem schrankenlosen Egoisten, der über der Erfüllung seiner Wünsche alle Menschen zugrunde gehen sehn möchte, ist der Mensch, der auch auf Kosten persönlicher Einschränkungen das Leben der Gesamtheit aus dem Gesichtspunkt des Leben-Könnens auch der andern Menschen einzurichten gewillt ist, der nach unserm Empfinden Höherstehende. Dieses ehrliche Wollen ist das Wesentliche. Statt dessen aber haben die »Beauftragten«, die Politiker, die korrekte Ausübung ihres »Berufes« so begriffen wie ein Kaufmann, der in der Mehrung seines Besitzes und in dem »Blühen seines Geschäftes« seine Aufgabe sieht, und da doch die Erfüllung der Berufstätigkeit nach der Auffassung unseres Zeitalters »sittliche Pflicht« ist, so haben die Berufspolitiker für ihre Bedürfnisse einen Begriff des Patriotismus zurecht gemacht, den sie der öffentlichen Meinung einhämmern und nach dem sie die Menschen messen. Und so sehr wurde dieses Verfahren einer Idealisierung des proklamierten Gemeinschaftsinteresses gebilligt, daß das Ziel gar nicht revidiert wird, selbst wenn man die Verwerflichkeit der Mittel einsieht. Der heilige Zweck heiligt die Mittel und man berauscht sich an der Glorie jenes, während man über diese die Achsel zuckt und die als »Politik« bezeichnete Tätigkeit als eine Fülle von Unehrlichkeit empfindet, die man als Notwendigkeit sich gefallen läßt, aber von der ein anständiger Bürger sich besser fernhält. Man kennt diese Nebenbedeutung des Wortes »politisch« und braucht nicht erst an das Dichterwort vom »garstigen Lied« zu erinnern.

Diesen bürgerlichen Typus hat der Liberalismus geschaffen. Die nach dem Zerfall einer alten, festgefügten Weltordnung aufsteigenden sozialen Schichten hatten ihr zentrales Interesse im Ausbau der neuen sozialen und geistigen Welt, dabei hat die Freigabe des Individuums dazu verführt, zunächst einmal im Wirtschaftsleben alle Möglichkeiten dieser Freiheit auszukosten — man wollte sich im Kampf ums Dasein behaupten und rüstete entsprechend, mit einem Zusatz ungefährlichen »schöngeistigen« Gebarens. Der wahre, bewegende, schöpferische Geist, der immer Auflehnung gegen das Bestehende, Morschgewordene ist, war in Fesseln geschlagen. Wenn man nur lebte und die Geschäfte gingen, dazu noch etwas »Unterhaltung« und »Zerstreuung« ... Alles andere ließ sich ertragen.

Wir machen einen Sprung in unsere Gegenwart. Und sehen, daß heute fast allenthalben eine Forderung nach Anteil der weiteren Kreise des Volkes an der Politik gestellt wird. Ein Kampf beginnt und wird mit größerer oder geringerer Leidenschaft geführt. Man erinnert sich, man hat es gespürt, daß die Angelegenheit der Gesamtheit Sache jedes Einzelnen ist. Man wurde aufgerüttelt aus dem Wahn, daß man nur sein privates Leben zu führen habe und alles andre von selbst ginge. Die Gestaltung der Gesamtverhältnisse ist von entscheidender Bedeutung für den Einzelnen. Jeder ist mit verantwortlich, wie er für seine eigenen Taten verantwortlich ist. Politik ist Lebensgestaltung, auch die Jugend muß in die Politik eingreifen — niemand spürt sittliche Verantwortung so deutlich wie der junge Mensch.

Der unerträgliche Druck und Zwang, der durch den Krieg über jeden einzelnen Menschen gekommen ist, hat die Besinnung geweckt. Man hatte die Sklaverei gern ertragen, solange die Fleischtöpfe bereitstanden, aber nun wird es ernst mit dem Dienen und man beginnt zu räsonnieren. Aber abgesehen von den Elementen, die sich in ihrem materiellen Leben beeinträchtigt sehen, sind auch die Menschen, die stets das Gute um der Idee willen wollten, angesichts der großen Katastrophe inne geworden, daß die Leitung der Gemeinschaft das wichtigste Fundament auch für die sittliche Handlungsmöglichkeit des einzelnen Menschen schafft. Man hatte den kleinen Dingen alle Aufmerksamkeit zugewandt und war nun in den wichtigsten und entscheidenden Augenblicken preisgegeben. Und da mußte es klar werden, was Politik ist, und wie sie sich zum sittlichen Leben des Einzelnen verhält.

Politik ist das Handeln, das sich auf einen für die Gesamtheit erstrebten Zweck richtet und der Wille zur Durchsetzung dieses Zweckes in der Gemeinschaft um jeden Preis. Da aber Ideen, die das Ziel bestimmen, immer nur in den Köpfen einzelner Menschen entstehen, so entsteht die schwierige Situation, daß einzelne Menschen, die für alle handeln, doch nur nach ihren eigenen Vorstellungen vom guten Zweck handeln können. Die Gefahr liegt hier sehr nahe, daß nicht das Gute, das immer für alle gut ist, sondern Neigung und Interesse der Führenden bestimmend wird. Zum Beispiel gilt in unserer Zeit der Präponderanz wirtschaftlicher Interessen der wirtschaftliche Vorteil einer Gruppe als durchzusetzender Zweck, dem das Leben der Gesamtheit dienstbar gemacht wird, alle Einrichtungen,

die für die Gesamtheit getroffen werden, sind dann irgendwie auf diesen Zweck eingestellt.

Eine rücksichtslose Durchsetzung eigener materieller Vorteile muß immer zum Kampf führen. Wenn dieses Streben ein Naturgesetz ist, das auch beim Menschen, im Bereich des Geistes, nicht durchbrochen werden kann, dann haben die naturwissenschaftlichen Evolutionisten und Biologisten mit ihrer Kampf-ums-Dasein-Theorie recht. Dann konnte mit Recht gesagt werden, der Krieg sei nur Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, denn dann ist auch Politik nur Krieg »mit anderen Mitteln«. Der »ehrliche«, erlaubte Mord fehlt, aber die anderen »Mittel« sind ebenso erlaubt wie im Kriege, wo die gesamte Sittlichkeit als aufgehoben gilt (und doch, infolge der Hilflosigkeit der auf den Moralbegriff angewiesenen Strafrechtler, pro foro interno irgendwie aufrechterhalten werden soll . . . das Chaos ist fertig, und die Welt muß untergehen). Schließlich wird dann auch in der Politik Lüge, Betrug, Brutalität geradezu zur Tugend verklärt, weil die Konstruktion des »Patriotismus« als sittlich normierender Begriff hinzutritt.

Das ist die große Gefahr, die dem sittlichen Bewußtsein des Einzelnen von der Politik droht. Wäre sie nur eingestandenes Machtstreben, so wäre auch dem hemmungslosen Egoismus des Privatinteresses durch Aufstellung solcher Ziele Vorschub geleistet. Darum wird dieser Begriff des Patriotismus eingeschmuggelt und durch systematische Beeinflussung das Bewußtsein der großen Mehrheit tatsächlich überrumpelt. Hier bricht die Politik in den eigensten Bezirk des Geistes ein, in den Bezirk, wo der Geist frei entscheiden soll und seine Souveränität wahren muß. Der Geist als höchste, unbestechliche Macht kennt keine Verstrickung in Zwecke, er ist auf das eine Wahre gerichtet, das um seiner selbst willen, um seiner Wahrheit willen, gilt. Der schwerste Schlag für den Geist ist es, wenn eine Wahrheit nicht um ihrer selbst willen formuliert wird, sondern weil sie einem Zweck nützlich ist. Sobald sie sich nicht mehr brauchbar erweist, wird sie preisgegeben. So tritt Politik geradezu in Gegensatz zur Idee. Aber wir jungen Menschen glauben nicht und wollen nicht glauben, daß Idee und Politik Gegensätze sind. *Für uns ist Politik der Weg zur Verwirklichung der Idee.* Alle Politik muß der Wahrheit dienen, nicht die Wahrheit der Politik. Das ist die Forderung nach Wiederaufrichtung des Geistes im Gemeinschaftsleben. Jedes Glied der Gemeinschaft ist dafür verantwortlich.

Es war ein unvergeßlicher, ergreifender Augenblick, als der Vertreter des revolutionären Rußland in Brest-Litowsk erklärte: Da wir die Idee des Selbstbestimmungsrechtes der Völker anerkennen, so geben wir jedem Volke das Recht, sein Los zu bestimmen, selbst wenn dies zur Lostrennung von Rußland führt. . . Das ist ein Novum in unserer Zeit: Auch im Völkerleben soll die Idee gelten, ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil. (Dies nur nebenbei bemerkt, ohne entscheiden zu wollen, wie weit diese Erklärung durch Späteres desavouiert wurde — vielleicht auch nur infolge des ohnmächtig-verzweifelten Ringens gegen eine Welt der Verlogenheit und Intrigue.) Besinnung auf Menschentum, Würde und Frei-

heit. Es ist viel wesentlicher, daß Geist die Menschheit erfasse, als daß irgend jemand, sei es auch ich selbst, oder eine Gruppe, sei es auch mein Volk, Güter häufe und »Macht« und Ansehen. In einer Umdeutung auf das ethische Gebiet könnte man an das Wort des Aristoteles erinnern, daß ein einziges Theorema mehr wert sei als das Reich des Perserkönigs. Eine einzige gute Tat ist mehr wert als aller Kolonialbesitz. Das Ziel, von dem alle Politik bestimmt wird, muß von Grund auf gewandelt werden.

Das ist die Forderung der Jugend: Die Entthronung des Egoismus in der Politik. Es gibt Menschen, die ihr persönliches Glück, ja ihr Leben opfern, um einem Götzen zu dienen: dem Gruppenegoismus, der im Grunde ein qualitativ gleich ungeistiges Ziel ist wie der private Egoismus. Wir verkennen die ideale Gesinnung dieser Menschen nicht, aber was hätte ihr Leben und Werk bedeuten können, wenn sie nicht einer falschen, unterschobenen Idee, sondern wahren Menschheitszielen, Gotteszielen, gedient hätten? Wir wollen heute wieder verstehen, daß es solche höhere Ziele gibt. In unvergleichlicher Weise ist dieser Gedanke Wort geworden in einer griechischen Tragödie, die wir im Gymnasium gelesen haben: in der Antigone des Sophokles. Ὑψίπολις ἄπολις ὅτω τὸ μὴ καλὸν ξύνεστι τόλμας χάριν — »auch der im Staate Höchststehende ist staatlos, wenn er mit dem Bösen zusammen ist« . . Das Gute ist eine höhere Macht als die Staatsgewalt. Und es gibt heilige Gesetze, die zu erfüllen das Gebot eines Tyrannen nicht abhalten kann. Gottes Recht geht vor Menschensatzung.

Dieses Verstehen muß in die wirkliche, unser Leben regelnde Politik hineingetragen werden. Natürliche Lebensgemeinschaften, die auf Geschichte und Tradition beruhen, werden nur zu leicht von der Mechanik des Lebensgetriebes erfaßt, sodaß wacher Geist geradezu als Störung empfunden wird und schließlich Empörung gegen das Festgewordene werden muß. Wie der Ketzer gegen die Erstarrung der Religion, so muß der Revolutionär gegen die Erstarrung der Politik, des Gemeinschaftslebens den lebendigen Geist durchsetzen. »Ketzer« und »Revolutionär« sind nomina odiosa, von der gestörten machthabenden Gruppe geprägt. Die Jugend steht immer mit ihren Sympathien auf deren Seite, weil sie erkennt, daß hier ungebrochene Menschen die tiefe Wahrheit ihres Lebens gegen die für gewisse tote Zwecke eingerichtete Welt verteidigen. Die echte Jugend hat aber den stürmischen Wunsch nach ungebrochenem, wahrhaftem, nicht in Lüge und Zwang verfangenem Leben. Sie empfindet als höchstes Glück das Gefühl des inneren Wachstums, die Bereicherung an Kraft und die im Bewußtsein der sittlichen Verantwortung sich festigende Individualität. Macht, Besitz, Ökonomie liegt ihrem Gesichtskreis ferner. Sie lebt um des Lebens willen, sie hat noch echte, unmittelbare Beziehung zum Geistigen und wird von Schönheit und Größe hingerissen, der Idee gegenüber scheinen ihrem hochgemuten Sinn die »Güter« des Erdenlebens gering. Sie will etwas sein, nicht etwas gelten. Sie will durch ihr Wesen, nicht durch Besitz oder Titel wirken.

Demgemäß wird die Jugend auch an der Politik ihren Anteil fordern. Das Gemeinschaftsleben soll nicht von jener bekannten Art »erfahrener« Männer geleitet werden, die den »Ernst des Lebens« kennen und auf

Grund ihrer Erfahrungen wissen, daß es ja doch nur auf die Durchsetzung im Wirtschaftskampf ankommt und alles andere, das man etwa in Theater, Romanen oder selbst Zeitschriften noch gelten lassen kann, im Grunde doch nur Literatur ist, über die man lächelt, wenn man im Lehnstuhl sitzt, kurz: Schwindel. Prinzipien hat man nur, wenn sie was eintragen. Die Jugend muß mit allem Nachdruck zeigen, daß das Leben ihr nur dann lebenswert ist, wenn die Idee, wenn Wahrheit und Geist unbedingt gewollt werden, ernst genommen werden. Ein Opportunismus, der auch das Geistige dem Nutzzweck unterordnet, erscheint uns als das zutiefst Verwerfliche. Darum muß die Politik der Wahrheit dienen, weil es sonst unvermeidlich zu Konflikten kommen muß: es gibt eine Grenze, wo die Macht der Gemeinschaft über das Individuum aufhört. Niemand darf zu etwas gezwungen werden, was gegen sein inneres Gesetz verstößt. Alle Gemeinschaftsordnung dient nur dem Wohle des Menschen, der Mensch, der für seine Taten und sein Leben verantwortliche, steht immer vor dem Richterstuhl des Ewigen. Die Entwicklung führt über den Einzelnen hinaus zur Gemeinschaft, aber das Ziel, letzten Endes, ist doch nur wieder jeder Einzelne.

Weil der Gegensatz zwischen Einzelnen und Gemeinschaft im tieferen Sinn der Gegensatz des Geistes gegen die Trägheit ist, so ist ein wichtiger Teil der Politik immer die »Erziehung« der Jugend gewesen. Das heißt: jene, die sich zur Politik berufen dünken, die Herrschenden, sahen richtig, daß sie in ihrem Kampf gegen den Geist nicht frühzeitig genug anfangen können, sie erdachten ein System der Mechanisierung der Seelen, der Hintergehung des Geistes, und schufen die Schule, die öffentliche Meinung, die patriotisch-loyale Gesinnung. Die Erziehung, deren sich die Politik bemächtigt hat, hat zum Ziel die Erzeugung loyaler Bürger, die Mittel sind nicht beschränkt, und die Wahrheit ist nicht mehr oberstes Gesetz... Es ist eine Aufgabe der Politik der Jugend, die Erziehung der Politik zu entreißen. Hier ist der Jugend eigenste Angelegenheit, sie will nicht ein Objekt sein, das für einen Zweck tauglich gemacht wird, sie will den vollen Gehalt ihres Menschentums mit allen Wonnen und allen Lasten der Freiheit ausschöpfen dürfen, sie will sich nicht verkrüppeln lassen. Es ist ein allzu leichter Ausweg aus der Schwierigkeit, der ungeheuren Kompliziertheit des Lebens, wenn man durch Uniformierung der Charaktere und Gesinnungen das Eigentliche, Wesentliche, die imponderable seelische Energie der Persönlichkeit ausschalten oder übersehen will. Die Jugend hat noch nicht gelernt, sich zu bescheiden und ihr Leben auf dargebotene Leisten zu spannen, sie will die Fülle des Lebens walten lassen. Das Erwachen des individuellen Bewußtseins ist ein spezifisch jugendliches Phänomen. Für sie wird der Mensch wieder der zentrale Punkt aller Politik sein. Die Politik, die uns nottut, ist jenes Gemeinschaftshandeln, das die im Menschen als geistigem Wesen schlummernden Werte freimacht. Dieses Ziel wird den Namen der Politik wieder zu Ehren bringen und ihr Ansehen als höchste Betätigung des Menschen wieder herstellen. Wenn wir einsehen, daß alles auf den Menschen ankommt und nicht auf die Macht irgend einer Gruppe, dann werden wir statt Überhebung und An-

maßung Selbstkritik und Besinnung als Voraussetzung aller Politik erkennen Denn nicht der Machtumfang der Gemeinschaft soll erweitert werden, sondern die Menschen in ihrem Wesen vertieft, in ihrer Sittlichkeit erhoben.

Aus dem Gesagten wird schon klar, wie wir uns die Rolle der jüdischen Jugend in der politischen, nationalen Bewegung denken. Ich habe oben mit Absicht stets das Wort »Gemeinschaft« gebraucht, um möglichst weiten Spielraum zu lassen: Staat, Volk, Partei, Organisation, kurz jeder soziale Organismus kann darunter gedacht werden. Die für uns wichtigste Bewegung, der Zionismus, steht vor denselben Gefahren wie jede organisierte Gemeinschaft, darum wollen wir auf der Wacht sein, daß keine »Politik« die Reinheit der Idee trübe. Die Jugend muß die Idee schützen, sie stets von neuem gebären. Wenn die Idee in der Stumpfheit des Parteilebens zu verblassen droht, wenn politische Zwecke den bekannten Apparat von Taktik, Opportunismus, Bedingtheit und Gebundenheit mobilisieren, dann muß die Jugend mit der ganzen Leidenschaft ihrer Seele das Vertrauen zu der Idee aufrichten, die keiner Mittel, keines Zwanges bedarf und deren Wahrheit unerschütterlich ist. Es ist hier nicht der Unterschied etwa zwischen sogenanntem »Radikalismus« und Nachgiebigkeit im Parteileben gemeint, es ist überhaupt nicht an Prinzipien zu denken, über die verhandelt werden kann, sondern das Leben, in dem die Idee sich bewährt. Unsere zionistische Politik muß zionistische Lebensentfaltung sein. Gestaltung der Gemeinschaft von innen, ein Nationalismus der Menschlichkeit. Es ist immer ein Mangel an Vertrauen zur Kraft der Idee, wenn man sie durch Zwang und List unterstützen zu müssen vermeint. Unser Nationalismus fürchtet nicht die Freiheit der Individuen: er kann vielmehr nur durch sie seine wahre Bedeutung erfüllen. Das Volk will mehr als ein korrektes Parteigetriebe mit noch soviel »politischen Erfolgen«.

Wenn unsere Jugend leben wird wie junge Menschen leben, die für eine Idee ihr ganzes Selbst einzusetzen bereit sind, dann braucht uns um den nationalen Geist nicht bange zu sein. Er wird immer wieder durchbrechen, immer wieder das Erstarrende erschüttern, scheinbar vielleicht verdrängt werden, in Wahrheit aber Sieger sein. Als Träger des Geistes, als unbedingte Vorkämpfer der reinen Idee sich zu fühlen und eine stete Erneuerung der Bewegung der Seelen zu bewirken, das scheint mir die wichtigste Rolle der Jugend in der Politik. Und gerade in diesem Augenblick, wo der Zionismus so sehr in die Weltpolitik gezerrt wird, sei sie daran gemahnt. Vergessen wir nicht, daß unsere Idee Befreiung der jüdischen Menschen meint, die vor allem ein geistiges Ereignis ist, begeben wir uns nicht in neue Sklavenketten. Seien wir streng gegen uns und täuschen wir uns nicht darüber, daß wir von niemandes Gnaden etwas werden können, wozu wir uns nicht selber durchringen, aufschwingen. Und seien wir auf der Hut, daß unsere neue, entstehende Welt nicht die Giftstoffe der alten, zusammenbrechenden aufnehme. Wer jung ist (und, zu unserem Glücke, es gibt noch Jugendliche auch unter den Alten), der wende sich nicht von der Politik ab, indem er sie den Männern des Opportunismus preisgibt, sondern der mache die Politik zu dem was sie einzig sein sollte: gemeinsames Tun zur Verwirklichung der Idee.

Robert Weltsch.

Jugend und Volk.

(Aus einem Tagebuch.)

Es gibt drei Stufen des Verhältnisses zwischen der Jugend und dem Volk, in das sie eingegliedert ist.

Vorbedingung für die erste Stufe ist: Das Volk steht im Existenkampf. Die ganze auflehnerische Kraft der Jugend stellt sich in dessen Dienst, denn Jugendkultur bedarf der Volkskultur, also ist ihr Geschick notwendig mit dieser verbunden. Dies fordert nun: Physischen Kampf, physische Rüstung und Bereitung. Da heißt es, möglichst einig sein, welchen Weg man auch immer gehe, damit sich nur die Leistungen alle aneinanderfügen, da heißt es, sich möglichst festzuwurzeln in das. was noch an eignem Boden übrig ist, um Argumente, um Inhalt, um die nötige Affektladung zu gewinnen.

Anders gestaltet sich das Verhältnis der Jugend zum Volke, wenn dieses um seine Freiheit, seine geistige Existenz kämpft. Da kämpft die Jugend an der Seite der Schöpfer, Wecker, Hüter des Volksgeistes, welcher ist ein Stück Menschengeist, eine bestimmte Weise menschlichen Lebens und Gedankenwertes, die einmalig ist. Sie kämpft gegen den äußeren und inneren Feind der Bedrückung, für die Verwirklichung des geistigen Menschen, des freien, der gefordert wird. Sie kämpft gegen Philister und Mucker, gegen Bedingte und Unwesentliche, mit Einsatz ihres Blutes, aber noch tiefer: Mit persönlichem, geistigem Mut, Freimut. Was kümmert dich der nationale Mensch der ist? Sofern er nicht den Willen zum Menschentum in seiner ihm höchstmöglichsten, konzentrierten Form — der nationalen — hat, ist er verächtlich wie der Feind draußen. Was kümmert dich der Name deines Volkes, sofern sich nicht in dem Klang eine Forderung birgt, die hinausweist über das Gegenwärtige? Die Nation steht an der Wende. Möge sie geistig sein oder nicht sein.

Dritte Stufe: Das Volk hat seinen »Platz an der Sonne«. Niemand dürfte behaupten, ihm würde das Recht streitig gemacht, als ganzer Mensch in seiner spezifisch-möglichen Form zu leben. Und doch, wo ist ein solcher zu finden? Ich sehe nichts als halbe, vertrocknete Kreaturen, verbogen, zerbrochen oft im »Kampf ums Dasein«. Der Ernst des Lebens geht voran, er füllt, nun sie Muße hätten, ihr Dasein aus, die Idee hängt mit irgend einem zerlöcherten Zipfel hinten dran, eine Gewohnheit fügt sich an die andere in starrer Form. Wo Leben, wo Bewegung, die über sich hinausweist? Wir sind's ja schon, das auserwählte Volk, wir haben sie ja schon, unsere herrliche Kultur, unsere großartige Geschichte und Sprache und unsere Klassiker. Sehe nur jeder, wie er sich zu all den nationalen Gütern bekenne. Jugend, da stehst du auf und zerbrichst die lächerlichen Formen mit deiner Frage: Was ist Wert? Wo steckt eure Größe, euer Einsatz, euer Suchen, eure Verantwortung, was erkennt ihr als des Menschen Weg, Aufgabe und Ziel, was für Weiser setztet ihr euch auf diesen Weg, wess Hingabe seid ihr fähig, wo sind die Zeichen lachender Überwindung eurer selbst und was habt ihr überwunden, ehe ihr dazu kamt, »ja« zu sagen, welche Distanz vermögt ihr zu setzen zwischen euren Blickpunkt und euer tägliches Treiben? Was seid ihr selbst für Men-

schen? Wir mißtrauen euch tief. Wir wissen noch nichts von unserem Volk. Wir sehen nur so wie ihr's ausspricht, ist's euch ein Deckmantel für alle menschliche Unzulänglichkeit. Wir aber wollen ganz von vorne beginnen. Das Letzte im Auge haben, das Ganze von uns fordern, nichts glauben, alles erwägen. Wir wissen noch nicht, wohin schließlich der Weg uns führen soll. Ihr sagt, ins Nebulose. Wir aber glauben an unseren Blick, der das Gute erspähen will und an unseren Fuß, der den Weg gehen soll. Nicht alle Wege führen nach Rom. Nicht auf Bewahrung und Bewunderung gegenwärtiger Form kommt es an. Wir lehnen sie ab, und suchen den Weg der Reinheit, Unbedingtheit, der lachenden Überwindung.

Und wir sind nicht allein: Bei uns, vor uns gehen unsere Führer, die schöpferischen Menschen. Und in ihrem Wirken liegt ein ganz besimmtes Wesen, eine ganz bestimmte Art Menschlichkeit: Und auch die heißt: Volk. Und sieh, dies gleiche Wesen, in unserem Leben und Denken wirkt sichs aus, wo wirs nur ganz wurzeln lassen ringsum in der Natur und ganz gerichtet halten aufs Menschentum. Und dies sei uns: Volk: Wurzelland, die tiefsten Säfte aufzusaugen daraus, um die schönsten Blüten auftreiben zu lassen des Menschentums.

Viele meinen, wir Juden stünden auf der ersten Stufe. Ich glaube sie haben unrecht. Frida Schiff.

»Jung-Juda«.

Ein Bericht geistiger Gemeinschaft.

Dieser Bericht soll Zeugnis und Beispiel sein, daß wahre Gemeinschaft des Geistes an keinerlei Regeln gebunden ist, sondern sich wie Gnade über Menschen ergießt, die dessen gar nicht gewärtig sind, vielleicht auch in ihrem Bewußtsein gar nicht festzustellen vermögen oder wollen, was sich mit ihnen ereignete. Wie weit es mir nun gelingen wird, aus meinem Gedächtnis und der Klarheit des Erlebnisses durch Bericht, also durch Festhalten von Äußerlichem, jenes Einzigartige wiederzugeben, das mir als Gemeinschaft sich darbot, das wird Glückssache und Sache des Lesers sein. Ich will hier von Tatsächlichem berichten und werde mir dennoch jede Lüge gestatten, die geeignet sein könnte, jener erlebten Seelengemeinschaft Ausdruck zu verleihen.

Aus dem I. Wiener jüdischen Turnverein hatten sich vor etwa zehn Jahren einige jugendlich gesinnte, sonst an Alter, Bildung, Geschlecht und Lebensauffassung völlig verschiedene Menschen zu einer Sektion unter dem Namen »Jung-Juda« zusammengetan. Der Zusammenschluß fand darin seinen Ausdruck, daß diese Leute allwöchentlich einmal zusammentraten und nach dem Referate Eines aus ihrer Mitte, oder gelegentlich auch eines Gastes, irgend eine jüdische Frage diskutierten. Dazwischen wurden auch gemeinsame Gänge in die nähere Umgebung Wiens veranstaltet, oder gesellige Zusammenkünfte mit Vorträgen, Liedern und geladenen Gästen. In nichts unterschied sich Jung-Juda von irgend einem anderen »Verein«

und Verein ist scheinbar der sicherste Schutz gegen Gemeinschaft. So trat denn auch meines Wissens damals die Gemeinschaft niemals als Macht von außen dem Einzelnen entgegen, sondern war nur lose Hingabe der Einzelnen an die Anderen.

Da trat von zwei Seiten her der Wille nach dem Erleben einer höheren Gemeinschaft an unseren kleinen Kreis. Die eine Seite war die der bewußten Ungeduld. Programmatisch und über eine in verlockende und hinreißende Worte verkleidete Willenskundgebung sollte die Gemeinschaft herbeigeführt werden. Das Mittel sollte Geselligkeit sein. Was daraus wurde ist leicht zu erraten. Viel gemeinsam getrunkenes Bier, gemeinsam verbrauchte Luft, Ekel des Einen vor der Nähe des Anderen und höchstens einige Scherze gemeinsamer Albernheit. Ich gestehe, daß ich trotz heftigem innerem Widerstreben mit bestem Willen an dieser Sache teilnahm und dem erlebten Mißerfolg nicht die richtige Adresse zu geben verstand. Es lag natürlich an dem ausgesprochenen Willen, der nicht von der Gesamtheit auf die Einzelnen gekommen war, sondern von dem Einzelnen auf die Gesamtheit, die dennoch nur Vielheit, nicht Einheit war. Einheit aber läßt sicht nicht machen, sondern ist oder geschieht als Wunder und Gnade.

Die andere Seite, von der aus der Wille nach höherer Gemeinschaft an uns trat, war das Zusammenschließen ganz weniger, im Grunde waren es nur zwei, die ganz von der Sucht zu »klären« (das Wort ist auch in seiner volkstümlichen Bedeutung zu nehmen) getrieben, die Sektion Jung-Juda dahin vergewaltigten, daß sie in die bevorstehenden Diskussionsabende ein einheitliches System bringen wollten und durch ein aufgestelltes Programm auch brachten. Von dieser scheinbaren Vergewaltigung, von der schließlich die Vergewaltiger selbst überwältigt wurden, will ich nun berichten. Wir, die wir gedacht hatten, mit unseren eben erkannten wissenschaftlichen Methoden Klarheit in die Begriffe zu bringen, die der Ausdruck blutgetragener Fragen waren, empfingen auf dem Wege der ungeahnten Gemeinschaft erst den unbegrifflichen, geburthaften Zauber lebendigen Erfassens.

Von zwei dieser Besprechungen will ich nun berichten. Von der einleitenden »Judentum« und von einer im weiteren Verlauf der Abende: »Über jüdische Religion und mosaische Gebräuche«. Ich lasse dabei gerne alle kindischen Gesten, die daraus sprechen, stehen, da ich hier nicht Gedanken, sondern Denkungsart übermitteln will.

Erster Abend: Judentum.

»Wir sind hier mit mancherlei Vorurteilen zusammengekommen, um unser Denken an tieferen Momenten des Judentums zu bereichern und umso mühevoller gestaltet sich daher unsere Arbeit.

Aus formalen und logischen Gründen drängt sich uns als erste die Frage auf: Gibt es ein Judentum? Mir scheint diese Frage samt ihrer Anwort wie: Existiere ich? Ich denke, also bin ich. Das Judentum lebt und wirkt, also ist es. Aber in dieser Antwort liegt auch mein Wollen. Ich will, daß es ein Judentum gibt, darum ist es. Andere wollen nicht,

daß es Judentum geben solle, denn sie wollen nicht, daß die Juden eine Nation bilden sollen, anderer Indolenz will nicht dies noch das. Darum müssen wir unser Licht in der Sonne entzünden.

Nation ist eine Gruppe von Menschen, die als Gruppe sich entwickelt hat, die in gemeinsamer Arbeit, durch gemeinsamen Ort, durch innigen Verkehr und alle weiteren sozialen Momente, die hier noch zu nennen sind, vor allem anderen aber durch gemeisames Blut, ihre Individuen einerseits mit einer tendenziös gleichen Grundstimmung, Grundbegabung geformt hat, die andererseits als Gruppe anderen Gruppen gegenübersteht, mit oder gegen andere Gruppen arbeitet, sich enfaltet, und so ihre Individualität, ihre Nota spezifica, unter den anderen Gruppen formt. Es sind die tiefsten Triebe des einzelnen Individums, die eben diese Gruppe prägt, und gerade die Gruppeneigenschaften des Individuum sind die, die es am schwersten und letzten verliert. Solch eine Gruppe nennen wir Nation oder Volk, so nennen wir die Gruppeneigenschaften des Einzelindividuums die nationale Eigenschaft. Die tendenziös nationalen Grundbeschaffenheiten der Individuen der Gruppe, als Einheit zusammengefaßt, nennen wir das Volkstum.

Bis zur Diaspora waren nun die Juden sicherlich vor allen anderen als Nation zu bezeichnen. Vor allen anderen, weil sie der Vermischung stets den größten Widerstand entgegengesetzt haben. Wodurch hätten sie seit der Diaspora ihr Volkstum verloren?

Eines für alles: Etwa weil die gemeinsame Sprache ihnen abhanden kam? Zweifellos eine der ärgsten Foltern, die Israel auf seiner Wanderung erdulden mußte, ist die Trennung von seiner Sprache. Aber ganz waren die Juden ihrer Sprache niemals beraubt. Denn, erstens trugen und hegten sie stets und überall in Büchern und Herzen die Schriften ihres Volkes, und zweitens, wenn auch unter unsäglicher und unwägbarer Pein, hüllten sie ihre hebräischen Gedanken in fremde Sprachen, aber hebräische Gedanken waren es und mußten es sein. Die Juden im Exil sind bis heute als Juden im Exil geblieben und eben weil das gemeinsame Leben im Golus gering war, gering gegen das Vorleben in Zion, darum ist auch das Golusjudentum schwach, winzig gegen des Jeschurun Riesenkraft. Dies scheint mir genug des Argumentierens. Schauen wir des lebenden Jeschurun Seele!

Um Zeit zu sparen, gehe ich von einer Tatsache aus, die mir den ersten Ausblick in die Größe des Judentums gewährte. Die Juden, die im Ghetto und der auf sie veranstalteten Treibjagd an Seele und Körper verdarben, hatten jeden erdenklichen äußerlichen Grund und nahezu immer auch die Möglichkeit, sich der Fesseln des Ghetto durch Taufe und Preisgabe ihrer Nationalität, ihres Judentums zu entschlagen und so ihre verkümmerte Existenz in eine glänzende, geachtete zu verwandeln. Was war es, das sie zu allem brachte, auch zu jeder Niedrigkeit und Gemeinheit, zu jeder Tollkühnheit und Feigheit, nur das eine ihnen unmöglich machte, von ihrem Judentum zu lassen? Dieses Gut war kein konkretes, es schaffte ihnen weder Wohnung noch Nahrung, ja sie mußten noch seinetwillen materielle Opfer tun. Es war ein geistiges Gut. E i n e A b s t r a k t i o n. Sieht man von dieser Seite, so muß es doch unendlich drängen, in dieses

einzige Mysterium einzudringen. Welche Zaubermacht liegt in jener Abstraktion, die vermochte und vermag ein verkommenes, krankes Volk mit unerschöpflicher Energie zu erfüllen?

In dieses Mysterium will ich nun versuchen das Licht der eigenen Erkenntnis zu tragen. Nachdem ich lange vergeblich gesucht hatte, irgendwo einen Einblick in die konkreten Tatsachen, die dem Judentum zugrundeliegen, zu gewinnen, fand ich sie in Dingen, die so verknüpft sind mit dem, was ich und viele von uns kürzlich vom Zaddik Martin Buber* hörten, daß ich glaube, es müsse viel Wahrheit darin sein, umsomehr, als es im Einklang mit allem wesentlich Jüdischen steht, das ich bisher erlebt und erfahren habe. Der Weg ist beschwerlich, auf dem ich zu den konkreten Tatsachen komme, die dem Judentum zugrundeliegen. Es sind die Tatsachen, durch die die Worte Bubers zu klarerem Verständnis kommen, Tatsachen, die mir ein wesentlicher Schlüssel zu allen Offenbarungen des Judentums zu sein scheinen, Tatsachen, die uns die geistige Besitznahme der Propheten und ihrer Prophezeiungen ermöglichen sollen und können.

Martin Buber sagte uns, daß es zur tiefsten Wesenheit des Juden gehöre, in seiner Seele Raum für weite Widersprüche zu haben, in deren Vereinheitlichung sein Leben bestehe, daß es einen großen Zwiespalt gäbe, der das Judentum umfaßt, und ein ewiges Ringen nach Einheit, worin das Leben des Judentums bestehe. So ungefähr war der Sinn der Worte des Meisters, deren genaue Folge ich umsoweniger behalten konnte, als ich lange nichts von ihrem tiefen Sinn erfaßte. Der Zwiespalt, von dem wir hörten, hat eine tiefe natürliche Quelle. Es ist der Widerspruch, in dem notwendig Individualität und Tatsächlichkeit stehen. Es muß daher das Erste sein, daß ich zeige, in welchem Widerspruch die Tendenz der Individualisierung und der Erhaltung der Individuen zu der Wirklichkeit steht.

Die Wirklichkeit ist ein unendlich Gegliedertes, ein in aller Ausdehnung Unendliches, in allen Momenten Einzig-Unwiederholbares und doch in seiner Totalität Unverrückbares, Absolutes, Unveränderliches, Ein- und Allmaliges. Sie ist nicht die Summe von vielem Für-sich-Bestehendem, wie etwa ein Haufe Sandes, der die Summe der Körner, aus denen er besteht, ist, sondern die Wirklichkeit ist die, in eine absolute Einheit gebundene, Wechselwirkung der »Dinge«. In dieser Einheit hört das Einzelding nicht auf, aber nur in ihr hat es einen Sinn. Das Individuum hört im Universum nicht auf, aber nur im Universum hat es seinen Sinn. Es hat keinen absoluten Sinn. Das Individuum, seiner bloßen Existenz nach, steht mit dieser Einheit nicht in Widerspruch. Die Tendenz aber, dieses Individuum als Individuum zu erhalten, steht damit in Widerspruch. Dies folgendermaßen:

Das Universum ist ein Eines, eine Einheit, ein einziges »Ich«. Dieses absolute Ich hat Jeschurun in den heiligsten Momenten seiner inbrünstigen Andacht gefühlt und erschaut. Dieses Ich hat Moses von Angesicht zu Angesicht geschaut, dieses Ich hat aus Jeschua gesprochen, dieses Ich ist

* Dr. Martin Buber hatte kurz vorher seine Rede »Das Judentum und die Menschheit« in Wien gehalten. Zur Entschuldigung ihm und anderen gegenüber sei hier betont, daß das Wort Zaddik nicht als Urteil, sondern als einzig mögliche Wiedergabe des Eindruckes seiner Worte und Persönlichkeit gemeint war — — und ist.

Haschem. In diesem universellen Ich ist alles. Jedes endliche Ich ist in dem universellen, und wenn wir tief genug blicken können, dann ist die Wesenheit meines Ich nur in Haschem von Bedeutung. Ich und du, wir sind nicht gegeneinander, nicht beieinander, wenn wir absolut sehen, sondern wir sind beide im universellen Ich. Ich bin dir so nahe, wie meine rechte Hand meiner linken. Es gibt kein mein und kein dein neben dem universellen mein, das auch das universelle dein ist, sondern nur ein Mein-und-dein-miteinander in Gott. Gottes Wohl und Wehe, wenn Raum wäre in Gott für Wohl und Wehe, wäre mein Wohl und Wehe, somit auch deines. Dein Wohl und Wehe ist auch meines.

So ist die Wirklichkeit. Aber die Tendenz, die das endliche Ich entwickelt hat und es erhalten will, muß das Bewußtsein von dieser Wirklichkeit zu verdrängen suchen. Denn wenn ich ein bestimmtes Quantum Stoff als mein Ich vor allem anderen erhalten will, dann ist es mir hinderlich, dich mir gleich zu achten. Mein Leben kann ich nur auf Kosten des Lebens anderer Daseinsformen fristen, und nie kann es mir dabei Nutzen schaffen, das andere zu meinem Ich zu rechnen. Das universelle Ichbewußtsein mußte der Tendenz weichen, die das Einzel-Ich schafft und erhält. In Bezug auf diese Tendenz habe ich absoluten Sinn und bin gegenübergestellt dem Nicht-Ich, in Bezug aber auf Gott, ist das eine nicht mehr als das andere in Gott. Es hat also diese Tendenz nicht bloß die Täuschung des absoluten Einzel-Ich bewirkt, sondern das universelle Ich-Bewußtsein im Individuum auch verdrängt.

Es ist notwendig, daß uns dies klar werde. Denken wir uns zum Bilde ein Glas voll Wasser. In diesem Glase ist alles Wasser gleichbedeutend. Machen wir die Fiktion, dieses Quantum Wasser hätte ein Ich-Bewußtsein in irgend einer Form. Nun sei ein Tropfe in diesem Wasser, oder mehrere, die seien genötigt, sich speziell als Ich zu betrachten. Der eine Tropfe steht nun dem andern gegenüber wie ich dir. In irgend einer Form aber muß das Bewußtsein des ganzen Wassers doch wohl auf das der Tropfen wirken. Zumal wenn es den Tropfen manchmal zum Bewußtsein käme, daß sie Tropfen im Wasser sind. Klein müssen sie sich fühlen als Tropfen, doch groß als Wassertropfen. Und gibt es eine Tendenz, die die Tropfen im Wasser als einzelne Ich erhalten will, so bringt sie dieses Ich in Widerstreit zu dem allgemeinen Ich des Quantums Wasser. Wir sind solche Tropfen.

Hier ist der Zwiespalt und Widerstreit, von dem Buber sprach: Ein Volk, das mit allen Gewalten seiner Seele die Wahrheit verlangt, ihrer absolut, nicht zu Zwecken bedarf, muß notwendig in die Tiefe der Kluft, die zwischen der Individualität des Volkes als Volk und der Tatsächlichkeit besteht, mit tiefen Blicken schauen und einen Eindruck empfangen, dessen Wirkung sich in den Elementen des Volkes zeigen muß.

Die Juden haben dieser Wahrheit schon in Zeiten frühester Kindheit, da Jeschurun noch empfänglicher war, entgegengestrebt und diesen Widerspruch erfaßt, der darum ihr ganzes Wesen ausmacht. Also liegt dieser Zwiespalt im tiefsten Wesen des Judentums und im tiefsten des Einzelnen. Aber es ist nicht so aufzufassen, als wäre dieser Zwiespalt eine

Wunde. Nein, er ist der Grund der Riesenkraft Jeschuruns, denn das Bewußtsein von diesem Zwiespalt gibt auch jenen Trieb, das Ringen nach Vereinigung, die den Juden und das Judentum charakterisieren. Dieser Widerstreit und das Ringen nach Einheit ist die wesentlichste Eigenschaft der Gruppe Juden, ihre Äußerung am einzelnen Juden ist seine Gruppeneigenschaft.

Andere Völker haben zum Teil weniger, zum Teil anders vom Universum gedacht, so daß in ihnen ein anderes Volkstum entstand. So kommt es, daß es nur eine jüdische Weltanschauung seit den Urzeiten bis heute gibt, während die Weltanschauungen innerhalb der meisten anderen Völker geradezu Massenartikel geworden sind. Es liegt mir sehr ferne, damit die andern Nationen verhöhnen zu wollen, denn man braucht den Stier zum Pflügen und die Henne zum Eierlegen.

Damit bin ich zu Ende und bin also im wesentlichen zu demselben Resultat gekommen, das wir von Buber hörten. —

Ich glaube nicht, daß ich mir Mühe geben soll, die weitere Besprechung aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, denn Gemeinschaft bleibt Erlebnis und Erlebnis wird nicht unmittelbar durch seine Äußerungen mitgeteilt. Aus den mitgeteilten Worten aber, die die Besprechung umspannten, kann man wohl jenen Hauch des Einmaligen entnehmen. Oder klingt dies nur in meinem Ohr? E. Elijahu Rappeport.

(Ein zweiter Beitrag folgt.)

Aus dem jüdischen Volksheim in Berlin.

(Aus den Rundschreiben.)

Liebe Freunde!

Während des letzten Jahres im Volksheim ist mir das Stückwerk unseres Tuns bis zum Schrecken deutlich geworden. Abgesehen vom Mädchenbund, dessen tiefstes Leben sich seit diesem Winter im Volksheim — in enger Gemeinschaft mit der Helferschaft — vollzieht, so daß uns Fernerstehende nicht mehr unterscheiden können, bildet das Volksheim sicherlich einen unauslöschlichen Eindruck in dem Leben der Kinder, aber auch nur einen Eindruck neben allzuvielen: des Hauses, in dem sie wohnen, der Straße, der Schule. Es umfaßt nicht ihre ganze Seele. In einem vorjährigen Vortrag sprach Siegfried Bernfeld die Forderung aus, die Jugend müsse losgekauft werden. Ja, loskaufen müssen wir sie. Es gibt für unsere Jugend keine andere Stätte reinen, jugendlichen Lebens als die Schulgemeinde — die Schulgemeinde außerhalb der Stadt.

Darum begrüße ich es, daß mein alter Wunsch auch in anderen zum Wollen stark geworden ist. Haben wir erst die Lehrer, die unsere Schulgemeinde in die Welt heben können, dann finden wir auch die Mittel....

Allem Anschein nach will die sich bildende Gartenstadtgesellschaft der Elterngeneration nicht mehr als eine jüdische Baugenossenschaft werden. Von einer solchen sollten wir wohl — aus praktischen Erwägungen, solange sie uns in der Gestaltung unseres Lebens nicht hemmt, weil unsere kleinen

Mittel, es sei denn, wir finden einen Mäcen, einer ganz selbständigen Siedelung wohl im Wege sein werden — ein Eckchen Land erwerben für Schulgemeinde, Jugendfarm, Jugendwerkstatt. Um dieses Zentrum erst denke ich mir die Siedelungen in Einzel- und Gesellschaftshäusern.

Die jüdische Siedelung von uns Jungen muß sich von allen sonstigen Siedelungen dadurch unterscheiden, daß sie nicht allein dem individuellen Sein gilt, sondern sich eine überpersönliche Aufgabe stellt, nämlich die Jugend. Ältere, befriedigte Völker, z. B. die Engländer, haben keine Jugend in unserm kämpferischen Sinne, die mögen das genießende, ruhig fließende Leben der bisherigen, ländlich-städtischen Siedlung führen. Wir aber müssen, weil wir an einem Anfang stehen, einem Ziele nachstreben. Mir scheint, uns kann das Siedlungsleben in der Diaspora nicht weniger als eine Aufgabe und nicht mehr als ein Mittel zur Vorbereitung für Palästina sein.

Die Gartenstadtsiedelung ist niemals Verrat am Settlementsgedanken, ist überhaupt erst seine positive Seite, denn sie ist uns heute ja nicht mehr denkbar ohne Volksheimjugend und -Gemeinde. Der im städtischen Volksheim sich vollziehende, gewiß durchaus notwendige Assimilierungsprozeß — als Reinigung und Klärung gedacht — zerstört zwar die brüchige Gestalt des östlichen Juden, vermag die neue aber nicht ans Tageslicht zu heben. Draußen, wo alle Saiten des Menschen angeschlagen werden, wird der junge Jude in der Gemeinschaft — und wir mit ihm — die neue eigene Form finden. Das Volksheim in der Stadt soll, solange wir in der Diaspora leben, nicht aufhören zu bestehen. Enge Beziehungen werden es mit der Siedlung verbinden und aller Zuwachs dorthin kommt von ihm.

Der Innen- und Außenaufbau wird für mehrere Jahre unser ganzes Sein verlangen und doch nichts anderes als ein Vorbereiten für Palästina sein, für uns und unsere Kinder. Heute sind wir, trotz aller Gemeinschaftssehnsucht und reicher Erfüllungen doch noch Isolierte auf dem Wege nach Zion. Ich kann ohne Volksheimjugend nicht nach Palästina gehen. Und diese vorzubereiten, zutiefst willig, arbeits- und hingabefähig werden zu lassen, damit sie einst nicht an dem schweren palästinensischen Pionierleben zugrunde gehe, wird unsere vorzüglichste Aufgabe in der Gartenstadt sein.

Ich glaube wirklich nach einigen Jahren engsten, stärksten Gemeinschaftslebens hier wird unser Zug nach Palästina wie ein Aufstand sein. Heute sind wir hier gewiß der Steigerung und Weitung aller Kräfte fähig. Gingen wir aber schon jetzt nach Palästina, — einzelne mögen sich stark genug fühlen und die sollen nicht säumen — mir scheint, es würde Raubbau bedeuten und gebrochene Menschen zeitigen. Dies gilt nur für die schulentlassene Jugend. Die jüngere Jugend, vereinigt in einer palästinensischen freien Schulgemeinde, hat wohl das Glück, selbst schon tief verwurzeln zu können.

Könnte ich glauben, daß wir im Osten nötiger und erfolgreicher als hier sein werden, wäre ich ganz bereit, hinüber zu gehen. Dort aber sind Menschen gewiß am Werke, östliche Intelligenz, vertraut mit den gegebenen Verhältnissen, mit den jüdischen Sprachen und den Menschen. Was können wir dort vollbringen? Ein Arzt, ein Nationalökonom könnte sich

vielleicht drüben auswirken, wer aber sonst? Doch in meinen alljährlichen Ferien will ich manchmal nach Rußland gehen, für mich zum Gewinn.

Tut es noch not, den Volksheimgedanken in den Osten zu tragen? Ist er nicht schon vielerorten vorhanden? Jedenfalls kann es einst durch unsere Jugend am wirksamsten geschehen, die viel mehr Bindungen dorthin hat als wir.

Unsere Aufgabe scheint mir gegenwärtig ganz und gar hier zu liegen. Auch hier warten Tausende junger Juden auf uns. Wohin sollen die sich wenden, wenn wir gehen? Immer wieder wären wir doch bereit, mit der hiesigen Jugend einst nach Palästina zu gehen.

Dann wird auch eine Kolonie von Deutschjuden, die ich nur schweren Herzens ertragen würde, nicht mehr erforderlich sein. Die Brücke zu den aus Rußland heimgekehrten Juden schlägt unsre Jugend.

Ich weiß nicht, wessen ich fähig sein werde in Palästina. Vielleicht wird eines der Waisenhäuser mich brauchen. Wie gerne möchte ich diese furchtbaren Kasernen sprengen und den Kindern die Freiheit wiedergeben. Ich allein vermag nicht viel zu ändern, aber unser Mädchenbund macht mich so zuversichtlich.

Mit einer Reihe dieser Mädchen möchte ich einst hinübergehen, nachdem sie hier vorher eine ihnen gemäße Fachausbildung erhalten haben. Drum drängt sich mir außer der Schulgemeinde und Jugendfarm immer stärker die Notwendigkeit einer jüdischen Dependance des Pestalozzi-Fröbelhauses auf. Mein Eindruck dieses Instituts als der besten Ausbildungsstätte für Mädchen wird immer wieder durch die Menschen, die ich aus ihm hervorgehen sehe, bestätigt. Wenn wir die nötigen Mittel für die Lehrkräfte bekommen könnten, wäre das Volksheim der vorzüglichste Platz zum Aufbau eines solchen Seminars. Warum eine jüdische Dependance, wenn das Pestalozzi-Fröbelhaus so vorzüglich ist? Es wird dort doch ein ungeheurer deutscher Wissensstoff vermittelt, der gegen Jüdisches einzutauschen wäre und was noch wichtiger ist: das Pestalozzi--Fröbelhaus hat nur blonde, deutsche Kinder und unser Volksheim . . .! Wir brauchen also Geld, unendlich viel Geld, wer kann für solchen Zweck Geld schaffen?

Bestehen dagegen im Osten dergleichen jüdische Ansiedlungsstätten, wäre es allerdings wünchenswert, daß wir dorthin unsere Schülerinnen entsenden, doch dieses Opfer werden die Eltern meist nicht bringen können und wollen. Wer weiß von den Ausbildungsmöglichkeiten im Osten?

In Herzlichkeit

Eure G. W.

Liebe Freunde!

Heute wird in der Helfersitzung über »Persönlichkeitserziehung« aus Wynekens Schule und Jugendkultur gesprochen. Da ich nun leider — krankheitshalber — nicht dabei sein kann, will ich den heutigen Abend benützen um Siegfried Lehmanns Fragen zu beantworten. . . .

A n s i e d l u n g u n t e r O s t j u d e n. Unsere Mitarbeit in Polen und Galizien kann aus zwei Gesichtspunkten erwünscht sein. Sie kann

1. einen Wertzuwachs für uns,
2. für die Ostjuden bedeuten.

Wenn ich vom Wert der ostjüdischen Lebensformen, von der Notwendigkeit der strengen Befolgung des Gesetzes überzeugt wäre, so wäre es selbstverständlich, daß ich für mich die Übersiedlung wünschte. Dabei würde mich am meisten das Gefühl leiten, daß ich selbst bei diesem Zusammenleben gewinnen würde.

Ähnlich wie ich es im Volksheim im Verkehr mit unseren erwachsenen Mädchen fühle, d. h. ich empfinde Gewinn an Wärme und Heimatsgefühl, nicht Zuwachs an persönlichem Wert. Früher glaubte ich als Opfer, nicht aus Überzeugung sei die Einordnung unter das Gesetz zu fordern. Heute bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß wir das Recht haben, neue Formen zu suchen und möchte bis dahin lieber bewußt formlos leben (und das ist das Schwerere) als mich zu mir fremden Formen bekennen. Unter diesen Umständen halte ich mich für ganz ungeeignet für den Osten und würde erst dann dies Urteil ändern, wenn ich nun auch das Recht erkennen würde, unsrerseits die jüdische Geschlossenheit der Formen zu sprengen, bewußt revolutionär zu wirken. Dies wäre der zweite Fall, indem ich unsere Arbeit drüben für notwendig hielte. Zu dieser Erkenntnis bin ich aber noch nicht gekommen und möchte nunmehr meinerseits in unserem Kreis zwei Fragen stellen:

1. Ist die Befolgung des Gesetzes notwendig, und zwar aus inneren oder politischen Gründen?
2. Dürfen wir revolutionär wirken oder in der Praxis: ist in unserem persönlichen Leben Rücksicht auf die Anschauungen unserer Volksheimjugend notwendig?

Es ist selbstverständlich, daß wir ihnen nicht mit unseren Sitten ins Gesicht schlagen, aber haben wir nicht die Pflicht, ohne Heuchelei sehen zu lassen, daß wir anders empfinden und handeln wie sie? Mir scheint das äußerliche Nachmachen unehrlich und auch lächerlich. . . .

Übersiedlung nach Palästina. Ich kann nur so viel sagen, daß ich Sehnsucht nach Palästina habe. Meine Fähigkeit dort zu bleiben, wird, abgesehen von der Möglichkeit, die geeignete Arbeit dort zu finden, davon abhängen, ob ich dort einen noch so kleinen Kreis Gleichgesinnter hätte. Ich brauche Menschen! Daher möchte ich die sechste Frage bejahen. Ich glaube, daß auch für andere eine solche Kolonie Vorbedingung sein wird.

Der Beruf in Palästina. Ich studiere Philosophie und Geschichte. Mein Ziel ist der deutsche »Oberlehrer«. Aber bestimmt nicht die Anstellung an der bewußten Staatsschule! Mein höchster Wunsch ist die Arbeit später an einer jüdischen Schulgemeinde. Er steht mir auch über dem Wunsch, nach Palästina zu gehen. Und ich glaube, daß die Schulgemeinde früher in Deutschland als in Palästina verwirklicht werden wird.

Keine Beantwortung fällt mir so leicht, wie diese. Der Zusammenschluß in Form einer Schulgemeinde ist nicht nur, wie ich schon sagte, mein höchster Wunsch, sondern ich halte solchen Zusammenschluß auch für notwendig.

Einen herzlichen Gruß

H. B.

Grundsätze für die Organisation eines Bundes der jüdischen Jugend.

(Ein Entwurf, zur Diskussion gestellt.)

Im Bund der Bnei Jamin vereinigen sich junge Juden, die als Sinn ihres Lebens empfinden, die Aufgaben der Jugend gegenüber der Menschheit und dem jüdischen Volk zu erfüllen und deren Führer und Meister. Als diese Aufgabe erkennen sie: In unbedingter Hingabe den geistigen Werten des Judentums zu dienen, d. h. sie zu erkennen und im täglichen Leben zu verwirklichen. In diesem Sinne streben sie nach Schönheit der Erscheinung, Adel der Gesinnung und Einheit der Tat: nach Eingliederung in eine Judengemeinschaft, deren Einrichtungen vom Kleinsten bis zum Größten das Gepräge dieses Willens und Geistes tragen.

Folgende Grundsätze leiten dabei:

1. Das jüdische Volk bedarf der wirtschaftlichen und kulturellen Selbständigkeit, um die ererbten Werte in lebendiger Entwicklung zu steigern und um sie in seinem Dasein zu verwirklichen.

2. Die jüdische Jugend bedarf in diesem jüdischen Volk der wirtschaftlichen Freiheit, des Rechtes auf eigene geistige Bestimmung und Verantwortung, der entscheidenden Mitbestimmung auf allen anderen Gebieten, soweit ihre Einsicht und ihr Wille reicht.

Der Bund baut sich auf aus vier Kreisen: Die Freunde, die Brüder, die Führer, die Meister. Zwischen den Führern und Meistern wirken einige Mittlere. Um die Freunde scharen sich die Gäste.

Wer Verständnis des Sinns und der Grundsätze des Bundes erweist und sich Willens eins bekennt, ist — Freund. Wer Bemühen erweist ist — Bruder. Wen Brüder zu ihrem Führer wählen und wer von diesen Erwählten seine Unwürdigkeit nicht erweist ist — Führer. Fähigkeit zum Führer ist nicht erlahmende Brudergesinnung, Unterordnung der Person unter die Idee, Einsicht in geistige Zusammenhänge, jugendliche Prägung. Wen die Führer und die Brüder als Träger und Mehrer jüdischen Geistes erkennen, als Meister ihrer selbst fühlen, ist — Meister. Wen die Meister und Führer mit dem (entgeltlichen) Amt der Verwaltung betrauen, ist — Mittler, Beamter des Bundes. Er bleibt Bruder, scheidet als Führer und scheidet aus einem Amte, falls er als Meister erkannt wird.

Erreicht einer das 21. Jahr als Freund, Gast oder Bruder, so scheidet er aus dem Bunde. Erreicht einer das 25. Jahr als Führer, so scheidet er aus dem Bunde, wenn er nicht Mittler wird. Heiratet ein Gast, Freund, Bruder oder Führer, scheidet er aus dem Bunde. Keiner wird Meister vor dem 30. Jahr.

Die Sprache des Bundes ist hebräisch. Der Richtpunkt seines Geistes Jerusalem.

Das Element des Bundes ist die Gemeinde der Brüder, ihre Freunde und Gäste, soweit sie einen Führer wählen. Die Gemeinden eines Ortes bilden eine Ortsgruppe, Gemeinden verwandter Art bilden Wahlgruppen. Jede Ortsgruppe und jede Wahlgruppe hat einen von ihr bestimmten Abgesandten bei der Mittlerschaft.

Von den Geschehnissen im Bunde darf jeder von allem wissen, es gibt nur drei Geheimnisse: das des Einzelnen, den Tadel, die Beschwerde.

Das Recht der Bestimmung ist begrenzt. Es bestimmen: Die Meister — Recht und Unrecht, Rahmen und Ziel der Arbeit, Geist und Widergeist des Bundes in letzter Entscheidung, nachdem sie jeden Beteiligten in gleicher Weise gehört haben. Die Meister mit den Führern — die Mittler. Die Meister mit den Brüdern — die Führer. Die Führer mit den Brüdern — die Brüder, die Freunde, Ordnung, Arbeit und Ausführung in der Gemeinde, nachdem sie alle Beteiligten in gleicher Weise gehört haben. Die Brüder — ihre Handlungen in eigener Verantwortung, den Führern Rechenschaft, den Meistern Unterordnung schuldig. Die Freunde — ihren Willen.

Jede Ortsgruppe hat wenigstens zwei Beamte: einen Verwalter und einen Sprachlehrer (Dolmetsch).

Jeder Benjamin zahlt einen Schekel im halben Jahr und eine Stunde in der Woche Leistung, der Führer einen Schekel im halben Jahr und zwei Stunden in der Woche Leistung überdies. Jeder Schekel kann abgelöst werden durch eine Woche = 6 × 7 Stunden Leistung. Die Leistung durch keinen Betrag Geldes. Soweit einer Leistung zahlt, ist er dem Leiter dieser Arbeit zum Gehorsam verpflichtet. Die Einteilung der Leistung bestimmt die Führerschaft der Ortsguppe und die Mittlerschaft.

Ordnung, Arbeit, Budget, Prinzipien der Lebensführung und Haltung bestimmt für sich die bestimmende Zusammenkunft der Gemeinde im Rahmen der allgemeinen Bestimmungen der Meister. Dasselbe gilt für die bestimmende Zusammenkunft der Ortsgruppe und der Wahlgruppe.

Die Meisterschaft kann Beschlüsse motiviert verwerfen, nachdem sie die Begründung der bestimmenden Zusammenkunft eingeholt hat und deren Antwort auf ihre Einwände vernommen hat. Dieser Verwurf ist bindend.

Bestraft können nur Verstöße gegen die bestimmende Zusammenkunft werden u. zw. nur von dieser selbst. Für den Verhandlungstag ist die Mittlerschaft einzuladen. Es bestraft die bestimmende Zusammenkunft nach den allgemeinen Bestimmungen der Meisterschaft. Der Einspruch des Mittlers hat Aufschub bis zum Urteil des Meisters zur Folge.

Jeder hat das Recht zur Beschwerde und zum Antrag.

Siegfried Bernfeld.

Vom Leben der Jugend.

Deutschland.

Am Dienstag, den 5. März 1918, fand im gelben Saal des Hotel Kaiserhof in Berlin eine Sitzung der jüdischen Jugendorganisationen Deutschlands statt, die über die Möglichkeit einer Verständigung der verchiedenen Gruppen, der orthodoxen, liberalen, neutralen und nationaljüdischen zu verhandeln hatte. Die Verhandlungen sind gescheitert. Und wieder erhebt sich, wie stets in solchen Fällen, auf dem Trümmerhaufen von Berechnungen, Plänen und großen Worten die Doppelfrage: Wer trägt die Schuld? und: Was nun?

Verständigung hat immer eine Voraussetzung: es muß eine Grundlage vorhanden sein, die es den Verhandelnden möglich macht, die Anschauungen der anderen Parteien zu würdigen und die Größe des eigenen Entgegenkommens abzuschätzen. Man hätte meinen sollen, daß der jüdischen Jugend eine derartige Basis nicht ermangle, man hätte annehmen dürfen, daß Judentum und Jugendlichkeit die beiden Pfeiler wären, auf denen das Haus der Verständigung sich hätte erheben können. Die Enttäuschung mußte um so größer sein, als sich herausstellte, daß dies nicht der Fall war.

Gewiß glauben wir an den ehrlichen Willen aller Richtungen der beteiligten Jugendorganisationen zum Judentum, wie sie es auffassen. Wir trauen darüber hinaus auf die werbende Kraft des jüdischen Gemeinschaftsgefühls wie wir es auffassen. Ohne anzunehmen, daß heute oder morgen der nationale Gedanke die ganze jüdische Jugend Deutschlands erfassen wird, sind wir doch überzeugt davon, daß über kurz oder lang das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Judentum die erste Stelle im Fühlen und Denken des jungen Juden einnehmen wird. Wir glauben eben an die Möglichkeit einer Verständigung der jüdischen Jugend, weil in nicht allzu ferner Zeit die

Basis vorhanden sein wird, von der aus eine Verständigung geschaffen werden kann.

Die auf Anregung des Herrn Rechtsanwaltes Dr. Apfel einberufene Versammlung war nicht imstande dazu. An Stelle der Jungen und Begeisterungsfähigen waren die bekannten »Führer« gekommen, die in diesem Kriege nichts vergessen und nichts gelernt haben. Es war viel Organisation und wenig Jugend im gelben Saal des Kaiserhofs und niemand vermochte zu beurteilen, ob diese Interessenvertreter wirklich die Führer der Jugend waren.

Vom Standpunkte der Jugend aus waren also die Verhandlungen gescheitert, ehe sie begonnen hatten. Denn da es sich, wie Fräulein Dr. Berliner in ihrem einleitenden Referate mit Recht sagte, bei uns nicht um Jugendpflege, sondern um Jugendbewegung handelt, so durfte man nicht die Jugend zum bloßen Objekt politischer Parteien machen. Die Jugendbewegungen aller Zeiten und aller Völker sollten es eindringlich bewiesen haben, daß Jugend nie Zweckmäßigkeiten und Kompromisse anerkennt, sondern nur unbedingtes Ringen um »der Menschheit große Gegenstände« unter rücksichtsloser Hingabe der ganzen Persönlichkeit verstehen und würdigen wird.

Wenn wir dennoch bereit waren, die Möglichkeiten einer Verständigung zu suchen, so geschah das einmal in dem Wunsche, die gebotene Hand jüdischer Brüder wenn möglich nicht auszuschlagen, sodann in dem ehrlichen Willen, dem durch unsere Erfolge genugsam erklärten Friedensbedürfnis anderer Richtungen Rechnung zu tragen, vor allem aber, um die Vorbedingungen für die große Aussprache der ganzen jüdischen Jugend schaffen zu helfen, die eine Notwendigkeit geworden ist. Denn es ist undenkbar, daß der interessierteste, der tatbereiteste Teil unseres Volkes auf die Dauer ein Spielball der älteren Generation sein sollte, ohne die Möglichkeit zu haben, in freier Aussprache, Jugend zu Jugend, die Anschauungen klären und aus der gewonnenen Erkenntnis mit jugendlicher Unabhängigkeit die Folgerungen ziehen zu können.

Wer also wirklich eine Verständigung der jüdischen Jugend nicht nur einzelner ihrer Führer wollte, der mußte mit uns den Jugendtag fordern, den niemand zu scheuen brauchte, der an die Kraft seiner Idee und an die von ihm vertretene Jugend glaubte. Wir waren demnach die Einzigen, die eine Verständigung der Jugend selbst wirklich wollten, wenn uns auch an einem Zweckverband jüdischer Parteien weniger gelegen sein konnte. Ein solcher ist z. B. die V. I. O. D., deren kluges Minimalprogramm allen Richtungen und Interessengruppen Berücksichtigung und Erfüllung eines Teiles ihrer außenpolitischen Forderungen verheißt. Wohl konnte eine politische Institution, wie die zionistische Vereinigung für Deutschland, sich Forderungen zu eigen machen, die wenigstens im Rahmen ihrer eigenen Absichten liegen. Nie aber konnte sie, geschweige die national-jüdische Jugend, die von der zionistischen Organisation nicht weniger unabhängig ist wie von irgend einer anderen, Kompromissen zustimmen, die ihr Programm im geringsten beeinträchtigt hätten, nie sich auf Forderungen festlegen lassen, die ihr Gewissen stets hätte als Halbheiten empfinden müssen. Sollte also durchaus ein politisches Kompromiß erzielt werden, so mußten von vornherein solche Punkte festgelegt sein, über die ein Streit innerhalb der Jugend nicht möglich war und die Vorschläge jüdischer Jugendbibliotheken, einer jüdischen Akademie der Wissenschaften, eines gemeinsamen Vorgehens zwecks Berufsberatung und Berufsumschichtung wiesen einige Wege dazu und sollten in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Wollte man aber mehr, wollte man wirklich »eine Verständigung«, so mußte man dem von uns geforderten Jugendtage zustimmen.

Das haben die Einberufer der Versammlung nicht erkannt. Weder wollten sie den Jugendtag oder die notwendigen Schritte dazu, noch hatten sie ein Programm vorbereitet, das auch nur die geringste Möglichkeit einer wenigstens formalen Verständigung bot. Vielmehr

war das einleitende Referat Fräulein Dr. Cora Berliners, das in objektivster Weise alles Einigende hätte hervorheben müssen, durchaus nur eine Parteirede, die unter gelegentlicher Anwendung unserer Phraseologie das Programm einer sozusagen gemäßigten Assimilation vertrat. Wenn Fräulein Doktor Berliner von der Hegemonie ihres deutschen Empfindens über ihr jüdisches sprechen konnte und unserer abweichenden Auffassung eben gerade Duldung verhieß, da man unter veränderten Verhältnissen sozusagen milder über nationaljüdische Gesinnung dächte, so bewies das nur, daß der Vertreter der jüdischnationalen Gruppe Herr Dr. Fritz Loewenstein mit Recht ein Zusammenarbeiten mit den anderen auch in solchen Dingen ablehnte, die an und für sich in den Rahmen unserer Aufgaben fallen. Denn es ist klar, daß die Voraussetzungen, unter denen ein Liberaler oder meinetwegen ein Neutraler an jüdische Tatsachen und Notwendigkeiten herangehen wird, so verschieden von denen sind, die für einen Nationaljuden vorliegen, daß die gleichen Worte nicht nur nicht das Gleiche, sondern Grundverschiedenes bedeuten. Deshalb muß jedes gemeinsame Programm und fast jede gemeinsame Arbeit eine Fiktion, eine Quelle dauernder Reibungen und, noch schlimmer, eine Lüge sein. Oder ist es etwa dasselbe, jüdische Geschichte zu treiben als objektives, leidenschaftsloses Studium einer Religionsgemeinschaft oder heißen Herzens in ihr das Geschick des Volkes, dem man angehört, und so sein eigenes zu suchen? Ist es dasselbe, Hebräisch als die tote Sprache unserer Gebete und einer längst vermoderten Vergangenheit zu lernen oder als den Ausdruck eines neuen Lebens und als ein Mittel der Anteilnahme an dem Dasein und Schaffen unserer Brüder in aller Welt? Daß Fräulein Dr. Berliner durch die neuesten Ereignisse in Palästina »erschüttert« wurde, glauben wir ihr gerne, aber läßt sich wirklich diese gelegentliche Erschütterung dem starken Willen nach Erez Israel vergleichen, der immer mächtiger unsere Jugend bewegt?

Die Rede Fräulein Dr. Berliners zeigte — hätte sie es auch nicht geradezu ausgesprochen — deutlich, was mit dieser Notablenversammlung beabsichtigt war. Es sollte aller Parteiung, aller starken Einseitigkeit gegenüber das heute nicht mehr recht zugkräftige Neutralitätsprogramm der jüdischen Jugendvereine Deutschlands in neuer Glorie erstrahlen — es sollten Liberalismus, Orthodoxie und nationales Judentum sozusagen nur Provinzen des allein selig machenden juste milieu werden, das stets den Verstand besticht und den Charakter verdirbt.

Es war uns eine Genugtuung, daß Orthodoxe und Liberale dies gleichfalls erkannten und gleich uns eine derartige Verständigung ohne gemeinsame Grundlagen ablehnten. Ja, ihre Ablehnung war in der Form gewiß milder, in der Sache zweifellos schärfer als die unsere. Denn die einzige Möglichkeit, diese zwecklose Sitzung dennoch für die Zukunft fruchtbar zu machen, die Einsetzung eines Ausschusses zur Vorbereitung des Jugendtages wurde von uns gewiesen und von Herrn Dr. Martin Buber mit Worten vertreten, deren kluge Versöhnlichkeit starken Beifall nicht nur in unseren Reihen weckte.

Aber Herrn Dr. Apfel schien an der Sache selbst nichts gelegen zu sein. Er wollte lediglich den Sieg seines Neutralitätsprogramms, das für uns doch unannehmbar war. Deshalb brachte er unseren aussichtsreichen Vermittlungsvorschlag und damit die Verhandlungen selbst zum Scheitern. Er tat es umso leichteren Herzens, als die gar zu klugen Vorschläge Fräulein Dr. Berliners die körperliche Ertüchtigung der jüdischen Jugend, das Schüler-Wandern und die Fürsorge für Volksschüler und Schulentlassene seiner Verständigungsgemeinschaft zu überlassen selbstverständliche Ablehnung gefunden hatten.

Herr Dr. Apfel wird also jene Verantwortung für das Mißlingen seiner eigenen Pläne vor Mit- und Nachwelt

zu tragen haben, die er mit einer plötzlichen Wendung der jüdisch-nationalen Gruppen zuzuweisen schien. Uns bleibt nichts übrig, als zusammenfassend festzustellen: Wir glauben und erhoffen eine Verständigung der jüdischen Jugend, wenn auch nicht ihrer Führer von heute. Diese Verständigung wird allen Schwierigkeiten zum Trotz sich durchsetzen, wenn die wichtigste Voraussetzung, wenn das Primat des Judentums vor jedem anders gerichteten Empfinden und Willen anerkannt sein wird.

Immer aber werden wir glauben, daß charakterfeste Jugend wissen wird, was sie will. Die jüdische Jugend soll, zwischen die Rassen und Kulturen gestellt, den Mut und die Kraft haben, sich zu entscheiden. Wir wollen keine ewigen Tonio Kröger-Naturen. Wir wollen unserer Jugend das hohe Glück wieder erringen helfen, das die jedes anderen Volkes selbstverständlich besitzt, von der sicheren Warte ihrer Gemeinschaft aus die Dinge der Welt werten zu dürfen, nicht als einzelne sich den Dingen, sondern als Glied lebenskräftigen Volkstums die Dinge sich anzupassen

Eine derartige Auffassung mag dereinst Allgemeingut werden. Heute ist sie Parteisache, der Punkt, an dem sich die Geister scheiden. Wir begrüßen diese Scheidung und halten uns an das Goethewort: »Des tätigen Mannes Behagen sei Parteilichkeit.«

Neutralität ist wahrlich kein Plus und Partei, weiß Gott, kein Minus. Unbeirrt halten wir daran fest, daß unser Weg der richtige, der einzig wahre zum Heile des Judentums ist. Ihn mit der Jugend zu gehen, halten wir für unsere Pflicht. Wir wollen gewiß keinen Kampf. Unsere Arbeit ist Erziehungsarbeit in der Stille unserer Gemeinschaft, nicht im Lärm der Öffentlichkeit. Wir wollen keinen Kampf, obwohl wir aus einem jeden gestärkt hervorgingen. Wir erwarten freilich, daß auch ohne »Verständigung« die Formen und Methoden der Auseinandersetzung andere sein werden, als bisher. Wir hoffen, daß auf allen Seiten geistige Waffen und nicht die verächtlichen und der Jugend unwürdigen Mittel der Unterdrückung und der Ausnutzung irgendwelcher Abhängigkeitsverhältnisse zur Anwendung kommen werden.

Die Jugend aber halte sich daran, das und nur das zu vertreten, was sie für gut erkannt hat. Sie sei »kalt oder heiß, sei schwarz oder weiß, nur nicht lau oder grau!« Karl Glaser.

Österreich.

Am 18., 19. und 20. Mai findet in Wien ein Oesterreichischer Jüdischer Jugendtag statt. Die »Blätter aus der jüdischen Jugendbewegung« (R. Löwit Verlag) I. Jahrgang, Heft 3, schreiben darüber in zwei ausführlichen Beiträgen: »Seine Aufgabe ist, der kräftezersplitternden Isolierung unserer Jugend in unzählige kleine Vereine ein Ende zu machen und einen einheitlichen großen Verband jüdischer Jugendgruppen Oesterreichs zu begründen. Damit sollen Arbeitsmöglichkeit und Stoßkraft vervielfacht, die Voraussetzungen für ein wahrhaftes Gemeinschaftsbewußtsein und so der Rahmen für eine lebendige und starke nationaljüdische Jugendbewegung geschaffen werden. Was an Kleinlichem und Unwesentlichem uns bisher trennte, ist zu beseitigen, es gilt für Menschen, die stets die Gemeinsamkeit des Zieles betonten, auch die des Weges festzustellen. Die jüdische Jugend darf nach dem Kriege nicht die Fehler der Vergangenheit fortsetzen, sie muß in einer ihrer Aufgabe würdigen Verbundenheit ans Werk gehen!

Das unterzeichnete Komitee unterbreitet die folgende Tagesordnung: Samstag, den 18. Mai 7 Uhr adends: Großer Musikvereinssaal. Begrüßung des Jugendtages. Ansprache Dr. Martin Buber: Zion und die Jugend. 9 Uhr abends: Empfang der Gäste im Jüdischen Jugendheime, Obere Donaustraße 91. Sonntag, den 19. Mai. Vormittags-Sitzung: Beginn 9 Uhr. Großer Musikvereinssaal. Dr. Sieg-

fried Bernfeld: Programm eines Verbandes der jüdischen Jugend Oesterreichs. — Anschließend Generaldebatte. Nachmittags-Sitzung: Beginn 3 Uhr. Fortsetzung der Generaldebatte. Montag, den 20. Mai. a) Ganztagswanderung in den Wienerwald. b) Für die Delegierten der Jugendgruppen: 9 Uhr früh im Jugendheime: Konstituierende Generalversammlung des Verbandes. Wanderer und Delegierte treffen sich am Nachmittag. (Näheres über Zeit und Ort der Treffwanderung wird noch bekanntgegeben.) 8 Uhr abends: Abschied im Jugendheim.

Die Leitsätze des Programmreferates gehen den einzelnen Jugendgruppen zur Diskussion und Stellungnahme zu. Wir bitten alle, an der Vorbereitung der Tagung mitzuwirken, Anregungen zu geben und uns auf die in Betracht kommenden Vereine und interessierte Einzelpersonen aufmerksam zu machen. Die Freunde im Felde sind auf den Jugendtag hinzuweisen, damit sie nach Möglichkeit ihren Urlaub danach einrichten können, ihre Adressen brauchen wir für Zusendung der Blätter und Fühlungnahme. Rechtzeitige Anmeldungen zum Jugendtag sind wegen Vorbereitung von Quartier und Verpflegung notwendig. Wir bitten, recht bald mit uns in Fühlung zu treten. Die Zuschriften gehen an »Jüdisches Jugendheim«, Wien, II. Obere Donaustraße 91 und sind zur besseren Regelung der Korrespondenz mit dem Vermerk »Jugendtag« zu versehen.

Für das vorbereitende Komitee für den Verband Jüdischer Jugendgruppen Oesterreichs, Dr. Siegfried Bernfeld, Richard Ginsberg.«

Menschen. Bücher. Bewegungen.

J. G. Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Wenn die jüdische Bewegung mehr sein soll als die Vermehrung der vielen Nationalismen um einen neuen, wenn sie eine Kraft in der Menschengeschichte werden will, so muß ihr eine jüdische Weltanschauung als Ziel vorschweben. Nicht etwa — hüten wir uns vor diesem Mißverständnis, das uns zurückwürfe! — eine Weltanschauung im Sinne einer Summe von Glaubensartikeln. Diese enge, dogmatische, beschränkt-geistige Basierung des Judentums will ja gerade der jüdische Nationalismus bekämpfen, darum legte er im Anfang so großes Gewicht darauf, wir seien »Volk« und nicht »Konfession«, und wir könnten glauben, was wir wollen und seien dennoch Juden. Die jüdische Weltanschauung, welcher vielmehr unser Nationalismus zustreben muß, wird befreit sein von Formeln und wird dennoch da sein. Wir werden Verschiedenes glauben und dennoch wird am Grunde aller Verschiedenheit die Einheit sein: eben die jüdische Art, sich mit der Welt auseinanderzusetzen. Welches wird diese Art sein? Wir ahnen sie nur, wir fühlen die Einheit unserer Geistesgeschichte von Moses bis zum Baalschem. Aber sie ist uns zunächst nur erst Geschichte. Töricht zu glauben, wir könnten in einer Art geistigem Kopfsprung zu ihr zurückkehren. Wir sind Menschen dieser Zeit und können nur über sie und durch sie hindurch uns unser Judentum neu erwerben. Diese unsere Zeit stürmt auf uns ein, hämmert am Tor unseres Herzens ohne Unterlaß. Ergeben wir uns ihr, so sind wir verloren. Scheiden wir! Die Einheit junger jüdischer Menschen aller Länder soll sich nicht zum mindesten in der Selektion äußern, welche sie am Leben der Gegenwart vornehmen. Es wäre nicht die geringste Aufgabe einer geistigen Führung der jüdischen Erziehung in der ganzen Welt — wenn wir sie hätten! —, daß wir Juden uns allüberall am selben Menschheitsgeiste bilden. In einer solchen Führerberatung — wenn sie bestände! — müßten wir

deutsche Juden unseren Freunden auf der ganzen Welt sagen: Sorget, daß der deutsche Geist den Juden durch die Werke J. G. Fichtes vermittelt werde.

Was kann uns Fichte sein? Der Grundzug seiner Persönlichkeit und seines Werkes ist der Glaube an den Geist, nur an den Geist. Alles andere, Reichtum, Macht, ist nichts, Schatten des Schattens. Muß ich erst zitieren: »Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern allein durch meinen Geist!« um die Wesensverwandtschaft zu bezeugen? Ist nicht unser ganzes Schicksal mit dem des Geistes in der Welt verbunden? (Hehrstes Privileg unserer Geschichte!) Solange ein Volk an die Macht des Toten glaubt, an Besitz, an Waffen, solange sind wir unter ihm verloren. Beginnt es einzusehen, daß nicht Schätze, Bergwerke, Häfen, Fabriken, sondern allein der Sinn entscheidend ist, in welchem der Besitz verwaltet wird, beginnt sich das Volk vom Toten dem Lebendigen zuzuwenden — dann hat auch unsere Stunde geschlagen. Und unseres Volkes inneres Schicksal — ist es nicht ein ewiger Kampf des Lebendigen gegen das Tote, das uns in tausend Gestalten immer wieder zu unterjochen droht? Herzl am fünften Kongreß: »Sie meinen, im Anfang war das Geld. Nein: im Anfang war die Idee!«

Das sind nun schöne, berauschende Worte, aber nun ihre furchtbare Wirklichkeit tragen! Etwa im Augenblick, wo das Kapital seinen Einzug in Palästina halten wird — da dennoch an die Idee zu glauben — da wird es sich zeigen! Oder: Fichtes unvergessenes Beispiel: Das deutsche Volk besiegt, geschlagen, gedemütigt. Da steht Fichte auf, das Volk zu erheben und spricht den, kleinen Hirnen unfaßbaren, Satz aus: »Eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich, als das einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe.« Welches Vertrauen zum Geiste, welche Geduld, welche Hoffnung auf Gottes langsam mahlende Mühlen!

Diese Sicherheit, daß die Welt nichts ist als Geist, ist Fichtes Religion. Hier nur einige Worte, die das Verständnis der schwierigen 3. und 7. »Rede« erleichtern sollen. (Wer die »Reden an die deutsche Nation« zum erstenmal liest, überschlage diese, für Fichtes Philosophie allerdings sehr wichtigen beiden Reden, wie denn überhaupt, wer in das Verständnis Fichtes eindringen will, sich durch die Schwierigkeit, ja Unverständlichkeit einzelner Stellen nicht abschrecken lassen darf.) Für Fichte lebt in der Welt nur das eine: die Liebe, die die Offenbarung Gottes ist. Sie lebt im Menschengeschlecht, gewissermaßen aufgeteilt auf die einzelnen Menschen. Diese Liebe offenbart sich in uns als Trieb, Erkenntnistrieb, Schaffensdrang. Dieser Trieb ist unser wie der Welt wahres Wesen. Die Welt aber, an die sich der schaffende Trieb wendet, die er verändern, umgestalten will, ist nur ein Schatten, Schatten zu seinem Licht, sie ist nur aus dem Trieb herausprojiziert, für sich ist sie gar nicht, so wenig etwa, als in der Physik die Kraft der Trägheit eine wirkliche Kraft ist. Nicht die Welt ist, sondern allein mein Wille, sie zu gestalten, ist. Hört dieser Drang nach Gestaltung auf, dann glaube ich an das caput mortuum, die Welt, den Besitz und bin dem Toten verfallen.

Das Tote, bloß Besessene, nicht Gelebte ist unser Urfeind, die im Zögling zu entwickelnde, schöpferische Tätigkeit des geistigen Bildens darum für Fichte der Eckstein der Nationalerziehung. (»Nationales Erziehungsideal«: haben wir auch nur den Begriff erfaßt?) Um dieser geistigen Bildnertätigkeit willen, welche die Erziehung erreichen muß, wendet sich Fichte dagegen, daß man mit dem Lesen und Schreiben beginne — Hilfsmittel der Trägheit, die an die Stelle lebendiger Erfassung treten —, eifert er gegen das Gedächtnis. Daß das Schlagwort »Jüdische Geschichte lernen«

verfehlt ist, wird sich dem jüdischen Leser der »Reden« sofort aufdrängen. Nur lebendig besitzen! Unser Verhältnis zum Hebräischen prüfe man unter dem Eindruck der vierten Rede. Fichte führt aus, daß das Denken in einer gelernten Sprache die geistige Entwicklung unterbindet, weil der Weg vom sinnlichen Bild zur übersinnlichen Bedeutung nicht erlebt ist, die Sprache also dem Sprechenden noch tot bleibt. Daß hier Gefahren für uns bestehen, muß zugestanden werden (schwerlich im selben Maße für die Ostjuden, welche ihre Ausdrücke für Abstraktes zum großen Teil aus dem Hebräischen herausgebildet haben). Wenn höhere Gründe dennoch die Rückkehr zur tot gewesenen Sprache gebieten, so genügt eben nicht das Lernen: ein inniges Leben mit und in der Sprache wird erfordert.

Vieles andere für uns Lehrreiche wird der Leser der »Reden« auf jeder Seite finden. Heute, wo die Gestaltung der wirtschaftlichen Zukunft und Gesellschaftsordnung Palästinas für uns aktuell ist, mögen von uns auch die (im deutschen Volk ungehört verhallten) Worte gehört werden, mit denen Fichte in den »Reden«, wie vorher im »geschlossenen Handelsstaat« vor dem Eindringen der »Weltwirtschaft« nach Deutschland warnte.

Wichtiger aber als alles einzelne ist, daß wir uns die Grundlage des Fichteschen Volksbewußtseins zu eigen machen, das eben aus seinem Glauben an das Unsichtbare, an den Geist entspringt: das Volk ist nichts, wenn es nicht Hülle des Ewigen. ist, eine Gesellschaft von Menschen, welche »unter einem besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht«.

Hugo Bergmann.

Rundschau.

Gartenstadtbewegung.

Ein paar tausend Häuser, die halbversteckt in Gärten und Parks liegen, ein paar Dutzend Fabriken, an der Ortsperipherie so gelegen, daß der herrschende Wind nicht die Verpestung der Luft gestattet, ein paar Quadratkilometer Äcker und Wiesen, rings um die Gemeinde, um sie mit Gemüse, Obst, Milch, eventuell auch mit Fleisch und Brotfrucht zu versorgen, Häuser, Gärten, Parks, Äcker, Wiesen im genossenschaftlichen Besitze aller Ortsbewohner, dem Handel und der Spekulation entzogen: das sind die Grundelemente, die eine menschliche Ansiedlung zur Gartenstadt machen.

Ruskin hat sie als Ethiker und Kunstfreund gefordert, William Morris in seinem Zukunftsroman »Kunde von Nirgendwo« mit dichterischer Phantasie geahnt, Ebenezer Howard aber hat sie vor zwei Jahrzehnten in seinem Buche »To-morrow« erstmals genau im Plane entworfen, psychologisch tiefer motiviert und wirtschaftlich sicher fundamentiert.

Zwei unverlierbare Unterströmungen unserer heutigen Kultur haben sich in der Gartenstadtbewegung vereinigt: das Rousseau'sche Streben nach »Rückkehr zur Natur«, das eigentlich nichts anderes als eine Sehnsucht nach Befreiung von großstädtischer Unkultur bedeutet und das sozialistische Gerechtigkeitsstreben, das die gewaltigen Wertsteigerungen des städtischen Bodens und seiner Gebäude nicht den Einzelnen, die daran kein Verdienst haben, sondern der Gesamtheit zuführen will.

Die ersten Pläne Howards dachten sich die Gartenstädte schematisch als kreisrunde Gebilde, zu Hunderten und Tausenden über das Land verstreut, als neue Kulturzentren, geeignet, die Menschen von den heutigen Großstädten, aber auch vom flachen Lande zu ihnen abwandern zu lassen. Radiale und konzentrische Straßen zerlegen die Stadt in Sektoren und Zonen. Ein Bahn-

schienenstrang umläuft die äußerste Zone dort, wo die Stadt an den eigenen landwirtschaftlichen Gürtel grenzt, führt an den Fabriken vorüber — zur nächsten Gartenstadt. Keine derselben größer als 60.000 Einwohner, normaler Weise überhaupt nur für 30.000 Menschen gedacht.

Für das Gesundheitliche ist reichlich gesorgt. Im Stadtzentrum ein großer Park als Luftreservoir, Promenade und Spielplatz, der es allen Gartenstädtern erlaubt, in wenigen Minuten Ozonatmosphäre zu erreichen. Um den Zentralpark die öffentlichen Gebäude: Rathaus, Museen, Theater, Bibliotheken etc. Dann ein paar Zonen kleiner Einfamilienhäuser, jedes mit ein paar hundert Quadratmetern Gartenland umgeben, das groß genug ist, um den Kindern ein sicherer Spielplatz, den Erwachsenen ein abgeschlossener Erholungsort, der Hauswirtschaft ein Gemüse- und Obstlieferant zu sein. Anschließend ein großer Parkgürtel, in dem die Schulen und Erziehungsanstalten stehen, dann wieder ein paar Zonen von Einfamilienhäusern. An der Peripherie — sinngemäß verteilt und gesondert — die Krankenhäuser, Fabriken, Lagerhäuser, Bahnhöfe. Um das Ganze als neues Luftreservoir und als landwirtschaftliche Zone: Felder, Wiesen, Weiden, Haine.

Die Stadt ist im Besitze der Gartenstadtgenossenschaft, die mit der Stadtgemeinde identisch ist, in der jeder Einwohner Genossenschafter ist. Seine Mitgliedschaft sichert ihm den dauernden Besitz eines Hauses, einer Wohnung, eines Gartens. Kauf, Verkauf, Spekulation mit Boden und Gebäuden sind hier unbekannt. Jeder zahlt seine Miete an die Genossenschaftskassa. Wertsteigerungen, zu denen alle beigetragen haben, kommen auch in den Erhöhungen der Miet- und Pachtpreise, die die Genossenschaft beschließt, zum Ausdruck. Die Gesamtheit ist es, die von den Überschüssen profitiert, die dann zum Bau und zur Erhaltung unentgeltlicher Theater, Badeanstalten, Volksheime, Sportplätze, Kinderheime usw. verwendet werden, zum Bau all jener Einrichtungen, die den Menschen aus dem Reiche der Notdurft ins Reich der Freiheit und des Überflusses heben. Die Phantasie, der Eigenart der Bewohner ist hier jeder Spielraum gelassen und reichliche Mittel stehen durch diese Wertsteigerungen zur Verfügung.

Die ausgeführten Gartenstädte sind natürlich vom Schema weit entfernt — glücklicherweise. Überall z. B. hat man sich im Grundplan dem Terrain angepaßt und dadurch reizvolle Variationen des ursprünglichen Gedankens geschaffen. Da übrigens die Gartenstädte das ständige Versuchsfeld der Städtebauer und Architekten, der Volkswirtschaftler und Sozialreformer, der Ethiker und Künstler, der Hygieniker, Pädagogen und Reformer aller Art geworden sind, war eine Monotonie nicht zu befürchten, eher das Gegenteil. Letchworth, Hampstead, Ealing, Hellerau, Gronauer Wald und wie die zwei Dutzend Gartenstädte und Gartenvorstädte sonst heißen, stellen jede für sich eine andere Welt im kleinen vor. Schlimmer war es schon, daß man bei der ökonomischen Fundamentierung (wegen der Gelderauftreibung) Kompromisse mit der Gegenwart schließen mußte. Aufgabe einer weitausholenden, prinzipientreueren Jugend wird es sein, diese Klippen des wirtschaftlichen Lebens tapferer und ausharrender zu umschiffen und nicht auf der nächsten Sandbank zu landen.

Immerhin, was erreicht wurde, mitten im heutigen kapitalistischen Wirtschaftsleben erreicht wurde, ist schon über alle Maßen groß. Es wurden Siedlungsformen geschaffen, die nicht wie die heutigen Städte ein steinernes Meer mit wimmelnden, zusammenhanglosen Menschen darstellen, sondern lebendige Organismen. Die Menschen wissen dort, daß sie einer Gemeinde angehören, durch einander und für einander leben und wirken, im städtischen Ganzen arbeiten und durch dasselbe in ihrer Individualität gesteigert werden, bei der Ausgestaltung der städtischen Eigenart mitbestimmen dürfen .... kurz, daß die Stadt und

deren Entwicklung ihr gemeinsames Werk ist, daher überall ein inniges, verständnisvolles und aufopferndes Zusammenarbeiten aller und insbesonders der schaffenden Geister in den Gartenstädten. Die heutige Großstadt aber ist eine kulturell, ethisch und ästhetisch bedeutungslose Menschenmasse, kein Ganzes, sondern ein Auseinanderfallendes.

Immerhin, so anfanghaft und kompromißvoll alles Bisherige in der Gartenstadtbewegung ist, das Erreichte ist schön und hoffnungsvoll. Eine Anzahl Siedlungen sind geschaffen, in denen die Menschheit bereits einen neuen Geist zu atmen beginnt. Der Betretende fühlt: Hier ist ein neues Zeitalter im Anbrechen. Überall hat sich hier ein neuer Geist neue Lebensformen geschaffen: nirgends z. B. Reklameplakate und sonstige aufdringliche Suggestivität, nirgends unnützer Lärm, keine Armen und keine Bettler, obwohl die Gartenstädte für alle Klassen und Stände gedacht sind (was schon daraus erhellt, daß sich in den deutschen Gartenstädten die Jahresmiete pro Häuschen mit drei Zimmern, Küche, Bad, Garten etc. auf zirka 300·— Mark beläuft). Überall gemeinnützige Einrichtungen, überall die wichtigsten Errungenschaften der Technik und der Ökonomie.

Die Gartenstädte sind Siedlungen von Menschen, denen das Leben in der Großstadt zu ungesund, häßlich, freudelos, passiv, naturfern und ungerecht geworden ist. Eine Flucht aus tiefster Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Leben, unternommen aus der Unmöglichkeit heraus, in den großen Städten weiterleben zu können.

Gegenüber den alten, durch Willkür, dumpfen Zufall und Korruption großgewordenen Städten, die anarchisch wachsen und verfallen, stellen sie den jugendlichen Typus menschlicher Ansiedlung dar, entstanden aus einer straffen, organischen Realisierung der Bedürfnisse des Geistes, der dem Leib selbst noch seine Lebensformen vorschreibt. Man vergesse aber nicht: die Initiatoren stellen immer nur die Kader der neuen Gartenstadt dar. Die große Menge der zuziehenden Bevölkerung ergänzt sich aus den Abwanderern überfüllter Nachbarstädte, aus den Arbeitern der aufs Land wandernden Industrien, aus den Abwanderern vom flachen Lande, die in der Stadt Brot und Anregung suchen. Alle diese gilt es mit starkem Geiste zu durchdringen und so ein genossenschaftliches und kulturelles Ganzes zu schaffen.

Die Gartenstadt hat die Tendenz, immer höhere Synthesen aus sich heraus zu schaffen. Alles, was zur Erhöhung der Menschheit oder der Menschlichkeit beiträgt, sucht Eingliederung in ihr System oder wird es suchen: Landerziehungsheime, Freie Schulgemeinden, Montessori-Schulen, Dalcrozeschulen, weltliche Klöster, Produktiv- und Konsumgenossenschaften. Kurz alle Ausdruckformen einer neuen Zeit. So wachsen die Gartenstädte ganz von selbst, organisch, zu immer umfassenderen, integraleren Siedlungen, die alle Seiten des sich neugründenden Lebens einschließen und werden denen zu hoffnungsvollen Eilanden, denen die Gegenwart eine schmerzliche Unerträglichkeit geworden ist. Den Geistern, die nach Verwirklichung ringen, ist hier mitten in einer anscheinend trostlosen Zeit ein Weg gewiesen, ein Boden für das Tun gegeben und ein Ausweg gezeigt, aus der Gegenwart auszutreten und dadurch in die Zukunft zu schreiten, daß man allerorten, an möglichst viel Punkten zugleich in sie hineinzuschreiten beginnt.

Max Ermers.

Literatur.

E. Howard: Gartenstädte in Sicht (Verlag Diedrichs, Jena).

Hans Kampffmeyer: Die Gartenstadtbewegung (Verlag Teubner).

Aus englischen Gartenstädten (Verlag Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft).

Berlepsch-Valendàs: Die Gartenstadtbewegung in England (Verlag Oldenbourg, München).

Krapotkin Peter: Landwirtschaft, Industrie und Handwerk oder die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft, körperlicher und geistiger Arbeit (Renaiss.-Verl.).

Gartensiedlung Gronauer Wald.

Die deutsche Gartenstadtbewegung. Zusammenfassende Darstellung.

Zeitschrift: Die Gartenstadt.

Muthesius, Dernburg etc. Die Bedeutung der Gartenstadtbewegung.

Aus der Korrespondenz des Herausgebers.

F. S. im Felde. Gewiß, Sie haben Recht, und wenn ich den Unterton richtig spüre, so sagen Sie es mit eben der kalten Ruhe und Selbstverständlichkeit der vollen Erkenntnis, mit der ich selbst es empfinde: der Mensch ist einsam: in allem Letzten und Entscheidenden allein mit sich und seinem Gott — wie Sie wohl sagen würden. Gemeinschaft ist beglückendes Erlebnis, es reicht aber nicht zu tief in das Eigentliche hinein. Man mag sich darüber täuschen, man mag darüber dichten wollen: es bleibt als Realität. Und trägt vielleicht gar nicht den Willen zur Aufhebung in sich. Ich glaube, ganz drinnen in uns wollen wir gar nicht mit anderen gemein sein.

Aber was hat die Frage nach Gemeinschaft, ihrem Wert, ihren Möglichkeiten mit Assimilation und Volk zu tun? Die jüdische Nation ist doch keine Gemeinschaft, und kann auch nie eine werden. In ihm ist Raum für die ganze Mannigfaltigkeit möglicher Gemeinsamkeiten. Es ist mehr als ein enger Bund. Wem Gemeinschaft fraglich wurde, dem kann diese Tatsache beim nationalen Bekenntnis nicht stören Aber es mag ihm ein anderes bedenklich erscheinen, das Sie nur andeuten, aber doch wohl meinen: Wenn es Gemeinschaften, Bünde von Menschen gäbe, dann wären sie die einzigen belangvollen Untergruppen der Menschheit, da sie nicht sind, jedenfalls die Nation kein solcher Bund ist, so bleibt der Einzelne unvermittelt in die Menschheit eingestellt. Und mit diesem Bedenken habe ich fertig zu werden. Ich gehe aus von einem bestimmten Bild des Menschen. Und ich frage mich, ganz einfach, empirisch, psychologisch, was stört und was fördert den Einzelnen, dies Menschenbild in sich zu verwirklichen, solcher Mensch zu werden? Da nun ist mir eins unaussprechlich klar: Der Mensch hat Sinn, Schönheit, Wert nur unter Menschen, nur in der Gruppe. Nur das erscheint mir endgültig bezeichnend für einen, wie er mit seinen konkreten Mitmenschen, wie er für die Gesamtheit von ihnen ist. Dies freilich normiert nur ein Gefühl und ich kann nichts anderes tun, als versuchen, es Ihnen zu formulieren. In seinem wesentlichen Kern sei der Mensch einsam, wenn Sie es so ausdrücken wollen: unbedingt von der Menschenschaft um ihn, aber in der großen breiten Sphäre der Ausstrahlungen und Auswirkungen dieses Kerns, sei er bedingt, innig verwoben, aufgelöst beinahe in seine Menschenumwelt, für deren Gesamtheit. Und nun bitte ich Sie, lassen Sie alle Philosophie, alle Spekulation, und schauen Sie den assimilatorischen Juden an, sehen Sie mich an, sich selbst vielleicht, uns alle, versuchen Sie das Gesehene zu empfinden! Sind diese Menschen nicht beinahe das Gegenbild des Verlangten? Sind sie nicht gerade in dem, was ihr wesentlicher Teil sein sollte von außen bedingt, nur von der Menschenumwelt bestimmt? Und wenn einer den Willen nach sich selbst fühlt, wirkt er ihn nicht in grotesker Verwirrung gerade in dem, eigensinnig, eitel, verzerrt, eigenbrödlerisch aus, was das schlechthin »Ichfreie« sein sollte, in seinen Beziehungen zu Menschen, in seiner geglaubten Mission ihnen gegenüber? Haben wir nicht alle in unserer Produktivität, unserer Geschäftigkeit, unserem Retten-, Helfen-, Wirken-, Verändern-wollen den Geruch des Hysterischen? Fühlen Sie das alles nicht auch irgendwie krank,

abgelenkt, durch und durch bedenklich und zudem fürchterlich unfruchtbar? Ich empfinde diesen Typus des Juden, und es ist ein jüdischer Typus, als das Gegenbild des Menschen, als Unmenschen. Wenn er hundertmal mit großen Lettern »Ziel« vor seine Aufrufe setzt, er ist im tiefsten Grund ziellos, grenzenlos, aber ganz ohne Größe, darum ungestaltet. Und also n i c h t s.

Wie soll man von Menschheit sprechen, an sie glauben, solange hunderttausende von Menschen s o sind, notwendigerweise so sein müssen? Also zunächst einmal müssen die sozialen und psychischen Bedingungen geschaffen sein, die jedem Menschen m ö g l i c h machen, zu werden, was Sie, was ich ihm wünsche. Nun scheint mir, als wäre die psychische Situation des assimilatorischen Juden eine solche, die es fast notwendigerweise verhindert. Er sei Kaufmann, Arzt, Jurist, Lehrer, Arbeiter oder Schriftsteller — immer findet er sich mit seinem Wirken isoliert, weder in einer Gruppe, noch für sie tätig, so bleibt ihm nur eins: sich selbst als Ziel, Wert und Ende zu begreifen. Dabei ist der Tatbestand noch zu gut ausgedrückt, denn in Wahrheit handelt es sich ihm nur um sein Wohlergehen. Legion sind solche Personen auch bei den Mitgliedern organischer Gruppen, aber diese haben Möglichkeiten anderer, höherer Art, die assimilatorischen Juden haben sie nicht. Wenn sie aber der Wille zum altruistischen Leben, d. h. zum Tun und Wirken erfaßt, so müssen sie maßlos und abstrakt werden. Das aber ist nur dann ohne Verzerrung des Menschenbildes möglich, wenn es mit wahrer Größe verbunden ist. Einzelne wirken für die Menschheit. Aber das ist Ergebnis und nicht Absicht. Wo diese als Absicht am Anfang steht, ergibt sich der Typus, den wir so gut kennen, und so wenig lieben: die vermeintlichen Genies. Figuren von trauriger Lächerlichkeit. Und wäre solches Ausgreifen, solches die Menschheit umfassen wollen, wenigstens erflossen aus Kraft, innerer Notwendigkeit, ungebändigtem Willen — aber es kommt doch nur aus Not, nur deshalb, weil der Weg in die einfache Begrenzung, ins natürliche, anonyme Sein und Wirken verschlossen ist und jener andere, Größe, Kraft usw. zur Voraussetzung hat. So wird die Voraussetzung sich selbst und anderen vorgeschwindelt. Vielleicht wird das alles Ihnen sehr bürgerlich und beschränkt vorkommen, ich meine, der erwachsende Mensch muß sich klar werden über das Maß, über die Reichweite seiner Kräfte, und wenn er sich sagt, daß ihm nicht letzte Größe beschieden ist, so finde er sich zur einfachen, anständigen und ehrlichen Arbeit. Diese aber kann nur vollkommen werden, wenn sie einen Sinn, eine Beziehung auf die Menschheit hat, in ihrem Begriff jedoch liegt innen, daß nur ein kleiner Teil der Menschheit umfaßt werden kann: die Gruppe. So gilt ihr »derber Einwand« nicht: Geduld. Die Assimilatorischen werden den Weg in die deutsche Gruppe langsam finden und dann menschenwürdig werden. Denn hier gilt kein Zahlenrechnen. Wenn auch nur ein Mensch unmenschlich ist, so ist die Menschheit nicht realisiert. Und wer sagt Ihnen, daß es sich nur, nur! um die 100.000 deutsche Juden handelt. Es sind 14 Millionen, die vor diesem Schicksal stehen. Aber wenn es nur 100.000 wären, ich bin darunter, so d a r f ich keine Geduld haben. Ich glaube nach diesem langen Umweg ist Ihre erste Einwendung leicht beantwortbar — soweit Sie nicht überhaupt unbestreitbar Richtiges gesagt haben, oder soweit ich mir selbst schon im klaren zu sein einbilde —. Wo ist die Grenze zwischen Deutschen jüdischer Abstammung und dem Assimilanten? Die Grenze ist scharf, nicht fließend: So einer anonym, natürlich in der deutschen Gruppe wirkt, für sie wirkt, mit ihr verwoben, von ihr im Strahlungskreis seiner Person bedingt, in seinem wesentlichen unbedingt und dennoch ein Ganzes ist, so i s t er assimiliert. Wo nicht, dann ist er Assimilant, einerlei ob ein Quentchen fehlt oder alles. Die Grenze ist haarscharf, es gibt nur Schmuggler, die umso weniger gefangen werden, als die Wächter oft genug ihre Brüder sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer P r ä g e r, Wien, I. Fleischmarkt 1. Für Deutschland: Dr. Max M a y e r, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. L ö w i t, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

Jüdisch leben.

Zwei Gespräche.

II.

Der Knabe: Ich habe viel darüber nachgedacht, wovon wir neulich sprachen. Und ich weiß nun, es ist doch kein Unding, daß ich jüdisch leben will — obwohl ich es nicht von selbst tue.

Der Führer: Woher weißt du es?

Der Knabe: Ich denke mir, wenn ich allein es wollte,. wenn ich für mich allein es wollte, dann wäre es ein Unding, aber . . .

Der Führer: Aber du willst es mit einer Gemeinschaft und für eine Gemeinschaft.

Der Knabe: Du sagst es doch nicht ganz so wie ich es mir denke. Ich denke mir, ich will es wohl für mich, aber das ist ein anderes Mich als was ich sonst so nenne, ein . . . ein größeres . . . und da drin bin ich nicht allein . . . aber du kannst mich nicht verstehen.

Der Führer: Doch, ich verstehe dich. Rede nur weiter.

Der Knabe: Also da ist etwas, was nicht von selbst jüdisch lebt . . . weil es nicht von selbst lebt . . . man muß ihm von selbst leben helfen . . . man muß ihm leben helfen . . . das ist kein Unding . . . man kann helfen . . .

Der Führer: Ist das etwas drinnen in dir, dem du helfen willst, oder draußen?

Der Knabe: Drinnen und draußen. Weißt du, wie ich das dachte . . . wie ich das fühlte . . . kam es mir gar nicht so vor, als ob das Drinnen was anderes wäre als das Draußen. Einen Augenblick lang kam es mir ganz und gar nicht so vor.

Der Führer: Und da, diesen Augenblick lang, Junge, lebtest du jüdisch.

Der Knabe: Meinst du, weil ich . . . weil ich da mit dem Volke verbunden war?

Der Führer: Ich meine das, und ich meine noch Größeres. Aber laß uns vorerst von dieser Verbundenheit reden. Du warst einen Augenblick lang mit dem Volkstum verbunden, nun sollst du aus diesem Augenblick dein Leben bauen.

Der Knabe: Wie kann ich das?

Der Führer: Du mußt das Draußen zu einem Drinnen machen, dann wirst du wissen, wie du helfen kannst, wirst wissen, was du zu tun hast, was du Besonderes zu tun hast.

Der Knabe: Womit soll ich beginnen?

Der Führer: Hast du noch niemand darnach gefragt?

Der Knabe: Doch.

Der Führer: Und was wurde dir geantwortet?

Der Knabe: Ich sollte Hebräisch und jüdische Geschichte lernen.

Der Führer: Genügt dir die Antwort nicht?

Der Knabe: Nein.

Der Führer: Und doch gibt sie dir einen Anfang an. Nur mußt du

dabei stets dein Herz daran wenden, daß du das Draußen zu einem Drinnen machen willst.

Der Knabe: Erkläre es mir.

Der Führer: Du hast hebräisch gelernt. Was weißt du davon?

Der Knabe: ... Worte ... Sätze ... Verse ... Geschichten ... Gedichte ...

Der Führer: Sind sie dir alle wirklich ein Drinnen geworden?

Der Knabe: Was ich davon lieb habe, ja.

Der Führer: So sehr wie ... welches ist dein liebstes deutsches Gedicht?

Der Knabe: Wanderers Sturmlied.

Der Führer: So sehr wie Wanderers Sturmlied?

Der Knabe (schmerzlich): Nicht so sehr.

Der Führer: Und die Sprache selbst, ist sie dir ein Drinnen geworden?

Der Knabe (nach einer Pause): Nein.

Der Führer (bleibt stehen, sieht dem Knaben in die Augen): War es dir nicht bisher beim Lernen so, als seiest du hier und die Sprache irgendwo anders, du mitten im Geschehen und die Sprache etwas seit unvordenklichen Zeiten Fertiges, das du einfach annehmen, hinnehmen mußt, mit dem du dich abfinden mußt, weil es eben die Sprache deines Stammes ist?

Der Knabe: Wohl.

Der Führer: Und ginge es nicht an zu versuchen, nicht jetzt und nicht morgen, aber von jetzt an und immer stärker, dich mit der Sprache so abzugeben, als machtest du sie?

Der Knabe: Als machte ich sie?

Der Führer: Ja — als brächtest du diese Worte, diese Sätze, diese Verse aus deinem Innersten hervor, weil es nur in ihnen sich selber wahrhaft vernehmlich werden kann, als bildetest du diese spröden Laute mit Kehle und Lippen, weil sie nur an ihnen ihre lautbildende Kraft vollkommen auswirken können, als fügtest du den Bau dieser Wortfolgen in dieser und keiner anderen, dieser strengen und keiner milderen, dieser innigen und keiner lockrern Ordnung, weil du nur in ihr das Geheimnis deines Wesens selbsttätig betrachten kannst. Als ob ... nein, es ist kein Als ob. Wir beide waren dabei, als Wanderers Sturmlied gedichtet wurde, das wir so sehr lieben, wir waren beide dabei, als das Lied vom Schilfmeer gedichtet wurde, das wilde, urweltlich ferne Lied. Du hast an dieser Sprache gebaut und gemeisselt, zahllose Geschlechter lang, nun ruht all dessen Gedächtnis vergraben, verschüttet in deiner Seele — wenn du der Sprache als deiner Tat inne wirst, befreist du es. Dann erst kannst du wahrhaft erkennen, nach welchem Gesetz sie geworden ist, da du dieses Gesetz unaussprechlich in deinem Blute trägst, kannst mehr als ihren »Geist«, kannst mit deiner Seele ihre Seele erfassen. Magst du es versuchen, dich als den Urheber dieser Sprache zu fühlen, während du sie »lernst«, während du sie wiedererfährst, — dich zu fühlen: jenes größere Ich, von dem du gesprochen hast, jenes Draußen und Drinnen?

Der Knabe (nicht langsam, dann nochmals und entschiedener): Ich will es versuchen.

Der Führer: Und die jüdische Geschichte? Woran denkst du im ersten Augenblick, wenn du diese zwei Worte hörst?
Der Knabe (halb lächelnd, halb beschämt): Im ersten Augenblick? Voriges Jahr noch an ein Lehrbuch.
Der Führer (mitlächelnd, mit seinem guten Lächeln die Scham auslöschend): Und jetzt?
Der Knabe: An Begebenheiten ... an große Begebenheiten ... an große Menschen ... an Größe ... an Leid ... an Schicksal.
Der Führer: An wessen Schicksal?
Der Knabe: Des Volks.
Der Führer: Nicht an dein Schicksal?
Der Knabe: Ja ... auch an meins.
Der Führer: Du solltest nicht »auch« sagen müssen.
Der Knabe bleibt stehen, besinnt sich.
Der Führer (legt ihm die Hand auf die Schulter): Du müßtest die Geschichte der Juden nicht erfahren als etwas, das andern geschah, andern, wenn auch Nahverwandten, nicht als etwas, das einmal war und besiegelt ist, wenn es auch im Herzen fortlebt. Du müßtest die großen Begebenheiten ganz wirklich und unmittelbar als Begebenheiten deines Lebens erfahren, das Leid als dein Leid, die Größe als deine Größe ... und das Versagen als dein Versagen. Stelle dich nur ganz ein, halte nur nichts von deinem leibhaften Leben zurück, stelle dich nur ungeteilt in diese Menschen ein, von denen du gehört und gelesen hast. Du siehst ihr Tun und ihr Lassen von hinten, du mußt es von vorn sehen lernen, von da aus, wo Tun und Lassen noch ungeschieden in einem Herzen ruhen, das sich noch nicht entschieden hat, noch nicht zu entscheiden hatte, und wo auch das Schicksal somit noch nicht begonnen hat sich aus den Hüllen zu lösen, denn das Schicksal des handelnden Menschen ist nur die äußere Gestalt, die die Unwiderruflichkeit seiner Handlung annimmt. Du bist es, der nun zu wählen haben wird, du es, in dessen noch traumhaftem Leben sich Tat und Geschick bereiten — und der nun, eine Stunde später, beides gewählt und entschieden hat. Aber zunächst wird es dir schwer werden, das ganz zu umfassen. Du wirst es wagen, vor dem Volk am Fuße des Sinai zu wissen: »Das bin ich«, aber du darfst dich nicht weigern es auch vor dem Volk zu wissen, das das Kalb anbetet, nicht Elija allein, auch die Baalspriester bist du. So wirst du durch die Geschichte des Volks, durch die Geschichte deines Lebens gehen von Scheideweg zu Scheideweg, wirst dich entscheiden und dich gehen lassen, dich bewähren und versagen, und wirst über all das in dir selber Gericht und Reinigung halten, wenn Elija in dir wahrhaft den Baalspriestern obgesiegt hat, wirst aber auch erleben, daß die göttliche Gnade den Mann nicht von oben überkommt, sondern aus der Finsternis seiner Verstrickung durch Kampf und Selbsteroberung, Gericht und Reinigung sich bereitet, und daß die Bibel nicht umsonst den Brief an Urija und die Psalmen aus dem Herzen desselben Mannes hat werden lassen. Dies ist der Weg des Volkes, sein Aufstieg ist an seinen Fall gebunden, in den Tiefen seiner Ernie-

drigung entfacht sich die gewaltige Flamme seiner Entscheidung. Entscheidung: das ist der Augenblick der jüdischen Geschichte, in dem du lebst, durch die Jahrtausende wandernd in dem größeren Ich bist du bei dem kleinen Ich angelangt, das heute fünfzehn Jahre alt ist, und hier findest du als Aufgabe, als des Volkes und deine gegenwärtige Aufgabe wieder, was du dort als den innersten Vorgang erfahren hast: Jahwes Sieg über Baal — Kampf und Selbsteroberung, Gericht und Reinigung — Entscheidung.

Der Knabe: Schwer, schwer ist das . . . und wunderbar.

Der Führer: Du kannst mich noch nicht ganz verstehen, und doch will ich es dir in dieser Stunde sagen. Baal ist niemals ein Ganzes, Baal ist immer nur die böse Seite eines Dings, das Falsche, Widersacherische an einem Ding, das an ihm, was den Gang des Geistes hemmt. Zu Elijas Zeit war Baal die böse Seite der Natur, das an ihr, was den Menschen gierig und grausam macht, in unserer Zeit ist er die böse Seite der Gesellschaft, das an ihr, was den Menschen feig und verlogen macht. So ist es jetzt eine andere Entscheidung als damals, die gefordert wird, vom Volk und von dir.

Der Knabe: Ja, vom Volk und von mir.

Der Führer: Um aber des Sinns und des Umfangs, der Voraussetzungen und der Folgen dieser Entscheidung ganz gewahr zu werden, mußt du in lebendiger Gegenwart mit dem Volk zusammenwachsen. Du wirst das vorstellende und denkende Ich des Juden in der Sprache, das handelnde und leidende in der Geschichte entdeckt haben, du wirst in beiden deine Verbundenheit mit dem Judentum gefunden haben, aber noch hast du sie erst im Geist, und deine Verbundenheit ist vor den Augen der Forderung noch eine Einsamkeit und Abgeschlossenheit. So innerlich bereitet mußt du erst ins Volk gehen und mit ihm Gemeinschaft schließen, mußt, wie die Ordnungen der Sprache und der Geschichte, nun auch das ganze Chaos der jüdischen Gegenwart zu einem Drinnen machen. Das wird, so scheint es mir, die härteste Probe deines Lebens sein. Tausendfältige Niedrigkeit wird sich dir enthüllen: so denke du, daß der Messias unserer Sage als ein Bettler lebt, tausendfältige Entartung: so denke, daß er als ein Aussätziger lebt, tausendfältige Versklavung: so denke, daß er in Ketten lebt. Du darfst dich von dem Widersinn, der dich überfallen wird, nicht schrecken, nicht in deine Einsamkeit zurückjagen lassen. Du darfst dich nicht zu den Stillen und Reinen allein, zu den Treugebliebenen allein gesellen, du mußt dem Anblick und Anhauch des jüdischen Kriegsgewinners, des jüdischen Zeitungsmachers, des jüdischen Agenten der Gewalt standhalten; denn du weißt, daß der Aufstieg des Volkes an seinen Fall gebunden ist. Du darfst vor diesen Kalbsanbetern und Baalspriestern nicht wähnen: »Das bin ich nicht« — du mußt erkennen: »Das bin ich — das bin ich«, du mußt ihrer Finsternis das lichte Zeichen der Erlösung, den Davidschild, das Sinnbild des Überwinders entgegenhalten, du mußt ihnen sagen: «Brüder in der Schande, ich habe eure Verstrickung geteilt, ihr aber werdet meinen Kampf und meine

Selbsteroberung, mein Gericht und meine Reinigung zu teilen haben«. Ja, du hast recht: man kann helfen ... wenn man nur erst helfen wollen kann.

Dann aber, wenn dir dies Schwerste gelungen ist, auch noch diese ganze ungeheuerlich zerrissene Gegenwart zu einem Drinnen zu machen, wenn du die härteste Probe bestanden hast, wird dir nicht für einen entzückten Augenblick, sondern für die Wirklichkeit deines Lebens Drinnen und Draußen zur Einheit werden. Wer alle Kraft seiner Seele dransetzt, das Draußen mit all seiner Pein und seinem Widerspruch ins Drinnen aufzunehmen, das Drinnen mit all seinem Heil und seiner Forderung im Draußen zu verwirklichen — von dem darf gesagt werden, daß er jüdisch lebt. Denn der Kern des Judentums ist, dem Leben eines Volkes anvertraut, die Lehre der realisierbaren Einheit von Drinnen und Draußen. Martin Buber.

Vom Propheten Mose.*)

Zwei Geschichten, mitgeteilt von M. J. bin Gorion.

Am Brunnen

Unser Lehrer Mose hatte zur Gepflogenheit, einsame Stätten aufzusuchen, wo er mit sich selbst Zwiesprache hielt, und wo der Geist Gottes über ihn kam. Eines Tages ruhte er unter einem Baume, von dem in einiger Entfernung sich eine Quelle befand, und gab sich seinen Gedanken hin. Da sah er einen Mann an den Brunnen kommen und Wasser trinken und danach wieder seine Straße ziehen. Dem Manne aber war ein Beutel entfallen, und er hatte es nicht gemerkt. Nach einer Weile kam ein anderer Mann an den Brunnen, trank gleichfalls Wasser und sah den Beutel liegen. Er hob ihn freudig auf und setzte seinen Weg fort. Nach ihm machte ein dritter Wanderer Rast vor der Quelle, und der verweilte an der Stätte längere Zeit.

Unterdessen war der erste Mann des Verlustes gewahr und sprach bei sich: Gewiß hab ich den Beutel am Brunnen fallen lassen, als ich mich bückte und Wasser trank. Und er lief behend zurück und sah da einen Mann rasten. Er fragte ihn: Was machst du hier? Der Angesprochene erwiderte: Ich bin müde und ruhe hier ein wenig, ich habe hier etwas gegessen und getrunken und nun will ich meine Straße weiter ziehen. Da sprach der Mann, der das Geld verloren hatte: So hast du wohl meinen Beutel gefunden, den ich hier habe liegen lassen, es kann kein anderer gewesen sein als du, denn es ist erst eine Weile her, daß ich ihn verloren habe. Der Beschuldigte antwortete: Freund, ich habe fürwahr deine Börse nicht bei mir, zeihe mich nicht zu Unrecht des Raubes. Ist es erst kurze Zeit, daß dir dein Geld abhanden gekommen ist, so kann es nicht

*) Aus dem dritten Teil der Sammlung »Der Born Judas«, der demnächst im Insel-Verlag zu Leipzig erscheint.

hier gewesen sein, suche es also anderswo. Oder du hast am Ende gar nichts verloren, dann geh weiter, wo du hinwillst. Und die beiden Männer zankten miteinander und hieben aufeinander ein. Da erhob sich der Prophet und wollte sie trennen, ehe er aber hinzugekommen war, hatte der Mann, der das Geld verloren, den andern erschlagen und war davongelaufen.

Da war Mose voll Barmherzigkeit über den, der ohne Schuld den Tod erlitten hatte, und es nahm ihn wunder, daß unser Herrgott solche Dinge geschehen läßt. Er sprach: Herr, von dreierlei ungerechten Taten war ich eben Zeuge. Du hast fürs erste zugegeben, daß einer um seine Habe gekommen ist, du hast fürs zweite zugelassen, daß einer, dem sie nicht gehörte, sich an ihr erfreut hat und von niemand in ihrem Besitz gestört wurde, du hast fürs dritte nicht verhindert, daß einer, der nichts verbrochen hat, getötet worden ist. Und dessen nicht genug, mußte noch der Mann, der den Verlust erlitten hat, zu einem Mörder werden. So kläre mich denn auf, allmächtiger Gott, wie die Geschehnisse zu verstehen sind. Da erwiderte der Herr seinem Diener Mose und sprach: Du wähnst, mein Handeln sei verkehrt, und so dünkt manches, was ich tue, den Menschen wunderlich, denn er weiß nicht, daß alles seinen Grund und seine Richtigkeit hat. Du sollst nunmehr erfahren, daß der, der den Beutel verloren hat, wohl selber redlich war, daß sein Vater aber dieses Geld geraubt hatte. Der damals Bestohlene wiederum war der Vater des Mannes, der den Beutel gefunden hat. Also fügte ich, daß der Sohn des Eigentümers zu seinem rechtmäßigen Erbe gelangte. Von dem, der erwürgt worden ist, soll dir offenbart werden, daß er des Diebstahls zwar nicht schuldig war, daß er aber einst, es ist lange her, den Bruder des Mannes, der ihn jetzt umgebracht, erschlagen hatte. Die Mordtat hatte keine Zeugen gehabt, und das Blut des Getöteten blieb ungerächt. Also ließ ich es geschehen, daß der Mörder von dem Bruder seines Opfers verdächtigt und totgeschlagen worden ist. Und so lasse ich so manches in der Welt sich zutragen, was der Mensch nimmer verstehen kann. Keiner kann meine Wege erforschen, und ihr mögt oftmal nicht begreifen, warum es zuzeiten dem Frevler wohl, dem Gerechten aber übel ergeht.

Diese Erzählung steht im »Buche der Geschichten« geschrieben.

Das Bildnis.

Als Mose Israel aus dem Lande Ägypten geführt hatte und die Kunde davon zu den Völkern gedrungen war, erfaßte sie Furcht und Staunen, und sie verwunderten sich baß über den Mann, der solche Heldentaten vollbracht hatte. Ein arabischer König aber begehrte sehnlich, den Sohn Amrams zu sehen, und sandte einen erlesenen Maler in das Lager der Ebräer mit dem Auftrage, ihm von dem Führer der Stämme Jakobs ein Bildnis zu verfertigen. Der Künstler ging hin, bildete die Gestalt Moses ab und brachte die Leinwand seinen Fürsten. Da ließ der König die Weisen kommen und gab ihnen auf, aus dem Bilde das innere Wesen und den Charakter des Dargestellten herauszulesen und das Geheimnis seiner Kraft aus seinen Zügen zu ergründen. Die Weisen beschauten das Bildnis und

gaben dem König einstimmig folgende Antwort: Nach dem, was wir sehen, zu urteilen, muß der berühmte Mann, das wollen wir unserm Herrn gestehen, ein Mensch von böser Veranlagung, voll Hochmut, Habgier und heftiger Triebe sein, einer, in dem man alle Laster, die die menschliche Seele herabwürdigen, vermuten kann. Da ergrimmte der König und sprach: Ihr verhöhnt mich wohl, von überallher höre ich nichts als Ruhmvolles über den herrlichen Mann. Nun erschraken die Untergebenen, die Gesichtsforscher und der Künstler, und suchten sich mit demütiger Stimme zu rechtfertigen. Die Weisen gaben dem Maler die Schuld und sagten, daß die Zeichnung falsch sei, der Künstler wiederum schob die Schuld auf die Beurteiler, die das Bild nicht zu deuten verstünden.

Da nun der König die Wahrheit wissen wollte, begab er sich in eigener Person mit seinen Reitern in das Lager Israels. Er kam und sah noch von der Ferne das Angesicht Moses, des Mannes Gottes. Er holte das Bildnis hervor und verglich es mit der lebendigen Erscheinung, und siehe, das stimmte mit dieser überein. Dessen verwunderte sich der Fürst ohne Maßen. Er suchte das Zelt des Propheten auf, bückte sich und fiel vor ihm auf sein Angesicht und erzählte, was ihm mit dem Werke des Künstlers widerfahren war. Er sprach: Sei mir gnädig, du Mann Gottes! Ehe ich dein Antlitz gesehen hatte, glaubte ich, daß die Arbeit des Malers mißlungen wäre, nun ich dich von Angesicht schaue, sehe ich, daß die Gesichtsdeuter, die an meinem Tische speisen, mich betrogen haben, und daß das, was sie treiben, Afterkunst ist.

Da erwiderte Mose dem Fürsten und sprach: Nicht so, mein Herr, sowohl deinem Bild als deinen Weisen ist Recht zu geben. Wäre ich nicht von Natur, wie mich dir die Nachdenklichen schilderten, ich gliche einem verdorrten Stücke Holz, von dem man gleichfalls sagen kann, daß es von Untugenden frei ist. Jawohl, mein Herr, ich stehe nicht an, dir zu bekennen, daß all die Fehler, die die Gesichtsdeuter aus meinem Bilde herausgelesen haben, und noch viele andere, in mir vorhanden sind, daß ich aber durch die Kraft meines Willens ihrer Herr geworden bin, so daß das Gegenteil davon nunmehr meine zweite Natur ausmacht. Das ist der Grund dafür, daß ich solchen Namen errungen habe, und daß ich verherrlicht werde im Himmel da oben und auf der Erde da unten. (Übersetzt von R. R.)

Leidenschaft: Wort und Tat.

Jugend ist Recht. Der innerliche Besitz der Jugend gibt ihr das Recht zu fordern. Diese Idee aber, deren Ziel Forderung der Jugend ist, ist die stärkste, hinreißendste, die von der Jugend propagiert wird, denn die Jugend ist die Tat, die Worten entbäumt, die den stärksten, von Kompromissen am wenigsten berührten Sinnen sich entreißen.

Die innerliche Entscheidung, die zur zwingenden Notwendigkeit wird in dem Menschen, der sich dem Zweckdasein des Tages entheben kann, weist uns, junge Juden, in denen Europa sich noch nicht unentwurzelbar

verankert hat, auch geistig nach dem Asien, aus dem wir kamen, ehe uns die kläglichen europäischen Jahrhunderte anfielen. Nach dem Asien der vollen und konsequenten Gefühle, nach dem Asien der Absolutheit im Guten und im Schlechten. Die Brücke ist schmal, die uns hinüberführt und fester Wille tut not, um nicht zurückzustürzen in die sinnlose Vergangenheit. Drüben aber steht das Leben mit seinem ehrlichen Kampf und mit seinen kompromisslosen vollen Siegen und mit seiner ganzen Güte. Dort hinüber müssen wir die Taten unsres Lebens tragen, denn an uns ist es, in unsere Weltgeschichte richtungsgebend einzugreifen, das alte Judentum aus der Trägheit dieser Tage, aus Zweckdasein, Merkantilismus und Lauheit zu reißen, ehe es ganz untergeht im Europäertum. Drüben ist das Leben. Drüben wollen wir unsere Gemeinschaft gründen, die herrlicher sein soll, wahrer und innerlicher als je eine war, eine Gemeinschaft, die aufgebaut ist auf dem Rechte der Jugend, auf Liebe und auf die Ehrlichkeit, auf Ja und Nein, auf Du und Ich. An uns ist es, unser Volk zu führen, denn in uns ist die Leidenschaft, die nicht zögert und zaudert, und wir sind es, die ihm das Blut des Sieges geben. Wir, die Jungen haben das Leben auf unserer Seite, das größte Recht des Lebens, wenn wir fordernd in die Schranken dieses Kampfes treten. Unser Leitspruch aber sei: »Wir wollen kein Europa in Asien!«

Wir wollen kein Europa in Asien. Wir wollen keine jüdische Gemeinschaft im jüdischen Lande, die sich auf die alten abgebrauchten Formen europäischen Gemeinschaftslebens aufbaut, auf der alten unwahren Ethik, die nichts gemein hat mit den Gesetzen unsres Blutes. Es ist uns eine Gemeinschaft not, die, nicht aus ökonomischem Zwange geboren, einzig und allein eine neue, alte, jüdische Ethik zur Grundlage hat: Liebe, Gerechtigkeit und ganze Gefühle.

Wenn wir aber, das fordernd, die Brücke zum Drüben überschreiten wollen, müssen wir an uns die Forderung richten nach dem Letzten, nach dem Tiefsten, dem Absoluten, dem zwingenden Drang nach innerer Einheit. Hinter uns Europa, vor uns die Heimat.

Wenn wir unsre Dörfer bauen werden, wollen wir sie mit einer Schutzmauer umgeben, über deren Toren stehen wird: Ihr, die ihr hier eingehet, lasset eure Geschäfte draußen. Denn wenn wir eine bewußte Gemeinschaft setzen wollen an die Stelle des zufälligen und gewohnheitsmäßigen Beisammenlebens, an die Stelle des heutigen europäischen Aneinandervorbeilebens im gemeinsamen Raume, müssen wir uns klar werden, daß wir keine Politiker sein wollen, keine Diplomaten und keine Spekulanten, sondern Menschen, nichts weiter als jüdische Menschen. Tausendmal besser ein jüdischer Beduine, als ein jüdischer Spekulant dessen Moral die Moral des Spekulanten ist, der fürs Heute lebt und mit dem Kurse von morgen fällt. Lieber singen als zählen, lieber staunen als kalkulieren, lieber den Boden unsres Landes küssen als ihn berechnen.

Wir müssen erkennen, was uns nötig ist: Die staunende Demut vor dem Grandiosen: die alte Religiösität. Es muß uns klar werden, daß nichts anderes das Judentum im Judentum zusammengehalten hat in den Jahren des Exils, als seine Religion. Nicht Nationalismus, nicht Rasse,

nicht Wunsch, noch unklares Sehnen, sondern das Wissen von Gottes Bündnis und die Sitten und Gebräuche waren es, die uns schieden vom Zerfalle. Dankend müssen wir zurückkehren zum Grandiosen, das innerlichst in uns ist. Unser Leben aber muß ein Bekenntnis werden unseres Seins, unseres Gesetzes und unseres Willens. Dann wird Gott an unserer Seite durch unsere Gärten singen.

Europa überwinden, Brüder, heißt: fertig werden in sich mit Europa. Dank für das, was es uns gegeben hat. Wir wollen nicht nachtragend sein. Heute aber ist der Tag der Scheidung. Wir wollen ihm seinen Kommerzgeist zurückgeben, und so zurückkehren, wie wir kamen.

Es gilt Geschichte zu machen. Lange genug standen wir abseits und nur dünne Fäden führten zu unserer Erstarrnis. Heute aber, da die große Gewalt dieser Zeit fordernd an uns herantritt, müssen wir Partei nehmen. Für uns wollen wir kämpfen, aus rein egoistischen, menschlichen Beweggründen, für das, was uns zunächst steht: für unser Blut. Und ehe wir zu diesem Kampfe treten, wollen wir den Eid auf unser Ziel ablegen: für die wahre jüdische Gemeinschaft im jüdischen Lande, die Feind ist allem Merkantilismus, allem Zweckdasein und aller kleinlichen Politik des Tages.

Diesen Kampf wollen wir aufnehmen gegen alle, selbst gegen die Brüder unseres Blutes, die feind sind unserem Geiste.

Diesen Kampf wollen wir aufnehmen mit der Leidenschaft, die am Anfange der Tat steht. Eugen Hoeflich.

»Jung-Juda«.

Ein Bericht geistiger Gemeinschaft.

II.

Über jüdische Religion und mosaische Gebräuche.

Alle Begriffe, die mit Religion zusammenhängen, lösen bei ihrer bloßen Nennung in jedem sogenannt »gebildeten« Menschen einen bunten Haufen persönlicher und persönlichster Gefühle aus, und sprechen, lesen, hören oder denken über Religion ist ein in-zersersetzende-Unruhe-geraten, das gegenseitige Verständigung erschwert, wo nicht unmöglich macht. Davor fürchte ich mich hier, wenn ich daran bin, eine Diskussion über unseren wertvollsten Bewußtseinsinhalt, über unsere Religion einzuleiten und durchzuführen. Kommen wir hier nicht alle gewappnet mit Vorurteilen an die Sache? Freuet nicht ihr euch, die ihr euch Ungläubige nennt, daß heute Schande ernten sollen die Glaubenden, Über- und Aberglaubenden? Freuen sich nicht entgegen die Glaubenden, daß sie den Unglauben schmähen werden dürfen und allen Glauben, den sie von ihrem verschieden halten? Solches weiß ich, und darum bitte ich euch mit aller Gewalt, die ich haben kann, mit meinen Brüdern in Jeschurun zu leben, wollet nicht gegeneinander streiten, sondern miteinander euch verständigen. Gebet uns nicht den Haß, womit ihr die andere Meinung bekämpfet, damit

wir eure Meinung ehren. Gebet uns die Liebe, womit ihr eure Meinung liebet, denn Haß erwecket Haß und nur Liebe erwecket Liebe. So werden wir so nahe aneinanderkommen, als uns Gott genähert hat. Und wahrlich, das schwöre ich euch zu, ganz nahe zueinander hat uns Gott getan. Willfahret ihr meiner Bitte, so werdet ihr die Ruhe gewinnen, die der höchste Lohn des menschlichen Tuns sein kann.

In Europa stehen alle Erörterungen über Religion unter dem Eindruck einer »unnationalen-christlichen« Religion, die, wenn sie überhaupt anders als in Büchern existiert, jedesfalls etwas Grundverschiedenes ist von dem, was man Religion mit Recht nennt. Es wird gewöhnlich so dargestellt, als wäre die Religion etwas prinzipiell Steriles, sowohl in dem Sinn, daß sie nicht produziert als auch in dem Sinne, daß sie nicht verändert werde. Die Religion glaubt man gestorben, und die Priester selbst läuten ihr die Sterbeglocke. Und an all diesem Sagen liegt wirklich etwas Wahres. Es befinden sich nämlich alle Völker, mit denen wir unmittelbar zu tun haben, in dem krankhaften Zustand, daß die nationalen Kräfte, die bei normaler Entwicklung in der Religion konzentriert sind, gegenwärtig arg zersplittert sind.

Was ist nun eigentlich Religion? Man kann es von verschiedenen Seiten her betrachten und einordnen. Als allgemein menschliches Merkmal ist die Religion tatsächlich dasjenige, was menschliche Gesellschaft von Tiergesellschaften unterscheidet. Die anderen gesellschaftlichen Triebe sind bei Tiergesellschaften zweifellos besser entwickelt als bei Menschengesellschaften. Nie noch hat menschliche Gesellschaft so funktioniert wie ein Bienen- oder Ameisenstaat. Aber alle Tiergesellschaften bleiben Staatsgemeinschaften mit maschinmäßig gutem Funktionieren und erheben sich niemals zu Nationalgemeinschaften, zu Nationen. Das nun ist dasselbe, als wenn ich sagte, den Tieren fehlt jedwede Religion. Damit ist aber noch nicht viel für den Begriff der Religion gesagt und wir müssen sehen, wie Religion bei Menschen entsteht.

Wenn es irgend ein Volk geben könnte, das bloß für seine primärvitalen Interessen Sorge tragen würde, bloß für die Gegenwart und bedingte Zukunft Arbeit leisten würde, dann müßte das ein Volk ohne Religion sein, siehe — da — eine Tiergesellschaft, ein Staat. Denn die Tiere tragen in ihrem Handeln keine absolute Zukunft. Aber eine menschliche Gesellschaft gibt es nicht, die auf die bloße Gegenwart und bedingte Zukunft gerichtet ist. Das auf die absolute Zukunft zielgerichtete Bewußtsein kennzeichnet das Volk. Daraus entspringt das Bedürfnis, die Außenwelt in das individuell beschränkte Bewußtsein zu ziehen. Das Bedürfnis, die Außenwelt zu erleben, die Außenwelt zu begreifen. Und das ist die Quelle der Religion. Das einem Volke gemeinsame Bewußtsein von der Außenwelt ist seine Religion.

Die Religion sucht somit die Außenwelt zu erklären. Es ist dann leicht zu begreifen, warum das Volk an einer einmal gewählten Erklärungsform sehr strenge festhält, besonders, wenn man bedenkt, daß auch ethische Elemente frühzeitig in die Religion eintreten. Aber nicht bloß ethische Elemente. Alles Volksbewußtsein tritt in diese Religion ein und

die eigentliche Geschichte eines Volkes ist die Geschichte seiner Religion. Nachdem die Religion das Bewußtsein von der Außenwelt ist, und sowohl Erklärung als Bild geben soll, so ist hier auch der Anfang zu aller Wissenschaft und aller Kunst gegeben.

Aber die Wissenschaft wird noch von einer anderen, gewissermaßen entgegengesetzten Seite aus angebahnt, dem Bedürfnis der momentanen Kenntnis. Die Religion ist das Bewußtsein von Außenwelt, dasselbe wie Erleben der Außenwelt, oder Erleben der Götter oder Gottes. Die praktische Wissenschaft ist Wissen von der Außenwelt zum Zwecke eines Lebens gegenüber der Außenwelt. Die Wissenschaft ist bedingt zweckgerichtet, ihr Dienst gehört dem Individuum. Die Religion ist absolut zielgerichtet, das Individuum gehört ihrem Dienst.

Diese beiden Bestrebungen stehen in einem offensichtlichen Widerspruch, da beide aus entgegengesetzten Motiven die Außenwelt in ein und dieselbe Sprache abbilden wollen. Und dieser Widerspruch enthält das treibende Moment des nationalen Lebens, denn dieser Widerspruch verlangt nach einer fortwährenden Verständigung, einer Vereinigung. Diese Verständigung ist stets das große Geschehen im Volke und erfolgt meist durch eine einzelne überwältigende Persönlichkeit oder eine Gruppe von Personen, denen das gesamte Volk sich anschließt, weil sie nur ein Mittel sind, dem Volkswillen Ausdruck zu verleihen. Anfänglich ist die Verständigung leicht, denn die sachliche Liebe ist größer als die fachliche Leidenschaft. Revolutionen sind erst gegen Gesetze nötig.

Gesetze entstehen auf mehrerlei Weise, vornehmlich aber entspringen sie der Angst um die Sache. Wenn die Furcht erwacht, das Volk könnte trotz seines gemeinsamen Gottesbewußtseins von dem gemeinsamen Gottesglauben abweichen, dann wird der Dienst in Schlagworten niedergeschrieben und das sind die Anfänge der Gesetze. Diese Gesetze sind zunächst bloß Zeichen, bei deren Anblick sich das Volk mit wahrer Bestimmtheit des gemeinsamen Gottesbewußtseins entsinnen soll. An sich können ursprünglich die Gesetze nichts sagen. Erst auf einer weiteren Stufe der Entwicklung werden diese Gesetze so ausführlich und scheinbar klar, daß selbst fremde Völker daraus einen Sinn, wenn auch einen fremden Sinn entnehmen können. Das, was man gewöhnlich als Religion bezeichnet, der ausgesprochene oder niedergeschriebene Dienst des Gottesbewußtseins ist eine organische Verbindung, nur selten bloße Zusammenstellung von verarbeiteten Mythen und Gesetzen.

Mit der schriftlichen Registrierung des Glaubens beginnt ein unaufhörlicher Kampf im Volkstum, der das eigentliche Leben des Volkes ist und das Ringen zwischen Individual- und Universalbewußtsein darstellt. Es ringt nämlich die praktische Wissenschaft mit der absoluten, denn Religion ist absolute Wissenschaft, um eine Vereinigung in den Gesetzen zu erstreben. Eine vermittelnde Rolle spielt hier die Philosophie und das ist der eigentliche Sinn der Philosophie. Die Religion, es kann nicht genügend oft wiederholt werden, ist das nationale Bewußtsein von der Außenwelt. Philosophie ist das Denken der Welt, aber gemäß den Prinzipien des praktischen Wissens, später also gemäß den Prinzipien der praktischen

Wissenschaft. Diese Gemäßheit ist keine zufällige, sondern für das Denken die einzig mögliche. Zum Bewußtsein kann dem Menschen die Welt auch durch ästhetische Prinzipien gelangen »Kunst«, aber denken kann der Mensch die Welt nur menschlich, also nach den Prinzipien des bedingten Wissens.

Ein wesentliches Organ der Religion ist der Brauch. Er besteht aus einer vorgeschriebenen Art der äußerlichen Lebensführung und sein Sinn ist, das innere Leben zu symbolisieren. Und der Zweck dieses Symbolisierens ist die Erreichung der größtmöglichen Gemeinschaft aller Religions-somit Nationsgenossen. Vorwiegend wird dieser Zweck durch das gemeinsame Gebet erreicht. Die Gebräuche entstehen natürlich aus allen möglichen Bedürfnissen heraus. Unter denen gibt es solche, die ganz an einen bestimmten Ort, oder eine bestimmte Zeit gebunden sind. Daher kommt es, daß bei Konservierung aller Gebräuche, oder auch nur möglichst vieler, der Religion selbst leicht Schaden zugefügt werden kann. Doch sind die Gebräuche, sobald sie erstarren, Anlaß zu Revolutionen und haben in diesem Sinne bei einem gesunden Volk einen hohen Wert. Die Gebräuche sollen also im wesentlichen zweierlei: Erstens sollen sie die Gemeinsamkeit des religiösen Bewußtseins kräftigen, zweitens sollen sie den Glauben konservieren.

Es ist damit genügend von Religion im allgemeinen gesagt, um von der jüdischen Religion im besonderen zu sprechen. Das Gottesbewußtsein der Juden, als einen der wesentlichsten Faktoren des Judentums, habe ich schon einmal besprochen und will nur erinnern. Ich sagte damals, das Judentum lebt in einem Widerspruch und die Form seines Lebens ist das Suchen nach Vereinheitlichung. Der Widerspruch ist der, in dem das Individualbewußtsein des Einzelnen und des Volkes als Individuum zum Universal- oder Gottesbewußtsein stehen. Zu allen Zeiten haben die Juden das Universum als eine notwendige Einheit aufgefaßt und als Teil des Universums von diesem ein Bewußtsein gesucht und im Gottesbewußtsein gefunden. Aber zu gleicher Zeit war der individualisierende Trieb bei ihnen sowohl für den Einzelnen, als für das Volk als Individuum sehr stark und sie haben sich gemäß den Trieben des praktischen Verstandes streng und scharf gesondert.

Das Wesentlichste an der jüdischen Religion ist das Bewußtsein, daß der einzelne Mensch mit allem Geschehen persönlich verwoben ist, daß er organisch in die Welt eingefügt ist und daß alles in der Welt göttlich ist. An dem wichtigsten Grundsatz: »Du darfst dir kein Abbild machen!« kann man diesen wesentlichsten Zug der jüdischen Religion erkennen. Gott ist nicht ein endliches Ding, sondern er ist in allen Dingen, so ist er auch im Menschen. Er ist das lebendige Prinzip in allen Dingen und nur der ungewohnte Klang kann hindern zu sagen: Haschem ist die Welt.

Was die meisten von unseren Juden hindert, das zu sehen, ist ihre Kleingläubigkeit. Sie hängen ganz an den Buchstaben, ohne sich bewußt zu werden, wie sie an Gott hängen. Wenn ich ihnen also sage, Gott ist nicht außer der Welt und kann dennoch nicht durch die Welt begrenzt werden und ist darum die Welt selbst, so sagen sie, daß davon nichts in

der Bibel steht. Und dennoch ist das der Geist und Sinn der Bibel. Sie aber entgegnen:

»Spricht nicht Gott selbst zu Abraham und Moses? und wie könnte er sprechen, wenn er nicht außerhalb der Dinge wäre?«

Die Kleingläubigen merken gut auf den Buchstaben, aber sie merken nicht den Sinn. Diese Erzählungen von Gottes Wundern sind mythische Bildungen und Mythos bedeutet immer Konkretisierung der nationalen Abstraktionen. Wenn ihr nun also sagt: »So sind die Erzählungen der Bibel nicht wahr,« dann seid ihr im Irrtum und leugnet, wo es nichts zu leugnen gibt. Es gibt in der heiligen Schrift kein unwahres Wörtlein, weil ein Wort nicht wahr oder unwahr sein kann an sich, sondern erst der Sprecher machts zur Lüge. Aber es gibt in keinem Buche so viel und so großstehend ewige Wahrheit. Ganz wahr ist es, daß Gott zu Abraham gesprochen und jedes Wort, das die Bibel von diesem Gespräche uns zubringt, ist die wahre jüdische Geschichte, denn die Geschichte eines Volkes ereignet sich nicht durch äußeres Geschehen, sondern im Volk.

In der jüdischen Religion nimmt nicht nur das Gesetz und der Kampf um das Gesetz eine große Bedeutung an, sondern auch vor allem der Kampf gegen das erstarrte Gesetz. Schon die ersten Propheten mußten sich gegen den blinden Gesetzesgehorsam, der dem wahren Dienst keine Rechnung trägt, wenden. Noch mehr aber gaben stets die Gebräuche den Anlaß zur Weiterbildung der Religion. Immer, wenn die Gebräuche leer wurden und zur einzigen Hauptsache, entstand Revolution dagegen. Eine der größten derartigen Bewegungen war durch Jeschua hervorgerufen worden. Er erkannte die weltbewegende Tiefe der jüdischen Religion und hatte ein unbändiges Gottesbewußtsein und mußte sich daher als Aschiak fühlen, da er rings um sich sah, wie durch die Macht der Priesterherrschaft der Glaube ein Kultus zu werden begann. Alles was er predigte, war der lebendige Glaube und sein Dienst die Liebe. Diese Liebe ist nicht etwa etwas Unjüdisches, wie denn das Leben des Jeschua nichts anderes war, als Offenbarung des Judentums. Darum muß uns die Erscheinung Jeschua etwas Wichtiges sein, wenn wir auch gewisse Folgen dieser Erscheinung, das Christentum, wie immer betrachten. Die Liebe, die Jeschua lehrt, ist die Ruhe, die wir erlangen, wenn wir uns als Elemente des Universums bewußt werden. Daß ein großer, ja der größte Teil des hohen Wertes der Lehre des Jeschua für das jüdische Volk verlorengegangen ist, ist die Schuld derjenigen Priester, die in falschem Eifer jede normale Beschäftigung mit den hohen Offenbarungen dieses Maschiach verboten haben.

Ein zweiter Maschiach, der noch sehr weit davon ist, als jüdischer Maschiach angesprochen zu werden, ist der Renegat Spinoza. Alle seine Werke sind Offenbarungen des Judentums und gehören zu den wichtigsten Dokumenten der jüdischen Religion. Abermals eine Offenbarung des Judentums brachten Baal Schem und seine Schüler und heutigentags offenbart Martin Buber.

Heutigentages stehet es traurig um Jeschurun, denn er ist arg zerrissen. Die Juden nehmen heute das Maul voll Judentum, aber ihre Seele ist

darin krank. Sie scheuen sich Gott zu glauben, weil sie wissen — daß das nicht vornehm ist. Sie kennen das sinnleere Wort Atheismus und putzen damit ihre Nichtigkeit auf. Wahrlich, sie haben diese Krankheit nicht aus Zijon mitgenommen, sondern im kranken Europa damit lange als Medizin gehandelt und für diesen stinkenden Artikel so viel Reklame gemacht, daß er ihnen jetzt selber gut genug dünkt. Die Kleingläubigen finden ein erzwungenes Lachen für die Juden, die Jeschurun nicht kennen wollen, aber sie lachen nicht über sich, daß sie Kinder Gottes sind und ihren Vater nicht kennen wollen. Sie wollen ihr Land wieder, und was mehr sie verloren haben, ihren Glauben, den suchen sie nicht! Nirgends im jüdischen Volk finden wir Glauben. Hier Hochmut des Aberglaubens, dort Kleinmut des Unglaubens. Aber der Mut des Glaubens ist gering und das Gottwissen ist krank.

Und so wollen wir in unser Land? Ohne Propheten wollen Juden etwas ausrichten? Nein! Ich schwöre euch, ehedenn nicht der Prophet kommt, der uns unser Land gibt, werden wir es nicht besitzen! Aber ich schwöre euch auch, daß der Prophet kommen wird, weil er kommen muß! Schon heute spürt, der aufhorcht, wie es unter den Juden gärt und wie sie nach dem Propheten rufen. Und Jeschurun ruft nicht umsonst nach seinen Berufenen!

Ich sage darum nicht, daß wir nichts tun können als warten, aber ich sage, daß wir nicht glauben dürfen, das Land zu gewinnen, wenn wir nicht uns selbst erst als Juden gewonnen. Ein Jude ohne Gottesbewußtsein ist eine Glocke ohne Schwengel.

Es gibt wohl eine große Zahl von Juden, die an ihrem Platze treu geblieben sind, das sind diejenigen unter den orthodoxen Juden, deren Aufgabe es nicht ist, über ihr Tun nachzudenken, sondern die einfach alle Gebräuche halten, ohne zu zweifeln. Ihr Glaube ist ihre eigene Sache, aber ihr Bewußtsein ist die reine jüdische Religion. Gar nicht aber kann ich das Handeln jener Leute billigen, die mit ihrem Dienst lügen. Das sind jene, die in ihrem Herzen Gott längst verloren haben, aber statt ihn zu suchen, blind und blöde alle mosaischen Gebräuche weiter befolgen.

Am traurigsten aber ergeht es jenen, die mit ihren mosaischen Gebräuchen ihren Gott aufzugeben vermeinen, die dann glauben, etwas Großes gefunden zu haben und dennoch das Größte verloren haben.

Wir können nicht hoffen, daß wir im Galuth die jüdische Religion wieder zu einem starken Volksbesitz ausgestalten werden. Die mosaischen Gebräuche sind es allein nicht imstande und das zweifelnde Suchen vermag es nicht. Alles, was wir können, ist, uns vorbereiten auf den Propheten, der kommen muß, weil wir ihn brauchen. Nur ein Prophet kann den Juden ihren Gott wiedergeben und nur gottstarke Juden können Palästina wiedergewinnen.

Ich spreche über jüdische Religion und mosaische Gebräuche nicht, um die mosaischen Gebräuche als wertlos zu bezeichnen und einen modernen Blödsinn, wie eine Vernunftreligion zu predigen, sondern vor allem, um zu sagen, was in dieser kranken Zeit gesagt werden muß: Solange wir Juden Haschem nicht wiedergefunden haben, werden wir das Land unserer

Hoffnung nicht befruchten, denn solange sind wir selber unfruchtbar. Und wir werden Haschem solange nicht wiederfinden, bis uns nicht ein Prophet Haschem mit Zijon zubringt. Auch hat, wie ein Kelch ohne Wein, Palästina ohne jüdisches Gottesbewußtsein, also ohne Judentum, keinen Wert für uns.« E. Elijahu Rappeport.

(Ein dritter Beitrag folgt.)

Gedanken über das Judentum.

Mein Volk klage ich an, daß es zahlreichere und tiefer verkommene Elemente hat als die anderen Völker.

Die Arier klage ich an, daß eben diese verkommenen Elemente sich ihrer Wertschätzung am meisten erfreuen.

* * *

Die Antisemiten wollen unseren Tod.
Unsere »Führer« wollen unser Dahinsiechen.
Wer ist da der größere Feind?

* * *

Es geht uns immer schlechter.
Zuerst entstanden die Antisemiten — sie verfolgten uns.
Dann kamen die Philosemiten, sie beschämten uns.

* * *

Das Alphabet des Zionismus:
Es beginnt mit Ahasver und endet mit Zion.

* * *

Ob sich die Streber einmal dem Zionismus anschließen werden?
Ob es einmal sein wird? Bestimmt ja.
Ob ich es erleben werde? Bestimmt nicht.
Ich möcht es auch nicht.

* * *

X und Y: Wenn der Zionismus nicht wäre, müßte man ihn erfinden.
X weil er für ihn, Y weil er von ihm leben will.
X weil er ihn bekennen, Y weil er ihn denunzieren will.

* * *

Wir sind wie Löwen in der Menagerie. Wir haben das Brüllen, die majestätische Haltung eingebüßt und die weiten Horizonte der Wüste verloren. Eng ist der Raum, dumpf die Atmosphäre. Das Gitter gebietet unseren Bewegungen Halt. Und nicht wir, sondern der Wille des Bändigers herrscht.

* * *

Ob das jüdische Volk noch lebt?

Wir unterscheiden da drei Grade der Demütigung, die wir erleiden müssen.

Es demütigt uns derjenige, der die Frage stellt. Er demütigt uns stärker, wenn er dem jüdischen Volke entstammt.

Am stärksten demütigt er uns, wenn er sie bejahend unter Heranziehung von klugen Argumenten und gescheiten Gründen, von »wenn« und »aber« beantwortet.

* * *

Wir beklagen uns, daß uns die Welt nicht achtet.

Wenn wir uns selbst zu achten beginnen, wird man uns achten. Es ist bei Einzelpersonen wie bei Völkern. Das Werturteil über jemanden spricht nicht der andere, sondern er selbst. Selbstachtung bringt Achtung.

* * *

Die Judenheit aller Länder zerfällt in zwei Gruppen:

Die einen, die in der Minderzahl sind, gehen mit der starken Sache. Sie schwimmen auf der Oberfläche, werden beachtet und sind die Nehmenden.

Die andern, die Mehrzahl, gehen mit der gerechten Sache — sie tauchen unter, werden ignoriert und sind die Gebenden.

* * *

Der Nachläufer der anderen bedeutet viel dem jüdischen Volke.
Der Schnelläufer wird da zum Führer.

* * *

Unsere »Führer« sind umgekehrte Bileams. Sie wären berufen, uns zu segnen und sie verfluchen uns. Adolf Stand.

Das Dilemma.

Das Dilemma ist das Problem der jüdischen Seele vom Weg ihrer Sehnsucht nach einer glücklichen, sauberen Weltordnung. Die Frage der Erfüllung ist die Entscheidungsfrage für den aktiven jüdischen Idealismus, und die Methode der Inhalt der Partei. Harmonisch in der Tendenz und im Bilde des Zielzustandes handelt es sich für die jüdische Politik — wenn Politik Versuch der Verwirklichung bedeutet — darum: Wie wird am gerechtesten, schnellsten und sichersten Sauberkeit im Welttanzsaal?

Ich will diese Frage hier nicht entscheiden. Aber was ich will, ist: Aufklärung, daß auch im Gegensatz Verbindendes ruht und zu gemeinsamer Arbeit verpflichtet.

Die Anschauungszentren sind bekannt. Ich wiederhole nur:

Der Assimilationsgedanke (vom Idealen sc. hergesehen). Er bedeutet den Eingang des jüdischen Willens in die Gefühlsrichtung des jeweils gegebenen Nationalstaates unter der Absicht einer kulturellen Steigerung dieses Nationalzustandes. Die Orientierung eines allmenschlichen Gefühls geht ein, nicht auf, in das Wesen des zufälligen Staatskörpers, und die Angleichung ist eine doppelseitige — der nationale Zentralismus wird weltpolitisch, und die Idee der Weltordnung realisiert sich als innernationale Arbeit in der Bedachtheit auf die Nation als dem zunächstliegenden Wirksamkeitselement für die Säuberung der Welt.

Die zweite Methode ist die zionistische oder besser die nationaljüdische. Denn ebenso, wie es in der assimilativen Orientierung eine rein egoistische Opportunitätsrichtung gibt, teilt sich die zionistische Absicht in eine kosmopolitische und in eine kryptoindividualistische Zweckgenmeischaft. Wir sprechen hier nur vom jüdischen Idealismus. Für den universell idealistischen Zionismus liegt die Garantie der Weltwende aus Freud in Leid in der Schaffung eines geistigen Nährbodens, der in einer Konzentration menschlicher Gedanklichkeit (und gedanklicher Menschlichkeit) rastlos neue Wellen liebenden Geistes über die verheerte Erde aussendet, eine Kraftquelle der Gerechtigkeitsidee, eine lebendige Mahnung und Besinnung, ein ewiges Manifest durch Glauben und Beispiel. In der kosmopolitischen Idealität ist der zionistische Staat die Keimzelle des werdenden Reiches Gottes auf Erden. Und Gott ist die Liebe.

Die dritte Richtung formte sich der jüdische Idealismus in der Phalanx der Alljuden. Eine Ironie, daß die Geburt dieses Wortes im Alldeutschen geschah. Alljudentum, nicht als der Begriff einer machtpolitischen Expansionstendenz, wohl aber als der Ausdruck für den allmenschlichen Geist der jüdischen Mission. Die Diaspora des jüdischen Volkes ist nicht Unglück, sondern Glück, die Sendung der jüdischen Weltanschauung verbürgt sch in jenem Fluidum der Menschlichkeit, das allein über die Zeiten, Formen und Grenzpfähle hinweg, göttlichen Atems voll, hinüberschwingt, eine heiße, gewaltige Welle von Recht und Vernunft, und entwogend aus den Tiefen der Seele der Juden. Nicht mehr die Scholle, der Telegraphendraht vermittelt! Die Sendung des Judentums zur Vollendung der Welt ist das Mittlertum zwischen den Staaten und Völkern. Die Diaspora ist ein Gnadengeschenk.

So treten in gleicher Zielstrebigkeit, harmonisck in der Absicht, und nur in den Mitteln different, die jüdischen Parteien in das öffentliche Leben. Es ist wie mit dem Sozialismus, die Technik variiert. Und es ist sozialistische wie jüdische Tragik: Mißtrauen breitet sich, Bruderkrieg entsteht, die Kräfte zersplittern. Das Geistige gerät ins Dilemma. Dem objektiven Urteil erscheint das Recht aller! Die Diaspora, die glänzendste organisatorische Gegebenheit für die durchgängig schrankenlose Durchsetzung der Welt mit dem Geiste der Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit ist zugleich die größte Gefahr dieses Geistes, Blöcke von Gefahren belauern den Vereinzelten, Berge von Widerständen bedrohen die Spannkraft des Willens. Und der Zionismus, die unerhörteste Verdichtung idealischer Energien, ein Dynamo der hirnlichen Triebkräfte, legt Bresche

zugleich in den Gedanken der Weltumfassung, spezialisiert statt vereinigt. Vollends erst die Arbeit der assimilitativen Tendenzen. Eine Vielheit von Scyllen und Charybden. Die jüdische Seele selbst schwebt in Gefahr. Wo Angleichung ist, steht Verleugnung daneben, der Strom ursprünglichen Zieles vergleitet nur zu leicht im breiten Bette der Gewöhnlichkeit. Zagend umfaßt die gewissenhaft wägende Seele das unsichere Land. Wo wölbt sich die Erde zum Aufweg ins Paradies? Licht und Schatten sind gleichmäßig verteilt, der erkenntniskritische Sinn erfaßt das Recht und Unrecht jeder Richtung. Was entscheidet, ist die Individualität. Das Urteil fällt in die Kompetenz des Psychologen.

Doch aus der Gesamtsumme der Möglichkeiten zieht der Rationalist die Konsequenz.

Die Aufgabe des Judentums im Zeitalter des Heute ist kein Kult und ist auch keine religionsphilosophische Spekulation, — sie ist eine provident politische Abrechnung.

Das ist das Verbindende, das Prinzip der Kommunizität zwischen den einzelnen Kanälen: Die Identität der politischen Verpflichtungen! Das Substrat aller Sehnsucht, das Dogma aller Tendenzen ist die programmatische Forderung: Reformation der Erdpolitik nach dem Regulativ der Gerechtigkeit.

Das idealistische Judentum hat eine politische Partei zwischen den Formen der Staaten zu werden. »Die Elemente der Wirksamkeitswelt sind die politischen Parteien« (Brod) — hoch das allgemeine, internationale, politische Judentum! Ich bitte nicht falsch zu verstehen, — die Bindung soll keine organisatorische sein, nicht die Zahl, in diesem Falle entscheidet alles der weltpolitische Geist. Weltordnung nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit durch die suggestive Kraft des Gedankens selbst. Aus den Beschränkungen der staatlichen Bindung hinauf zur Erkenntnis der allgemeinen Aufgabengrundlage im Wesen der Völkerversöhnung und gegenseitigen Verpflichtung.

Und der jüdische Kopf als die motorische Kraft dieser Propaganda der Anständigkeit und Menschlichkeit. Ob Zionist, Assimilant oder Weltbürger, diese eine höchste Basis sittlicher Arbeit bleibt gemeinsam. Die soziologische Bestimmung der jüdischen Seele ist die Entfaltung zwischenstaatlicher politischer Energie. Solange Schreie durch das menschliche Chaos gellten, so oft in heißer Sehnsucht der Glauben und der Wille vom alleinigen Imperalismus der Vernunft sich zu Wort oder Tat erformte, — geht auf den letzten Ursprung zurück und Ihr findet den Juden! Der Weltkrieg ist die grellste Mahnung der Zeit an die Zeitlosigkeit der Idee. Noch herrscht das Mittelalter. Daß Sonnenaufgang werde, Vereinigung der Menschen zur Versöhnung und Anerkennung, das Juden, ist eure politische Aufgabe. Erfaßt sie, formt sie zu zeitlicher und räumlicher Zweckmäßigkeit und arbeitet daran, eine Brudergemeinschaft von realpolitischen Idealisten. Wo jeder steht, da ist Anfang. Treibt euch hinein in das Leben, ein ewiger, ungestüm drängender Keil, ein zeitloser epidemischer Aufbruch von Vernunft und Liebe! Treibt zwischenstaatliche Staatspolitik!

Herbert Weichmann.

Jugendideale.

**Die Jugend des Geistes ist ewig
und die Ewigkeit ist die Jugend.**
Jean Paul.

Das Ziel aller politischen, religiösen und kulturellen Bewegungen, man kann fast sagen aller menschlichen Bestrebungen, die in einer Gemeinschaft ausgeführt werden, ist in formaler Hinsicht ein gleiches, nämlich ein ethisches. Immer handelt es sich darum, eine geringere oder größere Gruppe von Menschen in irgend einer Hinsicht zu beglücken, oder ihre Leiden zu verringern. Nicht als ob es keine unethischen Bewegungen und Bestrebungen gegeben hätte! Keiner wird behaupten wollen, daß die Inquisition ethisch positiv bewertet werden kann, wenn auch vielleicht die Absicht der blutrünstigen Fanatiker nicht unbedingt eine schlechte gewesen sein muß. Aber amoralisch, ohne Beziehung und Einstellung zur Ethik, unorientiert zu den Problemen von Gut und Böse, war noch nie eine Bewegung der Weltgeschichte. Von den zeitgenössischen Denkern wird jedoch eine solche, in ihren Zielen also ethische Bewegung, stets nur dann gebilligt, wenn sie außer ihrer Wurzelung in einem ethischen Gefühle, auch noch der strengen Prüfung der Logik standhält. Und diese fordert Erweiterungsfähigkeit und geschlossene Einheit in allen aus ihr gefolgerten Konsequenzen. Erst dann wird die Bewegung fähig, dauernde Begeisterung für sich in Anspruch zu nehmen. Denn die Menschen haben eine fundamentale Neigung, stets zu verallgemeinern, sich mit dem Beschränkten nicht zufrieden zu geben und von demselben ausgehend über das Weitere rastlos bis zum Weitesten zu schreiten. Mit den Worten Wielands: »Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.«

Diese Konsequenz in der Erweiterung gewonnener Ergebnisse, die uns Juden mehr als allen andern anhaftet — Christus, Spinoza, Marx waren Söhne unseres Volkes — ist die Ursache aller Radikalismen. Die Schöpfer aller sozialen Bewegungen, selbst die philosophischer Systeme, stellten dieselben in ihrer radikalsten Form auf. Alle diese Bewegungen, aber — ich nenne sie soziale, weil sie eine Gemeinschaft, die bewegt werden soll, voraussetzen — fordern, in ihrem Zwecke ethisch, in ihrer Konsequenz logisch, zu ihrer Realisierung noch einen unersetzbaren Faktor: Die Jugend.

Das einzige Kriterium, das sich mit Sicherheit, und zwar zwingend auf die Jugend anwenden läßt, ist Begeisterungsfähigkeit. Nur wer imstande ist, aus sich selbst heraustretend für eine Idee Begeisterung aufzubringen, gehört zu den »ewig Jungen«. Alle andern bilden die große Menge der »Altgeborenen«. Keine Altersfrage liegt hier vor, sondern das psychologische Problem der Begeisterungsfähigkeit. Begeisterungsfähigkeit jedoch ist eine bloß formale Qualität, sie ist noch inhaltsleer. Erst an dem Inhalt, der von außen zukommt, entzündet sie sich, befruchtet aber in vollendeter Wechselwirkung die ihr zugetragene Idee, indem sie dieselbe um ein gewaltiges Stück vorwärtsbringt. Die Jugend wird mit ihrer Begeisterung das Blut der Bewegung. Sie war es im klassischen Altertum, sie war es in den Stürmen des 48er-Jahres und sie ist es auch heute. Es gibt dem-

nach kein eigentliches Jugendideal, denn jedes Ideal ist fähig, die Jugend zu begeistern, sofern es nur ethisch fundiert und logisch erweitert ist.

Die aus der zwiefachen Wurzel der ethischen Hilfsbereitschaft und der logischen Erweiterungsnotwendigkeit entsprossene Idee, welcher sich die Begeisterung der Jugend bemächtigt, wird zur Bewegung, sie ist das Ferment der kulturellen Fortentwicklung, sie ist das Ideal der Jugend.

Überblickt man flüchtig die einzelnen Stufen der menschlichen Kulturgeschichte, so sieht man sich gleichsam gezwungen, an eine Erweiterung und Entwicklung der politischen Denkweise zu glauben. Man braucht nicht bis zu den Urzeiten des Sippen- und Hordenlebens zurückzugreifen, es genügt, sich anschaulich zu machen, welche Wege aus der mittelalterlichen Zunftmoral und Städtepolitik bis zu den herrschenden nationalen Einheitsbestrebungen führen. Während dort die Berufsgenossen und höchstens die Bewohner der gleichen Stadt sich als eine engere Einheit fühlen und darüber hinaus nur noch den weiten Rahmen der Kirchengemeinschaft anerkennen, erweitert sich hier das Gemeinsamkeitsgefühl zur Einheit der Nation. Das Objekt der ethischen Verantwortung wird größer, die Herrschaft egoistischer Urtriebe kleiner, es hat eine Erweiterung des Interessenhorizontes stattgefunden, die Menschheit hat einen halben Schritt nach vorwärts getan.

Hier setzen wir nun mit der brennenden Frage ein, die uns Jungen mehr als alles am Herzen liegt: Kann die Idee in ihrem Laufe auf halbem Wege stehen bleiben? Liegt nicht vielmehr ein Denkzwang zur umfassenderen Erweiterung vor? Wenn ich dem bedrängten Ruben und Simon zu Hilfe eile, muß ich nicht gleichso den Wenzel und Iwan vor Unrecht schützen? Ist es möglich, meinem ethischen Horizont Grenzen zu setzen?

Wir stehen vor der Frage nationale Politik oder internationale? Jüdischnationalismus oder nicht? Zionismus als Endziel oder bloß als Mittel zum Zweck? Welches sei das Ideal u n s e r e r Jugend?

Wenn man eine politische Idee als Resultierende aus einer Reihe von Bedingungen, als Komponenten, entwickeln kann, so genügt dies wohl zu ihrer Erklärung, nicht aber zum Nachweis ihrer Existenzberechtigung als Erziehungsziel unserer Jugend, als Ideal unseres Jugendgeistes. Gewiß, der jüdische Nationalismus ist als Notwehr gegenüber den Assimilationsbestrebungen geblendeter Fremdanbeter und gegenüber der fanatisch-blinden Ungerechtigkeit grundsätzlicher Judenfeinde nicht allein berechtigt, sondern sogar notwendig. Er war, wie jeder andere Nationalismus, ein notwendiges Entwicklungsstadium, aber sicherlich kein letztes Ziel. Und der Zionismus, der ihn zum wesentlichen Bestandteil hat, mit dem er organisch verwachsen ist und von dem er nicht getrennt werden kann, ist berechtigt als Übergangsform der Entwicklung, ist notwendig als Hilfsmittel zum ewigen Zweck der ethischen Idee, ist als Jugendideal annehmbar, aber nur mit dem Signum des Provisoriums versehn. Nicht aber kann er gedacht werden als letztes Ziel der Geschichtsentwicklung, nicht aufgefaßt werden als absoluter Selbstzweck, der sich allein genug ist. Deshalb nicht, weil das menschlich-logische Erweiterungsstreben in der Verwirklichung des menschlich-ethischen Zieles unmöglich gewaltsam halt machen

kann, wo die nationalen Grenzen anfangen. Deshalb nicht, weil Jugendbegeisterung das Weiteste, das Höchste zu seiner Befriedigung braucht. Aber als opportunistische Hilfskonstruktion, von allem Anfang an bloß als vorletzte Sprosse auf der Leiter der messianischen Heilsverkündigung gedacht, ist jeder Nationalismus verständlich und faßbar.

Gewiß, man wird einwenden, Zionismus ist mehr als Nationalismus, zionistische Erziehung mehr als Jugendbildung im jüdisch-nationalen Geiste. Gewiß, Zionismus heißt Bejahung jüdischer Eigenart, heißt Pflege jüdischer Kultur, heißt auch Hilfe für jüdische Bedrängnis, und heißt auch Wirken jüdischer Politik. Aber all dies steht mit ganzem Gewichte auf der nationalen Idee. Wurzelt aus ihr und ist nur aus ihr allein verständlich. Abgesehen davon, daß es zweifelhaft erscheinen kann, ob die Idee des nationalen Dünkels eines jeden Volkes, dem jüdischen Geiste angepaßt ist, ob sie nicht vielmehr als jüdischem Radikalismus zu eng und jüdischem Weltgefühl zu klein, ein aufgepfropftes fremdes Reis auf Jischais Stamme darstellt — die Sehnsucht nach Welterlösung bei den alten jüdischen Propheten scheint eine solche Vermutung zu rechtfertigen — abgesehen von diesen unwesentlichen Bedenken, muß jeder zugeben, daß es nicht die richtige Methode sein kann, Gegensätze zu überbrücken, Klüfte zu überschreiten, auseinandergerissenen Menschen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu verleihen — zusammengehörig durch das gleiche, große Leid — indem man die Selbständigkeit und das Anderssein der einzelnen Gruppen noch schärfer betont, und deutlicher unterstreicht, kurz Gegensätze schürt, anstatt Brücken zu schlagen. Der Haß der andern gegen uns ist ungerechtfertigt, er wird aber umso bitterer, je andersartiger wir werden. Ich schließe gewiß nicht die Forderung daraus ebenso zu werden wie jene. Bei weitem nicht! Damit wünschte ich die Assimilation. Aber ich wünsche, daß wir und die anderen, die ja auch keine geschlossene Einheit sind, aufgehen sollen in einem höheren Dritten, in einer übergeordneten Organisation, daß wir und sie den kindischen Streit um unsere bedrohte und natürlich wertvolle Eigenart aufgeben. Nicht, daß wir auf diese verzichten! Aber es ist zwecklos, die Andersartigkeit in ewigem Streit hervorzuheben, sie unendlichemale zu beteuern und so künstlich ewige Gegensätze zu schüren, ewige Feindschaften zu hegen, ewige Kriege vorzubereiten. In den kindlich-naiven Bildern der Haggadah ist der Bösewicht, der wohlbewaffnete Krieger! Und Grillparzer sagt, der Weg der Kultur geht von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität. Und in seinem blutenden Kriegserlebnis läßt Henry Barbusse, in dem visionären Schlußkapitel seines Buches »Das Feuer«, einen vom Elend des Krieges zu Tode Gehetzten also ausrufen:

»Und es gibt solche, die sagen, die Rassen hassen einander.« Und er antwortet: ». . . . . sie fälschen die anbetungswürdige Moral. Wie viele Verbrechen haben sie mit einem Worte zu Tugenden gemacht, indem sie sie nationale nannten. Selbst die Wahrheit gestalten sie um. An Stelle der ewigen Wahrheit setzt jeder seine nationale Wahrheit. Soviel Völker, soviel Wahrheiten, die einander nicht gelten lassen und die Wahrheit fälschen und sie verzerren.«

Denn alle Verschiedenheit ist unwesentlich gegenüber der gemeinsamen Not, den gemeinsamen Übeln, dem gemeinsamen Erbfeind: Hunger, Krankheit und Verbrechen!

Dazu kommt noch die mehr philosophische Erwägung, die Schopenhauer also ausdrückt: »Fast alle Menschen bedenken unablässig, daß sie der und der Mensch sind, nebst den Korollarien, die sich daraus ergeben, aber daß sie überhaupt Menschen sind und welche Korollarien hieraus folgen, das fällt ihnen kaum ein und ist doch die Hauptsache«. Daß sie zu dieser oder jener Nation gehören, wird ihnen auch genug häufig vorgesagt, aber daß homo sapiens eine Gattungsbezeichnung ist, wird allzu oft vergessen.

Nicht der nationale Kampf um die völkische Andersartigkeit und gegen fremde völkische Wesen, sondern der internationale Kampf um das Wohl aller Menschen und gegen die genannten Feinde aller Menschen ist der berechtigte Kampf, der heilige Krieg! Nicht das nationale Ideal der völkischen Selbstherrlichkeit, sondern das internationale der sozialen Hilfe ist das der logisch-ethischen Forderung gerecht werdende Jugendidéal von heute. Es ist auch ein jüdisches Ideal, zu dessen Erfüllung wir uns erziehen wollen, dem wir unsere Begeisterung opfern, für das wir unser Herzblut vergießen werden!

Für unsere jüdischen Brüder und für unsere nichtjüdischen Vettern! So sind wir sozial-denkende und sozial-fühlende Zionsjugend.

Es kann die Zeit kommen, da unsere nationalen Wünsche erfüllt sein werden und wir werden hilflos der größeren Not der sozialen Frage gegenüberstehen. Eine Zeit, da alle Politik nur als Sozialpolitik Daseinsberechtigung finden wird.

Für diese Zeit gilt es gewappnet sein und kein Jota an Energie in Zwecklosigkeiten verlieren. Benö Freistadt.

Ziele des Zionismus.

Wie sind wir und wie wollen wir sein? Wir sind schlecht und wollen gut sein. Beginnen wir damit, die Tiefe des Schlammes, den Jahrtausende elendsten Lebens und ungesunden Denkens über die jüdische Seele angesetzt haben, zu ermessen. Wahrlich, Begeisterung und gütiges Erbarmen kann verschönern, kann Unheiligkeit in Heiligkeit wandeln, und es soll geschehen, wo es sich um lebensnotwendige Rechtfertigung der Vergangenheit handelt, nicht aber beim Aufbau der Zukunft. Weg da mit allem Zerfressenen, Angefaulten, Scheinheiligen. Aufbau heischt: Klarheit, Festigkeit und Güte. Dies des Zionisten vornehmste Pflicht, an der Genesung der Seele zu arbeiten. Bis ins Innerste muß er aufgewühlt werden: wen nicht ein Schauer ergriffen und aufgerüttelt, daß er entschlossen gelobte: »Ich bin schlecht, nun aber will ich gut sein!« ist kein Zionist. Rücksichtslos offene Augen hat der Zionist für all die ekle Verwesung des Galuth und ist beseelt von lebensgierigem Willen zur Genesung.

Nun aber kann Leben nicht mit sich beginnen, aus sich heraus erstehen, Zukunft setzt Vergangenheit voraus. Der Zionist will seine Zukunft nicht auf fremde Vergangenheit bauen, weil sie mit seinem Wesen nicht zusammenklingt, und Mißklang gebiert Lüge. Der Zionist erstrebt Wahrhaftigkeit, darum greift er auf seine eigene Vergangenheit zurück, nur aus ihr heraus, von allen Schlacken geläutert, erhofft er harmonische Zukunft. Nicht schließt er sich ab gegen alles Lautere aus der Fremde, doch lächelt er über jene kindische Naivität, die aus Neidgefühlen so leicht eine Gemeinschaft des Besitzes sich bewußt einbildet. Er sucht Boden für seine Seele, wo sie Wurzel fassen kann, um jene Sicherheit zu erreichen, die nötig ist, wenn fremde Güter in gehöriger Reinheit und Gemessenheit zu gedeihlichen Keimen aufgenommen werden sollen. Wer aber sich Gewalt antut und selbstverleugnend sagt: was war, hört auf zu sein, Vergangenheit schüttle ich von mir ab, jetzt bin ich neugeboren — der lügt, wird Qual erleiden, ohne seiner Seele Frieden zu bringen.

Zionismus ist erschütternde Läuterung des Judentums, er ist mit seinen Gebrechen nicht einverstanden, verschwört sich nicht mit ihnen gegen die Zukunft, er glaubt an Besserungsmöglichkeit, der Wille versagt auch auf ethischem Gebiete nicht, doch verleugnet er auch nicht der Zukunft zuliebe seine Vergangenheit, die doch sein Wesen selber ist.

Der Zionismus strebt nach Festigung des sozialen Gewissens, des Gemeinschaftsgefühles, das uns trotz schöner Phrasen über das Thema: »rachmanim bne rachmanim«, fehlt. Eine gefährliche Verwirrung gefährdet die Moral der »jüdischen Gasse«, indem das religiöse Leben vom gesellschaftlich-moralischen so stark getrennt wurde, daß Ausschreitungen gegen das eine, dem anderen nicht mehr widersprechen. Moral wurde von Religion unabhängig, wogegen nichts einzuwenden ist, wenn es nicht dazu führt, nach Art der Gnostiker, Amoralität mit Religiosität vereinbar zu denken, gefährlich für eine Gemeinschaft, der Religion Grundrichtung des Geistes ist. Ein Amoralischer aber religiös »Einwandfreier« verliert seinen Anspruch auf Achtung nicht, es heißt dann, »er ist trotz allem ein frommer Jude«. Die jüdische Religion, ursprünglich durchaus ethisch aufgebaut, den Propheten sogar mit Ethik gleichbedeutend, hat in letzter Zeit die Satzungen über die Pflichten »des Menschen gegen den Menschen«, aus ihrem engeren Gebiet, das auf die Pflichten »des Menschen gegenüber Gott« eingeschränkt wurde, ausgeschaltet. Aber auch dieses eigentliche Religionsgebiet ist entartet: einfaches Gotteserlebnis findet in ihm kaum Raum, die Begeisterung des heutigen, entarteten Chassid ist gegenstandslos, leer, rituell, pflichtgemäß, derwischartige Selbstbetäubung: eine traurige Verzerrung der reinen Gottesekstase. Bezeichnend genug, werden gerade die dekadenten Äußerlichkeiten der lurjanischen Kabbalah, zerufe schemoth, jichudim, Buchstaben und Zahlenspielereien über den Gottesnamen, ohne Eindringen in ihre Wesentlichkeiten, gepflegt. Mit wirklichem Gotteserlebnis hat dies nichts gemeinsam. Überhaupt, Religion, die in Ritual ausartet, zur Tat verroht, hört auf, Religion zu sein. Im Augenblick, wo religiöse Energie sich in Tat verdichtet, sich in einen Kultus auslädt, erstarrt das reine Gotteserlebnis, die Religion stirbt dann und wandelt sich

in ihr Gegenteil. Dies betonten immer unsere größten Propheten. Zwar gibt es Handlungen, die mit der Religion in Konflikt geraten, aber keine gibt es, in die sich Religion umsetzen könnte. Ihr Wesen ist Erlebnis und nicht Tat. Nur mißverstehende, plump zugreifende Tatengier läßt sich aus dieser zartesten aller Passionen zur Aktion hinreißen, vermeinend (nach Mendelssohn), mit Hilfe der Taten auf der Höhe verharren zu können, auf der das Erlebnis nur einen Augenblick verweilen kann.

Der Zionismus strebt nach Liebe. Liebe ist nicht Mitleid, nicht Erbarmen, Liebe ist — Mitleben, Geöffnetsein, der Welt und dem Menschen. Erbarmen ist eine physiologische Reaktion gegen das Grauen beim Anblick des Leides, gegen klare oder unklare Drohung, Mitleid ist ein lustvolles Auflösen des Schreckens in Tränen des Auges oder des Geistes. Niedergang ist es, Ethik auf Erbarmen zu gründen, früher hat die jüdische Ethik das Mitleid mit derselben Entschiedenheit, wie später Kant, aus der Moral verbannt, der Talmud lehnt die gnostisch-christliche Ethik ab, »mipne scheosse geserothow schel hakadosch baruch hu rachmim, weenom ela din«, »weil sie die Imperative Gottes mit Erbarmen deuten, während sie nur Gerechtigkeit sind«. Jetzt aber, in der Zeit tiefsten Niederganges wurde die momentane, zufällige, äußerlich-egoistische Rührung fast zum einzigen ethischen Grundsatz erhoben.

Der Zionismus erstrebt die Wiederherstellung der jüdischen Würde. Ewig und immer schielen wir zu den anderen, was sie wohl von uns meinen mögen? Wir verrenken uns in komisch seltsamen Kapriolen und schielen hin: meine Herrschaften, wie finden sie das? Wie die Affen in Kiplings Dschungelbuch frohlocken wir dann: sie sprechen von uns, sie haben uns bemerkt! Wir nehmen uns keine Muße, in Ehrfurcht hinzulauschen auf die Stimme unserer eigenen Seele, nicht mehr feuern wir sie an: »Preise Entstrahlte, Heilige, Lautere . . .«, ihre Stimme zählt nicht mit. So bekamen wir einen verlogenen, schielenden Blick, der sich vor dem fremden mißtrauisch versteckt, so trauen wir uns selber nicht mehr, auch noch wenn wir einzige Wahrheit sprechen.

Der Zionismus strebt nach Adel. Adel ist nicht Stolz der Emporkömmlinge, nicht haßerfüllte Selbstgenügsamkeit, nicht ohnmächtige Rache Verschmähter. Adel ist jener Verzicht auf Zustimmung, der aus gesicherter Würde kommt, jene gütige Vornehmheit, die liebevoll lächelt, statt zu widersprechen, jene wahre Unabhängigkeit, die von innen kommt und sich nicht von außen bestimmen läßt, jene natürliche Einfalt, die den Gegensatz zur affektierten bildet. Diesen Adel haben wir verloren, daher verachten wir uns gegenseitig, daher unsere Verlogenheit, daher unser Leben für und mit dem Augenblick, statt der gewaltigen historischen Perspektive unserer Väter, lernten wir den Augenblick und seinen Erfolg anbeten.

In grotesker Verzerrung finden wir die Mängel des Juden bei der jüdischen Frau. Ihr fehlt völlig die letzte Spur quälenden Gewissens, worunter der Jude im Bewußtsein seiner Unvollkommenheit zuweilen leidet, denn ihre Erziehung ist empörend verwahrlost. Weist die Frau im allgemeinen weniger Gemeinschaftsgefühl auf als der Mann, sich mehr auf den nächsten Gemeinschaftskreis der Familie beschränkend, so fehlt es der

Jüdin völlig. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit wurde bei der Jüdin nie besonders gepflegt, jetzt ist er ganz aufgehoben worden. Und weil sich ihr die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk nur im Negativen offenbart: wo es zu leiden gilt, oder wo ihr die Mängel auffallen, so muß sie das Judentum als häßliche Last empfinden. Für Erziehung der Töchter zur Religion — und zur Religion muß man zumindest ebenso erzogen werden wie zur Kunst — war bei den Juden nie besonders gesorgt worden, jetzt aber fehlt sie völlig. Höchstens lädt man der Jüdin, auch in »gebildeten« Kreisen, einen Haufen närrischen Aberglaubens auf, eine Art heiligen, notwendigen Blödsinns, und dies soll ihr alle Religion ersetzen. Und da sie in den positiven Gütern ihres Volkes kein Gegengewicht findet, wirkt die ständige Entehrung, in der ihr Volk lebt, weit verheerender auf ihre Würde als beim Mann. Die alte jüdische Töchtererziehung, die doch immerhin eine war, ist der »modernen« gewichen, die sich auf geringfügige Äußerlichkeiten beschränkt.

»Sind die anderen besser?« Wie traurig dieses ewige Hinschielen zu den anderen, stören uns denn unsere Mängel der anderen wegen, erstreben wir Besserung ihretwegen? Wozu durch vergleichenden Hinblick auf andere die Mängel verkleinern, können sie geleugnet werden, werden sie dadurch besser? Unsere Maßstäbe mögen von innen und nicht von außen kommen, aus uns heraus sollen wir uns prüfen, nicht durch Vergleichung mit anderen, ob wir noch »im Verhältnis immerhin besser sind als die anderen«. Erkannte Mängel sind Aufgaben. Es heißt: »Warum sollen gerade wir unsere eigenen Fehler nicht haben dürfen, haben wir nicht wie jeder andere ein ‚Recht' auf spezifische Fehler?« Aber ja, doch, allein nur solange sie als Aufgabe zu ihrer eigenen Überwindung betrachtet werden, nicht aber um sie gutzuheißen und weiter zu pflegen. Wir sind nicht entmutigt, wir kennen auch die großen Eigenschaften unseres Volkes, den bösen ein Gegengewicht, weil wir das Judentum in seiner historischen Totalität erfassen, gibt uns nicht allein die Vergangenheit etwelches Gleichgewicht, wir dürfen es auch dem Versprechen der Zukunft entnehmen.

Ethische Lebensgestaltung ist Übereinstimmung mit der eigenen Würde. Würde ist was wir unser Wesen nennen, das aber setzt sich aus Vergangenheit und Zukunft zusammen, folglich hat die Vergangenheit und Zukunft zusammen, folglich hat die Vergangenheit an unserer Würde großen Anteil, darum müssen wir unsere Zukunft im Einklang mit der Vergangenheit zu gestalten suchen. Konflikte mit sich selber sind Sünden, wir fühlen sie in uns. Suchen wir sie auf die Widersprüche, die Zwieträchtigkeiten, forschen wir uns aus, gleichen wir uns aus, verschaffen wir unserer Seele Frieden. Wir empfinden Mißklang. Dieser Zustand ziemt uns nicht. Lüge wäre es, ihn zu verneinen, Lüge, in ihm zu verharren. Zumindest für einen Teil des Volkes, der dann den Übrigen stützender Rückhalt werden soll, muß jenes Mißverhältnis der versetzten Pflanze zum fremden Boden aufgehoben werden. Der Mensch lechzt nach Übereinstimmung mit seiner Umgebung, die aber erfolgt erst auf eigenem Boden, eigen durch die Vergangenheit, durch die Gegenwart, durch den Willen zur Zukunft.

Mit Palästina ist der Zionismus noch nicht erfüllt, da beginnen erst seine Aufgaben, von heiligen Propheten seit Jahrtausenden immer wieder gestellt, im irdischen Jeruschalem beginnt der Weg zum Ziel — zum Jeruschalem der Höhen. Jahrtausende lebten wir von Zion verbannt und verharrten in unserem jüdischen Sein, weil wir das himmlische Zion mit uns, in uns tragen, was aber ist uns das irdische Zion ohne das himmlische? Harmonie kann erst dort im irdischen Zion erstrebt werden, vergessen wir darüber nicht das letzte Ziel — das letzte Zion. Groß ist die Gefahr, den Weg falsch zu sehen, wie immer, wenn ein praktischer Teil einer Aufgabe sich zu erfüllen anschickt, die letzte Anstrengung kann das Grab des Zieles werden. Strebte der Zionismus nur zur Schaffung materieller Möglichkeiten des nationalen Auslebens, wäre er einer Mode zu vergleichen, die in die Provinz verspätet eintraf. »Zu sein wie die anderen Völker, welche weiteste Möglichkeit zur Entfaltung des eigenen Wesens haben!« Ist aber dieses, wozu sie die Entfaltungsmöglichkeit haben, auch wert, entfaltet zu werden? Und darauf kommt es an. Völker, die ihr Zion hienieden erreicht haben, wie sind sie ohne das höhere Zion? Die besten ihrer Söhne denken an sie mit Schaudern. »Frei, wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei, wozu?«

Kein Ziel ist uns »als Jude Mensch sein«, wenn unter »Mensch« der europäische, wie er ist und nicht wie er sein will, gedacht wird. Ist aber unter Mensch der erhoffte, erstrebte gemeint, dann, warum muß es gerade der vom europäischen Menschen seinem Wesen gemäß geforderte sein und nicht der vom Juden, warum dann nicht: Jüdischer Jude? Wie lange noch müssen wir uns in andere vergaffen und noch bei der Läuterung unserer Seele zu anderen schielen: so wollen wir sein als Juden, was sie als Menschen. Da sie uns verachten, sollen wir um jeden Preis ihnen ähnlich werden, »menschlich« werden, auch noch, wenn wir Juden sein wollen, zu sagen: In allen Stücken sind wir euch ähnlich und die Unterschiede sind so klein, wie sie auch eure Völker gegeneinander aufweisen, »Menschen« sind wir, wenn auch jüdische. Unbewußter Hintergrund dieses Gedankenganges ist Assimilation, statt einzeln in ihr aufgehen, statt sich zu ihr zu begeben, soll sie in unsere Gemeinschaft hineingetragen werden, und so ist »jüdischer Mensch« nichts anderes, als früher z. B. jüdischer Deutsche, nur ist statt des nationalen ein weltbürgerliches Beiwort gewählt. Dem Judentum ist mit dem »Vermenschlichen« nach Art des Menschentums das ist, nicht geholfen, das Menschentum aber, wie es sein soll, folgt zumindest eben sowohl aus dem geläuterten Judentum. All unser Streben seit tausenden Jahren soll zuletzt in diesem ungeläuterten »Menschentum« münden, sind wir denn wirklich so schmutzig, daß wir nach einem Bad in diesem trüben Schlamm lechzen müßten? Jüdische Juden müssen wir werden, so werden wir Menschen sein.

Nicht um sein zu können, wie jedes Volk, erstreben wir Palästina. Die alten Juden trösteten sich, daß ihre Taten sich an den toten Mauern, am toten Boden und nicht am Geist gerächt haben, sollen wir uns mit der Widerherstellung des toten Bodens, der toten Mauern zufrieden

geben? Wir erstreben Palästina als Boden für unsere Seele, wo sie sich ihren Weg bahnen kann, den sie dann von ihrem eigenen Wesen geführt, ungehindert von schmählichen äußeren Hemmungen selber finden wird. Wir streben nach jüdisch geläutertem Judentum, letzten Endes dasselbe wie menschlich geläutertes Menschentum, doch soll bei uns die Läuterung aus unserem Wesen kommen, von ihm gefordert, mit ihm übereinstimmen, erst so werden wir Einklang mit der Umgebung herstellen. Durch die Erfüllung des Judentums zu vollen Menschen gediehen, versöhnen wir uns dann auch mit der ganzen Welt.

Wenn wir unseren Ursprung vergessen und uns auf fremden Boden stellen, die Welt um uns her zu betrachten, können wir es vielleicht bei Willen und Selbsttäuschung dazu bringen, zu meinen: wir stehen fest und sehen gut. Unsere Anschauung von den Dingen gleicht dann fast der Wahrheit, sie ist es aber nicht, weil wir falsch, nicht fest genug stehen, weil wir eine ungemäße Perspektive haben, unsere Augen blicken schief, scheel. Unser Standpunkt ist falsch, darum ist Disharmonie in unserem Schauen, wir verrenken unseren Geist in dieser unnatürlichen Lage, und noch das ehrlichste Bestreben, weist dann einen Unterton von Unechtheit auf. Der Boden entspricht unserem Wesen nicht und wir verkümmern, er geziemt uns nicht und Unbehagen frißt an unserer Seele. Darum wollen wir uns sammeln, in uns gehen, uns besinnen, auf unsere Seele lauschen, den uns geziemenden Boden, irdischen wie geistigen erspähen und in Besitz nehmen. Dann erst werden wir den richtigen Blickpunkt gewinnen, der unserem Wesen gemäß, werden lernen, aufrecht, geradeaus blicken, ausgesöhnt, mit der Welt in geklärtem Einklang. Auf diesem Boden, von Hemmungen unbehelligt, wird unser Blick geläutert werden, unsere Betrachtungsweise klar und einfach, offen und gütig, weil von trübenden Störungen gesichert: ohne Mißtrauen der Welt geöffnet, weil innen im Frieden einig, stark und einfältig, bereit, alles Lautere von auswärts zu prüfen und in Reinheit aufzunehmen, weil innen keine Zwietracht, kein Bangen vor Zerstörung sein wird. Damals erst werden wir streben können zur Verwirklichung der eigentlichen Ziele, gestellt durch die geläuterte zionistische Weltanschauung. Meïr Wiener.

Wie ich den Antisemitismus erlebte.

Wenn ich persönliche Erlebnisse erzähle, so geschieht es deshalb, weil der Weg, der mich zu meinem Volke führte, derselbe ist, den tausend andere gleich mir beschritten haben.

Wenn ich in Schulausflügen durch herrlichen »deutschen« Wald ging und die kräftigen deutschen Mitschüler durch ihn tollen und jauchzen sah, als ob sie mit den Bäumen ein gemeinsames Band verbinden würde, und nur wir Juden, die meisten etwas schwächlicher Natur, verständnislos — einige mit überlegenem Lächeln — dem Balgen der deutschen Kameraden nachsahen, da faßte uns eine Sehnsucht, es ihnen gleich tun zu können. Ich merkte, daß der Unterschied zwischen den »christlichen« und den

»israelitischen« Kameraden nicht nur darin bestand, daß wir verschiedenen Religionsunterricht genossen, sondern daß er in etwas ganz anderem, Wesentlicherem beruhte, das ich mir damals noch nicht recht erklären konnte.

Später wußte ich den Unterschied: Meine deutschen Mitschüler fühlten sich eben »zu Hause«, während mir wohl der Wald als schön und ehrfurchtgebietend usw. erschien, aber es fehlte jenes Band der Heimatsliebe, das unbeschreibbar ist und das man gefühlt oder — vermißt haben muß.

Ich kam ins Gymnasium. Ich suchte mich in jeder Beziehung an meine christlichen Mitschüler anzupassen. Ich wurde, wenn man einen elfjährigen Knaben so nennen kann, ein Assimilant. Wenn in der Klasse über die Juden gewitzelt wurde, so war ich der erste, der darüber lachte. Es war kindlicher, unbedachter Egoismus, der mich dazu trieb. Daß ich dadurch meine jüdischen Mitschüler schädigte, ward mir nicht recht bewußt. Ich wußte nur, daß ich für einige Zeit vor den Insulten einiger besonders temperamentvoller deutscher Mitschüler sicher war. Es war dies aber bloß die Ruhe vor dem Sturm.

Es kam die Zeit der Reichsratswahlen. Unglaublich, aber wahr ist es: die Wogen der politischen Bewegung schlugen sogar in die Sekunda des Gymnasiums. Die Klasse war in zwei feindliche Parteilager gespaltet. Schon früher waren die Jungen »politisch« bearbeitet gewesen. Von den Christen waren die einen fanatische Anhänger des »Deutschen Schulverein« oder Angehörige der Marianischen Kongregation, die andern bewahrten im Punkte Judenfrage Neutralität. Die Mehrzahl der Juden sonderten sich von den deutschen Kameraden ab, suchten engsten Anschluß aneinander und halfen sich getreulich über die Leiden und Gefährnisse des Gymnasiastenlebens hinweg. Nur eine kleine Gruppe von Assimilanten liebäugelte mit dem gegnerischen Lager. Diese Scheidung in zwei Lager blieb sogar während des Unterrichtes aufrecht. »Eingesagt« wurde prinzipiell nur den Angehörigen der eigenen Partei und Niederlagen der Gegner mit offener Schadenfreude aufgenommen. So vergiftete der Haß der Erwachsenen die Seele der elfjährigen Knaben. Das eine aber kann festgestellt werden: fanatischer waren die deutschen Kameraden. Wenn einmal einer der judenfeindlich gesinnten Kameraden etwas ganz besonders »Großes« tat, so wurde auch bei den Juden seine Leistung als solche günstig und gerecht beurteilt. Bei der Gegenseite kam dies nie vor. Immer war der betreffende erfolgreiche Jude ein Schwindler, ein Kriecher oder ein Stucker und wie diese lieblichen Ausdrücke des Gymnasiastenjargons noch weiter lauten.

Nun also kam die Zeit der höchsten politischen Erregung, die Wahlen. Daheim fingen die Schüler die Schlagworte von hüben und drüben auf, suchten sie ihrer Gefühlswelt näher zu bringen und kolportierten sie, nicht ohne gewisse Veränderungen, in der Klasse.

Als die Assimilantengruppe der Juden schwankend Anschluß beim »christlichsozialen-deutschen Block« suchte, da erhielt sie eine tüchtige Abfuhr: »Geht's nur, ihr seid doch auch Juden!« Dies brachte uns Assimilanten zur Besinnung. Alle unsere Bemühungen um die Gunst der christlichen Kameraden waren also erfolglos geblieben, die vielen Liebes-

dienste, die oft sogar an Entwürdigung grenzten, umsonst getan. . . Das war bitter. Als wir nun ratlos im Zwiespalt der Parteien standen, da betrachteten wir unsere jüdischen Mitschüler und nahmen wahr, daß sie eigentlich doch nicht diese ekelhaften Kerle sind, als die wir sie auf Grund der Überzeugung unserer bisherigen christlichen »Gesinnungsgenossen« erblickt hatten. Freilich wurden wir im Anfang wohl kühl und fast geringschätzig behandelt, bald aber war unsere Vergangenheit vergessen. Ein Gefühl der Ruhe war in unsere Herzen eingezogen. Wenn wir früher einmal den deutschen Kameraden schön taten und Kornblumen uns ins Knopfloch steckten, da gab es uns jedesmal einen Stich. Wir fühlten, daß dies alles nur äußerlich war, daß wir im Innern nie mit unsern deutschen Kameraden harmoniert hatten. Und so kam sich ein jeder von uns im geheimsten Inneren als falsch und unaufrichtig vor. Viele, darunter auch ich, machten sich darüber Skruppeln, aber der Egoismus, die Sucht, Ruhe zu haben, trieb uns immer und immer wieder ins judenfeindliche Lager.

Jetzt aber waren wir zurückgekehrt. Wir waren der neugeschenkten inneren Harmonie mit unseren jüdischen Mitschülern so froh, daß wir unserer Begeisterung nicht genug tun konnten.

Das Unglück wollte, daß wir zu dieser Zeit in Latein einen Professor bekamen, der ein getaufter Jude war. Jetzt regnete es selbst vom Katheder antisemitische Bemerkungen, die jedesmal ein höhnisches Grinsen des judenfeindlichen Blockes zur Folge hatten. Die Erregung in der Klasse wuchs immer mehr, ganz besonders hatten es die judenfeindlichen Mitschüler auf uns ehemalige Assimilanten abgesehen. Einmal gab es in der Klasse aus irgend einem nebensächlichen Grunde eine Balgerei zwischen Deutschen und Juden. Einige stämmige Deutsche hatten es ganz besonders auf mich abgesehen und mich weidlich verprügelt. Und zum Schlusse des Ganzen, spuckte mir einer ins Gesicht: »Da hast du, du Saujud . . .!« Das war für mich das Schrecklichste. Laut heulte ich auf, in Wut bebte ich am ganzen Körper, Hohngelächter beantwortete mein Wimmern und schließlich nahm ich meine Bücher und schlich schluchzend heim. Am Tor begegnete ich unserem Latein-Professor. Er fragte mich in jüdelndem Tone: »Warum weint denn der Weiß?« Ich schluchzte hervor: »Sie haben mich — verhaut — weil ich ein — Jude — bin. Herr Professor — was kann ich — denn dafür?!« Ich sah ihm ins Gesicht. Er wandte sich ab, biß sich in die Lippen und ging fort. Ich eilte traurig nach Hause.

Er hatte aber nichts gelernt von diesem Vorfall. Nach wie vor brachte der getaufte Jude bei allen möglichen Gelegenheiten judenfeindliche Bemerkungen. Als er aber einmal sagte: »So eine Gemeinheit kann nur ein Jude getan haben,« da riß uns allen die Geduld. Die Juden der Klasse beschlossen, eine Abordnung zum Direktor zu senden. Wer sollte aber sprechen, wer sollte das Opferlamm machen? Wußten wir ja alle, daß dieser sich bei allen Professoren mißliebig, unmöglich machen würde. Da sagte mir eine innere Stimme: »Jetzt sühne, daß du früher deine jüdischen Mitschüler verraten hast« und ich erklärte mich bereit, den Sprecher zu machen.

Es kam, wie vorausgesehen. Der Herr Dr. S . . . war von jetzt ab in seinen Äußerungen gemäßigter und wurde am Jahresschluß in eine andere Anstalt versetzt, ich aber war bei allen Professoren von nun an verhaßt. Da ich zu allem Unglück kein Musterschüler war, so mußte ich die Anstalt verlassen.

Meine Eltern gaben mich in ein Konvikt. Innerlich war ich aber gefestigter geworden, ich hatte zu meinem Volke heimgefunden. Später wurde ich Zionist. Robert Emil Weiß.

Unser Weg.

(Aus dem Nachlaß von Hermann Graf*).

Jesaia 6/13: Doch soll noch der zehnte Teil da bleiben, sonst wird alles weggeführt und verheert werden, wie eine Eiche oder Linde. Der Stamm bleibt, aber die Blätter werden abgestoßen. Ein heiliger Same wird solcher Stamm.

Für junge Menschen gibt es zwei Weisen, das Leben zu formen, konventionell oder schöpferisch suchend:

Wer schwach ist, lebt konventionell: Sein Leibgötze - Lebensregent heißt: Bequemlichkeit. Sein Beruf soll ihm Luxus verschaffen und »soziale Stellung«. Ohne das, wie ein gewöhnlicher Mensch, kann man ja nicht leben. Wer Luxus und »soziale Stellung« ererbt und nicht erarbeiten muß, ist besonders glücklich und »lebt seinen Neigungen«. Solche Leute sind nicht stark genug zu großen, heißen Idealen, darum kennen sie keine Bewegungen und Kämpfe nach außen, sie leben nicht stark genug zu Konflikten, und darum kennen sie keine Kämpfe nach innen und keine Erlösungen.

Der große Götze duldet neben sich nur kleine, schwache Götter, darum dienen sie neben ihm nur entmannten Ideen: Freiheitlichkeit statt Freiheit, Humanität statt Menschentum.

So gehen die meisten jungen Juden.

Sie gehen verloren.

Aber wir sind jung und stark. Wir wollen uns ein Leben formen, wir wollen schaffen, kämpfen, bauen, Menschen sein, und nicht Philister, wir wollen unser freies, gerades Wesen nicht biegen, unser Judentum nicht ersticken.

Unser Milieu kann uns nicht genügen. Es ist unfrei, feig, unganz, es gibt uns keine Gemeinschaft, hemmt unsere Kraft, es will uns fressen. Wir wollen uns von ihm befreien. Da helfen keine halben und viertel Reformen, es heißt: unterducken oder eine Tat tun.

Was soll das für eine Tat sein?

*) Hermann Graf ist im Juni 1917 neunzehnjährig gefallen. Wer ihn kannte, hat den erschütternden Ernst geliebt, mit dem er Jugend, Judentum und Ideen zu seinem Schicksal werden ließ. So hat er auch für eine neue jüdische Jugend gearbeitet, er hatte für sie leben wollen. Die drei Stücke aus seinem Nachlaß deuten an, wohin er vielleicht gelangt wäre, wenn ihm Zeit zur Reife gegeben worden wäre.

Gibt es eine Tat, die uns erlösen kann?
Ja!
Das jüdische Volk bringt uns Erlösung.
Es ruft:
Kommt zu uns, die ihr stark seid!
Gebt uns eure Geradheit, eure Stärke, euern Kampfmut! So wollen wir euch geben: Erlösung, Gemeinschaft, Leben in Stärke und Wahrheit und Freiheit. Dem Rufe folgen. Wir tuen die Tat und werden in Erez-Israel an den Grundlagen einer Gemeinschaft arbeiten, die die unsere sein wird, nach unserem Wesen und mit unseren Formen. Wir wollen Bauern werden, nicht Großgrundbesitzer, Agronomen oder Verwalter. Wir können als Farmer leben, denn wir haben alle Götzen entthront und sind zu dem neualten Schaffenden zurückgekehrt. Wir werden unsere Arbeit in ihrer Größe erkennen und sie wird uns froh machen und ganz frei.

• • •

Liebe F....!
Ich habe einmal gesagt, daß meiner Ansicht nach nur Leute, die selbst schon reif sind, andere erziehen dürfen und daß Ihre ...-Vereinsführer nicht diesen Grad an Reife besitzen und bei ihrer Arbeit die Selbsterziehung vernachlässigen, ich habe das Samstag bestätigt gefunden, und zwar an ...., ..., ..., ... und .... Ihre Diskussionsmethode ist ein vollständig sinnloses Schreien, es gibt nicht Verstehenwollen des anderen, bloß Beleidigungen etc. Es werden die unsinnigsten Tatsachen behauptet, was geredet wird, hat meist keinen logischen Zusammenhang, jeder glaubt sprechen zu müssen, und zwar von Sachen, über die er kein Urteil haben kann, man merkt deutlich, daß es bei dieser Diskussion den Betreffenden in keiner Weise darauf ankommt, etwas Positives herauszuarbeiten. A... war so ehrlich, zu sagen, er sei nur gekommen um zu stören, (er hat ein anderes Wort gebraucht, das mir entfallen ist, aber der Sinn war der). Man nennt diese Eigenschaft Schreierei. Daß ich diese Diskusison nicht ernst genommen habe, ist mir noch als Hochmut ausgelegt worden. Weiter: ihr Wertsystem ist ein unendlich beschränktes, der einzige Wert: Zugehörigkeit zur Führerschaft oder treue Gefolgschaft, wobei sie ganz ununtersucht lassen, was ihr denn wert seid oder euren Wert mit Phrasen begründet. Nicht einmal Zugehörigkeit zu einer fremden Führerschaft schützt vor dem Versinken in die Wertlosigkeit. Man nennt diese Art Beschränktheit, Anmaßung, Cliquengeist. Für alles, was nicht von ihnen ausgeht, haben sie kein Verständnis, alle neuen Forderungen lehnen sie ab, für viele Probleme, die Menschen mit jüngerem, reicherem Leben beschäftigen, haben sie kein Verständnis, ebenso für die Art kultivierterer Menschen, ihre letzte Weisheit ist immer: Die einzige Form einer jüdischen Jugendorganisation ist unser ...-Verein. Man nennt das entwicklungshemmend, reaktionär. Was das Judentum betrifft, gilt auf sie Karl Kraus: Nationalismus ist ein Sprudel etc.

Ferner verwechseln sie Jugendlichkeit mit Blödheit, Erotik mit Verdorbenheit etc., daß D... L... heruntermachen will, obwohl er ihn nicht kennt, (L... ist 1000mal wertvoller als D...) gehört noch zum Cliquengeist.

H. . hat mich mit einer beleidigenden Zote begrüßt, was ein Zeichen sehr mangelhafter Erziehung ist. N. . . will die Kameradschaft bekämpfen, schaden kann er uns so nicht, sondern nur nützen, denn der . . .-Verein ist in Wien in sehr schlechtem Ruf. Er und A. . werfen uns Fehler vor, die wir nicht haben, und sagen das ist mein persönlicher Eindruck. Ein reifer Mensch geht von Evidenzen aus, nicht von so schlecht fundierten persönlichen Eindrücken. . . .'s Ausführungen zeichnen sich durch besonderen Mangel an Logik aus. Von allen diesen Fehlern sind wir frei, wir sind viel reifer, kultivierter, freier, schöpferischer als sie, sie können uns nicht verstehen und passen nicht zu uns. Dadurch, daß solche Elemente in der Führerschaft sind, hat der . . .-Verein seine Bedeutung verloren und ist eine Clique, nicht eine Repräsentanz der jüdischen Jugend von Wien. Ich trete dem Grünen Wandervogel bei, auf die Gefahr hin, mit Ariern gehen zu müssen, ich bin lieber mit feinen Ariern zusammen als mit kulturlosen Juden, wie ich auch viel lieber Nietzsche lese, als Gedichte von Stengel. Ich hoffe daß sich die Führerschaft sehr ändern wird.

• • •

Lieber Ernst!

Du mußt verzeihen, daß ich Dir noch nichts über die Kameradschaft geschrieben habe, bis vor kurzem waren wir noch so in der Entwicklung, daß ich nichts Feststehendes mitteilen konnte. Jetzt sind wir aber sehr weit und ganz heraus. Ich will versuchen, Dir kurz zu erzählen, was vorgegangen ist. Zuerst habe ich möglichst viel Leute gesammelt und versucht, mit denen zu arbeiten, es waren mehr als ein Dutzend. Mit diesen habe ich im Anfang gearbeitet, so gut es ging, aber es hat unter ihnen selbstverständlich viele gegeben, die sehr gewöhnliche Menschen waren, deshalb haben wir, d. h. diejenigen, die tiefer und reifer waren, uns entschlossen, einmal in der Woche besonders zusammen zu kommen, um uns ganz frei aussprechen zu können und Sachen zu lesen, die eben die anderen nicht verstanden hätten, und wobei wir von ihnen gestört worden wären. Das ist aufgekommen, und da haben alle die Enterbten sich beleidigt gefühlt und sind nicht mehr gekommen, was uns sehr angenehm war. — Wir haben in der ersten Zeit offizielle Wanderungen gemacht, später nur mehr ganz private, so daß niemand, der nicht zum engsten Kreis gehört hat, überhaupt etwas davon wußte. — Jetzt waren wir im ganzen acht Leute und wir haben schon viel erreicht. Wir haben uns ganz genau kennen gelernt und sind sehr gute Freunde geworden und haben uns alle viel geholfen und einer dem andern sehr gefördert. Wir konnten in unseren Zusammenkünften ganz feine und schwere Sachen lesen (Phrasen hat es überhaupt nicht gegeben), wir haben unseren Willen ganz offen aussprechen können vor unseresgleichen, wir haben das Judentum erlebt als unsere Gemeinschaft, unser Wesen und Blut unser Wir und das ehrlich und ganz ohne Oberflächlichkeit. Ich glaube solches gemeinsames Erleben und solche Gemeinsamkeit im Wollen, wie wir sie haben, ist viel wertvoller als das, was im allgemeinen von Organisationen geleistet wird. — Wir stehen in keiner Partei, auch nicht der zionistischen, denn wir finden, daß in jeder

Partei die Flachheit herrscht, wir sind Zionisten auf eigene Faust und sicher besser als die meisten Parteizionisten. So können wir auch den Wert der Partei gerecht anerkennen. — Wir wandern und kommen sehr oft zusammen, fast täglich, zweimal wird gelesen oder ein Vortrag gehalten. Wir haben einige Wanderungen mit dem »Grünen Wandervogel« gemacht und zu vielen von den Jugendkulturlern Beziehungen. B.... war ein paar mal bei uns, einmal haben wir, als er bei uns war, über den Wert der zionistischen Partei als Mittel für den Zionismus gesprochen und es war sehr erfreulich, daß ich dieselbe Ansicht hatte, wie er, nämlich daß die Partei wertvoll ist, indem sie eine Menge schafft, die immer unharmonisch bleibt, sie wird der Assimilation zugetrieben, aber die Idee hindert sie an der Assimilation, aus dieser Menge werden die Stärksten immer der Idee folgen, die Schwachen werden ganz abfallen. — Unser letztes gemeinsames Erlebnis ist das: Der Wille zur Heimat, und wir müssen uns jetzt eine schaffen, eine Heimat im stärksten Sinne. — Ich glaube daß wir ganz frei und rein von jeder Feigheit und jedem Philistertum sind und daß wir etwas schaffen können. Es gehören außer mir zur neuen Kameradschaft (wir haben keinen Namen und gar keine Formen): M...., 19 Jahre alt, Kunstschülerin, H...., ihre jüngere Schwester, 6. Klasse Lyzeum, R...., in meinem Alter, 8. Klasse Gymnasium, das sind die, die am engsten zusammenstehen, dann kommen noch S...., F...., G.... und noch ein paar Leute, die Du nicht kennst und die nicht der Mühe wert sind, sie zu beschreiben, es sind aber alle ganz feine sympathische Menschen, die uns sicher später sehr nahe sein werden. — Unser Bund ist viel persönlicher, freundschaftlicher als bei anderen Vereinen, es hat seit der großen Reinigung keine Differenzen gegeben. »Macher» gibt es auch nicht.

Bis jetzt haben wir gelesen:

Micha bin Gorion, Sagen der Juden, bis jetzt viermal (wir lesen es noch fertig),

M. Buber, 1., 2., 3. Rede,

„ Mythos der Juden, aus den »Gesch. Baal Schem« und aus »R. Nachnan« (Buber steht uns sehr nahe und wir interessieren uns sehr für alles von ihm),

Jesaia, Buch der Richter, Schöpfungsgesch. (Bibel),
Ruppin haben wir systematisch gelesen,
Bialik angefangen,
dann haben wir sehr viele Vorträge gehabt, d. h. Vorträge ist nicht das richtige Wort, es war so, wie wenn ich Dir etwas erzähle, und haben viel diskutiert.

Wir propagieren unsere Ideen fleißig, aber nur ganz persönlich, wir wollen aber eine Art Broschüre in ca. 20 Exemplaren herstellen, die soll unsere Idee und unseren Weg klar ausdrücken, wenn es fertig ist, werde ich Dir eine schicken.

Ich arbeite über die Ferien mit R.... als Bauarbeiter, später machen wir vielleicht eine Fußtur zu S...., die jetzt im Gebirge sind.

Ich glaube, meine Schilderung ist sehr mangelhaft, so etwas wie die Kameradschaft kann eigentlich nicht beschrieben werden, sondern muß miterlebt werden, vielleicht kommst Du auch noch einmal dazu.

P. S.

Mit dem ...-Verein unterhandeln wir schon seit einiger Zeit. Ihr Formenwesen ist uns unangenehm, aber vielleicht ist doch noch etwas anzufangen. — Wir beugen uns nicht!

Vom Leben der Jugend.

Warum wir siedeln wollen.

»Wir« sind fünfundzwanzig junge Menschen, die in den Jahren 1913 bis 1914 im Kreise jener Jugendgruppe waren, die sich um den »Anfang« scharte. Wenn ich nun der jüdischen Jugend mitteile, in welcher Lage diese Menschen sind und wieso sie in diese kamen, so tue ich dies, um der jüdischen Jugend einen Weg zu weisen. Sehe ich schon keinen anderen Weg als den über die Siedlung, um aus dem wirtschaftlichen Elend Europas herauszukommen, so kann ich mir die Kolonisation eines neuen Landes durch ein sich wirtschaftlich erst festigendes Volk gar nicht anders vorstellen als durch Siedlungen.

Ich will dartun, wohin uns ein konsequentes Weiterschreiten in wahrhaftiger und verantwortungsvoller Lebensführung brachte. Für die jüdische Jugend soll dies eine Möglichkeit zeigen, wohin auch sie gelangen wird, wenn sie in Ablehnung bisher anerkannter Erziehungsformen nach eigener Verantwortung ihr Leben gestalten will. Es wird ihr dann nicht schwer fallen zu entscheiden, welche Berufe sie an Stelle der vielen heutigen unsozialen und unethischen beizeiten ergreifen soll.

Blicken wir fünfundzwanzig auf die Zeit vor der Jugendbewegung zurück, so sehen wir uns als Unzufriedene eng in die Familie, die Schule und die bürgerliche Ordnung eingezwängt, nicht wissend, welchen anderen Platz wir in diesem Chaos einnehmen könnten als den der bloßen Opposition. Dann, in der Jugendbewegung, den Sinn der Jugend, wie er in Wynekens »Freie Schulgemeinde« dargelegt ist, als unseren Sinn erfassend, konnten wir nicht hoffen, diesem Sinn gemäß uns in die Welt einordnen zu können. Oft nicht wissend, wie unsere nächste Zusammenkunft praktisch zu ermöglichen sei, kamen wir auch hier nicht über das Protestieren hinaus und unsere Wege waren verbotene Schleichwege. Unsere Kämpfe richteten sich natürlich gegen unsere unmittelbaren Zwangsobjekte, die Familie und die Schule. Ihnen zu entrinnen, war der nächste Weg, weiter in die Zukunft konnte man nicht hoffen.

Fragte man jemanden, wie er sich später einmal in die Gesellschaft einzuordnen gedenke und welchen Erwerb er sich wählen wollte, so waren überaus viele, die dachten, mit ihren Kunst- und Geisteserzeugnissen ohnehin die Welt aus den Angeln zu heben, wobei solche Kleinigkeiten sich schon geben würden. Andere erhofften irgend einen bürgerlichen Erwerb, vertrauend, daß die Welt den braven Mann doch wohl als solchen anerkennen werde.

Jetzt aber müßte uns, die wir alle über zwanzig Jahre sind, eine solche Art zu denken als äußerster Leichtsinn oder Zurückgebliebenheit angerechnet werden.

Wir können nicht mehr glauben, daß ein üblicher, bürgerlicher Erwerb mit unseren ethischen Forderungen vereinbar ist. Wir stehen dem Wert der wirtschaftlichen Tätigkeit und auch der

künstlerisch-geistigen als alleinigem Lebensinhalt skeptisch gegenüber.

Betrachten wir den Typus des bürgerlich erwerbenden Menschen: Sehen wir sogar ab von all den Fabriksarbeitern, schlecht Angestellten, Überarbeiteten, Unterernährten, Verbitterten und betrachten wir jene wenigen, denen der Erwerb geglückt ist, die erfolgreich waren im Leben, so stehen sie alle am Ende ihrer Laufbahn mit jener aussichtslosen, unnützen Leere da, ist ihr Sein voll flacher, ekelerregender Gebärden, wie wir es von unseren Eltern, Onkeln und Tanten bis zum Überdrusse kennen und wahrlich kein Verlangen zeigen, es ihnen nachzutun.

Sehen wir in jene andere Kategorie der künstlerisch und geistig Produzierenden und sehen wir hier sogar ab von der Überzahl der faktisch zugrunde Gegangenen, nehmen wir als Beispiel die wenigen Erfolgreichen, so sehen wir auch diese überladen mit demselben Unrat wie erstere.

Betrachten wir nun noch jene Kategorie, die, obwohl fast alle ihre Handlungen in bürgerliche Staffage hüllend, doch stündlich ihre Gegnerschaft zu ihr betont.

Warum, so müssen wir uns fragen, widerspricht die Lebensform und vielleicht auch ihr Inhalt so sehr ihrem Wollen?

Wir, die wir die Aussichtslosigkeit einer sinnvollen Einordnung in die heutige Gesellschaft ebenso erkennen wie ehemals die in die Familie und Schule, wir wenden uns heute wie damals zu uns selbst, um gemeinsam unseren eigenen Weg zu gehen.

Und zwar keinen Weg, der gerade noch annehmbar ist, keinen Weg, der durch Wüsten alltäglicher Flachheit und Korruption an einigen Oasen vorbeiführt, keinen Weg, den wir am Rettungsstrohhalme des Selbsterhaltungstriebes dahinschleichen, sondern einen Weg, den wir mit stürmischer Bejahung antreten, der uns in ein Werk- und Tatland weist, wo die alltägliche Geste sich würdig an unsere letzten großen Ziele reiht.

Mag das Land, in das wir ziehen, abgemessen sein oder nicht, mag die wirtschaftliche Tätigkeit jedes einzelnen voraus fixiert sein oder nicht, ins Ungewisse segeln wir und das einzige, das uns führt, ist unser Eros, der sich entfalten will nach eigenen Gesetzen im eigenen Land.

Endlich wollen wir auf unsere innere Stimme hören, die uns zu Taten ruft, die im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung unmöglich sind, der zu folgen uns aber allein eigene Wertschätzung verspricht.

Nicht zu abstrakten Illusionen wollen wir flüchten, wenn das Ich zu mahnen beginnt, noch die Maschine des Alltags wollen wir anrufen, damit sie die innere Stimme überklopfe, aber zu uns wollen wir kommen.

An die Erde sind wir gebunden. Nahrung, Kleidung, Wohnung müssen wir uns schaffen und mit den Mitmenschen in irgend einem Verhältnis leben. Das heißt für uns aber nicht, daß wir körperlich und geistig verelenden müssen und uns unsere Gesellschaft nicht wählen können.

Denn die Menschen haben sich zu einer Gesellschaft zusammengeschlossen, die die ganze Erde umfaßt und in der die Herstellung von Wohnung, Kleidung und Nahrung eine derart unökonomische, von gewinnsüchtigen Motiven geleitete ist, daß trotz hochentwickelter Technik der Durchschnittsmensch einen übergroßen Teil des Tages in übermäßiger, oft unhygienischer Arbeit verbringen muß. Außerdem hat diese Gesellschaft Formen gezeitigt, derart durchgängig bindender, uns unmöglicher Art, daß wir sie nie und nimmer annehmen können.

Also bleiben uns, wollen wir konsequent und tathaft sein, nur zwei Wege.

Entweder wir räumen alles uns Widerwärtige aus dem Wege. Das wollen und können wir nicht, abgesehen davon, daß wir ja doch hoffen, wenigstens einen Teil der Menschen schließlich durch unsere Tat zu bekehren oder wir schaffen uns unsere Bedarfsgegen-

stände selbst (emanzipieren uns wirtschaftlich) und suchen uns gemäße Formen und Inhalte.

Das wird nicht auf einmal vollständig gehen. Doch können wir einen großen Sprung gleich machen und dann auf diesem Wege fortfahren.

Diesen Weg klar vor Augen sehend, sowie die Unmöglichkeit eines wünschenswerten anderen Weges erwuchs in uns der Wille, in der Nähe Wiens, wo wir doch bodenständig und erweiterungsfähig sind, eine Gemeinschaft zu gründen.

Dieser Wille ist im wesentlichen verschieden von dem pensionierter Beamten, Vegetariern und Aktienunternehmern in Gartenstädten.

Er wird keine Niederlage sein, wenn wir Schaufel und Hammer nur mit Widerwillen zur Hand nehmen werden, wenn wir an technischen Kalamitäten leiden werden, er würde aber eine Niederlage sein, wenn wir in 20 Jahren unseren Eltern gleichen würden, wenn wir unsere Kinder nicht in wesentlich andere Schulen schicken würden.

Diesen Willen zu haben, ihn bei anderen zu erkennen und zu wecken, das ist es, worauf es ankommt und nicht, ob wir genug Geld haben werden und ob nach dem Kriege eine günstige Konjunktur für landwirtschaftliche Produkte sein wird.

Ebenso wie es bei einer Ehe darauf ankommt, daß die beiden sich lieben mit jener Unbedingtheit und Grundlosigkeit, deren nur der Eros fähig ist und nicht ob sie Geld haben oder nicht.

Und wahrlich, ein Bund, weihevoll und unbedingt wie eine Ehe müssen wir sein, aufgebaut nach den Gesetzen des Eros und nicht nach dem Utilitätsprinzip.

Eine Stätte des Vertrauens und der Wahrhaftigkeit, ein Land der Schönheit, ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten wollen wir gründen und keine G. m. b. H., kein Versorgungsheim für Schiffbrüchige. Richard Kramer.

Blauweiß im Rahmen der jüdischen Jugendbewegung.

Der Wanderbund, wie wir ihn vor zirka 5 Jahren schufen, konnte nur in beschränktem Maße als Glied der jüdischen Jugendbewegung angesehen werden. Denn die, die den Bund eigentlich bildeten, die Wanderer, waren nur Objekte der Bewegung, die in uns paar Führern lebte.

Wir haben damals den Blauweiß geschaffen, um eine möglichst große Zahl von jüdischen Jungens und Mädels zu einem jüdischen Menschentum in unserem Sinne zu erziehen. In unserem Sinne, d. h. wir wollten sie so beeinflussen, daß sie seelisch und sittlich gehobene, für Schönheit und Größe empfängliche, an Körper und Geist gesunde junge Menschen würden. Aber junge jüdische Menschen wollten wir in ihnen erziehen, wir wollten ihnen von früher Kindheit an so viel an jüdischen Kulturwerten vermitteln, daß sie dem ewigen Zwiespalt zwischen Menschentum und Judentum in sich entgingen, daß ihnen die Menschheitskultur sich aufbaue auf der Grundlage ihrer arteigenen Kultur, wie bei anderen, glücklicheren Völkern.

Von aller Politik wollten wir natürlich die Kinder verschont lassen. Aber all unser Tun war eingestellt in die Erhebung unseres Volkes, denn ohne diese Einstellung wäre ihm ja Sinn und Ziel genommen.

Wir suchten nur ganz kurze Zeit nach Wegen zu unserem Ziel. Wir waren Menschen, die seit längerem schon Freude und Stärke und reinigende Kraft des Wanderns an sich selbst erlebt hatten und dadurch wurden wir fast instinktmäßig darauf geführt, daß das Wandern in jüdischer Gemeinschaft unserer Jugend das Heil bringen könne.

Und so gründeten wir den Wanderbund, in Formen, die sich wohl seitdem in manchem ein wenig geändert, in den Grundzügen aber für das Alter zwischen 9 und 16 Jahren zirka bis heute bewährt haben.

Wir teilten unsere Wanderer nach Alter und Art in Gruppen, Züge, mit der Höchstzahl von 16 Mann. Jeder Zug bekam einen Führer, resp. Führerin, die mit dem Zug in innigem Kontakt leben mußten und im Rahmen des Gesamt-Blauweiß in ihrem Zuge nach ihrer Art schaffen konnten. So gab es bald verschiedenartige Züge, solche, die über das allgemeine Maß hinaus z. B. Musik pflegten, andere, die sportlich besondere Leistungen zeigten und so fort. Es stand unsern Wanderern natürlich jederzeit frei, um Versetzung in einen anderen Zug anzusuchen, jedoch kamen derlei Fälle nur überraschend selten vor, wohl vor allem deshalb, weil die jeweiligen Führerpersönlichkeiten meist stark genug waren, die in diesem Alter ja noch wenig differenzierten Wanderer nach ihrer Art zu beeinflussen, eine Sache, die wohl bei Kindern unvermeidlich ist und starken Führerpersönlichheiten wohl auch bei älteren Jugendlichen, selbst gegen ihren eigenen Willen, immer wieder begegnen wird. Darin äußert sich ja die Führerpersönlichkeit eines Menschen, daß er imstande ist, andere in freier Gefolgschaft um sich zu scharen.

Die Stellung des Führers zu seinem Zug hing und hängt natürlich vor allem von ihm selbst ab. Er muß den Weg zu seinen Leuten finden. Die Wanderer müssen spüren, daß sie auch mit ihren allerpersönlichsten Angelegenheiten bei ihm hilfreiches Verständnis finden. Gar manchem unserer Wanderer ist der Führer Vater und Mutter und Freund und Bruder zugleich geworden. Prinzipiell lassen wir Burschenzüge nur von Burschen, Mädchenzüge von Mädchen führen, im Kriege allerdings mußten wir bisweilen von diesem Prinzip abgehen.

Selbstverständlich wurde bei der Auswahl der Führer vor allem darauf gesehen, daß sie menschlich integre Persönlichkeiten waren. Wissen und Fertigkeiten kann man unter Umständen auch noch während der Führerzeit erlangen, eine ganze, achtunggebietende Persönlichkeit jedoch muß man sein, denn zum Führer wird man geboren, nicht erzogen.

Je älter und reifer die Wanderer wurden und werden, desto mehr nähert sich in der Regel die Zugsgemeinschaft und ihr Leben echter Gemeinschaft, wahrem Gemeinschaftsleben.

Natürlich hängt das wieder in erster Linie vom Führer ab.

Als unsere Leute in größerer Zahl das Stadium der reiferen Jugendlichen zu erreichen begannen, begann in unserem Blauweiß ein zuerst unbewußtes, dann immer bewußteres Suchen nach neuen Formen aktiver Betätigung für diese, dem Kindheitsalter Entwachsenen.

Mochten die Leute in der engeren Zugsgemeinschaft auch noch so viel Befriedigung finden, auch noch so harmonisch leben, so wollten sie doch immer mehr auch über den Rahmen der engsten Zugsgemeinschaft hinaus im Gesamtblauweiß harmonisch leben, und aktive Arbeit tun können. Sie fühlten sich also immer öfter durch die für Jüngere zugeschnittenen Formen beengt und ihre Führer waren nicht immer imstande, ihnen im Gesamt-Blauweiß ein Leben nach ihrer eigenen Art ungestört zu garantieren.

Das wurde besonders bei uns in Wien akut, weil, wie ich glaube, wir die erste Ortsgruppe sind, die zu gleicher Zeit eine größere Zahl von älteren Jugendlichen als Wanderer in ihren Reihen hat. In den Provinzortsgruppen wurden die wenigen älteren bisher entweder bei der herrschenden Führernot gleich Führer oder sie verließen den Blauweiß und traten in parteizionistische Korporationen ein. Bei uns, wo die Führernot nicht so groß war und wo, vielleicht hierdurch, vielleicht durch die längere Entwicklung, bereits eine höhere Auffassung vom Führer platzgegriffen hatte, gab es bald Wanderer, die das Zeug zum Führer nicht in sich fühlten oder die Führerpflichten noch nicht auf sich nehmen wollten, und die doch unmittelbar und unbeengt weiter ein Blauweißleben führen wollten und keinesfalls sich außerhalb des Blauweiß zu stellen gedachten.

Das unklare Gefühl, daß man ein Blauweißer sein Leben lang bleiben

könne, ja bleiben müsse, wenn man es wirklich ganz geworden, das fand immer klareren gedanklichen Ausdruck und es begann das Suchen nach der Form, die es reifen Menschen ermöglichen sollte, innerhalb des Blauweiß zu leben.

Dieses Suchen dauerte lange und war nicht immer ganz schmerzlos. Es wurde manches versucht, was sich als untauglich erwies, andererseits fehlte auch einzelnen Führern, trotz besten Willens, das Verständnis hierfür oder sie stießen sich an dem Ungewohnten der neuen Form und machten dafür die Sache verantwortlich. Der Umstand, daß gerade immer wieder unsere Reifsten uns vom Militärdienst genommen wurden, verzögerte naturgemäß ebenfalls die Entwicklung.

Aber schließlich hat, gerade in allerjüngster Zeit der Gedanke sich allgemeine Geltung verschafft, daß es allen reiferen Blauweißen möglich gemacht werden müsse, innerhalb des Blauweiß ein eigenes Gemeinschaftsleben zu führen, unbeengt durch Formen, die für andere Altersstufen unbedingt nötig sein können, reifere Menschen aber in ihrer Entfaltung hemmen.

Und in diesem Sinne haben Führer und Wanderer sich im Blauweiß eine freie Gemeinschaft geschaffen. Die Formen dieser Gemeinschaft sollen sich erst entwickeln, aber über den Inhalt herrscht, unter einer großen Überzahl Klarheit. Und es ist zu hoffen, daß der Inhalt sich auch seine adäquate Form finden wird, die der jüdischen Jugend arteigene Form, die das Kopistentum aller Richtungen überwindet.

Grundgedanken dieser Gemeinschaft und ihrer Verfassung wurden in wenigen Sätzen niederzulegen versucht und ich zitiere sie hier:

Die im Wanderbund den Kinder- und Jugendgruppen entwachsenen Wanderer schließen sich mit den Führern des Blauweiß zu einer Gemeinschaft zusammen, die auch Juden und Jüdinnen aufnehmen kann, die bis dahin außerhalb des Wanderbundes standen.

Zweierlei ist der Sinn der Gemeinschaft, da sie innerhalb des Blauweiß richtungsetzend sein will, indem sie die Gemeinsamkeiten der jüdischen Wanderer zur Gemeinschaft erhebt und diese in die Gesamtbewegung der Erneuerung jüdischen Volkstums einstellt.

Wesentlich scheint ihr auch die lebendige Fühlungnahme und der persönliche Kontakt mit den bewegenden Kräften der jüdischen Gegenwart. Auch eine verstehende Anschauung der zwischenvölkischen Bewegungen ist der Gemeinschaft erwünscht.

Die Gemeinschaft ist innerhalb des Blauweiß autonom, jeder ihr Angehörender ist Blauweißer.

Innerhalb der Gemeinschaft gibt es nach freier Wahl zusammengeschlossene Gruppen, die aus ihrer Mitte je einen Vertreter wählen. Diese Vertreter bilden den Wandererrat, der die technischen Angelegenheiten erledigt, nur Instrument der Gemeinschaft, nicht deren Leitung ist. Es werden daher alle der Gemeinschaft wesentlichen Angelegenheiten von ihr selbst entschieden.

Den Gruppen ist in allen inneren Angelegenheiten völlige Freiheit belassen, so können sie auch in freier Gefolgschaft sich Führern anschließen. Diesen erwachsen hieraus (im Gegensatz zu den in den Kinder- und Jugendgruppen aktiven Führern) keinerlei technische Verpflichtungen.

Da die Gemeinschaft zunächst nur von dem allen gemeinsamen Gefühl ihres Sinnes und ihrer Willensrichtung zusammengebunden ist, sieht sie zunächst von statutarischer Festlegung ihrer Programmatik ab.

Mit dieser Gemeinschaft treten wir Blauweiße in die Reihen der jüdischen Jugendbewegung. Wir wollen gleichermaßen von beiden Seiten her, durch Selbsterziehung und durch Dienst am Volke unser Ziel uns bauen, volles jüdisches Menschentum in und für Erez Israel.

Schon der Weg dahin ist beglückend.

Rudolfine Menzel-Waltuch.

Rundschau.

Von hebräischen Lehrbüchern.

I.

Eine Rubrik »Von hebräischen Lehrbüchern« darf in einer jüdischen Jugendzeitschrift unserer Tage nicht fehlen. Die Zeit der bloß allgemeinen Hinweise auf Wert und Bedeutung des Hebräischen ist gottlob vorüber und die vorhandenen Mittel zur Erlernung der Sprache sind so verschiedenartig und verschiedenwertig, daß es heute einer festen Führung durch die vorhandenen und mannigfacher Anregung für die erst zu schaffenden Lehrbücher bedarf.

Während im Osten eine reiche Unterrichtsliteratur die jeweiligen Bedürfnisse befriedigt (die jüdische Schule schuf dort das jüdische Lehrbuch), ist der Westen in seinem Streben nach Beherrschung des lebendigen hebräischen Wortes auf Notbehelfe angewiesen, die in nur sehr unvollkommener Weise geeignet sind, ihn seinem Ziele auf möglichst geradem und raschem Wege näher zu bringen. Denn die Benutzung hebräischer Lehrbücher aus dem Osten, die für ein anderes Schülermaterial geschrieben sind (sie verdanken ja größtenteils der pädagogischen Praxis ihre Entstehung und allmähliche Vervollkommnung), entspringt doch mehr der Verlegenheit um passendere Lehrbücher, als der Überzeugung, daß sie für das westliche Schülermaterial besonders geeignet wären. Schon der eine Umstand, daß die Anfängerlehrbücher — um solche handelt es sich für den Westen doch in erster Linie — im Osten fast ausschließlich für Kinder von 6—10 Jahren verfaßt werden, zeigt, daß diese Lehrbücher von einer älteren Jugend nicht mit gleichem Nutzen dem Lernen zugrunde gelegt werden können. Wie aber sollte ein solches Buch unserem Anfänger, der zumeist doch erst mit 16 Jahren und darüber sich ernstlich mit dem Hebräischlernen befaßt, ein seinen höheren sprachlichen Bedürfnissen entsprechendes Lehrmittel darstellen!

Ein zweites, nicht weniger ungeeignetes Ersatzmittel sind die landläufigen wissenschaftlichen hebräischen Grammatiken (für Gymnasiasten, Studenten, Theologen etc.), die zwar ein sehr gründliches Verständnis für grammatischen Aufbau und syntaktische Eigentümlichkeit der Sprache vermitteln, dem Durchschnittsanfänger (besonders dem nicht humanistisch gebildeten) ein verwirrendes Übermaß rein sprachlautlicher und entwicklungsgeschichtlicher Erkenntnisse zumutet, ganz abgesehen davon, daß diese Grammatiken sich ausschließlich auf die Bibelsprache konzentrieren und durch ängstliches Festhalten an den biblischen Texten nur unzusammenhängendes und unbewegliches Übungsmaterial bieten.

In dem Versuch, diese fühlbare Lücke auszufüllen, besteht die Bedeutung des hebräischen Lehrbuches »Sfat amenu« von Moses Rath. Das Rathsche Lehrbuch hat sich — im Gegensatz zu den ostjüdischen Lehrbüchern — zum Prinzip gemacht, dem Schüler in den Übungs- und Lesestücken keine ihm unerklärliche Form unterkommen zu lassen. Wenn dieses Prinzip an vielen Stellen noch nicht vollkommen durchgeführt ist, so liegt das nur an gewissen (nicht zu unterschätzenden, aber auch nicht unüberwindlichen) Schwierigkeiten. Das Lehrbuch teilt also den Vorzug des systematischen Aufbaus mit den wissenschaftlichen Grammatiken. Andererseits aber lehnt es sich in der Behandlung des Hebräischen in seiner Totalität, in der Beweglichkeit seiner Übungen und Mannigfaltigkeit seines stofflichen Anschauungskreises an die besten Vorbilder ostjüdischer Unterrichtsliteratur an. Nirgends beeinträchtigt die rein grammatische Erörterung den lebendigen Fluß der praktischen Übung und überall nimmt die Übung weitgehende Rücksicht auf das grammatisch zu Vertiefende.

Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß das Rathsche Lehrbuch noch vielfacher Verbesserungen fähig ist. Auf die mannigfachen Einzelheiten, die beim

Gebrauch des Buches unschwer entdeckt werden, soll hier nicht eingegangen werden. Aber einige prinzipielle Aussetzungen sind wohl schon deshalb am Platze, da nun bald die dritte Auflage des »Rath« erscheinen soll. Daß das Prinzip, nur Erklärtes in den Übungen zu verwenden, an vielen Stellen und in vielen Einzelheiten durchbrochen wird, wurde bereits angedeutet. An manchen Orten wäre ein etwas tieferer Einblick in die Entstehungsweise der Formen erwünscht, wie überhaupt die allgemeinen Gesetze mehr herausgearbeitet und Verweise auf ähnliche Erscheinungen jeweils häufiger gemacht werden sollten. Da und dort könnte auch eine Regel stilistisch gewandter, verständlicher und präziser gefaßt werden. Die Anordnung des grammatischen Stoffes scheint nicht immer die glücklichste zu sein (beispielsweise scheint die Voranstellung der Kalformen aller Verbalklassen vor die abgeleiteten Stämme des regelmäßigen Verbums kein rationelles Anordnungsprinzip zu sein, es führt zu einer Zerreißung der Verbalklassen, die doch am besten jede für sich zusammenhängend durchgenommen werden. Sehr mißlich ist die verspätete Behandlung der Formen des einfachen Verbindungswaws in der 146., das heißt fünftletzten Lektion. Auch die Artikelregeln sind auf mehrere weit auseinanderliegende Lektionen aufgeteilt.) Falsche Formen sollten dem Auge des Schülers auch nicht zum Zweck der Warnung vor ihnen geboten werden.

Aber gerade diese Andeutungen von Verbesserungsmöglichkeiten beweisen, daß im Rathschen Lehrbuch die Grundvoraussetzungen, die an ein Lehrbuch für die westliche jüdische Jugend zu stellen sind, keineswegs fehlen. Es wird nicht allzu schwer sein, das Werk seiner Vervollkommnung allmählich entgegen zu führen. Ohne Zweifel ist der »Rath« dazu bestimmt, das hebräische Lehrbuch der lernenden westjüdischen Jugend zu werden. Aber das gilt nur für die Jugend zwischen 10 und 16 Jahren. Für Ältere bleibt es ein Notbehelf. Das hebräische Lehrbuch für erwachsene Anfänger harrt noch seines Schöpfers.

Max Mayer.

Büchereinlauf.

(Besprechung vorbehalten.)

HERTZ, Dr. Friedrich, Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien. Kroner. Leipzig, 1915.

KAMMERER, Paul, Über Erwerbung und Vererbung des musikalischen Talentes. Thomas, Leipzig.

— Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Anzengruber-Verlag. Wien, 1913.

— Die Bedeutung der Vererbung erworbener Eigenschaften für Erziehung und Unterricht. 1914.

KRANOLD, Hermann, Arbeiterjugend und bürgerliche Jugendbewegung. Jugendausschuß für die Chemnitzer Arbeiterjugend. 1917.

ROSENFELD, Dr. Max, Nationales Selbstbestimmungsrecht der Juden in Polen. Löwit, Wien, 1918.

ROSENZWEIG, Franz, Zeit ist's ... Gedanken über das jüdische Bildungsproblem des Augenblicks. Jüdische Monatsschrift. Berlin, 1918.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11

Notwendigkeit der neuen Gemeinschaft.

Beitrag zum Programm einer neuen jüdischen Jugendgemeinschaft.

Wir wenden uns mit diesem Programm an die jungen jüdischen Menschen, die das falsche Prinzip der Vereinigung, welches den heute bestehenden Organisationen der national gesinnten Jugend von 15—25 Jahren zu Grunde liegt, erkannt haben und aus dieser Erkenntnis heraus eine neue Gemeinschaft wollen.

Welches war das Prinzip, nach dem sich die national-jüdische Jugend in Deutschland und Österreich zusammenschloß?

Nicht die Gleichgerichtetheit des Willens, nicht Verbundenheit durch gleiche Wesensart, sondern ein ganz Zufälliges, Oberflächliches bestimmte den Zusammenschluß: der Beruf oder die gesellschaftliche Stellung oder ein besonderes Teilinteresse: man teilte die nationale Jugend ein in Studenten(innen), Kaufleute, Wanderer, Turner(innen), Ruderer usw. Früher, als der Zionismus nur eine politische Idee gewesen war, die sich die Aufgabe setzte, Palästina als Siedlungsland zu gewinnen, mag allein die Gemeinsamkeit des nach Palästina gerichteten Willens genügend gewesen sein, um die Menschen in diesen Gruppen zu einer wirklichen Einheit zusammenzuschließen. Damals mag diese Art des Zusammenschlusses zweckmäßig und gerechtfertigt gewesen sein. Heute aber, wo das nationale Judentum uns weniger eine politische Angelegenheit ist, der man durch organisatorische Betätigung und Agitation Genüge leisten kann, sondern eine die Umwandlung des g a n z e n Menschen erfordernde Idee kann der Palästinagedanke nicht mehr allein das Kriterium einer zusammen lebenden und zusammen schaffenden Gemeinschaft bilden. Denn innerhalb des Judentums, das sich zum Volke bekennt, gibt es die gleichen, unüberbrückbaren Wesensverschiedenheiten und grundlegenden Gegensätze, wie wir sie unter den national gesinnten Menschen aller Völker finden. Die Begriffe von der Vollkommenheit eines Volkes sind völlig verschiedene. Es ist selbstverständlich, daß die zahlreichen deutschen Studenten, die im Alldeutschen den vollkommenen Typ des Deutschen sehen, im Leben und Schaffen keine Gemeinsamkeit haben mit den studentischen Kreisen, die sich z. B. um die religiös-demokratische Zeitschrift »Die Tat« gruppieren, dennoch richten sich die Kräfte beider Schichten getrennt auf das Gleiche: auf das deutsche Volk. Warum wollen wir in der national-jüdischen Jugend die Gegensätze, die hier ebenfalls in anderer Gegenüberstellung und nicht in dem gleichen extremen Maße wirksam sind, heute noch übersehen und sie zu einer künstlichen Einheit zusammenpressen?

In der zionistischen Bewegung stehen deshalb auf der einen Seite die Bürgerlichen, die im wahrsten Sinne des Wortes mit der Wirklichkeit Rechnenden. Abgesehen von einigen Reförmchen, bejahen sie die Unsittlichkeit der heutigen Zustände der allgemeinen Gesellschaft und der Wirtschaft. Es sind die Juden, die von unzweckmäßigen Experimenten reden, wenn man ihnen von der Forderung der Zionjuden spricht, den Forde-

rungen unserer Propheten gemäß eine vollkommene Gemeinschaft in Palästina zu schaffen. Juden, die das Bekenntnis zum Judentum nicht verbinden mit dem Streben, die Reinheit und Wahrheit fordernde Idee des Judentums im eigenen Leben zu verwirklichen. Juden, die Gott nur dann gelten lassen, wenn Rentabilität und Zweckmäßigkeit nicht gefährdet ist.

Auf der andern Seite steht die Jugend, deren Unbedingtheit noch nicht durch alltägliches Zusammenleben mit der bürgerlichen Masse gebeugt ist. Bei ihr stehen die Juden, die den Idealismus nicht als eine ganz schöne aber unfruchtbare Krankheit der Juden ansehen, die zu Gunsten eines praktischen Sinnes für die Wirklichkeit von einem reifen aufgeklärten Menschen zu überwinden ist, sondern die das Bekenntnis zu einem die heutige Umwelt als Maßstab verneinenden Idealismus gleichzeitig mit dem Bekenntnis zum Judentum aussprachen. Juden, denen Zionismus mehr bedeutet als das Streben, in Palästina das Abbild eines europäischen Staates zu schaffen, einen Staat mehr in die Welt zu setzen.

Sozialisten und Vertreter des Kapitalismus, Religiöse und Unreligiöse, Idealisten und Naturalisten — alle diese Gegensätze enthält unsere Bewegung.

Müssen nicht Gemeinschaften, die diese Gegensätze umfassen, trotz gemeinsamen Berufes, trotz gleichem Willen wieder ein Volk zu werden, unorganische und daher unberechtigte Gebilde sein, wenn sie mehr sein wollen als Zweckverbände, nämlich: wahre jugendliche Gemeinschaften? — M ü s s e n sich nicht hier die Kräfte, die sich auf die Gestaltung unsres Volkes richten sollten, erschöpfen im Kampf innerhalb der eigenen Gemeinschaft, vorausgesetzt, daß ihr Menschen angehören, denen nicht nur an einem gesellschaftlichen Leben und an der Teilnahme an organisatorischen Arbeiten gelegen ist, sondern an der unbedingten Anerkennung und Durchsetzung der von ihnen als wahr und gut befundenen Forderungen? Und wo der junge Mensch nicht die Kraft hat, dauernd im Kampf mit den übrigen zu leben, was bleibt ihm anderes übrig, als sich zu entwerten, als Kompromisse zu schließen und seine die Unbedingtheiten wollenden Forderungen der umgebenden öffentlichen Meinung anzupassen?

Der Spott der in der Überzahl vorhandenen Bürger, ihr herablassend freundliches Klopfen auf die Schulter: »Bin auch mal jung und ein solcher Idealist gewesen, auch du wirst dich noch ändern«, — diese Stellung der andern raubt dem jungen Menschen die Sicherheit und läßt seine Kraft erlahmen, die ihn und die andern in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter aufwärts getragen hätte. — Die Wertschätzung und damit auch die gesamte Lebensführung eines Sozialisten und eines Bürgers aus Berlin-W eines materiell und eines geistig orientierten Menschen sind so von einander verschieden, daß eine diese Wesenverschiedenheiten umschließende Gemeinschaft, die, wie schon gesagt, nicht nur ein Zweckverband zur Wahrung gemeinsamer Interessen, sondern eine auf dem Geiste der B r ü d e r l i c h k e i t aufgebaute Gemeinschaft sein will, ein unwahres und daher unschöpferisches Gebilde sein muß, ein Gebilde, welches nur me-

chanisch, nicht aber durch die verbindende Kraft des Geistes zusammengehalten werden kann.

Die jüdische Jugendgemeinschaft, zu deren Bildung aufgerufen wird, soll der Sammelpunkt der jüdischen Jugend im Alter von 14—25 Jahren werden, die durch Gleichgerichtetheit des Geistes — gleichgiltig welchem Beruf, welchem Geschlecht oder welcher gesellschaftlichen Stellung angehörend — verbunden sind. Eine Gemeinschaft, die auf die Erneuerung des Volksganzen gerichtet ist, kann die Frau, die Erzieherin der kommenden Generation, nicht ausschließen, noch kann sie dem Studenten die besondere Stellung einräumen, die der Student besonders in Deutschland aus von uns nicht mehr anerkannten Feudalitätsrücksichten genießt. Die besondere Wesensart der Frau, andrerseits die sich von dem übrigen unterscheidende Zeiteinteilung der Studenten wird zur Bildung besonderer Gruppen und zweckentsprechender Arbeitsteilung in der Jugendgemeinschaft führen. — Studenten, junge Kaufleute, Arbeiter, Frauen, Mädchen, alle Menschen, die sich dem Geiste der jüdischen Jugend verbunden fühlen, der im Nachfolgenden näher bezeichnet ist, mögen sich aus Deutschland und Österreich in der neuen Jugendgemeinschaft zusammenfinden.

Wenn die Menschen unserer Bewegung doch einmal erkennen wollten, daß es nicht darauf ankommt, daß meine oder deine kleine Gruppe möglichst gut dastehe, sondern darauf, daß hinter der jüdischen Idee, wie ihr sie verwirklicht sehen wollt, eine starke Gemeinschaft junger Menschen stehe, stark und mutig genug, um trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der anders wertenden Masse unsere Forderungen zu verwirklichen. Gerade heute, wo in Palästina die Fundamente eines neuen Gemeinwesens gelegt werden, kommt alles darauf an, daß die idealgesinnte Jugend sich sammelt, um den Kampf gegen Materialismus und Ungeist schon bei der Grundsteinlegung *geschlossen* aufzunehmen. Denn die Zahl der Unsrigen ist klein. Und was soll werden, Freunde, wenn auch die Wenigen sich in ihren Kräften zersplittern, sich sogar als Mitglieder der verschiedenen Gruppen im geheimen befehden, anstatt einander die Hand zu reichen zu gemeinsamem Schaffen, anstatt alle Kräfte zusammenströmen zu lassen, zu einem reißenden, tiefen Strom, der uns mit unserm einsamen Wollen trägt und uns fortreißt, in dem beglückenden Gefühl der Gemeinschaft, dem Ideale entgegen.

II.

Die Jugend und die Unbürgerlichen.

Die neue Jugendgemeinschaft erstrebt, wie schon oben gesagt, die endgiltige Scheidung zwischen der Jugend und den Bürgerlichen, in der Überzeugung, daß sich hier unüberwindbare Wesensverschiedenheiten gegenübertreten.

Der Bürgerliche ist kein freier Mensch mehr, an Stelle eines freien menschlichen Ichs hat er unter dem dauernden Einfluß der umgebenden Gesellschaft, der Schule, der Presse usw. das der öffentlichen Meinung angepaßte Einheitsich gesetzt. Er tritt an die Erscheinungen seiner Um-

gebung nicht mehr mit der Wertung durch sein eigenes sittliches Ich heran, sondern hat für jede dieser Erscheinungen ein von der Gesellschaft, Presse etc. übernommenes sauberes Klischee, das Schlagwort. Es gibt kein Ding auf dieser Welt, dem er nicht sofort das Klischee aufdrückt, kein Ding, das er nicht mit dem Schlagwort auf den Kopf trifft. Spricht man ihm z. B. von der Unwahrhaftigkeit im heutigen Staate, von den Forderungen des Sozialismus, reagiert er mit »Gerechtigkeit ist eine Utopie« oder »einen gerechten Staat gibt es nicht und wird es auch niemals geben«. Spricht man ihm von dem Wahnsinn des heutigen Krieges, zuckt er die Achseln und meint: »Es hat immer Kriege gegeben, es liegt im Wesen der Völker, wie soll es jetzt mit einmal anders werden?« Mit der Tatsache, daß heute in den Fabriken Millionen Seelen durch die Maschinenarbeit elend verkümmern, findet er sich mit den Worten ab: »das liegt in der Entwicklung, die sich dem Entwicklungsgesetz gemäß niemals zurückschrauben läßt«. — Überhaupt weist er dir die Berechtigung jeder in der Welt bestehenden Scheußlichkeit an der Hand der Entwicklungstheorie klipp und klar: »wissenschaftlich« nach. — Und sieht nicht, daß er mit diesen bürgerlichen Vorurteilen und Schlagwörtern seine eigene lebende Seele erschlägt.

Der Unbürgerliche dagegen ist der freie Mensch, seinem Wesen ist das Wesen der Jugend verwandt. In der neuen Jugendgemeinschaft werden sich beide finden. Die Höhen und Tiefen seines Ich sind nicht durch den Einfluß der umgebenden Gesellschaft zu Gunsten einer allgemeinen Durchschnittshöhe nivelliert. Für ihn gibt es keine Erscheinung in der Welt, welcher er mit einem gesellschaftlichen Vorurteil entgegentritt. Er verachtet das Schlagwort und unterwirft jede Erscheinung der Wertung durch sein freies sittliches Ich. Weder die höchste Zweckmäßigkeit einer Einrichtung, noch das Wissen um seine tausend Jahre währende Existenz kann ihn bestimmen, es bestehen zu lassen, wenn es dem Geist der Sittlichkeit widerspricht. — Da es heute in der uns umgebenden Gesellschaft nur wenige Institutionen gibt, die dieser Wertschätzung durch das nur Gott verantwortliche menschliche Gewissen standhalten, ist der Unbürgerliche von Grund aus revolutionär gesinnt. Er muß die bestehende Gesellschaft, die Wirtschaftsordnung, die Schule, das öffentliche Leben von Grund aus verneinen. Wie jede wahre Jugend, die ihre Seele noch nicht so dem nivellierenden Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft ausgesetzt hat, an und für sich unbürgerlich ist, steht er der Umwelt ebenso gegenüber, wie der hier bezeichnete unbürgerliche Mensch. Erzähle einem jungen Menschen, daß es im heutigen Staate Hunderttausende von Menschen gibt, die selbst nicht arbeiten, sondern von den Zinsen d. h. von der schweren Arbeit anderer leben, erzähle ihm, daß es in einer Stadt große Gärten zur Lust für Wenige gibt, während die Häuser der Besitzlosen so gebaut sind, daß nicht einmal die allen Menschen gehörende Sonne in das Innere hineingelangt . . oder erzähle ihm von dem Sinn der Schulerziehung, die Anspruch macht, die Jugend zu einem wertvollen Menschentum zu erziehen und lasse ihn die heutige Staatsschule nach dieser Richtung hin prüfen — und es wird keine Stimme da sein, die das bestehende

Übel und die Ungerechtigkeit durch Schlagworte mundgerecht macht, und sich der Erkenntnis verschließt, daß die Umgestaltung unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens höchste Notwendigkeit ist.

In dieser Vorurteilslosigkeit den bestehenden Zuständen gegenüber, trifft sich die Jugend mit den Besitzlosen, mit dem Arbeiter. Da dieser beim Nachsprechen der bürgerlichen Vorurteile und Schlagworte nicht fett wird, wie der Bürger, steht er der Gesellschaft und dem Staate vorurteilsfreier gegenüber und wird so zum natürlichen Bundes- und Kampfgenossen der Jugend.

III.

Das Jugendbereich.

Die Erneuerung unseres Volkes, will sie mehr sein als eine Reformati on, muß ein Werk der Jugend sein, und zwar einer Jugend, die den Sinn für Gerechtigkeit und Schönheit und die Kraft zur unbedingten Tat nicht durch das Leben im bürgerlichen Alltag verloren hat. Aber eingestellt in das Getriebe dieses alles Hohe erniedrigenden Lebens werden unter der Jugend nur allzuwenige imstande sein, sich ihre Jugendlichkeit zu erhalten.

Zuviele Kräfte zerren nach entgegengesetzter Richtung. Darum muß die Jugend sich irgend ein Bereich schaffen, in dem diese entwertenden Kräfte ausgeschaltet sind, wo im Zusammenleben mit wahren Führern der Jugend und mit Gleichgesinnten der junge Mensch sich vor den entheiligenden Einflüssen der Umwelt bewahren kann. Um ein Beispiel zu nennen: Wie entheiligend allein wirkt das öffentliche Bürgerleben und das Verhältnis der Geschlechter untereinander! Wieviel tausend Kräfte sind hier am Werk, vom verständnisvollen Blinzeln eines älteren Bekannten bis zur grob aufgetragenen Tendenz einer modernen Operette, um in der Jugend die Achtung vor der Frau zu untergraben. Wo soll der junge Mensch die Kraft hernehmen, sich nach dem eigenen Ideal auszuleben, wo doch fast alle Menschen seiner Umgebung der gleichen, durch die Lüge versteckten öffentlichen Meinung huldigen, wenn es im Zentrum seines Lebens nicht ein Reich gibt, in dem eine von Grund aus andere Wertung Giltigkeit hat?

Wohl wäre eine neue Schule, wo die Jugend mit ihren Lehrern zusammenwohnt, die Schulgemeinde, der Ort, welcher der Idee des Jugendreiches am nächsten stände, und der Kampf für sie wird auch zu den Aufgaben der jüdischen Jugendgemeinschaft gehören. Aber wie wenige Eltern geben ihre Kinder zur Erziehung außerhalb des Hauses und für wie wenige Kinder ist in einer Schulgemeinde Raum?

Wir müssen uns daher mit einer »Jugendheimgemeinde« begnügen, die im Anfang eine Wohnung, später ein Haus mit Garten in der Stadt, und ein Heim auf dem Lande in der Umgebung der Stadt hat, hier wird sich die Jugend in der freien Zeit eine ihrem Geiste gemäße Heimat bereiten. Ferner wird man die Idee der Jugendsiedlung auf eine Weise verwirklichen, die in Amerika in gewissen Kreisen bereits Eingang

gefunden hat. In den Ferien kommen die Mitglieder und Freunde der Jugendgemeinschaft in dem Dorfe, in dem das Landheim liegt, zusammen und verbringen hier im Dorfe wohnend gemeinsam die Ferien. Hier werden in der jüdischen Ferienhochschule die Führer der Jugend über alle Gebiete des Judentums lehren. Sozialismus und palästinensisches Wirtschaftsleben werden in dem Lehrplan enthalten sein, Vorlesungen über Philosophie, Kunst und Musik.

In einer jüdischen Frauenschule und in einem Kindergärtnerinnenseminar werden die späteren Helfer in den »Settlements« ihre Ausbildung erhalten. In einem jüdischen pädagogischen Seminar werden sich die Jugendführer aus den verschiedenen Jugendbünden zusammenfinden. Hier in der Feriensiedlung erhält das vom Katheder gesprochene Wort eine andere Bedeutung durch den engen Zusammenhang, der den Lehrer mit seinen Schülern im gemeinsamen Leben in der Siedlung verbindet. Eine schöne Form der Geselligkeit, Musikfeste, Sportfeste werden zum Gemeinschaftsleben in der Siedlung gehören. (In Amerika verdienen sich die unbemittelten Studenten ihren Unterhalt während dieser Zeit, indem sie in den Dienst der wohlhabenden Familien als Kutscher, Kellner oder Bediente etc. treten.) Diejenigen unter der Jugend, die später als Mitglieder die Hechaluzbewegung in die palästinensischen Kolonien gehen oder als Helfer in den »Settlements« (s. unten) die Jugend zur Freude am Garten- und Ackerbau erziehen wollen, werden in der »Jugendfarm« ihre Ausbildung erhalten, zuerst als Volksschüler, Gymnasiasten, Studenten, in den Ferien oder später während des ganzen Jahres. Handwerkslehrstätten wären zum gleichen Zweck zu schaffen. Die Siedlung wäre auch der Ort der Schulgemeinde.

Diese vorläufig nur in den Ferien bestehende Siedlung könnte später nach dem Projekt von Alfred Lemm zu der »Siedlung neben der Stadt« ausgebaut werden, einem Wohnort der nationalen Juden unserer Richtung, denen eine Abwanderung nach Palästina aus irgend welchen Gründen nicht möglich ist.

IV.

Die Jugendgemeinschaft und ihre Führer.

Der die Jugend in der Gemeinschaft vereinende Geist tritt am reinsten in dem von der Gemeinschaft erwählten Führer in Erscheinung. Denn die Gemeinschaft, die, wie jedes organische Wesen, ein Zentrum, eine Seele hat, die alle Teile durchdringt, wird schöpferische Arbeit leisten können. Niemals können allein die in Büchern und Schriften niedergelegten Gedanken und Ideen die Menschen einer Gemeinschaft so erfüllen, daß eine wirkliche Einheit entsteht. Nicht das durch das Buch übertragene tote Wort, sondern das die Idee verwirklichende Leben des Führers, der unter der Gemeinschaft weilt, schmiedet zusammen.

Dies ist das Wesen des Führers und seine Aufgabe in der Gemeinschaft, sich in unsre Seelen zu gießen, die Lebendiges mit Lebendigem und Form mit neuer Form vergelten. Grade, daß er nichts von sich gibt, alles uns herleiht, um es so verwandelt wiederzubekommen, und daß alles Seine ihm sodann

in jungen Gesichtern und jungen Gebärden, in jungen Worten entgegenlacht, macht die Seligkeit seiner Mitteilung aus, die immer neue Schichten in ihm aufruft und belebt, ja ihn Mal um Mal erneuert. In der Sicherheit unsrer Blicke, im Schwung unserer Spiele, in der Opferkraft unserer Unternehmungen »liest er die feurige Schrift seiner verwandelten Worte«. — Unseren Vätern war diese Auffassung vom Wesen des Führers nicht fremd, im Verhältnis des von Gott begnadeten Rabbi zu seiner Gemeinde war es ausgedrückt.

Wie dort so werden auch in unserer Gemeinschaft nicht alle dem Führer gleich nahe sein: es wird Jünger geben, die ihn erkannt und sich mit ihrem ganzen Leben für ihn entschieden haben, andere wiederum werden erst zweifelnd und zagend auf dem Wege des Erkennens sein. Noch andere — und dies werden wohl insbesondere die Frauen der Gemeinschaft sein — werden ohne die logische Erkenntnis der tiefen Zusammenhänge die überzeugende Wahrheit und Reinheit, die von seiner Lehre ausgeht, empfinden, und sich seiner Führerschaft anvertrauen. Was aber alle diese zur Einheit vereint, ist die gemeinsame Ehrfurcht vor dem Führer.

(Die Fortsetzung des Beitrags folgt im nächsten Heft.)

»Jung-Juda«.

Ein Bericht geistiger Gemeinschaft.

III.

Aus der gemeinsamen Besprechung.

»Ehe ich um jedes Einzelnen Meinung zu dem abgegrenzten Fragenbündel bitte, erinnere ich widerholend, daß es förderlich sein wird, zunächst zum Allgemeinen der Besprechung sich zu äußern und erst dann in die Einzelheiten einzugehen.«

»Es brennt mir und wahrscheinlich auch jedem anderen zwar sehr vieles auf der Zunge, was zu und gegen die vorgebrachten Ansichten zu sagen wäre. Was wir aber gehört haben, war eine höchst selbständige und darum um so weniger allgemein gültige, obendrein recht akademisch geordnete Anschauung über Religion und religiöse Orientierung und so sehe ich gar nicht ein, wozu eine Besprechung taugen soll. Das bloße »Klarermachen« des bereits Vorgetragenen soll die Diskussion nicht sein, das haben wir ja schon mehrfach betont. Nun ist doch Religion einmal solcherart, daß sie jedes Einzelnen eigene und höchst eigene Sache ist. Es könnten daher in einer solchen Besprechung nur die einzelnen und verschiedenen Meinungen unversöhnlich und unversöhnt gegeneinander gestellt werden und die Besprechung müßte sich darin erschöpfen, die gegenseitigen Feindseligkeiten zu konstatieren.«

»Wir können ruhig auch über diese Fragen diskutieren, denn wir müssen uns vor dem Hervorheben unserer verschiedenartigen Stellungnahme nicht fürchten. Es muß ja nicht die eine Meinung die andere vergewaltigen.«

»Was zu dem einleitenden Referat bereits gewissermaßen als Lob gesagt wurde, möchte ich als schärfsten Tadel wiederholen. Es sind uns

Gedanken übermittelt worden, die an den schiefen Tisch philosophischer Redeübungen eines wissenschaftlichen Seminars gehören, aber nicht dazu dienen können, daran eine gemeinsame Besprechung aufzubauen. Schon allein, daß der Ausgangspunkt der Betrachtungen das höchst theoretisch zusammengeklügelte Gottesbewußtsein bildet, das in einem früheren Vortrag geradezu naturwissenschaftlich, wenn auch im Grunde schlecht wissenschaftlich, erklärt und begründet wurde. An dieser, milde gesagt, philosophischen Auffassung der Fragen der Religion liegt es auch, daß eine Diskussion nun unmöglich erscheint. Denn daß Religion nur jedes Einzelnen »Privatsache« sei, ist eine typisch aufklärerische Irransicht, die der eigentlichen Einsicht in das Wesen der Religion entbehrt. Es gibt wohl in jedem Einzelnen ein Fleckchen der Religiosität, das er vielleicht nicht einmal Gott gegenüber entblößen mag, aber es ist doch geradezu Wesen der Religion, Sache einer Gemeinschaft zu sein. Insofern ist ja richtig gesagt worden, daß Religion das einem Volke gemeinsame (mythische) Weltbild ist. In diesem Sinne sind auch in den einleitenden Worten sehr treffend drei religiöse Individualitäten betont worden: Das Einzel-Ich, das Volk als Individualität und Gott, sofern er sich im Gottesbewußtsein als Individualität offenbart. Das hätte lieber dreifach unterstrichen werden sollen, statt theoretische Ausblicke auf Philosophie und Kunst herbeizuführen. Weil nun aber vor allem die Nation religiöse Individualität ist, darf man sich wohl der Qual und Gefahr des Gegeneinanderhaltens der verschiedensten Ansichten nicht entziehen.«

»Ich glaube nicht nur, daß man sich der gemeinsamen Besprechung nicht entziehen soll, sondern ich erwarte geradezu selbst bei klarer Aussprache der verschiedensten Meinungen durch das bloße lebendige Wort eine Einheit zwischen allen Worten. Denn das gesprochene Wort ist ja nicht allein Äußerung einer Meinung, sondern in weit stärkerem Maße noch für den wahrhaft Hörenden Aufbau einer neuen Einheit, die wesentlicher ist, als die Verschiedenheit der Meinungen.«

»Es ist uns hier das Sonderbare widerfahren, daß wir von Religion als der eigentlichen Wirklichkeit des jüdischen Volkes sprechen hörten und doch nicht ausgegangen wurde von Gott, sondern vom Menschen, der erst zu Gott gelangt. Das mag das Erlebnis dessen sein, der wie ein Heide aufgewachsen ist, trifft aber doch nicht die Wirklichkeit. In Wirklichkeit ist doch Gott derjenige, der die Religion dem Menschen durch gewisse Offenbarungen und den verschiedenen Völkern in verschiedenen Graden und Formen gibt. Nicht vom Gottesbewußtsein des Menschen, sondern vom Bewußtsein Gottes müßte doch ausgegangen werden.«

»Das geht nicht, wenn man so weit als möglich theoretisch vorgehen will. Wenn es auch wahr ist, daß es in manchem Sinne ein Mangel ist, daß ich überhaupt theoretisch vorzugehen mich gedrängt fühle, aber habe ich diesen Ausgang und diese Stellung einmal, so kann ich theoretisch klar und eindeutig die Frage beantworten, ob und daß wir ein Gottesbewußtsein der Form haben, daß wir uns unserer Ichheit als Gottes bewußt werden können, nichts aber vermag ich auf dem Wege des wissenschaftlichen Denkens über das Bewußtsein Gottes seinen Geschöpfen gegenüber auszusagen.«

»Das mag richtig sein, aber auf theoretisches Denken und wissenschaftliche Systematik kommt es uns hier gar nicht an!«

»Nicht nur die Form dessen, was uns gesagt wurde, war akademisch-wissenschaftlernd, sondern diese Mittelbarkeit fand auch darin ihren Ausdruck, daß das religiöse Verhalten des Volkes der Außenwelt gegenüber geradezu etwas rein Erkenntnishaftes hatte, was ihm doch gar nicht zukommt. So wurde denn der treibende Widerspruch darin erblickt, daß Religion ein Bewußtwerden der Außenwelt von Seiten des Gotteswissens aus ist, Wissenschaft aber gemäß Zwecken ebenfalls Erklärungen sucht. In Wirklichkeit liegt der Widerspruch, auf den es hier ankommt, im Religiösen selber, indem einerseits alles als göttlich und somit als »gut« angesehen werden muß, andererseits aber von derselben Religion ein »gutes« und sinnvolles Bewegen der Welt und somit die Scheidung von Gut und Schlecht gefordert wird.«

»Es ist hier von Religion und jüdischer Religion gesprochen worden und doch das Wesentliche der Religion, nämlich daß sie festsetzt, was gut und schlecht heißen soll, gar nicht bedacht worden. Religion ist nicht nur auch ethisch, sondern sie ist gar nichts anderes, als die Form und der Grad der Sittlichkeit eines Volkes.«

»Religiöse Bedeutung kommt Jakob wohl vor allem zu, ob er aber gar so sittlich war, wenn er seinen Bruder um die Erstgeburt durch Ausnützen seines Hungers betrogen hat und seinen blinden Vater auf das erbärmlichste beschwindelt und mit seiner Mutter zusammen den Betrug ausheckt?«

»Und doch ist der Beginn der Menschentaten das Essen vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.«

»Vorher aber steht das Gebot: Du sollst davon nicht essen! und das andere: Besamet euch zu vielem Samen und füllet die Erde! Göttliches Gebot als sittliches Gesetz ist Ausgang und Hauptinhalt der Religion.«

»»Und ich gehe dennoch um Eines zurück. Am Anfang ist die ungeschiedene Einheit des Tohuwabohu, nur der Ruach-Haschem überschwebt das All. Da schied sich Haschem in die Gegensätze, sodann in die Dinge und diese Zerscheidung Gottes ist das Ursymbol jüdischer Religion und vielleicht aller Menschenreligion. Ich weiß wohl, daß dies reiner Mythos ist, und daß in weiterer Folge auch das Ethische mit allem anderen in die Religion eintritt, aber es läßt sich eben vom Ethischen der Religion absehen, vom Mythischen jedoch nicht. Gar das rechtlich-sittliche Verhalten von Mensch zu Mensch ist, weil weiter vom Mythischen abliegend, auch weiter vom Wesenhaften der Religion entfernt.««

»Ethik und Mythos sind in der gewordenen Religion ganz eng verknüpft und verknotet, so daß man sie wirklich nicht trennen kann und soll. Es wird erzählt: Wenn die Seelen in ihre Räume eingehen, dann zeigt ihnen Gott, Gerechten und Ungerechten, den äzer ha rah, den Antrieb zum Bösen. Und den Gerechten scheint er wie ein großer Berg und den Ungerechten erscheint er wie ein dünnes Haar. Und die Gerechten weinen und die Ungerechten weinen. Die Gerechten weinen und sagen: »Wie habe ich widerstehen können solchem Berge!« und die Ungerechten weinen und sagen: »Wie habe ich nicht widerstehen können so dünnem Haar!«

»In die jüdische Religion tritt eben das ganze Volksleben in völliger Gleichberechtigung seiner Funktionen ein und es ist geradezu frevelhaft, nachträglich Scheidungen und Unterscheidungen vorzunehmen und alles in die europäischen Registrierkästchen einordnen zu wollen. Darum ist auch die Betrachtungsweise: jüdische Religion und mosaische Gebräuche ganz falsch. Mosaische Gebräuche gibt es überhaupt nicht und das mosaische Gesetz ist dasselbe wie die jüdische Religion. Die jüdische Religion ist eben die Gesamtheit der Gebote und Verbote.«

»Es hat immer außer dem Befolgen der Gebote noch davon unabhängig ein Forschen gegeben, das wesentlich auch zur Religion gehört. Aber dieses Forschen, das religiöse Forschen, ist nicht, wie einleitend behauptet wurde, ein Erfassen der Außenwelt, sondern, wenn schon ein Gegensatz zur Wissenschaft dabei konstruiert werden soll, so liegt er darin, daß sich das Forschen der Wissenschaft auf die Außenwelt, das Forschen der Religion aber auf die Innenwelt richtet.«

»»Nein. Bloß die Wissenschaft und erst die Wissenschaft postuliert diesen im Grunde sinnlosen Gegensatz des Innen und Außen. Der mythischen Schau, die für die Religion vor allem wesentlich ist, ist alles Geschehen und alles Sein eben ein Innerliches, nicht im Gegensatz zu einem Außen. Man könnte geradezu die Verinnerlichung der Welt als den Mythos bezeichnen. Das ist eben das Neue und Eine, das das Gottesbewußtsein schafft, daß man nun nicht mehr an die Dinge und die Welt herankommt und die Dinge feindlich und fremd an dich herankommen, sondern daß du nun gleichsam aus dem Herzen der Welt in die Dinge hineingelangst wie von der Unruhe des Tages im ruhevollen Abend zu dir selber.««

»Aber diese Lehre vom Ich-Bewußtsein und Gottesbewußtsein, als wäre ein und derselbe Mensch gleichsam in verschiedenen Bewußtseinen enthalten, ist doch nur spekulative Konstruktion. Ihr entspricht doch keine Wirklichkeit. Das müßte man doch ganz gewaltig merken, wenn man aus dem einen Bewußtsein in das andere gelangen könnte.«

»Die Formen der religiösen Äußerung könnte man gesondert betrachten. Man kann einteilen in drei Teile der Religion:

Dramatisch, das ist das, was als Brauch bezeichnet wurde. Es ist der Gottesdienst, in dem sich der Einzelne in das gottgegebene Verhältnis zum Volksganzen setzt. Es ist die vorgeschriebene Form der äußeren Lebensführung.

Episch, das ist der Mythos und die mythisierende Geschichtsauffassung. Es ist die Konkretisierung nationaler Abstraktionen. Im Mythos wird der Dienst des Volkes als Ichheit Gott gegenüber erzählt.

Lyrisch, das ist Gebet und Loblied, Psalm. Es ist der Ausdruck des unvermittelten Dienstes des Einzelnen Gott gegenüber. Die Gemeinsamkeit des Gebetes und Lobliedes aber ist nicht wie die Gemeinsamkeit von Brauch und Mythos Menschensache, sondern Gemeinsamkeit des Gebetes ist allein immer von neuem und gnadenweise, glückhaftes Ereignis, wie wahre Gemeinschaft von Mensch zu Mensch.«

»Wenn man den Brauch in dieser Weise ansieht, oder auch wenn man ihn ansieht, als das umgewandelte magische Sich-Bewegen nach gott-gewollten Rhythmen, dann muß man eine schärfere Scheidung als dies geschehen ist, machen zwischen Brauch und Gebräuchen. Brauch ist dann eine Einheit religiösen Ausdrucks, der unbedingte Heiligkeit zukommt. Die einzelnen Gebräuche aber sind nur seine wandlungsfähigen Elemente.«

»Wenn es gut wäre, zwischen Brauch, Gebräuchen und Gesetz zu scheiden, dann hätten die Rabbinijm, die uns durch den Talmud die Lehre übermittelt haben, das ebensogut gewußt, wie ihr das jetzt zu wissen glaubt. Auf sie verlasse ich mich lieber, als auf euren und selbst auf meinen Verstand. Sie wollen aber nichts, als die Befolgung der Gebote und Verbote und in weiteres Klären darüber kann man sich darum nicht einlassen.«

»Eben diese übereifrigen Rabbinijm, die Brauch, Gebräuche und Gesetze zusammengeworfen haben und damit den Bestand der Religion schützen wollten, machen im gegenwärtigen Zeitpunkt eine normale Einstellung in die Religion als Volksbesitz, als das eigentliche Volkstum unmöglich. Gegen die Einsicht kann kein gemeinsamer Dienst bestehen und selbst der Gott-hingegebensten Einsicht scheidet sich Brauch von Gebrauch und Gesetz.«

»Als der wesentlichste Gehalt der jüdischen Religion wurde angegeben, daß sich der einzelne Mensch verwoben mit allem Geschehen und organisch in die Welt eingefügt findet. Woher finden Sie gerade das als den wesentlichsten Gehalt?«

»»Ich gebe gerne zu, daß dies geradezu im Geiste Spinozas, und bewußt im Geiste Spinozas von mir gesagt wurde.««

»Von vornherein, wenn man einen Satz beginnen hört mit: der wesentlichste Gehalt der jüdischen Religion ist: . . . so kann man wissen, daß nun nur etwas Falsches, irgend eine Verzerrung folgen wird. Es ist das die Form der jugendlichsten Denkungsart, der der frei ausschauende Blick auch die umfassende Betrachtung ist, weil er ihr besser taugt als die umfassende Betrachtung. Immerhin hätte der Referent uns wenigstens das so sagen sollen: Der wesentlichste Gehalt der jüdischen Religion ist die volle Verantwortung für alles Weltgeschehen, das der einzelne Mensch dadurch erhält, daß er durch sie jederzeit einer zentralen Stellung innerhalb der Welt fähig ist. Damit wird er auch mitverantwortlich für die Handlungen Gottes und dessen Schöpfungsakt. Des weiteren meinen Sie, »nur der ungewohnte Klang kann hindern zu sagen: Haschem sei die Welt.« Nein, ungewohnt ist dieser Klang nun gerade nicht, eher abgedroschen und durch seine Weite meist leer bleibend. Damit allein, daß Haschem die Welt sei, ist nämlich noch gar nicht viel gesagt. Sagten Sie doch selber im weiteren, daß es nicht darauf ankommen könne, wie Gott sich seiner als das Universum bewußt werde, sondern im wesentlichen kommt es darauf an, wie Sie ja selber sagen, wie wir uns Gottes bewußt werden. Gottes als der eigenen Ichheit und Ich als Gottes Eigenheit,

teilhaftig. Das sage ich Ihnen, weil doch eben durch die Harmlosigkeit, in die Sie Ihr Theoretisieren versetzt, es hier ermöglicht wurde, daß wir von Gott als einem ganz unmittelbar gegebenen Anschauungskomplex sprechen können. Ich hätte dieese sond erbarTatsache weder erwartet noch für möglich gehalten.«

»In einem etwas sonderbaren und ich muß schon sagen ungehörigen Zusammenhang hat der Referent Offenbarung, Jeschua, Spinoza und Martin Buber gebracht. Es können ja auch die Mitteilungen von Jeschua und Spinoza einen gewissen religiösen Wert haben und auch gegen die Bedeutung der Reden und Veröffentlichungen Martin Bubers will ich nichts sagen, aber man muß doch schließlich unterscheiden zwischen mitgeteiltem, klugem Wort und Offenbarung, wie sie uns etwa aus den Propheten entgegentritt.«.

»Ich habe die Meinung des Satzes: heutigentags offenbart Martin Buber, geradezu nicht verstanden und möchte um eine ausführlichere Erklärung bitten.«

»»Ich habe das ganz einfach gemeint und ziemlich wörtlich, wie ich es sagte. Das Volk hat als Individualität ja keinen anderen Mund, als den Mund seiner Propheten und Auserwählten. Aus diesen Berufenen spricht nicht persönliche Willkür und besondere Befähigung, sondern sie sind der Mund des Jeschurun und sie reden seine Worte willig oder selbst gegen ihren Willen. In ihnen und nahezu nur in ihnen offenbart sich Gott zugleich mit Jeschurun. In diesem Sinne nannte ich Jeschua einen Maschiach, Spinoza einen unerkannten Maschiach und in demselben Sinne fasse ich die Reden und Äußerungen Martin Bubers, ohne daß es mir dabei wichtig ist, wie andere davon denken, als Offenbarungen des Judentums auf.««

»Dazu muß wenigstens gesagt werden, daß das Wort Maschiach darin völlig irrig aufgefaßt worden ist, denn die Offenbarung allein und daß einer Mittel der Offenbarung ist, macht ihn nicht zum Maschiach. Dazu müßte noch die besondere Sendung der Befreiung kommen.«

»Ich finde die Äußerung, daß heutigentages Martin Buber offenbare, umso sonderbarer, als ich nicht umhin kann, sie mit dem in Verbindung zu setzen, was wir nachher hören mußten, daß wir nämlich Palästina erst bekommen werden, wenn es uns ein Prophet geben wird, daß aber dieser Prophet kommen müsse und werde. Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen Äußerungen?«

»»Darauf zu antworten weigere ich mich, denn ob er der Gerufene ist, das wird Gott Martin Buber sagen und nicht ich.««

»Es wäre somit ein gewisser Streit unter uns gekommen, ob Gott durch einen Propheten oder der Sultan durch einen Charter uns Palästina geben werden.«

»»Vielleicht ist eben der Zionismus in seiner eigentlichsten Tiefe nur eine Form jüdischen Gottesbewußtseins?««

E. Elijahu Rappeport.

Zum Jugendtag.

Von einem Rabbiner.

Erst am Sonntagnachmittag war es mir möglich, einen Blick in diesen fröhlich summenden Bienenschwarm zu werfen. Ich kam mitten in die Diskussion über die »Leitsätze«. Simson reckte sich im Glücksgefühl seiner jugendlichen Kraft. Wehe den Philistern, wenn er wird, was er verspricht! Wenn nur nicht die Delila der banalen Lebensnot ihm seine Locken raubt!

Die Tagesordnung hatte sich so gestaltet, daß ich davon absah, in die Diskussion einzugreifen. Ich hätte es gern getan. Warum soll, wenn die Jugend tagt, diesen Tag nicht begrüßen, wer ihn heraufzuführen, die Schatten der Nacht zu beschwören, als die Aufgabe seines Lebens betrachtet, eine Aufgabe, der er sein Bestes opfert? Warum soll auf einem jüdischen Jugendtag der Stand schweigen, der auf dem langen Leidensweg des Galut das nicht immer dornenfreie Amt des jüdischen Führers getragen? Die Zeiten, da die Jugend an einem Elischa ihren Spott ausließ, die sind doch wohl für immer vorbei. —

So war denn die Jugend unter sich. Um so lehrreicher für den Jugendfreund. Da gärt ein Most, der nicht in alte Schläuche will. Nichts von Galut! Hinweg mit dem Juden der Gegenwart! Fort mit den alten Bräuchen! Und doch: »Wir fordern von unseren Eltern, daß sie uns die Poesie der Feste und Bräuche erschließen!«

Wir lächelten. Wie der kleine Moritz sich das vorstellt! Die Eltern sollen geben, was sie selbst nicht haben! Diese Eltern, die durch ihre Abkehr von allem Judentum das einzige verwesen ließen, worin und wovon das Judentum lebte, die jüdische Familie! Was Wunder, daß die gesunde Jugend, was die Familie ihr nicht bietet, außer Hause sucht?

Sprengt ihr aber die Familie, dann fällt das letzte Bollwerk, das wir zu halten haben, zu halten um jeden Preis.

Somit muß unsere erste Forderung lauten: Rückeroberung des jüdischen Hauses durch die jüdische Jugend.

Aber welcher Weg führt zu diesem Ziel? Wo finden wir die jüdische Jugend? Wo bringen wir unseren Weckruf, unser Werben an sie heran? Wir sehen sie nicht bei unseren Predigten, nur zum verschwindenden Teil bei unseren Vorträgen, die doch, die einen wie die andern, nichts Höheres erstreben als dem Judentum eine Zukunft zu sichern, unserer Jugend eine Welt zu bereiten, in der sie frei, als Jude frei atmen und froh und stolz und glücklich leben könne. Wir klagen darüber nicht, das Leben geht eben den Gang, den es gehen muß, und zwingt uns, sich ihm anzupassen. Am wenigsten klagen wir die Jugend an. Eine Erinnerung genügte als ihr Anwalt: Vor zwanzig Jahren fanatisches Sturmlaufen der Alten gegen das Hebräische in der Mittelschule, heute entschlossener Kampf der Jungen für Jwrit be' iwrit!

»Jüdisch leben« wollen sie alle. »Jüdisch leben.« Im Hause sehen sie nichts davon. Was man hier und da so nennt, ist für sie ohne Reiz und Sinn, ist Mumie, die zu würdigen Sache des Archäologen bleibt. Es

lebt nicht für sie, es lebt nicht in ihnen. Dem Zeitgenossen Jerubbaals brauchte man nicht zu erklären, was Pesach, was Schabuot, was Sukkot sei! All das lebte er, es war ihm kein An- und Nachempfinden. Man gießt Kanonen um, warum nicht auch Religionen? »Die Tora spricht die Sprache der Menschen«, der Lebenden, nicht der Toten, der pulsierenden Gegenwart, nicht eines geistig längst überholten Altertums. Gebet der Jugend, was der Jugend ist! Sie will Sonne, Lerchenjubel, Frühling, Taten! Und bei allem und vor allem will sie Judentum!

Was war denn »jüdisch leben« in der Frühlingszeit unseres Volkes, in der Zeit Simsons und Jerubbaals? Was war »jüdisch« damals, als unser Volk, ähnlich, wie wir heut im Galut, nur freilich auf heimischer Erde, nicht als geschlossene Siedlung, sondern gruppenweise versprengt in fremde Volksschichten lebte?

Die Sprache war es nicht. Die Bene Jisrael sprachen ja »Sefat Kenaan«, die Sprache ihrer Umwelt, dieselbe Sprache, in der auf phönizischen Händlerschiffen die wichtigsten Kulturwerte nach dem Westen kamen, die Kommandosprache jener Heere Karthagos, vor denen Rom erbebte. Auch ihre Kinder benannten die Bene Jisrael wie ihre Nachbarn. Selbst ein Saul, ein David nennen Söhne nach Baal! Und wieviel des Gemeinsamen ergab sich sonst noch aus dem Zusammenleben auf gemeinsamer Scholle! Was aber war und blieb jüdisch trotz alledem?

Was einem Menschen als Besonderheit und ureigen ist, das äußert sich mit der explosiven Kraft des Instinktes, wenn er sich empört, in dem, worüber er sich entsetzt. Das gleiche gilt von einem Volke. Für die Bene Jisrael liegen hierfür in der Bibel unzweideutige Zeugnisse vor. Bei sittlichen Exzessen, bei Ausschreitungen gegen Wahrheit, Gerechtigkeit, Gastrecht, Familienehre hören wir den Ausbruch der Empörung von Männern und Frauen in Israel. »Lo jeosse ken be-Jisrael«, »Das tut man doch nicht in Israel«. »Lo nihjeta welo nireta kasot lemijom alot bene Jisrael mi-Mizrajim ad hajom haseh«, »Das ist unerhört seit Israels Auszug aus Ägypten«. Zeugnisse, aus denen die Stimme des jüdischen Blutes spricht, und die uns für die Strenge und Unbedingtheit der Sittlichkeit im jüdischen Volke jener Zeit mehr besagen, als die erhabensten Aussprüche der Propheten. Aber nicht Israel allein fühlte sich in diesem einen Punkte unterschieden von den andern. Diese selbst, die umwohnenden Völker, empfanden den Gegensatz. Sie bezeichnen die Könige Israels als »Malke chessed«, Menschen von Herz und Mitgefühl, und dies zu einer Zeit, da unter fremdem Einfluß die Moral in Israel nicht auf der Höhe stand.

Und empfindet diesen Gegensatz nicht unsre heutige jüdische Jugend, wenn sie im Nepos von Geschwisterehen liest, bei Plato und Aristoteles die Sklaverei und andere sittliche Verirrungen gebilligt, ja verherrlicht findet? Schweigt ihr jüdisches Blut über den Ostrazismus, diese Ungerechtigkeit und Undankbarkeit von Staatswegen? Denkt sie nicht an einen Elia, wie der mit dem donnergewaltigen Pathos der sittlichen Entrüstung einem Achab gegenübertritt? Hat man nicht Recht, an Kalchas zu erinnern? Wie wenn der es gewagt, ja auch nur daran gedacht hätte, so vor Agamemnon hinzutreten!

»Jüdisch leben« hieß, wir sehen, damals ein Leben in Wahrheit, Gerechtigkeit und Unbedingtheit, ganz so wie nach den Leitsätzen unseres Jugendtages.

Und wie wurde es gepflegt, dieses jüdische Leben? Zwei liebliche Idyllen zeigen es uns anschaulich. Elischa, der Prophet, bereist die Dörfer und Weiler seines Volkes. In Sunem macht er Quartier. Eine edle Frau hält ihm in ihrem Hause ein Gastzimmer bereit. Er will sich ihr dankbar zeigen, ihr Fürsprech bei den Mächtigen sein. Sie lehnt es ab. »Betok ammi anoki jaschabet.« »Ich lebe in meinem Volke!« Welch schöneres Wort könnte sich eine Jüdin in ihr Stammbuch schreiben!

Diese Episode lehrt uns, daß zwischen Volk und Prophet ein reger geistiger Verkehr bestand. Der Prophet kam zum Volke, das Volk zum Propheten — an den Festen.

Das gleiche zeigt uns die Geschichte Hannas. An den Wallfahrtsfesten kam das Volk zusammen, das Gemeinschaftsgefühl, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde gestärkt, Herz am Herz entzündete sich stets von neuem die Begeisterung für die nationalen Güter, der Stolz auf die Besonderheit des Volkstums, der Religion und Moral. Die Feste bildeten den Quell, der die weitverstreuten jüdischen Häuser mit dem reinen Trank jüdischen Empfindens speiste.

Feste wechseln ihren Inhalt. Ich darf an das Julfest erinnern oder, was uns näher liegt, an unsere eigenen Feste, unter diesen besonders an Chanukka — die heutige Makkabäerfeier. Aber die Feste selbst müssen bleiben, sie bilden das Knochengerüst des Volkslebens, »moadim« das »Feste« im gleitenden Strom der wandelreichen Entwicklung, »regalim« »Füße«, auf denen das Volkstum ruht. Dreifach wichtig für ein Volk das, wie das unsere, von der väterlichen Scholle losgerissen, nichts vernachlässigen darf, was seinem Bestande Halt und Stütze bietet.

Freude geben die Feste, das frohe Gefühl des Verbundenseins mit Gleichgestimmten, des Verstandenwerdens, neue Kraft, den Idealen dieser Gemeinschaft zu leben, Klärung und Schliff den eigenen Gedanken im geistigen Austausch mit Gleichstrebenden.

»Erhaltet darum unsere Feste!« Das, glaube ich, muß unsere Aufgabe sein, wenn wir »jüdisch Leben« pflegen wollen.

Das jüdische Leben im Galut beschränkt sich aufs Haus, im günsigsten Falle auf die Gemeinde. Es soll sich ausdehnen auf die Volksgemeinschaft. An den drei Wallfahrtsfesten (Cholhamoëd Issruchag), möge die jüdische Jugend einer Stadt oder Gegend sich versammeln und in froher Gemeinschaft das Fest begehen. Aber wie begehen?

Gewiß, unsere Feste können nicht den Gegenwartswert aufweisen, wie in der Zeit Jerubbaals oder wie bei unseren Brüdern im neuen Jischuw in Erez Jisrael, denen sie wieder die Erntefreude des Landmannes bedeuten. Unsere Feste sollen aber auch unserer Jugend nicht nur Träger von Erinnerungen, Zeugen der Vergangenheit sein. Sie sollen ihr den Glauben an die Zukunft unseres Volkes stärken, diese Zukunft vorbereiten, unsere Jugend für unsere Zukunft vorbereiten, eine jüdische Jugend, die eine neue Jugend des Judentums uns bringen soll.

Unsere Feste verlangen Betätigung. Man »macht Schabbos«, man »baut die Sukkoh«, man »baut den Seder«. Unsere Jugend soll unsere Feste als Volksfeste begehen lernen, sich auf ihnen, jeder nach seinem Können, jede Gruppe nach ihrer besonderen Aufgabe, betätigen. Es ist nichts Neues, was wir hiermit fordern. Nur den Zusammenhang mit den alten Festen wollen wir betont wissen. Wir wollen im Galut das Leben im ersehnten Erez Jisrael vorbereiten. Wir wollen gewiß nicht den Wind der neuen Jugendbewegung in alte Segel einfangen, wenn wir der Hoffnung leben, daß, sind unsere Feste erst wieder jüdische Volksfeste geworden, sie auch wieder jüdische Familienfeste werden können.

Daß sich auf diesen Festen all die wichtigen Punkte unseres Programmes, hingebende Vertiefung in die Sprache, die Kulturwerte des Judentums, wozu ich vor allem seine religiösen Schätze zähle, die Schulfragen u. s. w. ihrer Lösung werden näherführen lassen, ergibt sich von selbst.

Auf die rechte Leitung kommt es an, darauf, wie man die Sache anfaßt. Bei dem sittlichen Ernst, der den Jugendtag beherrschte, zweifle ich nicht, daß sie sich durchführen läßt. Wir Älteren stellen uns, wenn man uns ruft, restlos in den Dienst dieser Bewegung. Sie ist der jüngste Zweig am Lebensbaume des Judentums, unser Binjamin. Mit dem Deboraliede rufen wir ihr zu: »Achareka Binjamin baamameka«, »Dir nach Benjamin!« Wir wollen mitarbeiten, wir wollen, daß unsere jüdischen Feste uns ein festes Judentum wiedergeben. Max Grunwald.

Was wir Jungen brauchen.

Jugend hat die Kraft zum Aufschwung, zum Kampfe gegen Hergebrachtes, Bestehendes. Sie ist imstande, Schwierigkeiten zu besiegen. Jugend hat Ideale und hat die Fähigkeit, diese Ideale heiß zu lieben.

Jedes Volk birgt Ideale für seine Jugend. Jedes Volk verlangt von ihr die Erfüllung bestimmter Aufgaben. Es sorgt dafür, daß seine jungen Menschen diese Aufgaben erkennen und sich ihnen zuwenden. Jedes Volk hat das Bestreben, die jungen Menschen, die arbeiten wollen und können, an den richtigen Platz zu stellen, damit die Arbeit zum Wohle des Volkes genützt werde.

Das jüdische Volk bedarf der Jugend dringender, als alle andern Völker. Sein Existenzkampf ist hauptsächlich Kampf gegen Bestehendes, Hergebrachtes. Seinem Existenzkampf erwachsen große Widerstände. Nur junge, begeisterte Menschen können sie überwinden. Das jüdische Volk birgt eine große Aufgabe und erwartet von der Jugend die Erfüllung, es ist gelungen, die jüdische Jugend für diese Aufgabe zu interessieren, obwohl uns die Schule fehlt. Vereine und Bünde haben sich das Ziel gesetzt, junge jüdische Menschen auf die Lage ihres Volkes aufmerksam zu machen und in ihnen die Pflicht zur Arbeit zu wecken. Ein großer Teil der Jugend, die schon nahe daran war, im Alltag aufzugehen, ein Teil jener jungen Juden, die von fremden Gedanken und Ideen mitgerissen waren, sind den Anregungen der Vereine und Bünde nachgegangen.

Diese Menschen sind noch nicht in den Bann des Bürgertums getreten. Sie sind stark und fähig, Ideale ernst zu nehmen. Ihre Begeisterung für eine Idee einigt sich mit Begeisterung fürs Schaffen, Arbeiten. Diese jungen Menschen scharen sich um die Führer, denen es gelungen ist, sie für die Idee zu wecken und sie fragen: »Was sollen wir tun?«

Diese Frage kommt aus heißem Herzen. Die Fragesteller warten und sind auf große Aufgaben gefaßt. Doch sie warten entweder vergebens oder man fertigt sie ab mit den Phrasen: »Auch Adressen schreiben — — — —«, u. ä., oder sie dürfen helfen, wieder neue Menschen für die Idee zu wecken, oder man heißt sie warten. Es ist kein Führer da, der aus eigener Erfahrung die Arbeit kennt, welche er von der Jugend erwartet. Es ist kein Amt da, keine Behörde, welche konkrete Vorschläge macht und welche überhaupt die Menschen ernst nehmen würde. Das schadet der Arbeit und es untergräbt die Jugend. Sie kann ihre Begeisterung, ihre Arbeitsfreude nicht nützen und geht zu Grunde.

Viele junge Juden kehren zum Bürgertum zurück. Viele schreiben tatsächlich Adressen und leisten ähnliche Kleinarbeit mit der Geste des Übermenschen. Am schwersten leiden die Wartenden. Sie können nirgends Wurzel fassen. Nicht in der Familie, denn die wollen sie verlassen, nicht in ihrem Berufe, denn sie müssen ihn dann ändern, wenn die Idee sie rufen wird. Die Stärksten folgen der eigenen Initiative und gehen selbst ans Werk, sie gehen nach Palästina. Aber es war niemand da, der ihnen geraten hätte, wie sie sich vorbereiten sollen und darum hat die Jugend bisher so wenig geleistet im Vergleich zu ihrem guten Willen. Darum auch haben wir nirgends den Jugendtypus, den wir brauchen, den entschlossenen, fröhlichen, zielbewußten Menschen. Auch ein Erziehungswesen wird uns ihn nicht schaffen.

Wir brauchen Führer, welche die Arbeitsmöglichkeiten in Palästina und in den Ländern des Golus kennen und welche Verständnis für die Jugend haben. Dann — bis die Jugend auf ihre Frage: »Was sollen wir tun?« konkrete Antwort anstatt Bücher und Zeitungen bekommen wird, dann wird bestimmt die jüdische Jugendbewegung nicht ausbleiben. Eine zielbewußte Bewegung, welche vom Lager des Hergebrachten wegsteuert der Freiheit entgegen. Dann werden wir auch das beste Erziehungswesen haben, welches je ein Volk wünschen konnte. Denn wer ist ein so unfehlbarer Erzieher, wie die lebendige, wirkliche Aufgabe? Sie allein kann den ernsten Menschen zur vollen Entfaltung seines Charakters bewegen, sie steuert den jungen Menschen, billig mit großen Worten zu spielen und Phrasen zu dreschen, sie kann ihn veranlassen, entweder ein bescheidener, ernster Arbeiter zu werden, oder die Laufbahn eines Pioniers aufzugeben.

Wann wäre die jüdische Jugend besser als erzogen zu betrachten, als in dem Augenblick, in welchem der Durchschnittsmensch seine Unfähigkeit zum Übermenschen aus eigener Erfahrung einsieht und sich selbst eingesteht, während der zu übergewöhnlicher Arbeit veranlagte seine Talente und Kräfte im Schaffen und Bauen erkennt und ausnützt?

Grete Obernik.

»Palästinaarbeit.«

Es muß einmal aufgeräumt werden mit dem Unfug dieses Wortes. Es wurde geprägt, als wir den Charterismus bekämpften: die Vorstellung, die Zionisten dürften in Palästina nichts tun, bis sie nicht den Charter, die öffentlich-rechtlichen Sicherheiten, für ihre künftige Siedlung erlangt hätten. Damals erkannten wir, daß irgend welche politischen Erfolge erst dann zu erwarten wären, wenn wir uns schon eine Position in Palästina geschaffen haben würden, auf die wir uns bei Verhandlungen stützen könnten, und daß wir selbst mit einem Charter nichts anzufangen wüßten, wenn nicht vorher in ausreichender Vorarbeit die Grundlagen für einen Aufbau in größerem Stil gelegt sein würden. »Praktische Palästinaarbeit« wurde unser Schlachtruf.

Aber kaum waren durch diese Arbeit der zionistischen Organisation Ansätze zu einem frischen jüdischen Leben in Palästina geschaffen, als das bißchen Erreichte schon zu einer Einschläferung des zionistischen Gewissens führte. Die »Palästinaarbeit« war Sache der Fachleute geworden. Daneben gab es da und dort Zionisten, die sich »speziell« für Palästina »interessierten«, auf die die Referate abgeschoben werden konnten und deren Vorschläge, Resolutionen, Anträge etc. glatt angenommen wurden, da die andern Zionisten sich in den Palästinafragen als nicht kompetent fühlten.

So war es und blieb es bis heute!

Ja, noch mehr! In jüngster Zeit, als sich immer mehr Stimmen erhoben, welche die einfache Wahrheit verkündeten, daß Palästina kein Spezialgebiet innerhalb des zionistischen Gedankenkreises sei, sondern Zionismus nichts heiße, als Zion anfbauen, daß dies nicht e i n e, sondern d i e Aufgabe der Zionisten sei, — da wurden wir hart angefahren! Man dürfe die zionistische Aktivität nicht auf einen Punkt beschränken wollen, der Zionismus dürfe nicht zu einer bloßen Palästinapartei herabsinken. — Die »Palästinaarbeit« sei zwar eine wichtige Aufgabe der Zionisten, aber ebenso wichtig sei die Golutharbeit u. a. m.

Die Palästinaarbeit! So haben wir wieder dieses unselige Wort, mit dem Zionisten so hübsch die Tätigkeitgebiete des Zionismus koordinieren und synthetisieren, mit dem sie sich loskaufen von dem Ursinn der zionistischen Einstellung, der jüdischen Psyche. Wir wollen damit aufräumen! Wir wollen den Zionisten wieder vom Zionismus reden, das heißt vom Willen zum Aufbau, zur Erneuerung, zum Gestalten des Jüdischen, von Zion. Unsere Arbeit für Zion trägt nicht die Etikette: Palästinaarbeit, sie bedeutet, daß wir deshalb Zion bauen wollen, weil wir das Goluth nicht aushalten können ohne die Hoffnung auf ein Leben innerhalb eines wahrhaft jüdischen Gemeinwesens.

Was nützte uns alle Golutharbeit, die etwas anderes wäre, als Mittel dazu? Zionist sein und Golutharbeit als Selbstzweck betreiben, »da doch das Gros unseres Volkes noch lange im Goluth verbleiben wird«, ist ein unmöglicher Widerspruch. Wer Jude sein nicht auffaßt als Verpflichtung, es rein von allen Schlacken wieder in Erscheinung zu bringen — was im Goluth nie möglich sein kann — der nenne sich nicht Zionist. Der

aus Liebe zum Volke Golutharbeit betreibt — und nur eine von dieser Liebe geleitete Arbeit, also nur die zionistische Golutharbeit kann Sinn haben — kann das nur tun, weil er an die jüdische Zukunft, an Zion glaubt. Ohne diesen Glauben hat das volkliche Sein der Juden für ihn keine Zukunft. Deshalb die Erscheinung, daß nur Zionisten im Goluth wahre Volksarbeit leisten.

Nicht dagegen sprechen wir, daß dies geschehe! Wir selbst tun mit. Aber wogegen wir nicht nur reden, nein, wogegen wir eifern, ist, daß durch die Golutharbeit die zionistische Seele erfüllt werde mit Wahnvorstellungen von den berühmten »Möglichkeiten« des Goluth, mit dem gefährlichen Respekt vor den »Gegebenheiten«, mit der Anbetung des »Geschichtsgewordenen«, mit der beruhigenden Gewißheit, daß es das jüdische Volk in seiner Größe noch oder schon gebe. Wo dies geschieht, hört der Zionismus auf.

Denn Zionismus heißt nicht einfach, jüdisches Volkstum bejahen und ihm eine Heimstätte errichten wollen, im Sinne des Hinzufügens eines zu dem heutigen Bestande noch Fehlenden. Dies ist vielmehr gerade die unrichtige und gefährliche Auffassung des Zionismus, die immer wieder die »Palästinaarbeit« den anderen Arbeiten des jüdischen Volkspolitikers koordiniert, sie, wie dies auch seitens eines geschätzten Theoretikers geschehen ist, als die »äußere Politik« des jüdischen Volkes bezeichnet. Zionismus heißt vielmehr, das jüdische Volkstum wieder aufbauen, der jüdischen Volkskraft das Entfalten sichern — das Entfalten nicht im verkümmernden Rahmen einer Drittel- und Viertelselbständigkeit, sondern in einer Möglichkeit freien Auswirkens. Der jüdische Geist muß sich erst wieder seinen Körper bauen. Bauen kann man aber nicht auf schwankendem Grund, unter der Notwendigkeit, sich überall nur durchzwängen zu können, wo fremdes Bauwerk es gerade noch erlaubt und nur in irgend einem Stockwerk dieses von fremden Bauherrn errichteten Gebäudes. Grund und Grundriß müssen eigen sein. Jahrhundertelang waren wir Mietparteien, sehr ungern geduldete und immer wieder gekündigte, nun wollen wir das eigene Haus bauen.

Das eigene Haus nach eigenem Plan. Wir wollen nicht die stolzen Bauwerke der anderen kopieren mit ihrer glanzvollen äußeren Fassade und ihrer jammervollen inneren Einteilung in wenige Prunkzimmer und viele Klassenquartiere. Wer sich in diesen heimisch fühlt oder wer diese nur verbessern will, der kann kein inneres Interesse an dem von uns gewollten Neubau haben. Zion oder Goluth — es gilt nicht, sie zu koordinieren, sondern zwischen ihnen zu wählen. Wohl wird auch der, der Zion gewählt hat, sehen, wie er die jüdische Wohnung im Goluth sanieren kann, aber er wird nicht glauben, daß er die Macht habe, sie restlos nach seinem Ideal zu gestalten. Er wird deshalb all denen, die dies glauben, sagen müssen: Ihr seid keine Zionisten mehr!

Denn für den Zionisten haben alle Wege nach Zion zu führen. Es gibt für ihn keine besondere »Palästinaarbeit«. Entweder ist alles, was er tut, auch die Golutharbeit, auf Zion ausgerichtet, und daher Palästinaarbeit, oder nicht. Dann mag er sich auch an der Palästinaarbeit beteiligen,

er wird deshalb noch kein Zionist sein. Palästinaarbeit ist ein Wort für Nichtzionisten. Für die, die hier und dort und auch in Palästina »für die Juden« arbeiten. Palästinaarbeit ist kein Wort für Zionisten, die überall und mit allem, was sie tun, einzig und allein Zion erbauen, nicht für die Juden, sondern für sich selbst. Adolf Böhm.

Die Wirtschaftsideale im Kampfe um das jüdische Gemeinwesen.

Wir jüdischen Menschen wollen eine Lebensschöpfung, in der aus all unserer menschlichen Not Vollkommenheit aufsteigt. Wo das Leben häßlich, grausam, ungerecht gegen uns war, soll die Lichtfülle neuer Menschlichkeit, unsere Gestaltungskraft die Schatten verdrängen und klare, sinnerfüllte Gebilde erstehen lassen. Raum und Ausbreitung für den neuen jüdischen Menschen in allen Lebenskreisen, Freiheit und Befreiung für den jüdischen Willen in Menschheits- und Geistesgeschichte.

Wir wollen eine Gemeinschaft aufrichten, in der der jüdische Wille seine Vollkommenheit in aller Berührung mit den Kampffragen der Menschheit erringen kann. Die Not der Menschheit, in der wir Einzelne stehen, muß der Prüfstein für den jüdischen Willen werden. Kraft und Geist dürfen uns nicht nur Symbole sein, mit denen wir uns aus der leidenden Menschheit flüchten, sie müssen das Daseinsinnere unserer Gemeinschaft werden, in der wir den jüdischen Willen frei und vollkommen aufrichten wollen.

Tausendfach, schwergestaltig, drückt die Last wirtschaftlicher Gebilde auf den entwickelten Seelenmenschen des 20. Jahrhunderts, alle Metaphysik in ihrem Streben nach Grundeinheit, alle geistige Technik mit ihrem Willen nach Umspannung der Welt durch das Individuum hat die Last der Welt, die auf dem Einzelnen ruht, nicht erleichtern können. So oft der Mensch darangeht, in Sinn und Mystik, in Wissenschaft und Kunst, das Leben zu einen, stemmt sich ihm eine bedrohliche Macht entgegen, die in ihrer Finsternis alles Licht, das Menschen über die Welt bringen können, verhüllt, die Wirtschaft.

Die Wirtschaft ist der wahre Druck der Welt auf den Einzelnen und er ist um so unausweichlicher, weil er kein wahres Leid erzeugt, gegen das der Heroismus der Menschheit aufrauschen könnte, es ist vielmehr das langsame Zerreiben der mühselig errungenen geistigen Werte im einzelnen Menschen, das die Not der Wirtschaft, der ganze mechanische, materielle Druck des Wirtschaftsprozesses auf den Geist bewirkt. Und darum hat die Menschheit ihr bis jetzt auch noch nicht mit Metaphysik begegnen können. Tausende von Philosophemen enthalten Tröstung für alles menschliche Leid, mit seiner Rolle als Wirtschaftssubjekt aber hat sich der Mensch noch nicht aussöhnen können.

In unserer neuen jüdischen Gemeinschaft soll eine Wirtschaft von Grund auf neu aufgebaut werden. Die jüdischen Menschen entfacht ein neuer, bisher unbekannter Idealismus, sie wollen wirtschaften miteinander im Vertrauen auf die Kraft des jüdischen Geistes, der aus Wirtschaft und

individuellen Kräften der jüdischen Menschen sich eine neue Einheit erringen wird. Sicher ist, daß die ganze Welt auf das blicken muß, was in unseren Händen wird, denn der Aufbau der ersten Wirtschaftsgemeinschaft vollzieht sich da, die historisch so weit ist, aus gemeinsamen Willen, um bewußter Werte willen, wirtschaften zu wollen.

Und wie das Auge der Menschheit uns prüfen und richten wird, ist uns ebenso bewußt. Die sozial schöpferischen Individuen, unter ihnen so viele, viele Juden, haben der Menschheit alle ihre Wirtschaftsideale als klar bestimmte Ziele hingestellt und da drüben, von jedem solchen Ziel, winkt es zu uns herüber: Kommt, gehet uns nach, es ist der wahre Weg! Und die jüdischen Menschen in all ihren geistigen Leidenschaften, reif geworden im Kampf um Ideen, werden den Kampf der Wirtschaftsideale auf das entstehende jüdische Gemeinwesen nicht nur übertragen, sie werden ihn objektivieren, intensivieren, weil wir eben als erste Volkswirtschaftsgemeinschaft vor aller Welt zu kämpfen und verantwortlich zu sein haben.

Dazu kommt noch die Überfülle sozial-schöpferischer Individuen, die in der jüdischen Gemeinschaft Taten vollbringen wollen und die vollständige Zerrüttung in der sozialen Struktur des Diasporajudentums. Es ist kein Berufsstand da, auf dem sich die soziale Schichtung aufführen ließe, der eigentliche Nährstand der jüdischen Wirtschaft, die Bauernschaft, soll erst geschaffen werden, und das alles aus wirtschaftlichen Kräften, die schon so weit, weit von dem Nährstand sich physisch fortentwickelt haben.

Das Ideal der jüdischen Wirtschaft scheint so fürs erste ein ebenso uneinheitliches Gebilde zu werden, in dem sich tausendfache Standesideale von Wirtschaftsstufen, die erst zu einer neuen Einheit zusammengeschweißt werden müssen, mit den Ideen sozial schöpferischer Individuen zusammen mühen und ringen, um die jüdische Wirtschaft zu gestalten.

Verlassen wir das Gebiet dieses ersten primitiven Kampfes, in dem alle Instinkte der morschen Judenheit, die unsere neue Wirtschaft gefährden könnten, nach ihrem letzten Streit feiern werden. Lösen wir aus dem Wirtschaftsbild der Diasporajudenheit die wenigen Idealkräfte, mit denen wir in der neuen Wirtschaft aufbauen können und übertragen wir sie in das neue Gebild. Mir scheint da hauptsächlich ein Gedanke zu sein, dem die wirtschaftliche Zukunft der Judenheit gehört, den wir in der neuen jüdischen Wirtschaft zum Grundgedanken erheben wollen, es ist die Unabgeschlossenheit der Berufsstände, die die Diasporajudenheit sich errungen hat, die Möglichkeit der einzelnen Berufsstände, sich gegenseitig zu durchdringen, zum andern Stand aufzusteigen und wieder zu sinken. Namentlich die grandiose Freiheit im Aufsteigen zu den geistigen Berufen birgt Lebenswerte, die in der jüdischen Wirtschaft gestaltend werden müssen. Von allem Anbeginn an muß die faktische Freiheit der Berufsstände gegeneinander, die Möglichkeit der gegenseitigen Befruchtung und Durchdringung gewahrt bleiben.

Unser schöpferischer Geist soll uns die Wege zeigen, die wirtschaftliche Auslese zu verwirklichen, in der die Individuen zu den einzelnen Berufs-

ständen streben. Die freie Bahn für den Tüchtigen ist nicht im Amerikanismus zu sehen, der es dem Reichen ermöglicht, aus Lernbegier und Sportlust ohne Minderung der sozialen Achtung für eine Zeitlang auch zur niedrigsten Wirtschaftsstufe hinabzusteigen, sie besteht in der gesammelten Willenskraft der jüdischen Gemeinschaft, die Berufsgrenzen immer fließend zu erhalten, jede innere Konsolidierung der Berufe zu Einheiten, die sich nach außen hin abschließen können zu verhindern. Es darf gar nicht im Willen der Berufsstände liegen, über das Aufsteigen zu ihnen zu entscheiden, die Gesamtheit muß die Bedingungen schaffen, unter denen der Tüchtige aus eigener Kraft in den Berufsstand gelangen kann.

Der jüdische Gemeinschaftspolitiker ist entschlossen, die lebendige jüdische Wirtschaft aus seinen Geist zu verwirklichen gegen alle starren Elemente der Verkastung und toten Aufhäufung von Arbeit und Kapital. Er wird die einzig mögliche Erbrechtspolitik in der Gemeinschaft zum Sieg bringen, der Einzelne wird von der vorigen Wirtschaftsgeneration nicht mehr erhalten dürfen, als er braucht, um seine Fähigkeiten zu entwickeln. Der Familie wird innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft nur eine Möglichkeit der Fürsorge für die Kinder gelassen werden, die der eigenen Arbeit. Keine Kapitalsanhäufung wird es dem Untüchtigen ermöglichen, eine höhere wirtschaftliche Stufe zu erklimmen, als sie seiner Fähigkeiten entsprichtt wer vom Kapital leben will, muß außerhalb der jüdischen Gemeinschaf' leben, irgendwo in einem Lande, wo die Wirtschaft keine lebendige Gemeinschaft der Menschen ist, von jüdischer Kraft und Arbeit ist er ausgeschlossen.

Ich übergehe hier die prinzipiellen Gesichtspunkte, die die Voraussetzungen für eine kräftige Erbrechtspolitik sind, sie bestehen in einem Hauptsächlichen, ohne eine wahre Erziehungspolitik, ohne vollkommene, demokratische Schulgemeinschaft der heranwachsenden Generation auf Kosten der Gemeinschaft ist jede Erbrechtsreform ausgeschlossen. Solange die Bildung eine Waffe ist, die sich der eine durch die angesammelte Arbeit seiner Familie erringt, der andere aber durch Mangel darin verkürzt wird, ist jede Reform des Erbrechts, die die angesammelten individuellen Vermögen in irgend einer Form der Gemeinschaft zurückgewinnen will, leerer Traum. Alle Kraft der Menschen, ihr individuelles Werk im Kinde fortzuführen, muß zu einem völlig anarchischen Zustand in der Vermögensverteilung führen. Die Menschen mit wenigen Kindern werden wirtschaftlich erschlaffen, wenn das Erbrecht ihnen die Triebkraft individueller Fürsorge raubt. Erst was die Gemeinschaftserziehung von den Eltern abnimmt, kann wieder sozial schöpferisch in diesen werden. Die Familie kann erst dann schöpferisch für die Gesamtheit wirken, wenn sie die Gewähr für eine gerechte Erziehungsgrundlage erhält, die dem Kind seine ihm individuelle Stellung im Wirtschaftsgebäude sichert.

Das Stiftungswesen kann die Welt sozialer Familientaten werden, die Familie kann in ihm weiterleben wie jetzt im Erbrecht, wenn nur erst die drückende Erziehungslast von ihr genommen ist.

Ich scheide die Prinzipien in diesem wirtschaftspolitischem Kampfe aus. Nur die Ideale wollen wir um die jüdische Wirtschaft ringen sehen. Und

da sehen wir nun schon zwei jüdische Wirtschaftsideale aus der Diaspora übernommen, praktische Berufsfreiheit in der Möglichkeit des Auf- und Niedersteigens der Menschen zu den Berufen und objektive Lernfreiheit, nicht in philosophischem Sinn einer Willensfreiheit des Menschen, zu jeder Erkenntnis zu gelangen, sondern ein sozialer Zustand, in dem die individuellen Kräfte des Einzelnen sich soweit zeigen können, um seine wirtschaftliche Zugehörigkeit zu bestimmen.

Wesentlich erhabener, tiefer den Kern metaphysischer Gestaltungskraft des Menschen berührend, sind die neuschöpferischen Ideale, die die Wirtschaft von den einzelnen empfangen hat, die sich nun ein Leben erringen, eine Wirtschaft aufbauen sollen. Es ist eine neue wirtschaftliche Kultur, die nur von der Jugend ausgehen kann, die das Land sich erarbeitet. Diese Jugend muß für die Wirtschaftsideale der europäischen Gedankenwelt eine syntetische Einheit finden, aus Kraft zum neuen Wirtschaftsleben gelangen, ohne das Opfer von Ideen zu werden, ohne an ihnen zu verbluten. Die neue Wirtschaftsgemeinschaft darf kein Ideenkonglomerat vor Augen haben, in dem die einzelnen Wirtschaftsgedanken unorganisch miteinander verbunden sind. Über alle Berufsschichtung hinweg, über alle feine Differenzierung der Wirtschaft nach Bedürfnissen und Produktionen muß eine neue Ethik Gedankenwerte schaffen, die allen Menschen als Wirtschaftssubjekten gleich heilig sind. Ohne eine solche religiöse Bewertung einzelner Wirtschaftsgedanken ist eine lebendige Gemeinschaft unmöglich.

Wir fragen, was kann religiöser Grundgedanke in den allen werden? Es gibt nur eine Antwort darauf: Die Arbeit. Die Arbeit ist das einzige, woran der Mensch praktisch glauben gelernt hat von der ersten Stufe seines bewußten Kindheitslebens an. Sie ist das Einzige, das er als bewegend empfindet, fern von jeder Leidenschaft, Lust und Unlust, liegt ihm der Sinn der Arbeit, die Weltbewegung zu erzeugen, klar auf der Hand. Der Mensch spricht diesen Sinn ehrfurchtsvoll aus, allerdings, leidenschaftslos sagt sich der Mensch unseres Jahrhunderts, daß seiner Arbeit der Weltsinn nicht zuteil werden kann, weil er die erzeugende Bewegung seiner Arbeit für sein individuelles Leben meist nicht fruchtbar machen kann. Die Arbeit in ihrer heutigen Gestalt empört die Menschen, ihr Gemeinschaftssinn kann nicht empfunden werden, sie ist den ehrlich Denkenden heute eine ebensolche Schande wie etwa die Armut. Der Anblick, den der Mensch des 20. Jahrhunderts von der Arbeit gewinnt, ist der, daß er immer nur für die höheren Bedürfnisse der anderen arbeitet, nie für seine höchsten, eigenen.

Erst in einer völligen Gemeinschaftserziehung der jungen Generation kann das Individuum seine eigenen Bedürfnisse, das höchste Maß derselben kennen lernen. Es scheiden sodann aus seinem Bedürfnisstand alle bloß vermuteten Bedürfnisse, die es am Innern nie hat erproben können, aus, es erkennt vielleicht, in einer guten Erziehung sicherlich, die höheren Bedürfnisse der andern an, es reiht sich ihm das Bild menschlicher Bedürfnisse zu einer festen Ordnung, in der es seinen eigenen Platz klar erkennt. Der Mensch lernt so zum erstenmal klaren ruhigen Herzens

verzichten auf das, was andere neben ihm genießen. Und es erscheint ihm nicht mehr wesensfremd, im Kreislauf der Wirtschaft für fremde Bedürfnisse zu arbeiten, wenn er nur seine eigenen erkannt hat. So ist die erste Möglichkeit einer Umspannung der wirtschaftlichen Welt mit dem Begriff Arbeit gegeben. Die Ethik setzt da ein, wo die Pflicht zur Arbeit festgestellt wird. Wo jeder Mensch nach seinem Bedürfnisstand zu anderen Arbeiten bestimmt wird, wo der Geistarbeiter kein Luxusgeschöpf in der Wirtschaft mehr ist, das fremde Arbeit mit seinen Bedürfnissen aufzehrt. Nur eine starke Erziehungspolitik, die von der neuen Wirtschaftsgeneration selbst ausgeht, kann die Religion der Arbeit bringen. Den Begriff der Pflicht zur Arbeit in den Seelen verankern, das Entbehren in der Bedürfnisbefriedigung begreiflich machen. Eine leidenschaftliche Wirtschaftspolitik, die die Produktionen zentral regelt nach den Stand der jeweiligen Bedürfnisordnung, die es nicht zugibt, daß die Luxusproduktion ihren den wahren Bedürfnisstand verdunkelnde Höhe erreicht, kann die Religion der Arbeit in der Jugend lebendig erhalten.

Haben wir nun das Fundament jeder Wirtschaftsmoral, die Arbeit, lebendig in unseren Geist, so wächst das übrige organisch heraus. Kapitalismus ist nicht mehr der Glaube, daß Geld unter allen Umständen einen Erfolg erzielt, wenn auch nur den kleinsten durch die Kapitalsrente, sondern wir erblicken im Kapitalismus das Prinzip der Auslese unter Arbeitsmöglichkeiten der Menschheit, die gesammelten Arbeitsreserven der Volkswirtschaft dort einzusetzen, wo der größte Erfolg winkt. Nur der Arbeitsstaat kann Unternehmer sein in denjenigen Produktionen, die er aus der Kraft seiner Menschen ausführen kann, nicht durch Erschließung seines wirtschaftlichen Fundus durch das Weltkapital. In immer stürmischerem Schritt muß der Staat dem Bedürfnisstand seiner Menschen folgen, was allgemeines Bedürfnis ist, muß gemeinsam produziert werden, nur die Produktionen, die den gegenwärtigen Bedürfnisstand der Allgemeinheit vorauseilen, müssen völlig bedingungslos der privaten Initiative überlassen werden.

Das Ideal der Produktionsfreiheit geht gestärkt aus dem Kampf der wirtschaftlichen Meinungen hervor, aber es ist dadurch, daß es nur in den Produktionen sich betätigen kann, die noch nicht dem allgemeinen Bedürfnisstand entsprechen, auf wahre, bahnbrechende Kulturtaten verwiesen, nicht auf elende, wertvernichtende Luxusproduktion. Den Umfang der Produktion zur Allgemeinheit auszudehnen, ist allein der Gemeinschaft vorbehalten, durch die Einzelnen dürfen nur Einzelgüter hervorgebracht werden. Nur wahre Kulturgüter sind so möglich, die die werdenden Bedürfnisse erkennen und ihnen zum Durchbruch verhelfen,

In jedem schöpferischen Gedanken sehen wir so den jüdischen Menschen angefochten, umstürmt von allen leidenschaftlichen Ideengestaltungen der Menschheit. Sie dringen auf ihn ein, erwählen seine Gemeinschaft zum Kampfboden, aus dem der neue, fruchtbare Gedanke als Sieger und Schöpfer aufsteigen soll. — In dieser ungeheuren Weltumbrandung stehen wir mit unserem Geist und unserem Blut, willens, mit unserer Kraft dem jüdischen Geist einen Körper zu bauen. Von uns weichen alle

falschen Kräfte, die in historisch wohlbegreiflichen früheren Gestaltungen jüdischen Lebens sind, die in uns aber nie weiter entwickelt werden können. Der Wirtschaftskörper der neuen jüdischen Gemeinschaft muß stählern sein durch die Arbeit des neuen jüdischen Willens. Alles, was in der Diasporawirtschaft den historischen Zusammenhalt der Juden wirtschaftlich ermöglicht hat, muß einer völlig freien Bewertung weichen, die die neu wirtschaftenden Juden in ihrer Gemeinschaft vornehmen.

Noch ist es nicht der Kampf der Wirtschaftsideale allein, der unsere neue Gemeinschaft umbrandet, noch ist der Kampf der jüdischen Wirtschaft erst im Beginn. Die ungeheure Weite dieses Kampfes erhellt daraus, daß hier zum erstenmal inmitten aller Grauen der kapitalistischen Weltwirtschaft, eine Zelle des kapitalistischen Universalstaates sich absondern will, aus eigener Kraft gesund zu werden. Aber wir wissen, daß sich der Macht des Weltkapitalismus, der seine natürliche Bestimmung schon längst verwirkt hat, eines entgegenstemmen läßt: Kraft, Geist und Wille. Der jüdische Wille wird die Wirtschaft für ein neues Volk aufbauen, neu durch seine Kraft und Jugend.

Darum reinigen wir uns im Kampf der Ideale zu einem klaren, heiligen Willen. Haben wir nur erst die Leitsterne der Wirtschaft, unser Werk wird sich zu ihnen hinbewegen. Rudolf Glanz.

Künstler und Volk.

Antwort auf einen Brief.

Du fragst mich: Wie verbinde ich in meinem Leben die beiden Ideale: Kunst und die Sehnsucht in Palästina zu leben und zwar gesund zu leben und dadurch mit an der Regenerierung unseres Volkes tätig mit teil zu haben?

Du sagst: Wenn ich zu Hause bin, Anregungen aus der Umgebung empfangen kann, dann überwiegt in mir der Wunsch nach Taten auf dem Gebiet der Kunst. Bin ich jedoch losgelöst, auf mich allein gestellt, dann beherrschen mich größtenteils Gedanken über Palästina, jüdische Zukunft und Alles, was damit zusammenhängt.

• • •

Ich glaube, du sollst nicht fragen: wie verbinde ich in meinem Leben die beiden Ideale?! Denn man könnte glauben, es handelt sich dir darum irgend ein Kompromiß zu finden. Aber es geht ja um Entscheidung.

Was soll ich tun? so ist die Frage. Soll ich Künstler werden (implicite: in Europa bleiben), oder als Bauer nach Palästina gehen?

Ich will später antworten. So gut ich kann. Zunächst ist es nötig, daß wir das Verhältnis des Künstlers zum Volk, im allgemeinen, wie es aus dem Wesen der Kunst hervorgeht, untersuchen. Und zwar den idealen Fall. Abgesehen von den verschiedenen Einwirkungen des realen Lebens, die dann sich dem Ideal mehr oder weniger nähernde Produkte erzeugen werden. —

Das Wesen der Kunst ist Lösung.

Loslösung von der Realität, vom Irdischen, Alltäglichen, durch Auflösung der Materie und Neuschöpfung durch den Künstler. —

Daher eine Befreiung des Künstlers von Brotarbeit wichtige Bedingung für wirkliches Schaffen. Der Spruch: Kunst geht nach Brot, zeigt, wie eine Zeit im Stande ist, das als Trieb auszugeben, was Vergewaltigung, Prostitution ist! Sie sagt nicht: Kunst soll nach Brot gehen, nein, es ist vollbracht, sie geht von selbst, sie will nichts andres, sie ist für jeden da, der sie zu bezahlen im Stande ist.

Wie nun aber den Künstler von der Arbeit für das Brot befreien?

Durch das Volk! Wie die Blüten aus der Wiese muß der Künstler aus dem Nährboden des Volkes Nahrung, Form und Farbe ziehen. Und dadurch lebt die Blüte für die Wiese, daß sie blüht. Und der höhere Sinn der Arbeit des Künstlers ist: des Volkes Feierstunden vorzubereiten und zu gestalten und ihm das Bild der Schönheit zu schenken, das er sah. — Nicht der wird ein jüdischer Maler sein, der am öftesten das Menorahmotiv oder den Juden mit dem Talles malerisch verwendet, sondern der wurzeln wird in allem Leben und Denken im Judenland und Judentum. Und das Volk wird ihn erhalten, freudig und mit Selbstverständlichkeit. —

Wir haben noch kein jüdisches Land und daher keine jüdische Kunst. Gestalten von der Größe eines Michelangelo, Shakespeare oder Tolstoi zeigen, was andre Völker erzeugt haben. Unsere Künstler schaffen in engeren Grenzen. —

Nun bleibt deine Frage! Sollst du (da es ja jetzt noch unmöglich ist Künstler zu sein, wie ich oben davon sprach, da ja Palästina nicht unser ist) alles lassen, Sehnsucht nach der Kunst in der Seele, Möglichkeiten deine Hände, dein Auge auszubilden, kurz Europa samt seinen Anregungen, Bildern, Galerien, Büchern, Musik, soll alles dies nicht für dich sein und du hinübergehen und Bauer werden? Dort Befriedigung suchen, indem du Element, Zelle wirst in einem Bau, zu dem das Gesetz sich erst finden soll?



Ich kann die Entscheidung nicht für dich tun. Menschen mit Sehnsucht nach Dingen in der Seele, von denen sie sicher wissen, daß sie sie in Palästina nicht haben werden, sollen nicht hinüber gehen. Die Zellen mit denen der Bau begonnen werden soll, sollen nicht den Keim der Krankheit in sich haben. Aber eines ist zu bedenken (und ich will damit nichts gegen dich sagen): Sollte deine künstlerische Gestaltungskraft nicht hinreichen, ist dann ein guter Bauer sein nicht besser als ein schwacher Künstler oder Kunstgewerbler?

Deine Entscheidung wird also zum größten Teil von dem Selbstvertrauen das du zu deiner künstlerischen Kraft hast, beeinflußt sein. — —.

Wie viele aber jetzt in diesen Konflikten stehen! Der eine möchte Arzt werden, der nächste Ingenieur, du Künstler. Und über allen steht dieser unerbittliche Zwang sich entscheiden zu müssen, wo sie gespalten sind.

Und alles dies, weil wir in der Luft schweben, nicht erzeugt sind von der ihre Notwendigkeiten befriedigenden Volksgemeinschaft.

Wozu brauchen wir Hände, Augen und Ohren, wenn kein Herz da ist? Kein Blutkreislauf? Otto Engländer.

Berufswahl.

Die Berufswahl ist im allgemeinen die erste fürs ganze Leben bestimmende Entscheidung, die der junge Mensch zu treffen hat. Durch sie gliedert er sich in die bürgerliche Gesellschaft ein: von ihr hängt zum größten Teil sein zukünftiges Wohlergehen oder Leiden, sein Behagen oder seine Plage, seine Befriedigung oder seine Unzufriedenheit ab. Und so ist der Akt der Wahl, nicht nur vom Gegenwärtigen und Vergangenen, sondern mehr als das übrige bisherige Denken und Handeln vom Zukünftigen bestimmt. Noch dazu von einem Zukünftigen, das im besten Fall irgendwie Wahrscheinlichkeit hat, meistens aber nicht einmal das. Dies gibt dem Wählenden das Gefühl einer Bangigkeit, einer gewissen inneren Unruhe. Er soll in einer überaus wichtigen Sache sich nach dem Künftigen richten, ohne irgend eine Möglichkeit dieses zu berechnen, zu sichern, kaum es zu ahnen.

Außerdem ist die Berufswahl gewissermaßen die letzte Tat der Jugend. Ein Lebensabschnitt findet mit ihr sein Ende, der trotz aller Trübnisse und Verwirrungen, trotz aller Qualen, Leiden, Unfreiheiten und Unreinheiten so innerlich und äußerlich frei, so voller Möglichkeiten zu Reinheit und Größe nie wiederkehrt. Bisher war des Lebens Inhalt Bildung, Studium, Erziehung gewesen, alles andere erfreuliche Abwechslung oder störende Ablenkung. Es war Recht und Pflicht der Jugend Anschauungen, Gesinnungen zu entwickeln, abzulehnen und zu bejahen nur in einer Art theoretischen Daseins, weil sie nicht Möglichkeit hatte, irgendwie anders in die großen Realitäten verändernd einzugreifen, als durch Veränderung ihrer eigenen Seele. Es sind Ideen gewachsen von Wahrhaftigkeit und sozialer Gerechtigkeit, von Gemeinschaft und Liebe, die sich zu allermeist nur im Kreise Gleichgesinnter zu bewähren hatten, denn es gab keine Beziehungen mit anderen Kreisen. Und wo diese waren — in der Schule, im Elternhaus — war der Jugendliche nicht der Bestimmende, sondern der Regierte. Auch hier konnte er nichts tun, als selbst anders sein, Tat genug, schwer genug zu erfüllen, aber nirgends schlechthin mit dem Opfer des Lebens bedroht. Nun aber wird all dies anders sein. Es wird Pflicht heißen und meistens die einzige Möglichkeit sein, gegen allen Realitäte, mitten in ihnen stehend, zu wirken, keine großen Taten werden verlangt, sondern Tag für Tag die kleinen Pflichten. Es wird nicht gelten Ideen durchzusetzen, sondern ganz nackt und brutal sich selber. Es wird nicht darauf ankommen Gesinnungen und Anschauungen Genüge zu tun, sondern Vorgesetzten, Klienten, Kunden, Patienten. Keine Gefahr ist größer, keine Wahrscheinlichkeit sicherer, als daß dann an mir und an dir das Schicksal aller Jugend vor uns sich erfüllen wird: daß der Berufsantritt das Ende der Jugend sein wird, der

Anfang des Philisteriums, wie man mit einem ganz falschen und mißverständlichem Wort eine sehr richtige und allen gleich bekannte Sache nennt. Keine Wahrscheinlichkeit sicherer: weil zwei Dinge zusammenwirken, jedes für sich kräftig genug, den gebildetsten Charakter zu zerstören. Die geheimen Wirkungen des gegenwärtigen Wirtschaftslebens auf die Seele und die Tatsache, daß Konsequenz, Treue sich selbst und der Vergangenheit, den Ideen, Stimmungen, Anschauungen, Entschlüssen der Jugend gegenüber nicht mehr Kampf mit einzelnen Menschen heißt, wie bisher, sondern mit der Welt, und daß die Folgen dieses Kampfes nicht mehr, wie bisher, Zorn oder Lächerlichkeit, Haß oder Verdruß sondern einfach Verkümmerung und beinahe Verhungern bedeuten können.

So erscheint vielen die Wahl eines Berufes überhaupt als Gefahr und sie möchten am liebsten sich ihr entziehen. Anderen erscheint alles dies eher als eine natürliche Folge und Entwicklung. Es macht sie nicht bedenklich, daß sie einen Beruf ergreifen müssen, sondern welchen. Bei ihnen ist die eigentliche Wahl zum Problem geworden. All das, was so Beruf heißt, kennen sie nur vom Weiten, nur indirekt, oft ganz entstellt. Einerlei, welchen sie sich denken, Arzt, Kaufmann, Lehrer, Jurist, es ist immer dasselbe — das sind Möglichkeiten, mehr oder weniger sicher oder unsicher Geld zu verdienen, aber keineswegs Stätten, um inneren Neigungen zu folgen, Berufungen zu erfüllen, einem Höheren zu dienen. Und von dieser Warte gesehen ist einerlei, was ergriffen wird, auf alle Fälle steht der gewählte Beruf unvergleichlich weit ab, von der gefühlten Berufung. Und gar erst Jene, die mit einem ganz engumschriebenen Interesse an das Wirtschaftsleben herantreten, mit irgend welchen wissenschaftlichen Absichten, künstlerischen Hoffnungen, politischen Absichten, sie stehen durchaus vor der Tatsache, daß aller Wahrscheinlichkeit nach, sie ihre eigentliche Tätigkeit wird nicht ernähren können, sie stehen vor der Notwendigkeit zwei Berufe zu ergreifen, einen zeitraubenden, der ihnen wenige Tages- und Nachtstunden Leben ermöglicht für den anderen, ihre Berufung. Und hinter alledem die Frage nach der Eignung, nach den Fähigkeiten, Kräften. —

Diese Situation der Jugend ist eine unheilvolle Wirkung des heutigen Wirtschaftslebens. Der Beruf ist gegenwärtig nichts anderes als einzige Möglichkeit sich den bloßen Unterhaltsbedarf zu erwerben. Diese Tätigkeit aber ist so ausschließlich, so den ganzen Menschen, seine ganze Zeit, seine ganze Kraft erfassend, daß für irgend ein Anderes kaum der geringste Raum bleibt. Der materielle Erfolg solcher wirtschaftlicher Tätigkeit ist zudem so knapp, ständig so unsicher, daß auch kaum die Möglichkeit besteht sich selbst gegen die widerstrebende sittliche und geistige Lässigkeit der Welt zu behaupten. Es ist in allen Berufen das Gleiche: die proletarische Arbeit, Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, die freien Berufe, sie zwingen jedem unter Gefahr kärglichster Verkennung zu den Anschauungen, Handlungsweisen, Gesinnungen der heutigen Welt. Jede Auflehnung wird bitter bestraft, nicht von einzelnen, sondern viel furchtbarer als diese je vermöchten vom System. So wurde das Problem der Wahl des Berufes ganz allgemein erweitert in den Zwang zur Wahl zwischen ethischer

und geistiger Selbstbehauptung einerseits oder Armut (um es kurz mit einem Wort zu nennen) auf der anderen Seite. Und nicht das kann die Sorge für den jungen Menschen sein, der als Mensch hinfort leben möchte, ob er Arzt, Kaufmann, Landwirt, Maler oder Minister werden soll, sondern ganz allgemein, ob er es vermögen wird — einerlei für welchen Beruf er sich entscheiden mag — um seiner Überzeugungen willen in Armut, wenigstens in Kärglichkeit zu leben oder in ständiger Bereitschaft alles Erworbene: Vermögen, Ansehen, Stellung wegzuwerfen für ein Höheres. So steht die Frage: Will ich reichlich Geld verdienen? Will ich etwas werden? Oder will ich wirken, will ich etwas sein? Bejaht einer die erste Frage, so ist es für die Bewertung dieser Antwort völlig gleichgültig ob er zugleich mit den materiellen Hoffnungen die Durchsetzung irgend welcher Ideen, die Auswirkung irgend einer Art Seins, die Befriedigung irgendwelcher Neigungen erwartet. Er wird gewiß entweder in jenem oder in diesem Schiffbruch erleiden, wo aber nicht, so ist die eigentliche Entscheidung doch nur verschoben, statt daß sie am Anfang der Berufstätigkeit steht, so wird sie sich in deren Verlauf einmal einstellen. Irgendwann wird er doch vor der Frage stehen, auf welches von den Beiden er zu verzichten innerlich fähig ist.. So zugespitzt sind die Dinge heute, daß es nur mehr ein Entweder-Oder gibt.

Vielleicht ist die Zahl der jungen Menschen nicht allzu groß, die solche Problematik deutlich empfinden und sind jene in der Überzahl, die noch im Unklaren bleibend über die Tiefe der Sache, abwägen ob Juristerei oder Malerei ihren Neigungen, Fähigkeiten oder sozialen und materiellen Anforderungen besser entspricht. Vielleicht ist diese Frage also in diesem Sinne gar kein Jugendproblem. Aber auf jeden Fall ist sie eine Kulturfrage von höchster Bedeutung. Die Verstrickung der Berufe in das ganze Netz der Wirkungen der jetzigen Gesellschaftsordnung und Wirtschaftsstruktur, die restlose Einfügung auch der geistigen Arbeit in diese Folgen, die Tatsache, daß die Alternative häufig ganz allen Ernstes formuliert ist: restlose Anpassung an den heutigen Geist oder Tod durch Verhungern und seelisches Aufreiben, sind Symptom und Ursache zugleich eines höchst bedenklichen Zustandes, einer geistig verfallenden Welt, mitten in unerhörtem wirtschaftlichen und technischen Aufschwung. Wenn notwendigerweise jede Jugend mit all ihrem Neuen, all ihren Möglichkeiten durch die Berührung mit der Wirtschaft — die sie ja auf alle Fälle herbeiführen muß — gebrochen und auf das Niveau der jetzigen Generation zurückgeworfen wird, die ihre Unfähigkeit zur Beherrschung der Wirtschaft bewiesen hat, so ist jede Erneuerung, jede Vertiefung der Kultur für immer ausgeschlossen, ja sie ist aufs Ernsteste überhaupt in Frage gestellt. Man kann daher die kulturelle und soziale Frage so wenig ohne die Berufsfrage betrachten, als umgekehrt diese isoliert von jener.

Daher ist das Problem der Berufswahl, wie es hier verstanden wurde, nur durch Methoden zu lösen, die aufs Ganze der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung und jetzigen Verfassung gehen. Bewegungen, die darnach gerichtet sind, die Menschheit aus der Sklaverei der Wirtschaft zu befreien, und sie zu dem zu machen was sie allein sein dürfte, ein Werkzeug in der Hand

des Menschen, das seinen Zwecken dient, solche Bewegungen schließen in sich die Gewähr, daß nach ihrem Sieg auch die Frage der Berufe ihre richtige Antwort finden wird. Es ist hier nicht zu untersuchen, welche Parteien und Bewegungen mit Recht den Anspruch erheben können, solche Gewähr zu bieten: die Jugend, die an solchen Strömungen teilnimmt, tut ihren Teil zur Bewältigung dieses, ihres Problems.

Die Verschiebung der Lösung eines brennenden Gegenwartsproblems beinahe ans Ende der Tage kann freilich nicht das letzte Wort sein, das die Jugend zu hören ein Recht hat. Sie möchte direkter wirken, sie will nicht die Erledigung einer persönlichen Angelegenheit knüpfen an die für spätere Zukunft vorzubereitende Ordnung der allgemeinen Sache. Sie möchte am liebsten gleich für sich endgültig lösen und keine Halbheit. Und dennoch ist es unmöglich. Nur jene können es tun, die bereit sind, jene radikale Antwort zu geben: Wir wählen die Gefahr uns im sogenannten Leben untüchtig zu erweisen. Wir sind entschlossen zu handeln wie wir müssen, unbeirrt davon wieviel wir »verdienen« werden. Wir wählen unseren Beruf nach unseren Fähigkeiten, nach unserer inneren Berufung, nach den Erfordernissen unseres Volkes. Die Berufswahl sei die letzte Tat unserer Jugend, nicht die erste unseres Philisteriums. Unbezweifelbar, auch diese werden nicht frei bleiben von Konzessionen und Kompromissen, auch sie werden oft Schiffbruch erleiden in wesentlicheren Belangen als der wirtschaftliche Erfolg ist. Aber hier kommt es zunächst auf die Einstellung an, darauf, daß der beste Teil der Jugend sich radikal abwendet vom Götzen des Verdienens, der bequemen bürgerlichen Lebensführung, des »Ernsts des Lebens« und des wirtschaftlichen Erfolges. Und darauf kommt es an, daß diese Abkehr nicht ihren Ausdruck findet in Reden und Aufsätzen, sondern in der entscheidenden Stunde der Berufswahl, des Eintritts in das Wirtschaftsleben.

Diese allgemeine Einstellung zum Berufswahlproblem ist das, was der jüdischen Jugend insbesondere not tut. Uns muß es ganz besonders darauf ankommen, wachsam zu sein, daß die neu entstehende jüdische Gesellschaft in Palästina vom Anbeginn so aufgerichtet werde, daß die tiefsten sozialen und kulturellen Schäden der europäischen ein für allemal verhindert werden. Nie aber kann das geschehen, wenn nicht die Jugend, das Gewissen der Menschheit, — wie ein deutscher Denker sie nennt — mit ernster Entschlossenheit alles wagt, sich treu zu erhalten, alles — auch Hoffnung auf Karriere und Wohlhabenheit. Soweit eine solche Jugend sich verpflichtet fühlt ihr Leben und Wirken aus der bisherigen Heimat nach Erez Israel zu verpflanzen, wird sie nicht als erste Frage stellen: Wie werde ich dort weiterkommen? Wie viel kann ich dort verdienen? Sondern als einzige: Was verlangt mein Volk von mir? Welche Arbeiten muß es getan wissen? Was davon werde ich am besten zu leisten vermögen?

Gewiß, es bleiben noch viele Schwierigkeiten (es soll von diesen konkreten Einzelheiten in einem nächsten Aufsatz ausführlich die Rede sein), aber sie sind zu überwinden, sie sind von verhältnismäßiger Geringfügigkeit, wenn nur in der Seele der Jugend der Damm des Eigennutzes, der Bürgerlich-

keit, der Geldliebe niedergerissen ist, der den Strom reiner Palästinaliebe und Hingabe an das Volk zu einem Brackwasser eingetümpelt hatte.

Für die restliche Jugend, soweit sie in ihrem Geburtslande verbleiben will, ist der entscheidende Punkt noch klarer an derselben Stelle, wie bei der auf Palästina gerichteten. In einem gewissen — wenn auch mehr oberflächlichem Sinn — dient jeder Jude, der nach Erez Israel geht, seinem Volke. Er reiht sich klar und deutlich in dessen Rahmen ein, er bleibt ihm unverloren, selbst wenn er ein wirtschaftlicher oder kultureller Schädling wäre, er wirkt in seinem Volk und irgendwie wird vielleicht ins Gute gewendet, was er zum Bösen wollte, vielleicht werden seine Kindeskinder ihn sühnen. Und vor allem: Er hat aus seinem Nationalgefühl, aus seiner politischen Überzeugung jene Konsequenz gehandelt, die er eben zu denken vermochte und steht darum über jenen, die höhere, sozialere Gedanken, mit niedrigerem, kürzerem Handeln verbinden. Bei der Diaspora-Jugend liegt es beträchtlich anders. Für sie kompliziert sich die Berufswahlfrage aufs Schärfste. Für sie birgt der künftige Beruf noch eine Gefahr, außer der sozialen, der kulturellen, der moralischen. Er kann sie entjuden. So gut wie alle wirtschaftlichen Tätigkeiten, die der Jugend in der Diaspora offen stehen, und gar jene, die sie anzulocken vermögen, werden außerhalb des jüdischen Milieu vollzogen und sind ausnahmslos außerhalb der jüdischen Wirtschaft, denn es gibt keine solche. Wer sich ihnen widmet, tritt im vollsten Sinn des Wortes aus dem jüdischem Volke aus, ob er will oder nicht. Er wird zugleich das Opfer der sozialen, der kulturellen und moralischen Folgen seines Berufes und seiner nationalen. Er hat keinen direkten, den ganzen Menschen umfassenden Zusammenhang mit seinem Volk, er sieht sich hier auf einem anderen Gebiet als früher, aber vielleicht mit noch stärkerer Macht für jede Treue, jedes Beharren bei seiner und seines Volkes Art mit der Verkümmerung und beinahe dem Verhungern bedroht. Die Assimilation ist in irgend einem Grad — meist dem höchsten — eine unausweichliche Folge jeder wirtschaftlichen Arbeit, die außerhalb des eigenen Volkes ausgeübt wird.

Zweifellos, zu einem Teil kann jener Austritt aus dem Volke wieder rückgängig gemacht werden. Klares, starkes Fühlen mit ihm kann Verbindungen schaffen, was an Kraft und Zeit frei bleibt kann ihm geweiht sein. Aber der ganze Mensch bleibt ihm unwiderbringlich verloren. Und das, solches halbes Tun, zweifelhaft genug in seinen Erfolgen, darf eine Jugend befriedigen? Dieselbe Jugend, die nicht müde wird von der Erneuerung des Volkes, von der Tiefe ihres Gefühls und ihrer Überzeugung, von der Opferbereitschaft ihres Willens, von der Größe der Makkabäer und der Bilu zu reden? Sie darf solche Zwiespaltung ihres Wesens, die Verdrängung ihres Jüdischen in die spärlichen Stunden des wirtschaftlichen Privatlebens nicht ertragen können. Sie muß ein Gefühl bekommen für die Faulheit der Lüge: man könnte Jude, bewußter, dem Volke dienstbereiter Jude sein, und von sieben Tagen der Woche alles bis auf zwei Stunden, alles: Zeit, Kraft, Denken und Wollen einem anderen Volke schenken oder verkaufen. Gar keine Wahl ist hier freigegeben. Eine unentrinnbare Folge der anerkannten, aus der bejahten Tatsache des

Judeseins ist die Ausübung nur eines solchen Berufes, der ganz im jüdischen Milieu sich abspielt, oder der ganz direkt und bewußt dem jüdischen Volke dient und nur ihm dient. Freilich, die meisten dieser »jüdischen Berufe« sind sozial minder hochangesehen, materiell weniger aussichtsreich als die »allgemeinen«. Aber gerade darin wird sich die Kraft einer jüdischnationalen Jugend zu bewähren haben. Das jüdische Volk in seiner heutigen Lage verlangt jene Einstellung, die alle anderen Völker bekämpfen.

Während jene Entscheidungsfrage bei anderen Völkern nur an einen kleinen Teil der Jugend herantritt, jenen der mit höchsten geistigen Ansprüchen die Welt anschaut, ist bei uns die ganze Jugend vor sie gestellt. Nicht nur jene, die ihrer Jugend treu bleiben wollen, haben sie zu lösen, sondern alle, denn alle werden doch der verhältnismäßig primitiven Forderung genügen wollen: Juden bleiben oder werden zu wollen.

Siegfried Bernfeld.

(Ein zweiter Beitrag folgt in einem nächsten Hefte.)

Aus: Juda Sassenberg.

»Eine Novelle«.

Vorspiel.

So erkannte sich Jehuda ben Gomer in dem Herbste, der seines Schicksals Vorabend war:

Er war ein leerer Mensch, ein ewig verlangender. Er hatte sich gefüllt mit allem, was, seinen Händen nahe, an seinem Wege stand. Es war Denken und Dichtung, und er trank sie aus, sie wurden seine Nahrung, da auf seinem unfruchtbaren Boden nichts wuchs, und er verzehrte sie langsam, wie sie zu ihm kamen, und blieb hungrig zuletzt. Denn alle Wasser der Welt sind nicht genug, ein Sieb zu füllen.

Er erfüllte sich bis zum Rande mit dem Mädchen, das er liebte, und allem, was ihm unter dem Namen der Liebe gezeigt war. Wenn Rahel Alhermon zu ihm von sich selbst sprach — und er wünschte es stets, — dann war er gesättigt von ihr, allmählich verfloß es wieder in ihm. War sie fort auf lange Zeit, so nannte er sie seine Geliebte und lebte in allem, was in Büchern von diesem Worte stand. Indes verblaßte ihm ihre Gestalt. Denn in ihm selbst wuchs keine Liebe, fraß nur Verlangen nach Sättigung, wucherte Sinnlichkeit. Und hätte man ihn in eine Welt gesetzt, unfruchtbar wie er selbst, so wäre er gestorben vor Hunger.

So kam nichts aus ihm: keine Berufung. Er konnte unendlich viel verschlingen, aber das Einzige nicht finden, was allein einer werden soll: ein vollendeter Mensch. Und doch war es dies Einzige, nach dem sein Mädchen verlangte. Denn von dem Vollendeten geht aus, was ihr not war: Beruhigung. Er aber konnte das Klügste sagen, und es wäre nichts, denn es floß aus dem Sieb. So hatte er sie betrogen alle Zeit, vom ersten Tage an. Aber er wußte es nicht bis dahin.

Warum war es so? Er wußte es nicht. Er hatte seine Abkunft geschmäht. Aber er stammte nicht aus jungem, bäurischen Geschlechte.

Seiner Mutter Ahnen wohnten seit langen Zeiten in der Stadt, und es waren unter ihnen alte und tief gebildete Männer gewesen, und sein Vater war wohl ein Vertriebener aus fremdem Lande und ein wenig ungeschickt unter den Menschen der Stadt, aber das Land war voll heimlichen Reichtums gewesen, Wohnung und Lehrhaus alter Denker des Volkes, von denen einer sein Vorfahr war. So sah es in Wahrheit aus, und er hatte sich belogen.

Mit späteren Geschlechtern hatte er sich getröstet, ihnen wollte er ein guter Same sein, ihnen Heimat geben und alle Schätze der Seele. Damals erfüllte ihn die Liebe zu dem heiligen Lande seiner Väter, die ihm der alte Lehrer Moses Pirkoth entgegentrug. Aber es war Lüge auch dies. Er hatte alles, Heimat und Reichtum selbst ererbt.

Niemals würde es anders werden. Was sollte kommen? Es geschieht nicht, daß tote Zweige beginnen zu blühen. Es ist so, daß zwischen Getreide taube Ähren stehen. Niemand weiß, warum sie hohl sind, man wirft sie fort, zerreißt sie, wenn sie sich haltlos an reichere Halme lehnen. Sie sollen sterben. Denn nicht nur der darf sterben, dessen Leben vollendet ist, sondern auch, wer keinen Samen hat, zu reifen.

So erkannte sich Jehuda ben Gomer, war ehrlich genug, um der Geliebten solche Wahrheiten nicht zu verbergen, sie selbst zu bitten, sie solle von ihm gehen, damit er ihr nicht noch mehr Jahre stehle, war nicht stark genug, von ihrer Süßigkeit zu lassen, sie nicht zurückzurufen, als sie nach seinen Worten ging. Und in diesem Winter des Kampfes zwischen ihr und ihm, in dieser Zeit vieler bitterer Sehnsucht nach Reichtum und Dunkelheit der Seele, nach der Geliebten selbst, erfuhr er, daß alle Sehnsucht so stark werden kann, daß sie sich überschlägt und ihr unerreichbares Ziel gewinnt.

»Platon sagt, daß jedes Ding der Welt nach seiner Idee hinstrebe, in der es sich vollenden will.«

»Das verstehe ich noch nicht.«

»Sieh einmal einen Baum an, Rahel, so ist er mühsam gewunden und in der einen Richtung gewuchert, anderswo verkümmert oder er hat einen Zweig verloren, aber wenn man das denkt: ein Baum, so ist es doch ein Ding, das aufrecht vom Boden in die Höhe gewachsen ist und mit allen Ästen sich ausbreitet, so einen vollendeten Baum gibt es kaum irgendwo auf der Welt. Und das kommt wohl daher: wenn man das Bild in Gedanken vor sich sieht wird es wohl von allem Zufälligen frei, von dem das einzelne Ding doch abhängt. Weißt du etwa, was ich meine?«

»Sprich nur weiter!«

»Und nun geht es mir so, daß ich anfange, die Dinge so rein und als Bilder zu sehen, losgelöst von den Bedingungen des Augenblicks, wie sie eben in ihrer Idee sind. Wenn da eine Frau ist mit ihrem Kinde, so mag das eine Bäuerin sein, die einkaufen will und dies und das, aber vor allem ist es doch eine Mutter. Oder ein alter Mann geht vorüber und denkt vielleicht an das nächste Wirtshaus, aber er ist das Alter. Und wenn es Abend wäre, so wäre es am schönsten, er lebt ja zu allen Zeiten, aber am Abend ist er am reinsten das. Alter. Und sieh einmal

die Stadt selbst oben auf dem Berge. Was sie sein mag, Feiertags oder Wochentags, wenn der Graf Feste gibt oder Karneval ist oder Prozession, so ist sie immer die Stadt, die über dem Lande liegt und weit hinaussieht. Und darum ist sie so schön, weil sie wirklich so hoch oben liegt und allein und so weit sehen kann. Auch: es ist natürlich jedes Wetter über ihr, aber du weißt, wie schön sie ist, wenn sie mit den dunkelroten Türmen vor grauem Himmel steht und um den Berg der Nebel liegt: weil es so am reinsten zu ihr gehört.«

»Ich mag es auch gern, wenn der kalte, hellblaue Himmel über ihr ist, wie heute, dann steht jedes Haus so scharf für sich allein.«

»Ja. — Und nun weiß ich nicht, wie das zusammenhängt: wenn ich die Dinge so ansehe, daß sie ganz einfach werden und nur sind, was ihr Wesen ist, dann bekomme ich irgend eine Liebe zu allem, und ich habe große Freude an ihnen. Man wird selbst ganz unabhängig und losgelöst. Wenn ich einen Weg gehe, so ist er vielleicht staubig und voller nassen Schmutzes, mühselig bis zur Erbitterung: aber wenn ich daran denke, was das ist: ein Weg jenseits von mir selbst, dann mag die Straße an jedem Tage sein, wie sie will, sie ist immer wieder die große Bahn, auf der die Stadt ausströmt in das Land, und ist wie ein Zeiger in die Welt. Und in mir ist dann kein Wogen mehr, nur noch Empfänglichkeit und ich sehe allem zu: man liebt die Mutter mit ihrem Kinde und den alten Mann am Abend und ist ganz wunschlos dabei und will nur allem zuschauen. — Ich weiß nicht, ob das recht zu verstehen ist?«

»Ja. So mag ich dich gern, Jehuda, warum bist du nicht immer so? — Sprich weiter!«

Aber er hielt inne:

»Nein du, ich kann nicht einfach weitersprechen, denn ich weiß, was du meinst —«, und indem seine klaren Augen feuchter und seine reine Stimme klagend wurde und mühsam:

»Ich glaube auch, daß in jedem Menschen eine Idee ist, ein Bild seines reinen Wesens, in dem er sich vollenden will. Und — du weißt, was ich von uns Beiden glaube.«

Sie schüttelte den Kopf:

»Es ist aber nicht so, Jehuda.«

Und wiederum stand der Kampf auf, der die jungen Menschen immer von neuem geschüttelt hatte bis zur Erschöpfung, und neigte sich seinem Ende zu.

»Ich glaube, es wird sein und du wirst mir näher kommen, wenn ich mehr das geworden bin, was ich werden muß nach meinem Bilde.«

»Es wird niemals sein.«

Da ergriff er sie schmerzlich und drängend und da sie ihm nicht Einhalt tat, besann er sich und hielt nur noch ihre Hand, mit ihren willenlosen Fingern spielend:

»Wieviel von dir ist schon mein: So wie ich deinen Leib nehmen kann, immer seit dem einen Male, so nehme ich ihn mit mir und alles Wissen um dich, auch wenn du fortgehst und dich verwahrst. So stark ist schon alles, was geschehen ist: so viel stärker ist die Wirklichkeit als der Wille.«

»Es war eben schon zu viel. Ich habe zu viel Mitleid mit dir gehabt. Und es muß nun aufhören.«

Da griff ihn die Angst an das Herz:

»Laß es noch ein wenig sein, eine kleine Weile! Ich habe dieses alles soeben gesagt: mir baut sich jetzt die ganze Welt auf. Vielleicht wird es einmal sein, daß ich mich auch von dir lösen kann und beginne zuzuschauen und wunschlos zu werden.«

»Ich wünsche es dir vom Herzen.«

»Aber verlaß mich nicht jetzt! Noch kann ich es nicht.«

»Ich kann nicht mehr, Jehuda.«

»Jetzt verliere ich alles. Meine junge Schönheit, meine schlanke Schönheit, meine inbrünstige Schönheit! Die ganze Welt!

»Und hatte ich nicht Ruhe? War ich nicht fein stille? Und nun kommt solche Unruhe!«

Und da sie seine Hand nahm und leise streichelte, — denn er tat ihr leid:

»Verlaß mich nicht jetzt!«

Doch als sie, selbst hilflos zitternd und mit bangen Augen, die Hand im Entschluß des Abschieds zurücklegte, ergriff er sie mit Gewalt und stürzte sich über sie. Da gebrauchte sie alle Kraft und riß sich los. Als er den Kopf aufhob, war sie fort.

Da er sich aufmachte, sie zu suchen, überströmten ihn Tränen, und der geöffnete Mund war verzerrt wie das Gesicht eines weinenden Kindes. Er fand sie erschöpft am Rande eines Wasserbeckens, jedoch als sie ihn vom anderen Ufer kommen sah, ihren Namen klagend:

»Rahel!«

stand sie groß auf und verhärtete sie sich:

»Du solltest dich schämen.«

Da fiel er nieder und warf seine Stirn auf die Erde.

Erwin Rosolio.

Vom Leben der Jugend.

Der österreichisch-jüdische Jugendtag in Wien.

Man kann über diese drei Tage schlecht berichten. Die Tagung verlief programmmäßig und für den unbeteiligten Berichterstatter sicherlich nicht sonderlich interessant und vor allem ohne ersichtlichen Grund. Man hörte Orgelvariationen zur Habitwah, zwei Reden von längerer Dauer und zahllose Diskussionsreden, die meisten rednerisch schlecht, inhaltlich nicht sehr belangvoll, manche in beiden Belangen vorzüglich. Man erlebte einen kleinen Zwischenfall, der Unruhe erzeugte und den Vorsitzenden nach den Ordnern rufen ließ, schließlich ein Schlußwort, Jubel, Hatikwah, Schluß. Niemand wußte eigentlich, worum er hergegangen war, man wußte nicht, was ausgesprochen wurde und mit wem und wozu.

Und dennoch, es muß da etwas gewesen sein. Denn man ist in Wien verstimmt. Mehr, man war sogar ein paar

Tage empört. Man fand es unerhört. Ja, was denn? Das Ganze. Den ganzen Jugendtag. Die herrschende Richtung. Der Lärm, die Reklame, die Anmaßung, kurz das Ganze. Daß die Jugend ohne zu fragen, ohne einzuladen, ohne Ehrenredner ... Mit einem Wort, daß sie uns Alten so ganz bei Seite schiebt ... Und dann, vor allem: das war kein Jugendtag, das war ein Bubertag ... Unverstandene, unverständliche Worte ... Gefahr ... Jugendverderber ... Personenkultus ... Höchst bedenklich ... kurz, es haben sich sehr viele geärgert, empört. Es muß etwas gewesen sein.

Und Montag, da erlebten wir alle es deutlich, auch die skeptischen, die theoretischen Gegner, die Jüngeren und und die Älteren. Da draußen im Wienerwald auf der Heide — da war etwas. So etwas wie ein starkes Gefühl von Freude. Ein Gefühl der Überraschung: also alle, die da mit uns auf den Wiesen singen und spielen, auf und abgehen, lagern, plaudern, all die gehören zu uns, zu mir, wir sind Eins, man sieht es: Jugend, jüdisch. Wir alle wollen Eins: eine schöne Gegenwart, lebendiger, reicher, inniger, jugendlicher als bisher, eine ernstere Zukunft. Und unser aller Leben gibt nur Eins den tragenden Sinn: daß wir leben, wachsen, schöner, freier, edler — jüdischer werden um unseres Volkes willen. Dies Gefühl, eine Minute erlebt, ist etwas, ist sehr viel. Und es war auf unserem Jugendtag.

Die Mißstimmung der Alten, das Achduth-Gefühl der Jungen — und wenn beides noch so vorübergehend und bloß angedeutet dagewesen sein mag — ist Symptom eines Vorganges in der jüdischen Jugend, dessen man sich herzlich freuen muß: die jüdische Jugendorganisation war einige Stunden lang wieder Bewegung gewesen. Und diesmal Bewegung, die nicht ausgelöst war von politischen, sozialen Unterdrückungen, Auflehnungen, Hoffnungen — sondern die ausgelöst war durch innere Ursachen. Scheinbar grundlos, ohne Anlaß, ohne sichtbares Ziel, daher in der Diskussion zerflatternd, unklar, widersprechend. Aber es ging um große Dinge: um die Bildungs- und Erziehungsfrage. Und erst wenn das die Frage der Jugend geworden, wenn sie nach ihren Bildungszielen und ihren Erziehungsmethoden sich in Lager trennt, wenn sie diese Fragen im innersten erschüttern, wenn sie um deren Lösung sich innerlich bemüht, erst dann wird das Wort von der Erneuerung des Judentums mehr als ein Wort, Anfang von Wirklichkeit. Denn nur aus diesem Streit, nur aus Bewegung, die um diese Fragen kreist, kann aus der Jugend der neue Typus Judenmensch geboren werden, dessen Kommen die Erneuerung des Judentums in einem wichtigeren Sinn als dem politischen bedeutet.

Am Jugendtag wurde der Zentralverband der jüdischen Jugendgruppen Österreichs gegründet. Dies kann ein wichtiges Ereignis für die jüdische Jugend werden. Heute ist es nur eine Möglichkeit, freilich eine schöne. Der Zentralverband gibt der Jugend den äußeren Ausdruck ihrer gefühlten Einheit, er schließt sie zusammen zur Arbeit, so weit sie ihr als Ganzes gemeinsam, schon heute gemeinsam ist. Aber diese Vereinigung hat nur dann Sinn und Wert, wenn sie nicht Organisation bleibt, sondern das Gefäß einer Bewegung wird. Gerade jetzt, wo das schwache Gefühl der Gemeinsamkeit organisatorisch erfaßt ist, wo es vielleicht bald gemeinsame Werke der ganzen jüdischen Jugend Österreichs geschaffen haben wird, ist es Zeit und fruchtbar, sich in diesem Rahmen zu entzweien, zu bekämpfen, zu scheiden. Nur dieses eine muß dabei gesichert sein, daß der Kampf in der Jugend um wesentliche Dinge gehen wird, klarer, ausdrücklicher, als es sich auf dem Jugendtag andeutete, und daß es kein Gezänke, kein Streit, kein »politisches« Getue sein wird, sondern Arbeit, Überzeugung, Entwicklung.

Siegfried Bernfeld.

»Der jüdische Wille«, Zeitschrift des Kartells jüdischer Verbindungen.

Das K. J. V. hat sich in sehr dankenswerter Weise »entschlossen, den bisher nur gelegentlich gesprengten Rahmen unserer internen Diskussion für immer aufzuheben und von nun an unsere Erörterung regelmäßig in aller Öffentlichkeit vorzunehmen.« Ein lang gehegter Wunsch der jüdischen Jugend wird hiemit erfüllt. Es ist die Möglichkeit gegeben, diesen großen und eigenartigen Bund, das K. J. V., wirklich kennen zu lernen, aus seiner Arbeit und aus seinem Leben, während man bisher auf jene Äußerungen angewiesen war, die sich eigens an die Öffentlichkeit wandten, den daher alle notwendigen Nachteile der Propaganda-Literatur anhafteten. Es ist zu hoffen, daß die neue Zeitschrift viel Beachtung finden wird, und daß sie Anlaß geben wird, manches schwierige Problem der neuerlichen und tieferen Diskussion und so wenigstens einer Klärung, wenn schon nicht der Lösung zuzuführen. — Das erste uns vorliegende Heft ist ein guter Anfang in dieser Hinsicht. Dr. Pelz erörtert die Frage der Mischehe und begründet die bekannte Auffassung des K. J. V. Wir glauben nicht, daß diese irgendwie ein letztes Resultat sein kann, vielmehr hatten wir das Gefühl, als wäre hier ein Weg eingeschlagen, der vielleicht aus augenblicklichen praktischen Erwägungen erzwungen wurde, der aber keineswegs der an sich richtige ist. Doch wird darüber im Jerubbaal noch ausführlicher zu sprechen sein. Dr. Löwenstein gibt eine kurze, sehr eindringliche Politische Revue, Dr. Stein deckt den Grundirrtum der nichtnationalen Juden auf, die Antisemitismus als eine böswillige Anschauung einer kleinen Gruppe der Deutschen auffassen, diese selbst aber für »Philosemiten« halten, Dr. Sternberg erörtert die Möglichkeiten der »Einwanderung nach Palästina«. Ein sehr bemerkenswerter Aufsatz von Rubanhoff über die »Erstlinge« der Assimilation in Deutschland, Weizmans Essay über »Alfred Wolfenstein«, »Drei Sonette« von Bloch, K. J. V. - Feldbriefe und eine gründliche und scharfe Beleuchtung des assimilatorischen »K. C.-Geistes« geben dem Hefte mannigfaltiges Interesse.

Siegfried Bernfeld.

Menschen. Bücher. Bewegungen.

Nationale Autonomie.

Das Problem des reibungslosen Zusammenlebens mehrerer Nationen in einem Staate ist noch ungelöst. In den Nationalitätenstaaten Europas — Österreich, Ungarn, Rußland, Türkei — sind bis vor kurzem durch geschichtliche Entwicklung eine oder zwei Nationen die herrschenden Nationen gewesen, die versucht hatten, die von ihnen beherrschten Völker zu entnationalisieren. Je mehr diese aber durch die ökonomische und politische Entwicklung an Bildung, Wohlstand und Selbstbewußtsein zugenommen haben, desto schärfer wurde ihr Kampf gegen nationale Unterdrückung. Die nationalen Kämpfe bilden den Inhalt der politischen Geschichte Österreichs seit 1848. Schon damals hat der jüdische Politiker Adolf Fischhof zur Lösung der Nationalitätenfrage die »nationale Autonomie« vorgeschlagen. Seither haben verschiedene Theoretiker, unter ihnen an erster Stelle Dr. Karl Renner (in dem Buche »Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen«, Wien 1918), die Voraussetzungen und die notwendige Gestaltung der Autonomie der Nationen untersucht. Renner will den Nationen, die auf Grund des freien Bekenntnisses des Einzelnen zur Nation als Personalverband zusammengefaßt und als Rechtssubjekt konstituiert

werden sollen, die lokale Selbstverwaltung — also die territoriale Gebietshoheit in gewissem Ausmaß — übertragen und dem Nationsganzen Schutz der Nationsangehörigen in der Diaspora, sowie gewisse Hoheiten auf kulturellem und sozialem Gebiete gewähren, die durch einen Nationalrat ausgeübt werden sollen. Diese Konstruktion ist gewiß sehr geistvoll, und sie könnte dem Nationalitätenstreit viel Boden entziehen. Aber es liegt im Wesen desselben, ein Kampf der Nationen um die ganze Macht und die volle Selbständigkeit zu sein und deshalb ist auch die nationale Autonomie keine restlose Lösung der Nationalitätenfrage. Immerhin wäre ihre Einführung wenigstens für die Nationen, die sich heute noch bedrückt fühlen, sowie für die Demokratisierung des Staatswesens ein großer Gewinn.

Die nationaljüdischen Politiker sind von jeher für die nationale Autonomie eingetreten. Teilweise entsprach dies ihrer allgemeinen politischen Ideologie: für Demokratie und Selbstbestimmung usw. einzutreten, zum anderen aber wollten sie die Autonomie auch für das jüdische Volk durchsetzen. Durch die Zusammenfassung der Juden in eine Nationsgemeinschaft mit Besteuerungsrecht zwecks Errichtung eigener Schulen, sozialer und anderer Hilfsinstitute kann die nationalpolitische Knechtschaft der Juden beseitigt, sollen ihre Kräfte gesammelt und zum nationalen Aufbau verwendet werden. Das Postulat der jüdischen Autonomie ist am vollständigsten von den Juden jener Länder angenommen worden, in denen sie noch in größerer, kompakterer Masse wohnen und sich einen scharf ausgeprägten nationalen Charakter bewahrt haben, also in Rußland, Polen, Litauen. In Österreich wird sie natürlich nur von national gesinnten jüdischen Politikern gefordert, von den assimilatorischen scharf bekämpft. Aber auch im nationaljüdischen Lager ist die Frage der Autonomie noch nicht völlig geklärt. In einer soeben erschienenen Broschüre »Nationales Selbstbestimmungsrecht der Juden in Polen« (Wien, Löwit 1918) untersucht Dr. Max Rosenfeld das Problem in Hinblick auf die Verhältnisse in Polen und Galizien. Er gibt einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte der Versuche zur Lösung der Nationalitätenfrage in Österreich und entwirft ein vollständiges Programm für eine jüdische Autonomie in Polen und Galizien. Manche Schwierigkeiten einer solchen werden von ihm sichtlich unterschätzt. So z. B. die Frage des »Wie« der Konstituierung der Nation; Rosenfeld schlägt die Gemeindematrik als Grundlage des nationalen Katasters vor, wogegen sich von den Gegnern der nationaljüdischen Bestrebungen ein heftiger Widerstand erheben wird, weshalb andere jüdischnationale Politiker nur die Juden in die nationale Gemeinschaft einbeziehen wollen, die sich frei zur jüdischen Nation bekennen. Ferner nimmt Rosenfeld die Tatsache, daß die Juden nirgends ein Territorium von der Größe einer primären Verwaltungseinheit (Kreis) als Majorität besiedeln und durchwegs nur eine Minderheitsnation bilden, als nicht zu schwerwiegend an und schließlich lehnt er den Einwand, daß nach Einführung der jüdischen Autonomie der Wirtschaftskampf, den die anderen Nationen gegen die Juden führen, sich außerordentlich verschärfen wird, mit nicht allzu überzeugenden Gründen ab. Immerhin ist seine Broschüre als erste zusammenfassende Darstellung der Frage von größtem Werte. Und da schließlich, trotz aller nicht zu unterschätzenden Nachteile der jüdischen Autonomie durch sie den Juden ganz wesentliche Errungenschaften gesichert werden könnten: Die Sicherung der nationalen Rechte, ihre legitime Vertretung, die Zusammenfassung der Kräfte, die Ausbildung von Selbstverwaltungsorganen, die nationale Erziehung und der wirtschaftliche Zusammenschluß, so wird es sich für die nationaljüdische Politik nur darum handeln, die Form der Autonomie möglichst den speziellen Verhältnissen der Juden anzupassen. Das Postulat selbst kann aus dem Programm einer national ge-

richteten jüdischen Politik nicht mehr verschwinden. Rosenfelds praktische Vorschläge sind jedenfalls in sehr weitem Ausmaß die geeigneten und jeder weitere Schritt auf dem Wege zur Klärung der Frage der jüdischen Autonomie wird sie zum Ausgangspunkte nehmen müssen.

Adolf Böhm.

Aus der Praxis.

Plan zur Gründung eines Jugendgartens für Schulkinder.

(Aus der Praxis für die Praxis.)

Der Aufsatz des Herrn Katz »Jüdische Jugendgärten« im letzten Hefte 11/12 des »Juden« hat eine aufrichtige Freude in mir ausgelöst. Hoffentlich verhallt seine Anregung nicht wirkungslos! Es ist eines der wichtigsten Gebiete der jüdischen Jugendpflege und Ansätze zur Verwirklichung dieser Bestrebungen sind hier 'und dort bereits unternommen worden.

Folgenden Plan entwarf ich vor Jahren. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt günstig, um weiteren Kreisen die leichte Realisierung der von Herrn Katz gestellten Forderungen in bescheidenen Anfängen vor Augen zu führen.

Ziel und Zweck:

Großstadtkindern durch Zuteilung von Eigenbeeten die Möglichkeit zu geben, sich im Gartenbau zu betätigen, in ein inniges Verhältnis zur Natur und zu allem Lebenden zu gelangen und die Freude am Landbesitz durch eigene Arbeit, Mühe und Fürsorge zu begründen.

Unterstützung des städtischen Haushaltes durch die selbstgezogenen Erträgnisse des Gartens.

Seelische und körperliche Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend durch mehrmaligen Aufenthalt wöchentlich im Freien, Tages-Ferien-Kolonien für unbemittelte Schulkinder.

Belebung des Naturkunde- und Zeichenunterrichtes in den Schulen durch Vermittlung von selbsterworbenen Kenntnissen in der Pflanzenpflege und Tierkunde. Anlage eines kleinen botanischen Gartens seltener Pflanzen, wie Tabak, Mais, Gewürz- und Arznei-Kräuter.

Außerdem soll jungen Mädchen und Frauen Gelegenheit gegeben werden, sich vormittags im Gartenbau für den Privatbedarf oder soziale Hilfsarbeit auszubilden und in den Städterinnen der Sinn für Zimmer- und Balkonschmuck gepflegt und ihnen Anregungen auf diesem Gebiete vermittelt werden. Deshalb muß dem Schulgarten für Kinder ein Hausgarten mit Gemüse-, Blumen- und Obstbau und ein wenig Kleintierzucht angegliedert werden.

Praktische Ausführung:

Der Boden muß im Herbste urbar gemacht und mit Obststräuchern und Obstbäumen bepflanzt werden.

Im April beginnt die Kinderarbeit im Schulgarten. Die Kinder können von halb 3 bis 7 Uhr nachmittags im Garten sich aufhalten, dort auch ihre Schulaufgaben anfertigen.

Jedes Kind erhält ein Eigenbeet von 10 m². In einem Quartier arbeiten immer 6 Kinder. Dazu gehört außer den Eigenbeeten noch ein gemeinsames Beet mit selteneren Gemüsen, z. B. zwei- und mehrjährigen Pflanzen, ein Erdbeerbeet gemeinsam und ebenso für eine ganze Kindergruppe gemeinsam Blumenrabatten und Obststräucher und Buschobstbäume. Mithilfe im Hausgarten.

Ein Spielplatz steht zur freien Verfügung, Geräte, Dung und Wasser wird gestellt, eine gedeckte Halle mit Möbeln nebst Kochvorrichtung und in den Sommerferien die Erlaubnis, den Garten für unbemittelte Kinder als Tages-Aufenthalt zu benutzen.

Arbeitsverteilung und Einnahmen:

Vier Nachmittage sollen Gruppen von je 25 unbemittelten Kindern im Garten arbeiten, und zwar wöchentlich zweimal dieselbe Gruppe, also 50 bedürftige Großstadtkinder, für die Institutionen wie Kinderhorte und Vereine die Kosten tragen sollen, und zwar Mk. 5·— monatlich. Damit wäre eine Einnahme von Mk. 250·— monatlich gesichert. Die Unkosten belaufen sich auf Mk. 2·— pro Kind, also ein Reinertrag von Mk. 150·— monatlich. Zwei Nachmittage sollen sich Kindergruppen aus wohlhabenden Kreisen bilden, 10 Kinder à Mk. 10·— d. s. Mk. 100·—, Unkosten Mk. 30·—, also ein Reinertrag von Mk. 70·— monatlich. Außerdem kann auf 10 Kursistinnen oder Beetmieterinnen à Mk. 8·— gerechnet werden, d. s. Mk. 80·—, Unkosten Mk. 30·—, also ein Reingewinn von Mk. 50·— monatlich. Zusammen ein Reingewinn von Mk. 270·— monatlich. Unter Unkosten ist die Bestreitung von Wasser, Samen, Dung etc. inbegriffen, Abnützung der Geräte, des Mobilars, Betriebskapital für die 2 Morgen Land.

Die Damen sollen auch den Stamm der Helferinnen für die 4 Nachmittage, an welchen die Volksschulkinder kommen, bilden, damit die Kinder stets in kleinen Gruppen angeleitet werden können und alles Schulmäßige, Uniformierende vermieden wird.

Obige Einnahmen werden nur 7 Monate erzielt, für den Betrieb müßten die Monate März und November eingerechnet werden, Monatsdurchschnitt würde sich also bei 9monatlicher Arbeitsdauer auf 7 × 270 = Mk. 1.890 : 9 = Mk. 210 belaufen, dieses das übliche Gehalt einer Gartenbaulehrerin.

Vom zweiten Jahre an darf man auf eine Nebeneinnahme aus der Kleintierzucht und dem Hausgarten rechnen. Im ersten Jahre nicht, da gleichen die Einnahmen nur die Unkosten aus.

Dezember, Januar, Februar ließen sich für die Interessenten des Sommers, Kinder und Erwachsene, Handfertigkeitskurse angliedern.

Pekuniäre Fundamentierungen:
(in normaleren Zeitläufen)

Ein Grundkapital von Mk. 5000.

Zwei Morgen Land (ein Morgen für den Schulgarten, ein Morgen für den Hausgarten und Tiere) pro Morgen, nahe der Stadt	Mk.	1000·—
Errichtung einer Halle oder Hütte	„	1000·—
Anschaffung von Geräten für 30 Kinder, Möbel, Gartengeräte, Mistbeetanlage, Geräte-Schuppen	„	1000·—
Kulturbarmachung des Landes, Dung, Arbeitskräfte, Bewässerung, Zaun	„	1000·—
Betriebskapital vom Herbst bis Frühjahr (ehe die Einnahmen beginnen) . . .	„	500·—
Für Unvorhergesehenes .	„	500·—
Zusammen	Mk.	5000·—

Lage des Jugendgartens:

Der Garten muß vom Zentrum der Stadt mit einer 10 bis 15 Pfennig-Strecke der Stadt-, Straßen- oder Untergrundbahn zu erreichen sein. Die Bahnen werden den Fahrpreis auf die Hälfte ermäßigen, sodaß die Rückfahrtkarten unentgeltlich ausgegeben werden. Die 10 bis 15 Pfennige Fahrgeld sollen die Kinder selber zahlen aus praktischen und ethischen Erwägungen heraus.

Elfriede Bambus.

Berichtigung.

Im Aufsatz von Martin Buber: Jüdisch Leben,. Heft 2, Seite 46, Zeile 14 von unten, muß es heißen: »Wir beide waren nicht dabei, als Wanderers Sturmlied gedichtet wurde, das wir so sehr lieben,« und auf derselben Seite, Zeile 2 von unten: »Der Knabe (nicht langsam . . .)«.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt 1. Für Deutschland: . Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien.
ck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11

Abschied.

Offener Brief an Herrn Dr. Siegfried Bernfeld und gegen die Leser dieser Zeitschrift.

Sehr geehrter Herr Dr. Bernfeld!

Vor mir liegen die beiden ersten Hefte der Zeitschrift »Jerubbaal«, an der zur Mitarbeit mich aufzufordern Sie die Freundlichkeit hatten. Nach dem Bilde, das dem Sehenden die jüdische Jugendbewegung bietet, einem Bilde, dessen unheimliche Farben die steigende Geschäftigkeit, die seit einiger Zeit an ihm entwickelt wird, nicht vertuschen konnte, vielmehr nur stärker hat hervortreten lassen — nach diesem Bilde konnte ich mich keinen Illusionen darüber hingeben, wie eine Zeitschrift beschaffen sein würde, die aus dieser Jugend heraus zu dieser Jugend, und nicht einmal gegen sie spricht. Denn in der Tat: das, wogegen hier die Leidenschaft aufgeboten wird, verlohnt der Mühe nicht, der einzig bedeutsame und angemessene Gegenstand der Bekämpfung aber, diese schreibende Jugend selber, verherrlicht seine Unbedingtheit sich in Lobgesängen.*) Das Bild, das zu erwarten war, hat sich aufs Furchtbarste entrollt und alle Hoffnungen vernichtet. Es ist nicht mehr die harmlose Dummheit, die (so vergnüglich zu bekämpfende) ideenlose Philistrosität, die sich selbst bekennt, und deren Ehrlichkeit jeden Schaden ausschließt, nein, diese Jugend hat mit all den anderen Bewegungen unserer Zeit Schritt gehalten: Sie hat Ideen. Sie kann nicht widerlegt werden, denn es gibt nichts Großes, das sie nicht vorträgt, keinen Einwand und keine Forderung, auf die sie nicht erwidern kann: das sagen, das wollen wir ja auch. Wie sollte Zion in ihr vermißt werden, da sie es als den Maßstab ihres Lebens verkündet. Diese Jugend ist moralisch gesehen eine Kugel: man muß sich in ihr Zentrum stellen, um ihre Verlogenheit zu erkennen, denn von außen ist sie unangreifbar und jeder andere Ort in ihr verschiebt die Perspektive. Gegen sie gilt nicht mehr Hieb und Stich, sondern allein das eine: sie zu durchschauen. Sie kann nicht widerlegt, sie kann nur überwunden werden. Der einzige Weg dieser Überwindung, der nicht pervertiert werden kann, ist das Schweigen. Was ich hier sagen kann, ist also nicht das Positive, das vielmehr nur als der Grund meiner Verneinung sichtbar gemacht werden kann. Arbeit ist mündliche Lehre, und von ihr läßt sich nichts niederschreiben als die Methode, und allein der Methodos meines Schweigens ist es, den ich hier aussprechen will und muß, nicht um zu bekehren, was in dieser Umgebung jedem Worte, das nicht prophetische Reinheit besitzt, versagt bleiben muß, sondern um für eine Jugend zu zeugen, die Zion und die Lehre schweigend empfängt, entfaltet und tradiert, eine Jugend, die nach diesem einen notwendigen Worte der Trennung im »Jerubbaal« auf die einzige ihrer würdige Weise sichtbar werden wird: im Schweigen.

Die große Forderung des Zionismus, die ewig die eine ist: ein heiliges Volk zu sein, hat eine Voraussetzung, deren Verkennung die tiefste, im eigentlichen Sinne chimärische Grundlage jener objektiven Verlogenheit ist,

---

*) Aufsätze wie die von Schwadron, Rappeport oder Freistadt sprechen ja mehr (sc. noch weniger) aus als die Meinung Einzelner, in ihnen redet — grausames Wort — der zionistische Zeitgeist.

gegen die hier gezeugt werden soll. Gemeinschaft verlangt Einsamkeit: nicht die Möglichkeit, zusammen das Gleiche zu wollen, sondern allein die gemeinsamer Einsamkeit begründet die Gemeinschaft. Zion, die Quelle unseres Volkstums, ist die gemeinsame, ja in einem ungeheueren Sinne identische Einsamkeit aller Juden, und die religiöse Behauptung des Zionismus keine andere als: die Mitte der Einsamkeit sei eben zugleich das, worin Alle zusammentreffen, und einen anderen Ort für ein solches Zusammentreffen könne es nicht geben. Solange dies Zentrum nicht mit strahlender Helligkeit restituiert ist, muß die Ordnung unserer Seele, zu der sich zu bekennen die Ehrlichkeit gebietet, eine anarchische sein. Im Galuth kann es keine vor Gott gültige jüdische Gemeinschaft geben. Und wenn Gemeinschaft zwischen Menschen in der Tat das Höchste ist, was gefordert werden kann, welchen Sinn hätte der Zionismus, wenn er im Galuth verwirklicht werden könnte. Soll daher der Forderung des Zionismus entsprochen werden, so kann dies nicht in Gemeinschaft geschehen. Und dies ist die petitio principii, die den Fluch des Zionismus bedeutet: die auf einen behaupteten Willen sich beziehende pseudozionistische Gemeinschaftslüge. Sie ist der eigentliche Inhalt der Jugendbewegung, dessen innerer Widersinn sich aufs konkreteste in der absoluten Formlosigkeit anzeigt, die seine notwendige Folge ist. Diese Vorwegnahme der Gemeinschaft hat ihren Ursprung in dem metaphysischen Grauen, das man vor den strengen Ordnungen des Zionismus hat, dessen Forderung man nicht mehr auf die alte Weise zu negieren den Mut findet. Man ahnt, daß er, in seiner Reinheit entfaltet, das furchtbare Gericht über die Unordnung ist, der diese Jugend sich verschrieben hat, die Einsamkeit im Grunde gar nicht kennt, und wenn sie sie kennt, nicht ertragen kann.*)

Hiermit hängt ein anderes zusammen: wie die Jugend nicht einsam sein kann, so kann sie auch nicht schweigen. Das Schweigen, in dem sich Wort und Tat vereinigen, ist ihr fremd, denn reines Wort und reine Tat selber hat sie nie geschaut. Menschen aber, die nicht schweigen können, können im letzten Grunde auch nicht miteinander reden. Sie verstehen sich nicht, denn ihre Sprache hat weder Grenze noch Grundlage, sie ist chimärisch. So entsteht jene furchtbare Pervertierung, die die Sphäre der jüdischen Jugend, die Bewegung sein will, ist: das Geschwätz. In ihm vermischen sich in unterschiedsloser Weise alle Dinge und verkehren sich: Zion zum Zukunftsstaat, das Judentum zum Geist (oder wie die hundert Namen lauten mögen), die Sicht zum Erlebnis, und so könnte man das endlose, und doch immer auf dem Nullpunkt sich erhaltende Lexikon der Terminologie des Geschwätzes aufstellen. Die furchtbarste dieser Verkehrungen kündigt sich in unseren Tagen an: es ist die der Arbeit. Der legitime Begriff von Arbeit ist namenlos. Das Geschwätz vermag die

*) Die Dokumente dieser Unordnung folgen sich zumindest seit dem Buch »Vom Judentum«, das eine wahre Ehrenpforte der Verwirrung geworden ist, in unabsehbarer Folge und geometrischer Progression ihrer Nichtigkeit, und es wäre kein Wort über sie zu verlieren, wenn nicht die verheerenden Wirkungen, die beispielsweise manches in der Blau-Weiß-Literatur oft auf Kinder ausübt, Trauer und Klage erweckten.

Arbeit zu benennen und bereitet sich vor, sie zu begründen. Die Arbeit hat keine Ideologie, aber die reine Tat ist eine Idee. Die Schwäche der zionistischen Arbeit, über die Ausschüsse und Kommissionen jammern, beruht in der den Zionisten so überaus einleuchtenden Begründung der Arbeit durch Geschwätz. Denn das ist ja sein Prinzip: Man kann alles mit allem vertauschen und es ändert sich nichts. Warum sollte also Arbeit nicht mit Demagogie oder irgend einem anderen der Begriffe dieser Sphäre vertauscht werden. So ist auch Hebräisch seines Sinnes beraubt worden*), denn das Hebräisch der Geschwätzigen wird nie die Offenbarung einer Gemeinschaft werden können, die an der Möglichkeit, in ihr hebräisch zu schweigen, ihre Realität erweist. Die Jugend hat keine Sprache. Das ist der Grund ihrer Unsicherheit und ihres Unglücks. Sie hat keine Sprache, das heißt: ihr Leben ist imaginär und ihre Erkenntnis ohne Gehalt. Ihr Dasein ist bis zur Unkenntlichkeit in der komplexen Ebene aufgelöst. Sie hat die Kriterien ihrer eigenen Wirklichkeit verloren, als sie Gott im Geschwätz belog, und zum sprachlosen Maßstab ihres Scheindaseins den Rausch gemacht.**) Der Jugend die Sprache wiederzugeben ist die Aufgabe. Sie erfordert einen anderen Weg als den der Sprache, der nicht mehr zur Jugend führen kann, seit sie im Geschwätz das höchste Prinzip der Sprache, auf dem alles Verstehen beruht, die Offenbarung selbst verkehrt hat. Kein Zusammengehen mit ihr kann helfen, nur der radikale Verzicht auf die Jugendbewegung im Namen unserer Aufgabe kann uns vor dem Untergang bewahren. Denn wir sind auf einem sinkenden Schiff und kein Jubel und keine Zufriedenheit über die »allgemeine Richtung« vermag darüber hinwegzutäuschen, daß wir nicht nach Zion fahren, sondern in Berlin untergehen, »sie schreien Schalom, Schalom — aber es ist kein Friede«. Nur einen Ort gibt es, von dem aus Zion erreicht und die Jugend restituiert werden kann: die Einsamkeit, und nur ein Medium, das, in der Arbeit zum Strahlen gebracht, der Quell der Erneuerung sein wird: das Dasein, das das Argument gegen eine Jugend sein muß, die die Worte geschändet hat. Das ist die wahre Hilfe: daß jeder sich abwendet vom Rausch der Erlebnisse, von der ärmlichen Fülle des Geschwätzes und der Erziehung der andern, zu der er nicht berufen ist, und in der Verborgenheit sein Leben zu ordnen sucht. Solcher Jugend ist Hebräisch der Superlativ ihrer Stille und Zion keine symbolische Metapher mehr.

Diese Jugend wird das »jüdische Erlebnis« verwerfen. Denn weil die Jugend nicht schweigen und nicht sprechen konnte, nicht sehen und nicht tun, erlebte sie. In diesen Blättern noch ist die Tora zu einem Erlebnis gemacht worden. Der unbestimmte Mystizismus, dem das Judentum auf dem Altar des Erlebnisses geopfert wird, ist die eigentliche Krone der Jugendbewegung. Es gibt nichts Großes, von der Landschaft bis zu Gott

*) Als auf dem letzten Delegiertentage der deutschen Zionisten ein Redner diese einfache und ernste Wahrheit aussprach, wurde ihm von den anwesenden jungen »Hebraisten« eine sehr stürmische Szene gemacht.

**) Das Geschwätz schreibt über seine Ideologien: »cum ira et studio«. Diese Leidenschaft eben ist der Rausch.

und der Lehre, was nicht im Erlebnis Beziehung zum Geschwätz erhielt. Und selbst den Krieg haben sie, als es noch zeitgemäß war, erlebt. Denn das ist das Ungeheure: selbst wenn es Erlebnisse gäbe, wer könnte heute wagen, davon zu sprechen. Aber die Jugend kennt das Schweigen nicht. Doch in Wahrheit ist ja das Erlebnis das Chimärische in der höchsten Potenz, das Geschwätz gewordene Absolute. Es ist notwendig zu erkennen, daß nur die falsche Beziehung zur Gemeinschaft der Grund des Erlebnisses ist. Es ist der unendliche Mischmasch, der Ersatz für die in ihm zusammengestürzten Ordnungen jüdischer Gemeinschaft sein soll. Die Jugend, die rein und keusch in ihrem Dasein jene Ordnungen wieder aufrichtet, bedarf seiner nicht. Die Jugendbewegung, ihrer metaphysischen Nichtigkeit gewiß, brauchte als notwendiges Korrelat einen Begriff der Erlösung, in dem sie die Bewegung um ihren religiösen Sinn betrügen konnte: so proklamierte sie das Erlebnis. Reine Jugend aber erlöst sich in der Klage.

Von diesen Gründen aus ist es ein leichtes, aber unerfreuliches Unternehmen, dessen Ausführung Sie mir ersparen werden, das ganze Leben dieser Jugendbewegung bis in seine Einzelheiten zu deduzieren. Es gibt keinen Bereich darin, der nicht jenen immanenten Verkehrungen ausgeliefert worden ist, keine Unordnung, die uns heute nicht als Ordnung gepriesen wird. Sehen Sie, wohin immer Sie wollen! Gibt es etwas Trostloseres als diese Jugend, seitdem sie sich ihrer Wichtigkeit und Bedeutung, deren man sie immer wieder versichert hat, bewußt geworden ist? Sie sah sich zu einer Tat berufen, vor der ihre Maßstäbe versagten. Sie war die Zukunft des Zionismus, von dem man ihr wohlweislich verschwieg, daß er nur eine ewige Gegenwart kennt. Sie sollte Geschichte sein und rettete sich in die Entwicklung. Denn die Aufgabe: Zion zu restituieren, bedrohte ihr Scheindasein, von dem strenge und aufs letzte gegründete Wirklichkeit gefordert wurde, die es doch nicht besaß. Der Glaube an ihr Dasein, das war ja das Axiom, in dem sie Trost und Größe suchte. Und nun war dieses Axiom gefährdet, es wurde ein Beweis für dieses Dasein verlangt, den erbringen zu können sie keine Hoffnung hatte. So pervertierte sie ihre Umkehr, die ihre letzte und größte Möglichkeit war, zur Flucht. Eine grenzenlose Verlegenheit vor den eigenen Phrasen: das ist der immer wiederkehrende Eindruck, den der erhält, der mit ihr arbeiten will. Aus dieser Verlegenheit sollten ihr all jene Vokabeln helfen, mit denen unvermeidlich Jeder, der Ernstes von ihr fordert, nachdrücklich widerlegt wird. Denn in ihrer Not macht die Jugendbewegung aus ihrer Unzulänglichkeit gegenüber den Kategorien der Geschichte eine Tugend. Sie verlangt Aufschub, damit sie sich »entwickeln« könne, Kontinuität, damit Niemand verloren geht, und kann sie sich gar nicht mehr helfen, so geht es über die »Elite« her, die Sektierer, die übersehen, daß »wir« eine Volksbewegung sind. Die Jugend, die sich in der Bewegung berauscht — »Trunkene und nicht von Wein« — hypostasiert die Qualen ihrer Unnatur zum Wert. In dieser Welt, die wahrlich keine der Ideen ist, gelingt es ihr, ihre Flucht mit dem Fortschritt zu konfundieren (der Wahrheit getreu, daß das im Geschwätz Entgegengesetzte identische

Chimäre ist), und so erzeugt die Verkehrung der obersten Ideen in unheimlicher Folge die aller andern. Denn Entwicklung ist keine historische Kategorie, denen allein die Jugend untersteht, und die einzige Kontinuität, die in ihr Sinn gewinnt, ist die metaphysische Kontinuität der Entscheidung. Wohin entwickelt sich denn eigentlich die Jugend? Die Antwort ist so fürchterlich, wie die Frage es verdient, wir Alle wissen es ja: von Berlin nach Prag. Zion kommt hier nur metaphorisch vor und ist noch im besten Falle ein Limes. Die Ordnungen aber, in denen historisches Dasein, wie das der Jugend, sich vollzieht, sind andere. Einer Jugend, die nicht in ihrer Einsamkeit den Punkt erreicht hat, in dem sie den Anschluß an die höchste Ordnung jüdischer Historie findet und so die Geschichte umfaßt, ist die Einsicht verschlossen, daß die wahre Kontinuität des Volkstums allein in der Einsamkeit sich erzeugt, daß die Abwendung vom Geschwätz nicht Zerstörung ist, sondern Hinwendung zu unserer Aufgabe: dem Volkstum, dessen Fruchtbarkeit und Größe sich in mir selbst entfalten muß, bevor ich den Anspruch erheben darf, Lehrer zu sein. Die Erziehung, in Unterricht und Überlieferung unmittelbar religiöse Ordnungen entfaltend, erfordert Berufung, die nicht erschrieen werden kann. Daß die Organisationen der Wanderer und Studenten, die in der Jugendbewegung das größte Geschrei erheben, diesen Anspruch verkünden: zu erziehen, in welchen Verklausulierungen es auch immer geschehen möge, macht das Zeugnis gegen sie zum Gericht.

So sehr ist diese Jugend ohne Sicht auf die Geschichte, die sich nicht innerhalb des Chimärischen vollzieht, daß der Tod Hermann Cohens sie nicht zur Klage fähig gefunden, gleich wie sein Dasein ihre Ehrfurcht nicht erweckt hat. Die Koinzidenz von Jugend und Alter in der Lehre, im Judentum der metaphysische Ort seiner Bewegung, ist, wo sie sich in großen Menschen darstellt, der strahlende Ursprung unserer Ehrfurcht. Am Grabe Hermann Cohens klagte das Judentum, die jüdische Jugendbewegung aber wußte nur, daß er ein »Feind« war.

Wenn so alles an der Jugendbewegung die Verzweiflung erweckt, ohne daß innerhalb ihres Bezirkes auch nur die mindeste Hoffnung auf Umkehr ist, gilt es einen anderen Weg zu gehen. Der alte Weg führt nicht nach Zion, sondern verliert sich in den unzähligen Verzweigungen des Geschwätzes. Es kann kein Zweifel sein, wo dieser andere Weg führt, der kein neuer ist und zu sein braucht, aber ein unbegangener. Er wird nicht zum Gegenstande des Geschwätzes gemacht werden, und wenn er Verbindung mit dieser Jugend hat, so muß die Trennung sie erweisen. Schweigen, Arbeit und Erkenntnis, Reinheit, Strenge und Verzicht, und welches die Ordnungen sein mögen, die sich im Dasein des Zionisten entfalten sollen, sie alle vollenden sich in einem: Verantwortung. Verantwortung ist die Beziehung des Lebens auf den Tod. Uns vor unserer Aufgabe verantworten zu können, muß unser Streben sein. Sterben wir im Angesicht der Geschichte, so wird unser Tod ein jüdischer, denn er wird die Lehre sein, die wir überliefern. Ein Leben aber, das auf diese Grundlagen bezogen wird, darf mit Recht jugendlich genannt werden. Zion ist der Gegenstand dieses Lebens.

Sie schlagen der jüdischen Jugend vor, sich zu organisieren. Ich kann Ihrem Vorschlag nicht zustimmen. Die Jugend, die eines Bundes würdig ist, ist noch nicht da, und wenn sie da ist, wie können Sie glauben, daß sie sich anders organisieren wird als in einem Geheimbunde, der die einzige Möglichkeit einsamer Gemeinschaft darstellt, die in der Verborgenheit verwirklicht wird. Denn die Macht der jüdischen Jugend besteht nicht in ihrem Auftreten und ihren Ansprüchen, sondern in der Zurückgezogenheit, in der sie ihre Aufgabe erfaßt, und in der Größe des Verzichtes, in dem ihre Fülle Gestalt annimmt.

Sollen wir also unsere Vereine schließen? Jawohl. Soll man keine Aufsätze mehr über oder für uns schreiben? Nein. Rauben Sie in Ihrem Bezirke der Jugend die Möglichkeit, was einem Juden das Höchste sein sollte. die Sprache, weiterhin zum öffentlichen Gefäß ihrer Erlebnisse zu degradieren. Richten Sie die Leidenschaft des Kampfes gegen Ihre Leser, von denen der Zeitschrift Invasion droht. Doch ich phantasiere. Denn die Leser und diese ihre Zeitschrift sind ja identisch, sie sind die Jugendbewegung, gegen die ich hier mein Zeugnis abgelegt habe. Der Rest ist Schweigen. Gerhard Scholem.

Notwendigkeit der neuen Gemeinschaft.

Beitrag zum Programm einer neuen jüdischen Jugendgemeinschaft.

(Fortsetzung von Heft 3.)

Die Jugend und das Volk.

Der Stoff, in dem sich das von der nationalen Jugend als schön und gerecht Erkannte bewährt, ist das Volk. Alles Gute und Wahre trägt sie ins Volk, um so an der ihr wesensgleichen Umwelt ihre Aufgabe an der Menschheit zu erfüllen. Denn Nationalität sein, ist ja nicht nur ein Bekenntnis, sondern die tiefstinnerste Forderung, uns mit unserem Leben einzusetzen für die Vervollkommnung unseres Volkes. Und dieser Auffassung des Nationalismus entsprachen die Taten der nationalgesinnten Jugend anderer Völker. Unser westjüdischer Nationalismus aber ist anders beschaffen. Was hat die nationalgesinnte jüdische Jugend bis heute getan, um den Forderungen nachzukommen, die man in Rußland oder Dänemark oder Finnland an die nationalgesinnte Jugend stellte? Was haben wir anderes getan, um unserm Volke, das im Elend lebt, zu helfen, als geredet und wieder geredet, agitiert und organisiert? Wir haben uns mit den Gesinnungsgenossen am Abend oder beim frohen Wandern an Liedern berauscht, die von der strahlenden Auferstehung unseres Volkes handelten —, und haben nicht mehr wie einen Finger gerührt, um am Aufstieg zu helfen, wo doch stärker als je wachsende Armut und bitterer Ungeist an unserem Volke frißt. Wir redeten unendlich viel von Liebe zum Volke und taten dennoch an ihm keine noch so kleine Tat, die von Hingabe zeugend eine Offenbarung unserer Liebe gewesen wäre.

Von der nationalen Jugend anderer Völker.

Es muß uns die Schamröte ins Gesicht treiben, wenn wir von Taten der volksliebenden Jugend anderer Völker hören. Es waren junge

Studenten und Studentinnen, die im Rußland der sechziger Jahre eine Bewegung ins Leben riefen, die später zu einer gewaltigen Bewegung anwuchs, der Bewegung »zum Volke«. In seinen Memoiren schreibt Fürst Krapotkin über diese russische Jugend: »Das war keine organisierte Bewegung, sondern eine Massenbewegung, wie sie zu gewissen Zeiten, wenn das menschliche Gewissen plötzlich erwacht, vorkommen.« Mit Erstaunen erfuhr das ganze Ausland von der Anklageschrift gegen Karakosow und seine Freunde, daß diese jungen Männer, die über ein beträchtliches Vermögen verfügten, zu dreien oder vieren in einem Zimmer wohnten, mit zehn Rubeln monatlich ihren ganzen Unterhalt bestritten und dabei ihr Vermögen für korporative Genossenschaften, korporative Werkstätten, in denen sie selbst mitarbeiteten, und dergleichen ausgaben. Fünf Jahre später taten Tausende und Abertausende, und zwar die Außerlesensten der russischen Jugend das Gleiche. Ihre Losung war: »Wnarod«! (zum Volke, seid Volk!) Während der Jahre 1860—1865 fand fast in jeder reichen Familie ein erbitterter Kampf statt zwischen den Vätern die die alte Tradition aufrecht erhalten wollten, und den Söhnen und Töchtern, die für das Recht stritten, ihr Leben nach ihren eigenen Idealen einrichten zu dürfen. Vom Dienst im Heer, von den Ladentischen, von den Werkstätten strömten die jungen Männer nach den Universitätsstädten. Mädchen aus den vornehmsten Häusern eilten ohne einen Pfennig nach Petersburg, Moskau und Kiew, voll eifrigen Verlangens, etwas zu lernen, das sie vom häuslichen Joche und vielleicht auch von dem drohenden Ehejoche freimachen könnte. Nach hartem und erbittertem Kampfe errangen auch viele diese persönliche Freiheit. Nun wollten sie sie aber nützlich anwenden, nicht zu eigenem persönlichen Gewinn, sondern um dem Volke das Wissen, das sie selbst frei gemacht hatte, zu übermitteln. In jeder russischen Stadt, in jedem Viertel Petersburgs bildeten sich kleine Gruppen zum Zweck der Selbstbildung und des Selbstunterrichts. Man las in diesen Kreisen mit großer Aufmerksamkeit philosophische und volkswirtschaftliche Werke, wie die Forschungsergebnisse der jung-russischen Schule und an das Lesen schlossen sich endlose Besprechungen, deren Ziel die Lösung der großen ihnen immer vor Augen stehenden Frage war: »Wie können wir uns der großen Masse nützlich erweisen?« Allmählich kamen sie zu der Überzeugung, das einzige Mittel wäre, sich unter dem Volk niederzulassen und am Leben des Volkes unmittelbar teilzunehmen. Nun gingen junge Männer, als Ärzte, Heilgehilfen, Lehrer, Dorfschreiber, selbst als landwirtschaftliche Arbeiter, Schmiede, Holzfäller usw. auf die Dörfer, um dort in inniger Berührung mit den Bauern zu leben. Die Mädchen bestanden die Lehrerinnenprüfung, bildeten sich als Hebammen oder Pflegerinnen aus und gingen zu Hunderten in die Dörfer, um sich gänzlich dem Dienste der Ärmsten zu weihen. — Dabei schwebten ihnen damals noch keine Ideale sozialer Umwälzung oder irgend welche Gedanken an Revolutionen vor. Einzig und allein war es ihr Ziel, die Massen der Bauern lesen zu lehren, sie zu unterrichten, ihnen ärztlichen Beistand zu gewähren oder sonst bei ihrer Erhebung aus Nacht und Elend mitzuhelfen, und zugleich von ihnen zu

erfahren, welcher Art ihre Ideale von einem besseren sozialen Leben wären.

Es waren Studentinnen, die als Arbeiterinnen in die Baumwollfabriken eintraten, wo sie sich einer täglichen Arbeitszeit von 14 bis 16 Stunden unterwarfen, und in den Geschäftsbaracken das jämmerliche Leben eines russischen Fabrikmädchens führten: um in der halben Stunde von Feierabend bis zum Schlafengehen den Arbeiterinnen und Arbeitern nahe zu sein, um die müden, durch den Alltag abgestumpften Seelen zu erwecken und ihnen von der neuen nicht mehr fernen Gesellschaftsordnung zu sprechen. Es waren Studentinnen, die in Petersburg Freundschaft mit den Fabrikarbeiterinnen schlossen, ihnen Unterricht gaben, oder sie gegen die Ausbeutung durch die habgierigen Arbeitsgeber in Schutz nahmen.

Es waren dänische Studenten, die sich in der Zeit der nationalen Bewegung in dänischen Dörfern ansiedelten, um die Nationalsprache, die Lieder und Sagen des Volkes wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Es waren finnische Studenten, die dem finnischen Bauern in seiner Not beistanden, die die Genossenschaftsbewegung unter den Bauern organisierten.

Es waren englische Studenten, die sich in den Armengegenden Londons ansiedelten um an der Befreiung der Volksgenossen von Armut und Lasten zu helfen. Sie gaben damit den Anstoß zur Settlementsbewegung, die seitdem vielen Tausenden von arbeitenden Männern und Frauen und deren Kindern, in England und Amerika, Gelegenheit zu einem menschenwürdigen Dasein bot.

Was aber haben wir westjüdischen Juden getan, die wir uns in sträflichem Dünkel als Führer des Volkes gebärdeten? So wenig Taten, die nicht von Eigenfreude, Betriebsamkeit oder Betätigung, sondern von Opfer und Hingabe zeugten, daß uns im Rausch der Lieder und Worte das Wort im Halse stecken bleiben müßte!

Und Frauen, jüdische Frauen und Mädchen, die geschaffen sind, um Sonne in die Stuben der Armen zu bringen, Frauen, auf die Millionen Kinder unseres Volkes im Verlangen nach einem lichteren Dasein warten, tun sich nach Art der Studenten zu Diskussionen, Kursen, Vorträgen ihres Judentums zusammen, und töten so durch leblose Worte langsam ihre warme Frauenseele.

Der Sozialismus und die Jugend.

Man wird einwenden, daß es für die Jugend anderer Völker leichter sei, im Volke zu wirken, als für die westjüdische Jugend, die von der Masse des Volkes räumlich und im Geiste durch einen tiefen Abgrund getrennt sei. Gewiß, aber wie wenig haben wir getan, um diesen Abgrund zu überbrücken? Hätten wir wahrhafte Liebe zu unserem Volke empfunden, hätten wir mehr Mittel und Wege gefunden, uns dem Volke wieder zu nähern. Aber unsere Liebe war eben keine Volksliebe, sondern eine Klassenliebe. Wir, eine kleine Klasse entjudeter Bourgois, waren so voll von Dünkelhaftigkeit, daß wir den von uns dargestellten jüdischen Typus als den allein zukunftsberechtigten ansahen. Wir waren die Juden

mit den toten Errungenschaften europäischer Kultur, mit sauberer Wäsche, im Besitz der Technik, der Wissenschaft, des Theaters usw. Wir waren die Aufgeklärten, die kulturell sich zu schwindelnder Höhe Entwickelnden, während die Masse unseres Volkes in ihren unreinen Wohnungen ein jeder Kultur bares, dumpfes Leben fristete.

Niemals werde ich den Augenblick vergessen, der uns diese völlig verständnislose Überheblichkeit dem Volk gegenüber in erschreckender Weise enthüllte, den Augenblick, wo junge, national gesinnte Juden aus Deutschland vor einem der heiligsten Orte unseres Volkes in Reih und Glied standen, während ihr Führer im Hinblick auf die gekrümmten, schmutzigen Gestalten der Betenden, von den Aufgaben der deutschjüdischen Jugend sprach, ein Geschlecht der Ordnung und der körperlichen Strammheit zu schaffen, ein neues Geschlecht, das in nichts mehr an jenes erinnern sollte.

Wir waren von der uns umgebenden europäischen Kultur so geblendet, daß wir den auf ganz andere Werte gerichteten Eigengeist der Masse unseres Volkes nicht mehr verstanden. Noch mehr: so fremd war uns das Volk, daß wir uns seiner schämten. Wie sehnten wir uns nach einer jüdischen Kultur, die der europäischen gleichwertig war, nach einer Kultur, wo im Gegensatz zum ostjüdischen Geiste innere Freiheit und Ungebundenheit des Geistes, höchste Mannigfaltigkeit aller Werte, die technischen Errungenschaften und im Leben der Gemeinschaft strengste Ordnung und Disziplin herrschte.

Und wie Neger, die das erste Mal mit europäischer Zivilisation in Berührung kommen, hatten wir für sie nichts als restlose Bewunderung. Wir sahen nicht, daß dies, was der aufgeklärte Europäer heute ungebundene Freiheit des Geistes nennt, nichts weiter ist als der Freibrief, ohne Rücksicht auf Recht und Gewissen ein der Gewinnsucht und dem Selbstgenuß geweihtes Leben führen zu können, wir sahen nicht, daß Ordnung und Disziplin in der Gemeinschaft erkauft ist durch die Ausschaltung der Seele, und durch die wachsende Mechanisierung des Lebens. Wie sollte in einer Gemeinschaft, wo alles Menschliche durch Mechanik, tote Organisation und Polizeimaschinerie geregelt wird, nicht jeder Vorgang (wie bei der Maschinenarbeit) in Ordnung geschehen und pünktlich klappen?

Mit diesem Maßstab traten wir an das äußere Leben der Ostjuden heran, sahen seine Mängel und verurteilten. Wir sahen nicht, daß hinter diesem Außenleben unser Volk sich mitten im zweckbesessenen Europa auch im Alltag ein Reich gewahrt hatte, in dem nicht Zweckbesessenheit, nicht Streben nach Nutzen oder Genuß herrschte, sondern die Heiligkeit eines einem höheren Ziel geweihten Lebens.

Wir sahen nicht, daß in Europa einzig und allein unser Volk sich die Herrschaft der Seele im Zusammenleben der Menschen erhalten hatte, dort, wo heute bei uns mechanische Organisation und Polizeigewalt das Seelische zwischen Menschen ersetzt hat.

Alle diese Werte dürften im Eintausch gegen Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit verschwinden. Vollgepfropft mit Vorurteilen und bürgerlicher Ehrfurchtslosigkeit dem Volke gegenüber, gab sich die jüdische Jugend in

Deutschland, die »Führerschaft« des Volkes, gar nicht die Mühe, in die Dinge einzudringen, die der Masse des Volkes als teuer und wertvoll galten, und heute noch gelten. Es kam ihr nie in den Sinn, daß wir niemals die Herzen des Volkes und sein Vertrauen, — die Voraussetzung jeder Hilfe am Volke — gewinnen werden, solange wir als Außenstehende mit fremden Idealen zu ihnen kommen, statt als Juden, die sich im Innersten mit den Idealen, die dem Volke heilig sind, verbunden haben.

Den Rat, den Dostojewski in einem Briefe einer Schar im Volke arbeitender Studenten gab, als sie sich über die Undankbarkeit und rohe Verständnislosigkeit des Volkes ihnen gegenüber beklagten, wollen auch wir westjüdische Menschen beherzigen. Wir wollen den westjüdischen Bürgerdünkel für immer abtun, wollen nicht mehr mit der Gebärde des schenkenden Befreiers, sondern, wenn auch in unserem Rahmen schon helfend, bittend und mahnend zu unserem Volke gehen, wie ein Kind zu seiner Mutter.

Von der westjüdischen Jugend.

Wie könnten wir auch, gleichgültig, ob auf neuer oder auf alter Erde, ein Volk gestalten helfen, wenn wir nicht sein Wesen, seine geistigen Wurzeln kennen, und in uns aufgenommen haben? Andernfalls könnten wir wohl einen durch die jüdische Sprache etwas verfärbten Abklatsch einer europäischen Nation schaffen, eine schöpferische jüdische Volksgemeinschaft wird auf diesem Wege nicht entstehen. Allein der Grundgedanke einer Gemeinschaft, die Gerechtigkeit in ihr, wird vom jüdischen Volke in so grundsätzlich anderer Weise gedeutet, als in den heutigen, europäischen Nationen, daß ein europäisches System des Sozialismus, wie der Marxismus, ein dem jüdischen Volke aufgezwungenes, von außen hineingetragenes sein wird, niemals aber eine Schöpfung des Volksgeistes, und seiner Gemeinschaft bildenden Kräfte.

Wie die russische Jugend, um den Gedanken einer gerechten Gesellschaftsordnung ins Volk zu tragen, an die tief im Volke eingewurzelte, durch das Alter geheiligte Einrichtung des russischen »Mir« (Gemeindebesitz von Herd und Boden) anknüpfte, wie sie, in der Hand das russische Evangelium, zu den Bauern von der kommenden Umwälzung sprach, wollen auch wir die künftige Volksgemeinschaft nicht aus wesensfremden Bestandteilen einer fremden Welt aufrichten, sondern sie sich organisch dem Eigengeist unseres Volkes gemäß entwickeln lassen. In dem Gemeinschaftsleben der Ostjuden mit seinen schönen Institutionen der freiwilligen gegenseitigen Hilfe, in der Auswahl und der Stellung des Führers, des Rabbiners, finden wir herrliche, dem jüdischen Geist und jüdischen Wesen entspringende Einrichtungen, auf deren Grundlagen wir weiterzubauen haben werden.

Für die jüdische Jugend kann in Befolgung der jüdischen Lehre der Sozialismus nicht in erster Linie eine wirtschaftliche Angelegenheit und eine Folge der Macht sein, sondern eine Sache des Ethos, des gerechten,

sozialen Empfindens, das im Herzen jedes einzelnen Juden der Gemeinschaft wieder zu erwecken ist.

Wir glauben, daß dieser jüdisch-soziale Geist in unserem Volke wieder einmal, wenn auch nicht heute oder morgen, lebendig werden wird, wenn wir von früh auf die altjüdische Auffassung von einem Gemeinwesen in die Herzen der Kinder legen. Die Pflege einer »staatsbürgerlichen« Erziehung im jüdischen Sinne halten wir für die dringendsten erzieherischen Aufgaben der Gegenwart, es muß damit begonnen werden, ehe es zu spät ist, ehe der alte Wuchergeist und europäische Großstadtscheinkultur die ersten Keime der neuen Gemeinschaft beeinflussen und so verhängnisvoll für die weitere Entwicklung werden können. Mit tiefer Besorgnis bemerken wir schon heute in Palästina die üblen Anzeichen eines solchen Geistes. Man lese den Artikel in der jüdischen Rundschau »Jaffa in den Tagen der Evakuation«. Dort heißt es: »Die Auswanderung aus Jaffa war auf 48 Stunden befristet. Der Tumult war groß. Beförderungsmittel waren fast noch keine da. Wagen bekamen nur diejenigen, die genug Geld bezahlen konnten, die wenigen Wagen, die dem Publikum zur Verfügung standen, waren aus Petach Tikwah. Die verlangten Preise waren enorm: 50—60 Frc. in Gold für eine Reise nach Petach Tikwah!«

Diese wenigen Sätze sollten genügen, den Wert unserer bisherigen nationalen Erziehung noch einmal zu prüfen. Was haben wir getan, um in der national gesinnten Jugend eine andere Gesinnung zu schaffen? Nationale Erziehung war bisher meist gleichbedeutend mit Unterricht im Hebräischen, in der jüdischen Geschichte, in der Geschichte des Zionismus und der jüdischen Literatur. Aber die Schaffung der Grundlagen, auf denen allein ein jüdisches Gemeinwesen möglich ist, die Ausbildung des sozialen Gerechtigkeitsempfindens, der sozialen Ethik wurde als nicht »positiv-jüdischer« Wert vor lauter Ansammlung von Kenntnissen in der nationalen Erziehung hintenan gestellt. — Wir sehen in der Erziehung der Jugend zum jüdischen Gemeinschaftsgeist eine der wesentlichsten Aufgaben der nationalen Volkserzieher. Schon hier, schon heute hat die Erziehung zu beginnen, wollen wir die Übermacht der Wucherer in Palästina verhüten.

Aber Gemeinschaftsgeist läßt sich nicht durch Worte, in Büchern und in Schulen lehren, sondern nur durch ein Leben in einer wirklich zusammenlebenden, durch freiwillige gegenseitige Hilfe verbundenen Gemeinschaft. Auf dieser Grundlage der Brüderlichkeit sei das Leben in der »Jüdischen Jugendgemeinschaft« und seiner Tochtergemeinschaften, der Siedlungs- oder Volksheimgemeinden (über Settlements siehe weiter unten) aufgebaut.

VI.

Vorbereitung und soziale Arbeit.

Die neue Jugendgemeinschaft wird ihre Ehrfurcht dem Volke gegenüber beweisen, indem sie sich in gegenseitiger Förderung um alle Schöpfungen des Volksgeistes bemüht, um die Sprachen, die Lehre, die Volkssagen und Lieder, um die sozialen Institutionen der Gemeinden usw.

Wohl können wir uns Wissen und Kenntnisse hiervon, fern vom Volk, aus Büchern aneignen. Aber unser lebendigstes Eigentum wird all dies nur, wenn wir es in engem Zusammenleben mit unserm Volk aus seiner Hand selbst empfangen. Nur im Hause mit dem Ostjuden zusammenlebend, werden wir das Wesen des Volksgeistes verstehen, den Alltag und den Sinn des Tages, an denen er über das Alltagsleben hinauswächst, den Sinn des Sabbaths und der Feste.

Settlementbewegung.

Im Anschluß an die englische Settlementsbewegung, der man heute auch in anderen Ländern reges Interesse entgegenbringt, sehen wir die Möglichkeit, die hier in diesem Jugendprogramm gestellten beiden Forderungen zu erfüllen, die Forderung, die Kluft, die uns von dem Volke trennt, im Geiste zu überbrücken und das Wesen unsres Volkes durch Lernen und gemeinsames Leben wieder verstehen zu lernen. Und die zweite Forderung: uns durch hingebende persönliche Arbeit einzusetzen für den Aufstieg unsres Volkes, mit eigener Hand zu helfen bei der großen Umwandlung, die unserm Volke bevorsteht. (Denn auch Europa hat uns Westjuden wesentliche Werte geschenkt, die berufen sind, Allgemeingut des jüdischen Volkes zu werden.)

Wenige Sätze mögen hier genügen, um das Wesen eines »Settlements« zu bezeichnen. Studenten und Studentinnen, junge Kaufleute, Mediziner, Kindergärtnerinnen usw. siedeln sich in einer Ostjudengasse an. Unter Mithilfe einer der Größe der Siedlungsgemeinde entsprechenden Zahl von ostjüdischen Gesinnungsgenossen wird für die Bewohner der umliegenden Straßen, insbesondere für die heranwachsende Jugend ein Mittelpunkt geschaffen, das Siedlungsheim oder Volksheim.

Hier im Heim, im Garten oder auf dem Spielplatz des Heimes verlebt die Jugend in enger Freundschaft mit den Siedlern ihre nicht durch Schule, Elternhaus oder Beruf in Anspruch genommene Freiheit. Je nach dem Alter werden die Kinder in Kindergärten, die älteren in Knaben- und Mädchenklubs zusammengeschlossen, die von Studenten oder Frauen geleitet werden. Das Arbeiten in Handwerkslehrstätten und in einer in der Umgebung der Stadt gelegenen Jugendfarm sollen in den Kindern von früh an Liebe und Freude an der handwerklichen Arbeit und an Land- und Gartenbau erwecken. Die Schaffung eines im Anschluß an das Heim bestehenden Reformcheders würde die erzieherische Arbeit des Heimes wesentlich erleichtern. Für die schulentlassene Jugend bestehen »Klubs junger Handwerker«, »Klubs junger Kaufleute«, »Arbeiterklubs«, »Arbeiterinnenheime« usw. Aufgabe der Siedlungsgemeinde ist es, in diese Gemeinschaften, mitlebend, den Gedanken der jüdischen Erneuerung mit all seinen Forderungen und Verpflichtungen für den Einzelnen hineinzutragen. Später wählen sich die Klubs ihre eigenen Führer aus ihrer eigenen Mitte. Wie in nordischen Staaten die Volkshochschule, wird hier das Volksheim die Pflegestätte der nationalen Werte werden. Im übrigen soll das Siedlungsheim mit Jugend- oder Volksheimgemeinde die gleiche Rolle spielen wie das vorhin besprochene Heim unter der Jugendheimge-

meinde. Nicht nur im Geiste, sondern auch wirtschaftlich sind die Mitglieder der Volksheimgemeinde zu einer Einheit zusammengeschlossen. Es entstehen Konsumgenossenschaften, Produktionsgenossenschaften, gemeinsame Lehrwerkstätten, im Anschluß an die jüdische Überlieferung gegründete Organisationen zur freiwilligen gegenseitigen Hilfe, Darlehenskassen usw. Überhaupt ist das Siedlungsheim Ausgangspunkt aller Bestrebungen, die sich auf die Hebung der wirtschaftlichen und besonders auch der gesundheitlichen Verhältnisse richten. Die Organisation der Säuglingsfürsorge hätte unter anderem hier einzusetzen.

Die langjährigen Erfahrungen, die man in den dem Settlement ähnlichen »Nachbarschaftsgilden« in England und die geringen Erfahrungen, die man seit Bestehen des jüdischen Volksheims in Berlin gemacht hat, geben Berechtigung zu der Hoffnung, daß aus diesen ursprünglich nur wenig miteinander verbundenen Menschen eine durch gemeinsame Ideale geeinte, nach *einem* Ideale strebende und wahrhaft zusammenlebende Gemeinschaft entstehen wird.

Und was ist notwendiger, als heute schon eine ihrer Verantwortung sich bewußte, opferbereite Jugend heranzubilden?

Zur Vorbereitung der Helfer und Helferinnen in den Settlements wird die »Jüdische Jugendgemeinschaft« in allmählicher Entwicklung *ein jüdisches Pädagogium*, ein *sozialwissenschaftliches Seminar*, in dem über die Wissenschaftsfragen im Osten, über Genossenschaftswesen etc. gearbeitet wird, ferner eine Art *sozialer Frauenschule* mit einem *Seminar für Kindergärtnerinnen* schaffen.

Die jüdische Jugendgemeinschaft steht in Bezug auf die Palästinaarbeit ganz auf dem Grundsatz der Hechaluzbewegung.

Ihre Mitglieder verpflichten sich, bei der Einwanderung nach Palästina diese Grundsätze unbedingt anzuerkennen.

VII.

Die Jugend und die Religion.

Wenn vorhin gesagt wurde, daß wir durch das Eindringen in die geistigen Schöpfungen des Judentums wieder uns wenden wollen zu dem Geistesleben unsres Volkes, so wird unter diesem Verlangen nach jüdischen Kenntnissen nicht das gemeint, was die religiöse Jugend im allgemeinen darunter versteht. Denn nicht darauf kommt es an, daß wir uns mit der Bibel beschäftigen, oder die jüdischen Legenden und Sagen der Väter lesen, wie man heute die literarischen Erzeugnisse eines Volkes liest, nicht darauf, daß wir jüdisches Wissen ansammeln und über Judentum Bescheid wissen, sondern es handelt sich um eine den ganzen Menschen umwandelnde, seinem ganzen Leben und Wollen Richtung gebende Erkenntnis.

Wir hörten in den Jugendorganisationen wissenschaftliche Vorlesungen, nahmen Kurse über Bibelkunde, nahmen Unterrichtsstunden in jüdischer Geschichte und Literatur, kurz wir beschäftigten uns mit allen Schöpfungen des Judentums — und wurden dennoch nicht jüdischer. Wir bewunderten

die Schönheit der Sitten, der Worte und der Bilder, ohne daß wir von ihrer inneren Wahrheit wirklich ergriffen wurden, denn die Liebe zum jüdischen Gott, die sich in jedem geschriebenen Wort, in jeder Sitte und jeder Form unseres Volkes offenbarte, war uns fremd. Jede aus dem Volke kommende Schöpfung war irgendwie eine Auswirkung des Verhältnisses der Juden zu Gott.

Und so ist es nun selbstverständlich, daß dem Juden, für den dieses Verhältnis, dank seines »aufgeklärten« Europäertums, kein Problem mehr ist, die Schöpfungen des Judentums nicht mehr sein können, als interessant und wissenswert. Niemals wird dieser Jude den wahren Sinn eines jüdischen Buches erkennen, niemals wird sein Leben geformt, sein Wille gereinigt durch das Erlebnis des Buches, das Bild des Vollkommenen ihm nur um ein weniges näher gebracht. Ein »Heidenjude«, wie Birnbaum den von Gott gelösten Juden nennt, kann immer nur die Schale jüdischer Geisteskultur, niemals aber den Kern, der allein ihn jüdisch macht, erkennen. Was haben wir nicht alles getan, um jüdisch zu werden? Wir haben manche jüdische Formen wieder eingeführt, wir entzünden wieder die Sabbathlichter und feiern wieder unsre Feste, wir geben unserer Gemeinschaft jüdische Namen und grüßen uns mit jüdischem Gruß, wir lesen Bibel und wir singen jüdische Lieder. Aber die Wesenheit, um deren willen alle diese Namen, Formen und Worte geschaffen wurden und deren Erkenntnis allein uns zum jüdischen Handeln mit ganzem Herzen verpflichten würde, nahmen wir ohne Erregung, als nicht mehr wesentlich für uns, hin, oder wir taten einfach so, als ob wir den Gott unseres Volles niemals verloren hätten, während wir ihm in Wirklichkeit ferner waren, denn je.

Deshalb will tiefste Ehrfurcht vor der Religion des Volkes und das unermüdliche Streben, den jüdischen Gott wieder als den ewigen absoluten Maßstab alles Guten und Schönen in der Welt zu erkennen, die jüdische Jugend erfüllen. Wir wollen uns nicht mehr mit dem bloßen Maßstab begnügen, welchen die Ethik, die heute als vollgiltiger Ersatz der Religion gilt, unserem Handeln auferlegt. Denn das Wissen von dem, was gut und böse ist, hat, nur auf einen Teil unseres Ichs wirkend, nicht die Macht, unserem ganzen Leben, unserem ganzen Tun die Richtung zum Guten zu geben. Nur die Erkenntnis einer maßgebenden Kraft, der wir uns mit allen Fasern unseres Seins im Leben und im Tode so verbunden fühlen, wie das Kind dem Vater, kann uns so erfassen, daß wir in der unbedingten Befolgung des göttlichen Gesetzes und in dem Kampf für die Ausbreitung des Wahren und Schönen in der Welt unser eigenstes Glück, unsere tiefste Seligkeit erkennen.

Die Rückkehr zum jüdischen Volk ohne (die von aller Erstarrung befreite) Rückkehr zum jüdischen Gott kann nicht mehr sein als eine völlige Assimilation an den anders gearteten Nationalismus der europäischen Völker, dessen Wert für die Vervollkommnung der Welt die heutige Zeit hinlänglich gezeigt hat.

Zur Erkenntnis Gottes werden wir durch die Erkenntnis seiner Offenbarungen gelangen. Die Jugend soll daher im Umgang mit all den Werten

leben, in denen das göttliche Gesetz wirksam ist, im Umgang mit reinen Menschen, mit der Natur, der Kunst, der Musik und mit allen reinen Schöpfungen, die unser Lebensgefühl zu steigern vermögen.

Dann muß einmal der Tag kommen, an dem der junge Mensch nicht mehr das Gute vereinzelt sieht — in der einzelnen Tat eines guten Menschen — das Schöne nicht mehr vereinzelt in einem Bilde oder in der Landschaft — das Gerechte nicht mehr vereinzelt in einem gerechten Staat, sondern wo er über dem Einzelnen das große Gemeinsame, die überall wirksame eine schöpferische absolute Kraft, das Vollkommene selbst, Gott selbst erschaut.

Nun kann die Zeit nicht mehr ferne sein, wo er sich als Teil und verantwortungsvoller Helfer dieser Kraft zu erkennen beginnt.

Erst wenn wir Gott wiedergefunden haben werden, werden die Bücher unseres Volkes, ebenso wie seine Sitten und Formen wieder für uns einen lebendigen Sinn bekommen.

Erst wenn wir auf das eine gesammelt sind, wenn wir nicht mehr tausend Möglichkeiten in unserem Geiste sehen, sondern nur ein Notwendiges, das zu verwirklichen ist, dann erst werden wir stark genug sein, unter Einsetzung des eigenen Lebens unser Volk trotz der gegnerischen Kräfte der Umwelt in unbedingter Befolgung der Gesetze der Gerechtigkeit und der Schönheit zu gestalten zu helfen.

Die jungen Menschen, die als die ersten nach Palästina gingen, und dort unter unsäglichen Entbehrungen das Land bearbeiteten, nur in dem Gedanken, durch diese Tat dem Volke die neue Heimat zu bereiten, welche es zum Leben braucht diese Menschen der unbedingten Tat wollen wir mehr lieben, als die meisten der geisterzeugenden Juden unserer modernen Zeit.

Und so sei in unserer Gemeinschaft die Kraft der Hingabe das Maß, an dem wir den Wert der jüdischen Jugend messen, nicht Bildung und Vielwendigkeit des Intellekts, sondern die Kraft der Entscheidung, die dem Handeln für unser Volk und somit für die Vervollkommnung der Welt zu Grunde liegt. Siegfried Lehmann.

Die Aufgabe der Jugend beim Neuaufbau Palästinas.

Denken wir an die Anhängerschaft des Zionismus in den Ländern der Diaspora, an die Erfolge der zionistischen Kolonisation in Palästina, an die Eingänge für den Nationalfonds in der Zeit vor dem Kriege zurück, so scheinen uns Jahrzehnte von diesem Zeitraum zu trennen, wenn wir uns die ungeheure Expansion ins Bewußtsein rufen, die der Zionismus im Laufe des Weltkrieges erfahren hat. Die Zahl der organisierten Zionisten in Rußland — dessen jüdische Bevölkerung sich durch die Abtrennung Polens um ein Drittel vermindert hat — ist fast so groß wie vor dem Kriege die Zahl der Schekelzahler der ganzen Welt. Die Eingänge für den Nationalfond haben sich in der Kriegszeit mehr als verdoppelt, obwohl das jüdische Volk durch den Krieg ökonomisch ganz außerordentlich gelitten hat und viele Millionen zur Unterstützung des Aufbaues des

Ostjudentums gebraucht worden sind. Über das Tempo der zionistischen Kolonisation in Palästina wissen wir heute noch nichts Bestimmtes zu sagen, nur dies ist gewiß: niemals war die politische Konstellation, unabhängig davon, wem Palästina im Friedensvertrage »zufallen« wird, für eine jüdische Einwanderung so günstig, niemals war der Nationalgedanke so stark unter den Juden, niemals die Kapitalien, die zur Verfügung standen, größer, da sich ja auch nach dem offiziellen Eintreten der englischen Regierung für den Zionismus zahlreiche Kreise der Hochfinanz in England und Amerika der zionistischen Bewegung angeschlossen haben und bereit sind, sie mit allen Mitteln zu finanzieren. Über Nacht ist es zur Tatsache geworden, daß der Zionismus auch von »Realpolitikern« gewürdigt wird.

Ein Pro-Palästina-Komitee in Deutschland von Westarp bis Scheidemann! — wann wäre dies vor dem Kriege möglich gewesen!?

Der Zionismus steht seiner Verwirklichung näher denn je, er ist in das Manneszeitalter eingetreten. Aufgabe der Jugend ist es zu wirken, daß das Manneszeitalter nicht ein Zeitalter des Philisteriums werde. Wir sollen uns des Ernstes des Augenblicks bewußt sein, die Gefahr ist groß, daß wir einem amerikanischen — nicht im geographischen Sinne des Wortes — Zionismus entgegentreiben, einem Zionismus, dessen Götter Finanzen und möglichst große Extensität sind, einem Zionismus, für den Palästina sich kaum von anderen Ländern unterscheidet, ein praktischer, materialistischer Zionismus, der von uns verlangt, daß wir uns den Verhältnissen anpassen müssen und die »Ideologien« zum Teufel jagen.

Die Gefahr droht, und es wird vielleicht die Aufgabe des deutschen Judentums im Zionismus sein, diesem amerikanischen Zionismus von vornherein den schärfsten Kampf anzusagen. Das deutsche Judentum — die Zionisten eingeschlossen — ist in seiner überwiegenden Mehrheit allem Jüdischnationalem entfremdet. Es ist in dem Sinne assimiliert, als die Zusammenhänge mit dem Deutschtum für den größten Teil weit enger sind, als die mit dem jüdischen Volke.

Die zionistische Agitation, wie sie vor dem Kriege gehandhabt wurde, mit dem Bestreben, die Zahl der Schekelzahler möglichst zu vergrößern, verkennt die tatsächlichen Verhältnisse. Die zionistische Organisation, deren Ideal es ist, in Deutschland einen möglichst zahlreichen Anhängerkreis zu besitzen, ist bankerott, die tiefste Fremdheit der meisten Allermeisten gegenüber dem jüdischen Volkstum kann nur ausgeglichen werden durch stärkste Intensität und Zentriertheit, durch Energie und Kraft mit dem Ziele: Jude werden zu wollen. Nur eine Auslese kann sich in Deutschland Zionisten nennen, diese Erkenntnis hat sich bereits Bahn gebrochen, an vielen Symptomen ist es zu erkennen: Im Krieg ist die Zeitschrift »Der Jude« begründet worden, im Krieg der »Jerubbaal«, im Krieg ist das Volksheim geschaffen worden, im Krieg ist Scholem mit seinen Forderungen an den Blau-Weiß hervorgetreten, hat Robert Weltsch ein zionistisches Dienstjahr verlangt, im Krieg hat der Kulturausschuß, vor allem Buber und Schocken, seine Arbeiten aufgenommen.

Eine einheitliche Idee hat all' dieses veranlaßt.

Zionist sein, heißt nicht: das Baseler Programm anerkennen und für richtig befinden, sondern Zionist sein heißt: Forderungen an sich stellen, die zionistische Idee zur Zentralidee des Lebens machen, von ihr aus das Leben zu bewältigen, sie im Leben zu verwirklichen suchen.

Ein jugendlicher Zug geht durch diesen modernen Zionismus, er kennt keine Unmöglichkeiten, keine praktischen Hemmnisse, er verlangt die Tat, die Tat nicht außerhalb des Lebens, sondern die das Leben gestaltende Tat. Wir kennen keine Trennung von Jaffa und Jerusalem, wie Margulies, wir bejahen Jerusalem und Jaffa, aber ein Jaffa, das letzten Endes durch Jerusalem bestimmt wird.

II.

Die praktischen Verwirklichungsmöglichkeiten des Zionismus sind, wie eingangs betont wurde, außerordentlich groß. Diejenigen, denen der Zionismus zum Erlebnis geworden ist, zur Idee, die ihr Leben gestaltet und gewandelt hat, sie haben die Aufgabe, darüber zu wachen, daß die Verwirklichung des Zionismus nicht sein Grab bedeutet, daß Zion nicht degradiert werde zu einem Lande, dessen bestimmende Faktoren gleich denen in Europa und Amerika: Imperialismus und Kapitalismus bilden. Ihre Aufgabe ist es, der Idee zum Siege zu verhelfen, daß sie das Leben in Erez-Israel gestalte, nicht irgend welche »realpolitische« Mächte.

Diese Aufgabe war vor dem Kriege nicht so dringend, die jüdische Bevölkerung nahm langsam und allmählich zu, außerhalb der Kolonien waren unter der gesamten Bevölkerung Palästinas kaum 20—30.000 produktive Elemente. Mit der Steigerung der Einwanderung in den letzten Jahren und mit dem steigenden Geburtenüberschuß begannen sich jedoch bereits vor dem Kriege die Fragen, die das Gemeinschaftsleben dem Einzelnen aufgibt, in Palästina fühlbar zu machen: die Siedelungs- und Pioniergenossenschaften, die Form, in der man weiterhin Landarbeiter zu Kolonisten machen wollte, seien als Beispiel genannt. Trotz dessen war in dieser Zeit das Steigen der jüdischen Bevölkerung in Palästina absolut noch so gering, daß man zur Not ohne Einheitsplan auskommen konnte und den Instanzen im Lande selbst im allgemeinen die Lösung der Fragen überließ, wenn man sich nicht von vornherein bereits auf den »Laisser faire — laisser aller«-Standpunkt stellte, wie vor allem gegenüber der städtischen Bevölkerung. Die Folge war, daß zwar in einige unserer Kolonien, vor allem die jüngsten, der Geist drang, der an der Wiege des ganzen Kolonisationswerkes stand, daß jedoch viele Kolonisten, und vor allem die überwiegende Mehrzahl der städtischen wirtschaftlich tätigen Bevölkerung ein Leben führten, das kaum von dem ihrer Brüder in Europa und Amerika verschieden war. Palästina war Palästina, nicht Zion! Vor dem Kriege war dies noch möglich. Je größer jedoch die Expansion des Zionismus geworden ist, je berechtigter unsere Hoffnung auf ein außerordentliches Steigen der Einwanderung ist, um so gebieterischer erhebt sich die Forderung, nicht dem blinden Zufall und der

»Konjunktur«, der Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit des Einzelnen zu überlassen, wie sich das soziale Leben in Palästina gestaltet, sondern von vornherein tatkräftig einzugreifen, um ein Wort Bubers zu gebrauchen: »Die Diktatur des schöpferischen Geistes aufzurichten.«

Es ist hier nicht der Ort, des Näheren darzustellen, wie bei Behandlung der einzelnen Probleme vorzugehen ist, zumal wir in hoffentlich nicht mehr zu langer Zeit mit einem Werk beschenkt werden, das diesen Fragen gewidmet ist. Nur der Idee sollen wir, soll sich vor allem die Jugend bewußt sein, die unser Werk zu bestimmen hat: Palästina soll, wie schon die denkwürdigen Worte des Baseler Programms lauten, zu einer Heimstätte des jüdischen Volkes werden, und so zu einer Heimstätte für jeden Juden, der gewillt ist, sein Leben mit Erez-Israel zu verbinden, der händlerische, kapitalistische, imperialistische Geist, der in Europa und Amerika den Klassenkampf geschaffen, den Weltkrieg verschuldet hat, soll an der Wurzel getroffen werden, am römisch-rechtlichen Privateigentum an Grund und Boden, am Bodenmonopol.

Nicht nur eine Berufsumschichtung muß erfolgen, sondern es gilt in härtester, ernster Arbeit eine Wirtschaftsform aufzubauen, die eine soziale Lebensgemeinschaft verbürgt und zugleich dem unausrottbaren jüdischen Selbständigkeitsdrange entgegenkommt, der nicht leben kann ohne den Gedanken, für sich oder zum mindesten für seine Kinder die soziale Freiheit zu erkämpfen. Denn wir wissen es ja: der alte »Jischub« kam nach Erez-Israel, um im Lande der Väter zu sterben, der neue kommt, um im Lande der Väter zu leben, um mit seiner Arbeit das Land zu neuem Leben zu erwecken, und so ist die Forderung — Formen zu schaffen, die eine Synthese bilden von jüdischer Gerechtigkeitsidee und jüdischem Unabhängigkeitsgefühl.

Wir hören den Einwand, daß das lebensfremde Ideologien sind. Wir lächeln: wir wollen Ideologen sein und sind stolz darauf. Der Geist hat Israels Schicksal bestimmt, als es ein Volk war wie andere Völker, dem Geist ist die Erhaltung des Judentums im letzten Jahrtausend zu danken, oder, wie glaubt man anders als ideologisch das staatenlose Dasein unseres Volkes erklären zu können?

Wir sind Ideologen, aber nicht lebensfremd, dem Leben gilt unsere Arbeit, nur ihm. Dem Leben und zunächst dem Kampf, und zu diesem Kampfe rufen wir die Jugend auf, auf daß sie uns folge, zum Kampf gegen die Händler, die Palästina als ein »Betätigungsfeld« betrachten, zum Kampf aber vor allem gegen die Halben, die Vorsichtigen, die Praktiker, die Realpolitiker. Wir rufen die Jugend auf, denn die Idee unseres Werkes ist eine jugendliche, solange Jugend noch die Sehnsucht nach dem Absoluten bedeutet und den Kampf gegen alle Mächte der Realitivität, solange Jugend noch die Sehnsucht nach dem Unbedingten bedeutet und den Kampf gegen alle Mächte der »natürlichen« Entwickelung, solange Jugend noch die Sehnsucht nach dem Heroischen bedeutet und den Kampf gegen alle Mächte des Händlertums. Die Jugend wird den Kampf gegen das Händlertum aufnehmen, gegen das Händlertum, das leider auch in Palästina nicht mehr unbekannt ist, wie die Vorgänge in Tel-Aviv gezeigt haben. Scharf und

unerbittlich wird dieser Kampf sein, die Jugend weiß, was auf dem Spiele steht: Händlertum in Palästina, und sie kann alle ihre Hoffnungen zu Grabe tragen. Die Jugend wird aber vor allem den Kampf aufnehmen gegen die Relativitäts- und Entwickelungstheoretiker, und dieser Kampf wird ein ernster, schwerer sein und wird sich gegen viele richten, die mit unserer Bewegung groß geworden sind. Vergessen wir nicht, es sind ehrenwerte Männer, und die bange Sorge, daß wir das gefährden, das zerstören können, was uns allen am Herzen liegt, veranlaßt sie zu sprechen. Auch hier sei die Jugend stark und hart, aber der Verantwortung bewußt, die der Kampf mit einem Gegner aufgibt, der sein Leben Palästina gewidmet hat, und den, wie die Jugend ein heiliger Schauder ergreift, wenn er von Zion hört. Er wird der Jugend sagen: »Sie solle warten und sich gedulden, wir sind noch lange nicht so weit, um den sozialen Zukunftsstaat in Palästina aufzubauen, vor uns stehen dringendere, wichtigere Aufgaben, wir müssen nach dem Kriege alle Kräfte auf die »praktische« Arbeit konzentrieren. Wir dürfen uns nicht in theoretischen Experimenten und sozialen Utopien verlieren. Es heißt »Gegenwartsarbeit« zu leisten, nur ein Sechstel aller Palästinenser sind Juden, es gilt die Juden in möglichst kurzer Zeit zur Majorität in Palästina zu machen, die die Geschicke des Landes bestimmt. Das Wirtschaftsniveau des Landes ist nicht hoch, es bedarf langer Arbeit, um die Entwicklungs-Möglichkeiten zu Realitäten zu machen, daß Palästina überhaupt für einen größeren Einwandererkreis aufnahmefähig werde. Dazu müssen die Einwanderer besonders geschult werden, um unter den neuen Arbeitsbedingungen erfolgreich arbeiten zu können. Eine totale Berufsumschichtung unter den Juden muß durchgesetzt werden. Diese Aufgabe verlangt unsere ganze Zeit und Arbeit in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege, wir dürfen uns darum nicht noch allen möglichen Ideologien hingeben, dies würde das ganze Werk erschweren, vielleicht sogar gefährden. Haben wir erst einmal durchgesetzt, daß wir in Palästina die ausschlaggebende Majorität sind, haben wir das Land so entwickelt, daß es fähig ist, einen großen Geburtenüberschuß und neue Einwanderer aufzunehmen, dann ist es — wenn überhaupt nötig — an der Zeit, an die Lösung der sozialen Probleme heranzugehen, die das Zusammensein dieser jüdischen Massen in Palästina aufgeben.«

Ernstes Studium wird zu prüfen haben, ob, abgesehen von allem Prinzipiellen, das Aufstellen bestimmter sozialer Forderungen das Kolonisationswerk hemmen kann. An anderer Stelle habe ich gezeigt, daß das Gemeineigentum an Grund und Boden, wie es der Nationalfond zu verwirklichen strebt, und die Weitergabe dieses Landes in Erbpacht und Erbbaurecht und nicht zum Privateigentum, das Kolonisationswerk nicht gefährdet oder verlangsamt, sondern im Gegenteil es beschleunigt, ja überhaupt erst möglich macht in der Form, die wir wünschen, denn nur das Gemeineigentum vermag allen Juden eine Heimstätte in Palästina zu schaffen. Die Jugend aber hat nur mit dem Prinzipiellen und der Idee zu tun, für die Jugend ist nicht der Endzweck eine Zusammenballung von Juden an irgend einem Punkte der Welt, das kann für sie nur Mittel

sein zur Erreichung ihres Zieles. Das Ziel der Jugend ist das Ziel des Zionismus: Erneuerung des Judentums. Das Ziel der Jugend ist ein unbegrenztes, absolutes, religiöses. Das Zusammenleben der Menschen beurteilt sie nur danach, ob es einen guten Nährboden bildet für dieses Ziel, ob nicht. Die Jugend stellt daher die Forderung an sich selbst, wie an diejenigen, deren Leben der Verwirklichung des Zionismus gewidmet ist, daß der Weg, der gewählt wird, durch diese Idee bestimmt wird, daß es auf allen Etappen der Wanderung als leuchtendes Ziel vor Augen steht, und so wird sie im schärfsten Kampf zu allen denen stehen, die erst das Eine tun wollen und dann das Andere, die aus Rücksicht des Tages Konzessionen machen. Unerbittlich, klar und hart wird sie ihre Stimme erheben, und ihre Aufgabe wird es sein, in diesem Sinne mitzuwirken an dem Aufbau einer sozialen Lebensgemeinschaft in Palästina, von der wir die Verwirklichung des Zionismus erhoffen.

Fritz Sternberg.

Arbeit fürs Volk.

Ich will hier in kurzen Worten meine Gedanken mit euch Brüdern und Schwestern teilen. Sehr oft hören wir von euch, zionistische Jugend, Klagen über die Dunkelheit der jüdischen Masse, die außer der vielen auch den Massen unserer Völker eigenen Schattenseiten überdies auch ihre spezifischen Golusmängel hat. Ihr müßt mir zugeben, daß die Klagen unberechtigt sind, denn sagt mir, was tun wir Studenten und Schüler, die jüdische intelligente Jugend überhaupt, die Dank besserer Lebensverhältnisse in der Lage ist, die Wohltaten der Wissenschaft und Bildung zu genießen, was tun wir Höherstehenden für unsere armen Brüder und Schwestern? Es kommt zwar nicht selten vor, daß wir, indem wir in Abendkursen für Erwachsene Vorträge abhalten, oder indem wir uns aktiv in der zionistischen Bewegung beteiligen, uns bemühen, den Horizont des Denkens unserer Kameraden, die auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen, zu erweitern. Aber das ist noch alles sehr wenig. Bei einigem guten Willen und einem gewissen Verständnis für die Sache könnten wir viel mehr wirken für das Wohl unseres Volkes. Man kann uns einen ernsten Vorwurf machen, daß wir zu wenig demokratisch sind, denn in der Tat, welche Schritte unternehmen wir, um sich der Masse zu nähern und sie zu beeinflußen? Ich denke jetzt an die Arbeiterjugend in den Stätten der jüdischen Massensiedlung in Polen und Galizien. Selten erfreuen wir uns des vollen Vertrauens dieser Jugend und selbst sind wir daran schuld, wenn Leute, die unseren Überzeugungen feindlich gegenüberstehen, die aber mit dem Volke mehr verwachsen sind, einen schädlichen Einfluß für unsere Idee ausüben (Bund). Das Bedienen-sich-einer-fremden-Sprache, wenn wir uns unter dem Volke befinden, entfremdet uns demselben. Diesen Vorwurf mache ich hauptsächlich unseren Schwestern, denen Mädchen vom Volke ganz fremd sind. Es läßt sich dies insbesondere auf der Provinz beobachten, wo ein mehr oder weniger gebildetes Fräulein, die ein nicht ganz einwandfreies Polnisch spricht, sich mit minder gebildeten Mädchen überhaupt nicht einläßt und sie ganz einfach ignoriert. Es kommt dies vom falschen Begriffe, den wir uns von der

Bildung machen. Bildung genießt man nicht zu diesem Zwecke, um mit ihr einmal protzen zu können, sondern um der Allgemeinheit nützlich zu sein und sich mit dem errungenen Wissen mit anderen zu teilen. Wer fürs Volk arbeiten will, der muß sprengen die veralteten gesellschaftlichen Schranken und sich mit der Masse verbrüdern. Damals wird sich ihm ein weites Feld zu einer fruchtbringenden Arbeit erschließen. Soll jeder und jede von uns einen Kreis von Personen um sich sammeln, in dem er in freien Augenblicken nach Kräften arbeitet. Soll er mit seinen Schülern auf freundschaftlichem Fuße stehen, nicht seine Überlegenheit auf jedem Schritte fühlbar machen. Ihr werdet sehen, daß wir selbst Vieles von ihnen werden lernen können.

Brüder! Schwestern! Ich hoffe, daß meine Worte einen Widerhall in euren Herzen finden werden, denn es gibt keine schönere Arbeit, als das Wirken für das Wohl des Volkes.

Eisig Hillerovicz
(übersetzt aus dem Polnischen von K. B.).

Verständigungskonferenz und zionistische Jugendbewegung.

Das soeben erschienene Heft 2/3 der »Mitteilungen des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands«, das die stenographische Niederschrift über die gemeinschaftliche Tagung der jüdischen Jugendorganisationen Deutschlands zum Zweck der Bildung einer Verständigungsgemeinschaft enthält, gibt Veranlassung, von grundsätzlichen Gesichtspunkten aus die Entwicklung zu untersuchen, die die jüdische Jugendbewegung in Deutschland genommen hat oder zu nehmen im Begriff ist. In den Zeitungen hat der Verlauf jener Tagung Anlaß zu einer Polemik gegeben, wem die Schuld an dem Scheitern der Bildung einer Verständigungsgemeinschaft zuzuschreiben ist. In der »Jüdischen Rundschau« wird Herrn Dr. Apfel, dem Vorsitzenden des neutralen Jugendverbandes die Schuld zugeschoben, der in brüsker Form »die Brücke zu einer Verständigung abbrach«. Auch in dem ersten Heft des »Jerubbaal« heißt es von zionistischer Seite, daß Herr Dr. Apfel »unserem ausgezeichneten Vermittlungsvorschlag und damit die Verhandlungen zum Scheitern« gebracht hat. Demgegenüber stellt sich Herr Dr. Apfel in einem soeben der Presse zugegangenen Bericht sehr entschieden auf den Standpunkt, daß zwar nicht der Zionismus, wohl aber dessen Hauptwortführer für den unbefriedigenden Ausgang verantwortlich zu machen seien. Er spricht von einem Terror sondergleichen und von einer zionistischen Clique. In diesem Bericht ist auch die Rede von einer »Zionistenhetze«, die das Beiwort »frischfröhlich« erhält, und die Herr Dr. Apfel, verantwortlich, wie er sich fühlt, ablehnt.

Man sieht, die beabsichtigte Verständigung hat vorläufig nur zu einer Zänkerei übelster Art geführt, wie sie uns aus der Leidensgeschichte der jüdischen Bewegung in Deutschland zum Überdruß bekannt ist. Es sieht sehr danach aus, als ob es sich dabei nicht um eine zufällige Episode handelt, sondern als ob alle Kräfte daran wären, die jüdische Jugendbewegung Deutschlands in den Sumpf parteigenössischer Konkurrenzpolitik

zu treiben. Auch die zionistische Jugendbewegung. Schon jetzt hat sich die Dogmatik und die Methodik der großen jüdisch-politischen Organisationen auf die freie Entwicklung der jungen jüdischen Jugendbewegung gelegt, und an ihr wird deren Richtung und Sinn orientiert. Auch die der zionistischen Jugendbewegung. Wegen dieser sehr ernsten Frage und nicht wegen Schuld und Unschuld an dem Verlauf der Verständigungskonferenz sei hier noch einmal auf diese Tagung eingegangen.

In dem zu Eingang erwähnten Bericht des Herrn Dr. Apfel, ersten Vorsitzenden des Verbandes der (neutralen) jüdischen Jugendvereine Deutschlands, wird davon gesprochen, daß das Verhalten der zionistischen Wortführer auf der Konferenz auch bei den Zionisten helle Empörung ausgelöst hat. Tatsächlich sind weite Kreise der zionistischen Jugend mit der Haltung der oder besser des zionistischen Wortführers auf der Konferenz nicht einverstanden. Aber Herr Dr. Apfel begeht einen schweren Irrtum, wenn er diese Unzufriedenheit auf die zurückhaltende Haltung der zionistischen Delegierten gegenüber der geplanten Verständigungsgemeinschaft zurückführt. Die Opposition innerhalb der zionistischen Jugendkreise bemängelt vor allem und zumeist die grundsätzliche Haltung ihres Wortführers überhaupt. Sie begreift das ganze Spiel nicht, das hier getrieben wurde und das schon begann, als man an den Plan dieser Verständigungstagung schritt, ohne sich gleichzeitig darüber klar zu werden, nicht nur worauf man sich, sondern vor allem wer sich verständigen sollte. Hätte das »Wer« die richtige Lösung gefunden, dann wäre vielleicht ebenfalls die Tagung nicht zu einer Verständigung gekommen, aber es wäre doch eine Tagung der jüdischen Jugend gewesen und jugendlicher Geist hätte ihr den Stempel aufgedrückt. In der Tat aber sah dieser Geist so aus (ich zitiere nach der stenographischen Niederschrift):

Der Vorsitzende (in der Eröffnungsrede): »Bedenke aber jeder, der hier heute abend spricht, daß dafür Sorge getragen ist, daß die Worte bis in die fernsten Schützengraben getragen werden, und seine unsere Brüder im Felde in der Lage sein werden, zu untersuchen, wen die Verantwortung trifft, falls die jüdische Gemeinschaft und ihre Jugend selbst in dieser Zeit sich in unnötige Kämpfe zersplittert. . .«

Die Referentin: ». . . ich bin aber bemüht, . . . die Probleme in möglichst objektiver Form darzustellen, wobei es selbstverständlich ist, daß hin und wieder meine eigene Anschauung durchschimmern wird. . . Unsere Jugendorganisationen sind Erziehungsvereine. . . Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, es geht ein religiöser Zug durch die ganze Welt. . . Ich glaube auch ferner, nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, es geht ein nationaler Zug durch die ganze Welt. . . Wir erheben diesen Ruf nach wahrer sozialer Gesinnung . . . ja nicht nur aus pädagogischen Gründen, . . . sondern diese Frage hat für uns eine eminent politische Bedeutung. . . Noch wissen wir gar nicht, welche Aufgaben der Kampf gegen den Antisemitismus von uns nach dem Kriege verlangt, denn diese Frage hängt ja glücklicherweise nicht von uns, sondern sie hängt in erster Linie von unseren Gegnern ab. . .

Der zionistische Wortführer: . . . das Entscheidende . . . ist . . ., daß man sich als ein Glied in der Kette der jüdischen Gesamtheit fühlt, wer das nicht tut, gehört nicht zu uns, und die Kluft, die uns trennt, wird und muß stets unverändert groß bleiben. . . Der Kampf, den die Jugendorganisationen gegeneinander führen . . ., wird von uns und muß von uns ohne Rücksicht fortgeführt werden. . . Hier ist eine gemeinsame Arbeit nicht mehr möglich. . .

Ein Diskussionsredner: . . . Der neutrale Standpunkt ist es natürlich, auf dem wir uns alle einigen können. . .

Ein anderer Diskussionsredner: . . . Für mich ist eigentlich mit dem Augenblick, in dem uns gesagt wird: über die Frage der Bekämpfung des Antisemitismus . . . ist eine allgemeine Verständigung nicht denkbar, die Verständigungsgemeinschaft gescheitert, denn ich meine, das andere sind — nehmen Sie das Wort nicht übel — alles solche Kleinigkeiten, daß es sich deswegen nicht lohnt, erst zusammenzukommen. . . . . Nachdem mein Herr Vorredner es abgelehnt hat, sich generell auf den Kampf gegen den Antisemitismus und für die Gleichberechtigung der deutschen Juden festzulegen, ist die Sache für uns erledigt, denn diese Fragen sind nach unserer Ansicht für alle deutschen Juden der Kern- und Kardinalpunkt, neben dem alles andere verschwindet. . .

Ein dritter Diskussionsredner: . . . Aber hier sind ja die Führer, die gereiften Leiter der jüdischen Jugendverbände versammelt, und diese Führer sollten die Ehrenaufgabe begreifen, gegen die parteiliche Unreife der Jungen anzukämpfen. . . Daß wir allerdings die Zukunft des Judentums von der Abstimmung eines geplanten Jugendtages abhängig machen sollen, ist für mich ein beinahe komischer Gedanke. Sollen etwa die Unreifen . . . über die Lebensfragen des Judentums abstimmen und Beschlüsse fassen? . . . Abstimmungen und Beschlüsse von Halbreifen und Jugendlichen sind wertlos. . .

Ein vierter Diskussionsredner: . . . Ich wenigstens und meine engeren Gesinnungsgenossen — und ich glaube auch, im Namen derjenigen Kreise, die hinter dem Zentralverein stehen, reden zu dürfen — würden es ohne weiteres von vornherein ablehnen, wenn man . . . etwas erreichen wollte, was bereits von der großen Mehrheit der deutschen Judenheit abgelehnt worden ist. . . Es würde weiter nichts besagen, als daß wir in einen Gegensatz zu denjenigen Organisationen und zu denjenigen Menschen treten, welche schließlich vor uns als Vorbilder stehen und an deren Stelle wir einst treten wollen. . .

Der Vorsitzende (im Schlußwort): . . . Es wird dafür Sorge getragen werden, daß jedes Wort, das hier heute abend gesprochen ist, in unverfälschter Form der jüdischen Öffentlichkeit . . . unterbreitet wird . . . ist es zu begrüßen, daß . . . die heutigen Verhandlungen stenographisch aufgenommen sind, damit einmal

dokumentarisch festgelegt ist, wie manche Führer der jüdischen Jugend Deutschlands den Einigungsgedanken verzerrt und ... mißbraucht haben ...

⟨Die Sperrungen vom Verfasser.⟩

Ist es nötig, hiezu noch einen Kommentar zu geben? Etwa die Tatsache zu verzeichnen, daß sich unter den vierzehn Diskussionsrednern drei Rabbiner, drei Rechtsanwälte, ein Sanitätsrat usw. befanden, und daß überhaupt nur ein Redner auftrat, der weniger als 25 Jahre alt war? Es war eine Versammlung, der — wie sagte doch jener Redner? — gereiften Führer und Erzieher, es war ein Jugenderziehungstag und es bedeutet einen unerhörten Schwindel, diese Tagung als eine solche der jüdischen Jugend zu bezeichnen. Einige Führer der deutschen Juden sind zusammengekommen, nicht gerade die Ältesten, aber die beinahe Alten, alles Männer, die mitten drin und zum Teil führend im Kampf der jüdischen Parteien stehen, alle bis zum Rande voll von dem Wust der Streitigkeiten und Parteidifferenzen des deutschen Judentums. Wenn zufällig im Nebensaal eine Tagung der jüdisch-politischen Organisationen der Männer stattgefunden hätte, die vor ihnen »als Vorbilder stehen und an deren Stelle sie einst treten wollen«, wären sie ebenfalls als Redner und Führer aufgestanden, aber hier hätten sie nicht versucht, die vielbesprochene gemeinsame Aktionsfront herzustellen — denn sie haben das ja all die Jahre in diesen Organisationen nicht versucht — für die ihnen die jüdische Jugend gerade gut genug ist.

Warum das Kind nicht beim rechten Namen nennen? Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland ist keine Bewegung der jüdischen Jugend. Es ist der Versuch der großen politischen Organisationen oder Richtungen im deutschen Judentum, sich der Jugend für den späteren politischen Konkurrenzkampf frühzeitig zu bemächtigen, sich aus der jüdischen Jugend ein politisches Rekrutendepot zu bilden, keine Bewegung, die der Jugend dient, sondern die dem Alter dient, keine Bewegung um der Jugend willen, sondern um der Alten willen. Darum auch darf diese Jugend beileibe sich nicht frei entwickeln, darum muß sie »beeinflußt« und »erzogen« werden, darum soll sie sich verständigen oder sich verzanken, je nach dem die politische Situation oder gar die Taktik der großen Verbände es verlangt.

Selbstverständlich ist Jugendarbeit ohne Beeinflussung nicht denkbar. Jeder etwas ältere und erfahrene Leiter einer Gruppe wird in der Regel sogar bewußt auf seine jungen Freunde einwirken. Und eine Jugendbewegung. die auf zionistischen Anschauungen und Kreisen sich aufbaut, sieht selbstversändlich ganz anders aus als eine, deren Initiatoren leitende Mitglieder des Zentralvereins sind oder werden wollen. Unsere Kritik meint etwas anderes. Sie meint den jugendlichen Geist, der in dieser Bewegung nicht vorhanden ist, das jugendliche Empfinden, das der deutsch-jüdischen Jugendbewegung nicht Richtschnur und maßgebend ist. Ihr gebietet einzig und allein das Parteidogma der Mutterorganisation. Dieser Jugend wird das Recht abgesprochen, »Dinge aufzunehmen, welche von anderer Seite entschieden abgelehnt worden sind.« Diese Jugend darf nicht »in einen Gegensatz zu denjenigen Organisationen und denjenigen Menschen

treten, welche schließlich vor uns als Vorbilder stehen und an deren Stelle wir einst treten wollen«. Diese Jugend ist ein eng umzirkelter Sektor im Kreise der jeweiligen politischen Organisation und diese jungen Leute sind nichts anderes als inoffizielle Mitglieder des Zentralvereins oder des Vereins für die liberalen Interessen des Judentums, mit den Pflichten aber ohne die Rechte der offiziellen Mitglieder.

Das ist allerdings nichts Neues. Wir kennen diese sogenannte Bewegung, die in Wahrheit eine Erstarrung ist, nicht erst von heute und gestern. Frage: Warum setzt sich die zionistische Jugendbewegung mit diesen Jugendriegen der jüdischen Parteiorganisationen an einen Tisch zwecks Verständigung? Worüber? Doch wohl zunächst über den Begriff »Jüdische Jugendbewegung«. Dann mußten alle Redner und fast alle Teilnehmer der Verständigungskonferenz von vornherein ausscheiden. Oder sollte es etwa eine politische Aktion werden? Wozu dann der lächerliche Umweg über die im Nebenzimmer einquartierte Jugendorganisation? Dann gehe man doch gleich ins Hauptquartier zu Justizrat Fuchs oder Dr. Paul Nathan. Herrn Dr. Apfel findet man genau so gut da wie dort. Wie aber kommt unsere Jugendbewegung zur Politik?

Antwort: Weil die zionistische Jugendbewegung im Begriffe steht, genau so eine Parteiorganisation, genau so eine Jugendgruppe der zionistischen Vereinigung für Deutschland zu werden, wie es der ganze Rest der deutsch-jüdischen Jugendorganisationen hinsichtlich der anderen jüdisch-politischen Organisationen längst geworden ist. Bei den anderen nimmt uns das nicht Wunder und gibt uns auch kaum Anlaß zum Widerstand. Für die zionistische Jugendbewegung aber wollen wir das nicht zulassen und dürfen wir das nicht zulassen. Und wenn, wie es fast den Anschein hat, die Jungen selbst die Gefahr nicht sehen — sonst wäre dieser Gang zu dieser Verständigungskonferenz und wäre dieses Auftreten auf der Konferenz nicht möglich gewesen — dann müssen die Nichtmehrjungen, aber noch Jugendlichen darauf hinweisen und mahnend an den jugendlichen Geist appellieren.

Was heißt denn Jugendbewegung? Die Bewegung der Jungen, der Ungebrochenen, der noch Absoluten, der von keiner Erfahrung und keiner Absicht Beschwerten, der Freien, Ungebundenen, der keinen Zwang und keiner Satzung Untertanen. Die Bewegung der Jungen, das ist die Bewegung an sich, die noch nicht Organisation geworden ist, mit der allein sie die Idee gemeinsam hat. Die Jugendbewegung kennt nur sich, nur ihre Forderung, nicht ihre Grenzen. Sie sieht nur geradeaus und verachtet die Rücksicht, sie marschiert auf ihr Ziel, nicht auf die Wirklichkeit. Sie mag sich in freier Wahl unterstellen, aber sie kann sich von keiner taktischen Erwägung beeinflussen lassen, ihr Reich ist die Stimmung, nicht die Abstimmung, und ein Wort ist ihr verhaßt wie die Lüge, und dieses Wort heißt: Partei. Ihre Diskussion ist freie Rede, und wer ihr mit Verantwortung droht, den wirft sie zu den Alten. Eines begreift sie nicht: Objektivität, und wer in ihrem Kreise nicht die eigene Anschauung wiedergiebt, den jagt sie zu den noch Älteren. Sie hat kein Programm, sie hat ihr Erlebnis, und darum hat sie auch nur einen Gegner: Den

Unjugendlichen, den Parteimenschen. Das versteht sie nicht, wenn ein Junger zum anderen sagt: Du gehörst nicht zu uns. Was sie will, ist Gemeinschaft, ist Brüderlichkeit, und wenn sie kämpft, kämpft sie nicht für Trennung, aber für Einung. Und wer in ihren Reihen sichten will und scheiden will zwischen Gerechten und Ungerechten, den wirft sie zu den ganz Alten.

Es gehört krasse Verständnislosigkeit für jugendliches Empfinden dazu, um vor eine jugendliche Gemeinschaft zu treten mit einem so tantenhaften Referat, wie das, das die Referentin der Verständigungskonferenz erstattete. Diese halbe Oberflächlichkeit, diese satte Selbstzufriedenheit, diese ängstliche Vorsichtigkeit, diese ganze verruchte, ganz unjugendliche Neutralität, das ist gerade gut genug für die abgestandenen, für die im kleinen Konkurrenzkampf erstarrten politischen Organisationen der deutschen Judenheit. Und wenn es noch eines Zeugnisses dafür bedurft hätte, daß diese Verständigungsgemeinschaft keine Tagung für die Jugend, sondern der Alten und Veralteten gewesen ist, dann ist es die Tatsache, daß dieses Referat, diese abgestandene Gouvernantenweisheit ihr geboten werden konnte, und daß man es fertig brachte, darüber zu diskutieren. Und wenn ein Vertreter der Zionisten aufstand und dagegen polemisierte, so mochte er wohl ein Gefühl dafür haben, daß hier ein Protest am Platze war und mochte darum in eine Schärfe verfallen, die auf einer Wählerversammlung vielleicht am Platze gewesen und sogar gewirkt hätte, die aber nicht in eine Verständigungskonferenz und ganz bestimmt nicht auf eine Jugendtagung gehörte. Der Protest hätte gehen müssen gegen die Zusammensetzung der Versammlung, gegen die stimmungsmacherische Art ihrer Leitung, die vielleicht parlamentarisch, die aber ganz bestimmt nicht ehrlich war, und hätte gehen müssen gegen das ganze Froschmäuseniveau, auf dem sich das Referat bewegte. Aber das hat der Vertreter der zionistischen Jugend schon nicht mehr begriffen. Ihm erklang die Fanfare des Parteikampfes, und er stürzte sich in das politische Getümmel mit der ganzen Verve des Parteisekretärs. Und wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß die zionistische Jugendbewegung im Begriff ist, zur Parteiorganisation zu erstarren, dann war es diese Rede. Darum täuscht sich Herr Dr. Apfel, wenn er die Opposition, die in den Kreisen der zionistischen Jugend dagegen laut wurde, darauf zurückführt, daß weite Kreise mit der ablehnenden Haltung des zionistischen Vertreters gegen die Vorschläge von Fräulein Dr. Cora Berliner nicht einverstanden seien. Gerade das ist das Einzige, was überall in der zionistischen Jugend gebilligt wird, und die Ablehnung der Ausführungen des Herrn Dr. Löwenstein richten sich in viel stärkerem Maße noch gegen die jugendzerstörende Art des Herrn Dr. Apfel selbst.

Verlassen wir die Niederung der Verständigungskonferenz und wenden wir uns der Zukunft der zionistischen Jugendbewegung zu. Wir sehen sie in Gefahr. Ihre Führer mißverstehen ihre Aufgabe. Sie meinen, es handle sich darum, möglichst früh junge Seelen einzufangen und sie immer stärker mit einem Netz von zionistischen Begriffen und Schlagworten zu umgeben, sie immer tiefer in das Gefüge der zionistischen Organisation zu verstricken, aus den jungen Menschen möglichst früh und möglichst schnell

junge Zionisten zu machen. Wir behaupten, daß das eine Sünde gegen den jugendlichen Geist und ein Mord an der Jugend ist. Nicht dieses ist die Aufgabe, und nicht dieses verlangt weder die zionistische Bewegung noch die zionistische Organisation. Was wir, die wir berufen sind oder uns berufen glauben, vor die Jugend zu treten, ihr zu sagen haben, ist nichts als unser Erlebnis, als unser Ringen, als unsere Hoffnung. Wir haben ihr, die in Entjudung und in Europa verstrickt ist, die fernen Ziele zu weisen und von der neuen jüdischen Freiheit zu sagen. Aber wir haben vorsichtig und säuberlich dabei zu verfahren. Vorsichtig, das heißt, wir müssen es sagen mit der ganzen Glut unserer Seele, mit der ganzen Leidenschaft unseres Herzens, aber ganz frei von jeder organisatorischen Absicht, säuberlich, das heißt ganz unverhüllt und ganz rein und ohne jede Beimischung von taktischer Erwägung. Alles andere aber ist Sache der Jugend selbst. Wie sie das aufnimmt und wie sie sich dazu stellt und wie sie damit fertig wird und was sie daraus macht, das heißt eben Jugendbewegung. Hat einer von uns Angst, daß das zionistische Wort so wenig sagt, daß es diese Freiheit der Entwicklung nicht vertrüge und daß es durchaus der Mechanik der Organisation bedürfe, um Macht über die Seelen zu gewinnen oder zu behalten? Oder hat einer Angst, daß unsere Jugend zu schwach oder zu unreif oder schon zu verführt sei, als daß man sie sich selbst überlassen dürfte? Wer die Angst hat um das Wort, der soll erklären, daß er nicht an das zionistische Wort glaubt, dann ist er kein Zionist. Und wer die Angst hat um die Jugend, der soll erklären, daß er nicht an die Jugend glaubt, dann ist er kein Führer der Jugend. Gewiß muß geholfen, gewiß muß geleitet, gewiß muß der Weg gewiesen werden. Aber wer sich dessen unterfängt, das muß ein Mensch sein, so voll vom Wort und so voll von Jugend, daß es ihm nicht begegnet, daß er das Wort mit der Tendenz und die Jugend mit der Organisation verwechselt.

Es ist ja nicht nur eine Versündigung gegen die Jugend, wenn man sie zur Organisation zwingen will, es ist ja noch mehr eine Sünde gegen die Organisation. Denn wenn die Organisation etwas nötig hat, so ist dies: Zustrom aus der Bewegung. Die Organisation, Form und Absicht gewordene Bewegung, kann nur frisch, kann nur lebendig bleiben, wenn sie ständig befruchtet wird von dem segenbringenden Quell der Bewegung, der ihre Peripherie umströmt, ständig Neues zuführend, ständig Veraltetes vernichtend, ständig in das Eiland der Organisation eindringend, Keime hineinführend und die Wurzeln düngend. Gewiß muß die Organisation auf ihre Grenzen achten, gewiß muß sie sich davor hüten, daß ihre Form nicht gesprengt wird und muß sie achten, daß nichts Fremdes, aus anderen fremden Quellen Stammendes Einlaß in sie findet, sie verwirrt und verfälscht. Aber wenn sie eine Aufgabe hat, so ist es diese, aufnahmefähig und aufnahmewillig zu sein für den Strom der Bewegung. Sonst muß sie erstarren und verkalken und zum niedrigen und toten Mechanismus werden, zur Partei.

Wo aber und wie ist Bewegung? Es gibt viel der Ursprünge und viel der Bahnen, in denen sie läuft. Ein Ursprung war aber immer der

eigentliche: der Geist der Jugend, und eine Bahn war immer die gegebene: der Weg der Jugend. Wenn je Bewegung geboren und wenn sie befruchtet wird, dann aus der Unbekümmertheit, aus der freien Selbstverständlichkeit des jugendlichen Herzens. Es gibt darum nichts Organisatorischeres, als die Jugend sich entwickeln zu lassen in freier Bewegung, und es gibt nichts, was tödlicher wäre für die Organisation, als sie der Bewegung der Jugend zu berauben, dadurch, daß man die Jugend zur Organisation macht. Der weiß nichts von den Bedingungen der Organisation, der nichts von den Bedingungen der Jugend weiß.

Wie aber wird die Bewegung zur Organisation, und wann sollen die Jugendlichen den Zwang der Organisation auf sich nehmen? Wir brauchen wahrhaftig keine Sorge zu haben, daß dies nicht ganz von selbst und früh genug geschieht. Der Drang nach Verwirklichung, der jedem Jugendlichen eingegeben ist, die Entwicklung und die Widerstände führen ganz allein zu der Erkenntnis, daß Sammlung und Bindung und daß sogar Vorsicht und Rücksicht notwendig ist. Wir, die wir in der Organisation arbeiten, wissen, wie früh das kommt, und wie hart es auf uns liegt, und wie wir ihm verfallen sind und verfallen sein müssen, viel mehr als uns lieb ist. Der Übergang ergibt sich aus dem Leben selbst, aber es sollte nichts geschehen, um ihn zu fördern. Je mehr noch von Bewegung befangen, das heißt je jugendlicher der Organisierte denkt, umso besser für die Organisation.

Wir sehen manches an der Entwicklung der zionistischen Jugendbewegung in Deutschland, das uns davon zu zeugen scheint, daß man dabei ist, der Organisation die Bewegung zum Opfer zu bringen (und damit letzten Endes die Organisation selbst zu zersplittern). Wir könnten von manchem sprechen, was uns in der zionistischen Studentenbewegung dieser Art auffällt. Und mancherlei, was man vom »Blau-Weiß« sieht, spricht ebenfalls für diese Richtung, und das braucht einen nicht Wunder zu nehmen, denn die Führer sind dieselben. Aber wir wollen gewiß kein Ketzergericht veranstalten. Vorerst muß genügen, die Sorge und die Angst zum Ausdruck zu bringen. Und vorerst bleibt uns gewiß noch die Hoffnung, daß die Jugend selbst sich gegen diese Führerschaft wendet und sich ihrer erwehrt. Denn trotz allem ist gerade in der deutsch-zionistischen Jugend soviel des Guten zu sehen und soviele Ansätze zu Neuem und Schönem sind wahrzunehmen, daß gewiß kein Grund ist, zu zweifeln. Daß die Verständigungskonferenz gescheitert ist, haben wir wahrlich keinen Anlaß zu bedauern. Ihre Bedeutung für die zionististische Jugendbewegung liegt auf einem ganz anderen Gebiet, als die Freunde und die Gegner der Verständigung gesehen haben, darin nämlich, daß sie den Anlaß dazu gibt, daß man in der zionistischen Jugend sich darauf besinnt, daß es nötig ist, sich über sich selbst zu verständigen. Julius Berger.

Nationalistenspiegel.

Kürzlich sagte jemand von mir, ich hätte in einer im »Juden« veröffentlichten Glosse einen »gesunden nationalen Hochmut« gezeigt. Seither tut es mir leid, die Glosse geschrieben zu haben. Denn ich habe nationalen

Hochmut bei anderen nie als gesund, sondern immer nur als widerlich empfunden. Über das »gesund« will ich hier nicht weiter streiten. Die Gesundheiten von gestern sind Krankheiten von morgen und die Gesundheiten von morgen sind Krankheiten von heute. Kein Psychiater würde anstehen, einen nach Wien anstatt nach Zentralafrika zuständigen Menschenfresser als radikal krank zu bezeichnen, während er »nationalen Hochmut« wohl vorläufig noch nicht als Krankheitssymptom ansehen wird. Aber wir wollen abwarten, die Wissenschaft hinkt immer dem Leben nach.

Wie es nun aber kam, daß ich mit solchen Ansichten doch nationalen Hochmut aufwies (denn an der Richtigkeit jener Konstatierung kann ich nicht zweifeln), ist nur so zu erklären: Das, was man nämlich mit ungetrübtem, sicherem Instinkt bei anderen als pöbelhaft erkennt, erscheint zuhause leicht als eigenem Genius angemessen, und jenen Tölpel, der alles Menschentum mit seiner nationalen Elle mißt, halten wir für einen Bewahrer unseres Selbst, macht er sich in der Wohnung unseres Geistes breit. Ich wünschte daher, es unterzöge sich jemand der gewiß widrigen, aber sicherlich äußerst nützlichen Arbeit einer fleißigen Lektüre der nationalistisch-exzedierenden Schriften, Zeitungen, Broschüren etc. der fremden Völker, insbesondere aber des deutschen Volkes (da wir von diesem derzeit kulturell am stärksten beeinflußt werden), und der Anfertigung von Auszügen besonders zuwiderer Stellen, die dann einen Nationalistenspiegel bilden würden, der uns hülfe, uns selbst zu erkennen.

Vergessen wir nicht, daß das Volkstum uns nichts anderes sein kann, als das Sprungbrett, von dem aus wir uns in die Unendlichkeit des ganzen Lebens stürzen — und allerdings auch der feste Punkt, zu dem wir uns zurückretten, wenn wir Gefahr laufen, die Orientierung zu verlieren. Hat man sich aber in sein Volkstum eingekapselt, so verliert man das unmittelbare Verhältnis zu den Dingen: Alles wird irgendwie zum nationalen Symbol (die komische Seite dieser Erscheinung tritt manchmal im deutsch-tschechischen Streit zutage, wo Bezirksgerichte aufhören Bezirksgerichte zu sein und ähnliche symbolische Bedeutung gewinnen wie Studentenbummel) und die ganze Welt verschwindet hinter zwei oder drei Nationalfarben. Die nationale Phrase setzt sich an die Stelle der Vernunft und der Billigkeit: der »sacro egoismo« ruft sein »right or wrong, my country«, worauf ihm ein »Gott strafe England« entgegenschallt, das sich nicht auf die Ausdrucksmöglichkeiten von Damenbroschen und Briefbeschwerer beschränkt, sondern alsbald daran geht, in der Sprache der Kanonen zu sprechen.

Kaum ist der erste Schuß gefallen, entschwindet alles Denken. »Deutschland ist das vollendetste Gebilde, das die Geschichte kennt«, sagt dann Lasson, »die Seele Europas« ruft Gerhard Hauptmann aus. »Deutschland ist humaner, hat mehr Zucht, Sitte, Geist, Gemüt und Phantasie«, schreibt Dehmel seinen Kindern ins »Berliner Tageblatt« (und nennt dagegen den Engländer »ein reißend Tier«) und 3016 Hochschullehrer erklären, daß »für die ganze Kultur Europas das Heil an dem Siege Deutschlands

hänge«. Schließlich stellt das »Monistische Jahrhundert« fest, daß »Deutschland die historische Aufgabe habe, Europa unter seiner Führung zu organisieren«, was Richard Dehmel wieder dahingehend erweitert und zugleich präzisiert, daß »nur der Deutsche ein adeliges Recht auf die Weltherrschaft habe«. Trotzdem aber, oder vielmehr eben deswegen, nennt Professor Euken den Engländer einen »Pharisäer«, wobei er aber gleich hinzufügt (bevor wir noch dagegen protestieren können): »ein solcher Vergleich sei eigentlich eine Beleidigung für die Pharisäer«.*) Kurz: am deutschen Wesen soll die Welt genesen, ob sie nun will oder nicht, und ist sie nicht willig, so brauch ich Gewalt.

Ist das nicht eine glänzende Karikatur unseres Auserwähltheitsgedankens? Richtig zieht auch Werner Sombart diesen zur Stütze heran. Zwei auserwählte Völker gibt es nach ihm: Deutsche und Juden. Da sieh' mal! Sollen wir durch diese schmeichelhafte Verknüpfung vielleicht bewogen werden Partei für die »Helden« gegen die »Händler« zu nehmen? Da besinnen wir uns aber einen Moment und meinen dann: eher gibt es wohl keines, zumindest aber keines in diesem Sinne. Und da sieht man, wozu so ein »Nationalistenspiegel« gut sein kann: wir sind durch so eine Behauptung gezwungen, uns über den Sinn unserer Auserwähltheit klar zu werden. Da zeigt es sich nun, daß unsere Auserwähltheit kein Recht einschließt, sondern eine Verpflichtung. Daß sie eine interne Angelegenheit ist zwischen Gott und uns, und daß wir nach außen hin nicht viel Aufhebens damit machen dürfen. Wir haben uns nämlich Gott gegenüber verpflichtet, ein auserwähltes Volk zu werden — ob wirs nun sind, ist eine andere Frage. Jedenfalls können wir daraus keine Rechte anderen Völkern gegenüber ableiten. Und das einzige, was aus der von uns eingegangenen Verpflichtung zur Auserwähltheit folgt, ist die größere Schmach und Schande unseres Lebens: denn wir haben sie nämlich nicht eingehalten, diese Verpflichtung, wir betragen uns nicht wie Gottes Volk — und allerdings auch dies ist eine Sache einzig zwischen Gott und uns.

Dostojewski glaubte fest daran, daß Rußland dazu bestimmt sei, der Welt den neuen Gedanken zu geben und er war daher das, was man jetzt einen wütenden Annexionisten nennt — seine politischen Schriften sind einfach ekelhaft. Erkennen wir aus ihnen die Gefahren einer Missionsidee. Nicht der Welt den neuen Gedanken zu geben, sondern ihn uns selbst als Aufgabe zur Verwirklichung zu setzen ist unsere Sache. Die jüdische Auserwähltheitsidee kann daher so aufgefaßt, nie zu einem Imperialismus führen, zu dem die russische eines Dostojewski und ebenso die deutsche eines Fichte letzten Endes führte. Und auch diese Erkenntnis darf uns nicht eine Quelle nationalen Hochmutes werden — denn die Anderen, sie werden sagen wir wären zum Imperialismus nur nicht »gesund« genug.

Markus Reiner.

---

*) Es muß hervorgehoben werden, daß diese Zitatensammlung ein Auszug aus einer größeren ist, die von einem Deutschen stammt, der sie in einem mutigen Buch über den Krieg veröffentlicht hat.

Gesetzestreue oder Auflehnung.

H. B. wirft im Rundschreiben des jüdischen Volksheims zu Berlin — vgl. die erste Nummer dieser Zeitschrift — nachdem sie von der Möglichkeit gesprochen, nach dem Osten zu gehen und dort an dem Bau der jüdischen Jugend zu arbeiten, die Frage auf:

Dürfen wir in der Befolgung des jüdischen Gesetzes revolutionär wirken oder ist in unserem praktischen Leben Rücksicht auf die Anschauungen unserer Volksheimjugend notwendig?

Verfasser dieser Zeilen hat das Glück, gerade im Osten an verantwortlicher Stelle im Dienste der jüdischen Jugend- und Erziehungsarbeit zu wirken, kennt aber auch das Leben im jüdischen Volksheim aus nächster Nähe, da ein großer Teil der Volksheimjungens seine Schüler sind. Er darf sich daher aus zweifachem Grunde erlauben, die Frage zu beantworten oder wenigstens ein Urteil abzugeben.

Oberster Grundsatz aller Erziehung und Bedingung für jeden Erzieher ist freilich Wahrhaftigkeit, Offenheit, Klarheit, Durchsichtigkeit des Charakters, Einheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit.

Aber nicht jeder revolutionäre Draufgänger ist darum schon ein Erzieher, am wenigsten genügt Offenheit, rücksichtsloser Wahrheitsdrang allein zum jüdischen Erzieher. Wer zum Judentum erziehen will, muß selber erst mit ihm eins sein und alle Zerrissenheit in sich gebannt haben. Darf nicht die in der Golusluft aufgenommene Zersetzung in die noch unberührte, reine Seele des Kindes tragen.

Alle Erfahrung lehrt aber, daß der bewußte Bruch mit dem Gesetz früher oder später zur Auflösung der jüdischen Kraft, der jüdischen Substanz führt. Alle Richtungen und Strebungen zur Überwindung des Gesetzes führten aus dem Judentum hinaus oder blieben im günstigsten Fall verschrumpfte Sekten. In Erez Israel mags einmal anders sein. Im Golus nicht. Das nationale Gesetz erwies sich als die unsichtbare Mauer, hinter der die jüdische Nationalseele Schutz fand und noch findet. Es mag eine Umformung geben, eine Verinnerlichung der Lebensformen, eine Beseelung des Gesetzesleibes, doch das darf nicht revolutionär geschehen, wenn nicht der ganze Bau in seinen Grundfesten erschüttert werden soll, das kann schrittweise, auf dem Wege der Evolution, ohne hastige Überstürzung geschehen...

Und gar erst im Angesicht der Ostjugend, der naiv gläubigen Kindheit. Was bliebe vom Judentum übrig in ihrem weichen, bildsamen, mit den Goldkörnern rabbinischer Weisheit angefüllten Herzen, wenn sie Meister und Führer vor sich sähe, die mit dem, woran ihre Seele hängt, offenkundig brechen? Nichts als ein Riß, ein tiefer, schneidender Riß, zwischen Vätern und Söhnen, zwischen Müttern und Töchtern, viel tiefer, als bei denen, die nie am Gesetz gehangen, und erst in reiferen Jahren anfangen wollen, in ihm zu leben.

Was folgt daraus?

Wer mit dem Gesetz innerlich so weit zerfallen ist, daß er dessen Beachtung als Opfer der Überzeugung anstatt als nationale Pflicht empfindet,

darf nicht eher das hohe Amt des Lehrers und Seelenführers von einer jugendlichen Gemeinde annehmen, deren Haus und Leben in den national-religiösen Formen wurzelt, als bis er den Zwiespalt in sich ausgeglichen und zum Respekt vor dem Nationalkult sich durchgerungen. Denn das ist wahr. Nicht heucheln soll er, nicht scheinen, was er nicht ist und nicht empfindet, doch zerstören was anderen heilig darf er noch weniger, soll nicht das Erfürchtige, Urwüchsige antasten und entwurzeln wollen.

Darum wer unfertig ist, sei Schüler, nicht Meister.

Wilhelm Levy.

Richard Beer-Hofmann und das Judentum.

(Aus einem, am 28. April 1918, in der Wiener »Urania« gehaltenen Vortrag über den Dichter.)

.... Wir haben dem Zufall, der von manchen Kritikern dem »Grafen von Charolais« zum Vorwurf gemacht wurde, unsere Aufmerksamkeit zugewendet und ich habe versucht, Ihnen zu zeigen, daß in diesem Drama über alle tatsächlichen Begebenheiten hinweg Schicksalsmächte, vom Urbeginn tätig, ihren Kampf führen wie in den Schlachten Homers, unsichtbar die unsterblichen Götter.

Die »Zufälle« häufen sich, sind so berechnet, daß die Bezeichnung ihren Sinn verliert. Was Zufall scheint, ist Gesetz, ist Bestimmung, ist, wenn auch unseren Augen verborgen, von unermeßlicher Wirkung. Zufall — so nennen wir eine Chiffernschrift, deren Schlüssel wir nicht in Händen haben, allein es lebt in uns die Gewißheit, daß es einen solchen Schlüssel gibt, Zufall — so nennen wir jeden unerkannten Zusammenhang, so wandelt sich seine Herrschaft zur Notwendigkeit. Die Tyrannei des Willkürlichen ist eingebettet in ein großes Geschehen: eine letzte Gerechtigkeit steht dahinter, deren Wesen allerdings nichts mit dem zu tun hat, was wir so nennen. Abseits von der alltäglichen Folge von Ursache und Wirkung vollzieht sich dieses Geschehen, das wortlos zu uns spricht.

Wir sind ein Nichts, ein Stäubchen, irrend im Universum, eine Welle im Strom. Aber nicht dies ist der Weisheit letzter Schluß: eine Welle im Meer, aber unerläßlich und notwendig in der großen Wellenbewegung, auf immer verbunden mit der Quelle, aus der wir kommen, und dem großen Meer, in das wir gehen. Auf den Monolog und die verwirrenden Dialoge mit den Menschen folgt die große Wechselrede mit Gott: nicht mehr wir stehen im Mittelpunkt, aber dennoch alles geschieht auch in uns. Ein Gesetz beherrscht alles, nichts entzieht sich ihm.

Für immer verbunden der Quelle, aus der wir kommen, und dem Meer, in das wir gehen. Eigenartig verschränkt und doch zwingend erscheinen bei Beer-Hofmann Zufall und Notwendigkeit, ebenso erwächst ihm aus der letzten menschlichen Einsamkeit das Bewußtsein stärksten Vorhandenseins, wird ihm zu einem tiefen, alles durchtränkenden Gefühl der Blut- und Schicksalsgemeinschaft mit allen, die vor uns kamen, mit allen, die uns folgen. Mit versunkenen Genossen, deren Schatten ihm lebendig werden, und mit unseren Kindern und Kindeskindern, in denen unser Wesen, gut und böse, kreist, wenn wir längst zu Staub zerfallen sind.

Vielleicht läßt sich nur von hier Beer-Hofmanns Stellung zum Judentum besser verstehen.

Das Schaffen dieses Dichters hat eine tiefe Wurzel im Judentum. Das Los des jüdischen Volkes hat endgültige Gestaltung in der Kunst unserer Tage noch nicht gefunden. Ein Anfang, episodisch und vorläufig, liegt vor: im roten Itzig, des »Grafen von Charolais«. Shylock ist wohl Jude, aber sein Schicksal ist kein spezifisch jüdisches. Wohl hat Shakespeare mit weiser Absicht die Tragik Shylocks an das Familienleben geknüpft, an die empfindsamste, verwundbarste Stelle der jüdischen Psyche. Aber daß eine Tochter entführt wird, kann jedem Vater (nicht bloß einem jüdischen) passieren. Hier aber wird ein jüdisches Schicksal — wenn auch episodisch — gestaltet. Im roten Itzig wird nicht nur der Jude gezeigt, wie er ist, sondern auch, wie er geworden ist.

Beer-Hofmann läßt durch das verzerrte Lächeln, durch den trockenen, aus den Tiefen aufsteigenden Hohn eines Menschenverächters ahnen, welche Qualen dieser Abseitige gelitten hat. Er erreicht diese Wirkung nicht so sehr durch das, was er seinen Izig in der Erregung hervorsprudeln läßt, er läßt uns vielmehr fühlen, wie die verhaltene Wut nach Ausdruck ringt, wie sie alles Wehe und Schwere, das in ihm lebt, hinausschreien möchte in einem einzigen qualvollen Schrei. Hier spricht, nein, hier gurgelt, stöhnt und höhnt und verstummt endlich, der Unzulänglichkeit aller Menschensprache sich bewußt werdend, der Jahrtausende alte Groll eines Volkes. Hier steht als eine düstergewaltige Mahnung, aus dem Dunkel gespenstisch die Arme emporhaltend, Ahasver im Kleide eines Handeljuden.

Doch es kommt schließlich nicht so sehr darauf an, daß dieser Dichter jüdische Probleme behandelt. Vielmehr darauf, daß das Spezifische jüdischer Geistigkeit, jüdischer Erlebnisart in seiner Behandlungsweise als Potenz stark fühlbar wird.

Wir empfinden die durchgängigen Züge, die durch Beer-Hofmann bisheriges Schaffen gehen und ihre eigenartige Verschmelzung, ihre Auflösung und Erhöhung durch ein drittes Umfassendes als jüdisch, wenn wir auch ihre persönliche Prägung und, was sie ins allgemein-menschliche emporhebt, erkennen. Erinnern wir uns jener entscheidenden Abendstunden in »Der Tod Georgs«, welche Paul aus engem Bezirke in die Weite der Welt, aus selbstquälerischen Zweifeln zur Erkenntnis, daß alles gerechte Wege ging. Den Gewinn dieser Stunde hat Paul »Gerechtigkeit« genannt, aber schon erhebt sich auch hier der Zweifel. Woran sollte er erkennen, daß nicht auch diese Erkenntnis an ihn herangeweht war aus dem Vielen, das ihn umgab? Entscheidung bringt ihm das Bewußtsein, daß sein Blut selbst es war, das zu ihm gesprochen hatte und darauf zu horchen hatte die Stunde ihn gelehrt. Gerechtigkeit war wie eine Sonne über dem Leben derer gestanden, deren Blut in ihm floß. In ihren tiefsten Nöten hatten sie zu Gott dem Gerechten, nicht zu Gott dem Gnädigen gerufen.

Das biblische Judentum kennt keine Willkür im Geschehen, das Volk unterwirft sich rückhaltlos der Voraussicht des Herrn. Noch Spinoza, der sich von einem persönlichen Gott losgesagt hat, ist durchaus deterministisch. Dieses tiefe Abhängigkeitsgefühl von höheren Mächten und ein mensch-

liches Auflehnen dagegen findet sich im Buche Hiob. Ein Mann aus Uz erleidet dort im Grunde dasselbe rätselhafte wie der junge Graf von Charolais. Der Wirt verlor sein Lebensglück durch einen Frühlingswind. In jenem Buche, das uralte Menschheitsfragen umschließt, wird erzählt: »Und siehe, es kam ein großer Wind von der Wüste her und stieß auf die Ecken des Hauses und warf es auf die Knaben«. Zu Hiob spricht sein Weib: »Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? So segne Gott und stirb!« Es ist derselbe Ton in den Worten, die der Graf von Charolais am Ausgange dem Präsidenten zuruft. Auch Hiob will mit Gott rechten wie ein Menschenkind mit seinem Freunde. Es ist etwas in der Unmittelbarkeit, Beschwingtheit und Fülle der Sprache Beer-Hofmanns, in diesem von Erlebnissen schweren, frei der Sekte entspringenden Pathos, die an viele und innig genossene Bibellektüre erinnert.

»Höhnt ihn, wer ihn gerecht und gnädig nennt?«, fragt der Graf von Charolais in tiefer Bitterkeit. Und doch — gerecht ist alles, ein Gesetz waltet über allem, uns verborgen und in manchen auserwählten Stunden geahnt. Erinnern wir uns zur Feststellung der geistigen Kontinuität daran, welche Rolle die Begriffe Zadik und Zedek in den visionären Emanationen der Propheten und in der nachexilischen Literatur spielen. Immer wieder kehren sie in tausend Zusammenhängen wieder, als Hoffnung im Verhältnis zu Gott, in schwersten Prüfungen des Volkes stets erneuert, als Rechtfertigung eigener Sünden, in den Beziehungen zu dem umwohnenden, das Volk bedrängenden Heiden ist die Gerechtigkeit der Frommen vor Gott immer wieder letzte und sicherste Stütze. »Die ihr Gerechtigkeit kennt, du Volk, das meine Thora im Herzen hat«, ruft Jesaias. Hiob stöhnt: »In Rechtfertigung kleidete ich mich und sie bekleidet mich wie ein Mantel und mein Kopfbund war mein Recht«. »Gerecht ist Jahwe, gerechte Unterscheidung liebt er«, verkündet der elfte Psalm.

Das zweite Motiv, welches das »Schlaflied für Mirjam« schuf, ist keinem Volke näher als dem jüdischen, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Generationen, Verpflichtungen des Blutes mit denen des Geistes unlösbar verknüpft. Man hat es oft flach die jüdische Pietät genannt. Aber Tieferes bleibt hier zu bemerken: wie es dieses Gefühl ist, das vom Dichter niemals zu betont am Hintergrunde aller seiner Schöpfungen wirkt. Es bleibt hervorzuheben, daß dieses Bewußtsein innigsten, unauflöslichen Zusammenhanges in zweifacher Richtung das Werk Beer-Hofmanns mit dem antiken Judentum verknüpft. Bei den Alten war der Begriff des Lebens nicht so individuell ausgestattet wie für uns. So nimmt man z. B. an, daß alle Glieder eines Stammes nur ein Leben haben, das in dem gemeinsamen Blut, das durch aller Adern strömt, seinen physischen Träger hat«. (Robertson Smith, Lectures on the religion of Semites.) Die Pflichten der Blutsgemeinschaft, die Achtung vor der Heiligkeit des Blutes sind die einzigen für den antiken Juden, die unantastbar und unverbrüchlich sind. Im Hebräischem ist der Ausdruck, mit dem jemand eine Verwandtschaft anerkennt: »Du bist von meinem Bein und Fleisch«. Diese Auffassung eines Stammes als Lebenseinheit, als beseelten körperlichen Träger von Blut, Fleisch und Gebeinen wirkt noch in diesem Dichter unterirdisch fort, ist nur tiefer, reicher und

beziehungsvoller geworden. »Du bist ihr Leben, ihr Leben ist dein. Mirjam, mein Leben«, singt das Schlaflied.

In einer zweiten Richtung ist in den Werken Beer-Hofmanns das antike Judentum wirksam und lebendig. Religion, wenn wir das Abhängigkeitsgefühl von höheren Mächten so nennen wollen, ist keine Angelegenheit des Einzelnen, sondern der Gemeinschaft. Was wir individualistisch Religion nennen, die persönliche Auseinandersetzung mit Gott, das hat nichts mit dem antiken Begriff der Religion zu tun. Gott sorgte auch für den Einzelnen, aber nur insoferne er Träger eines unsterblichen Keimes war, als Mitglied des Stammes. Privates Unglück war nichts, was die Beziehungen des Einzelnen gestört hätte. Zu tief waren die antiken Juden davon durchdrungen, daß auch persönliches Unglück und Glück mit dem Wohl und Wehe der Gemeinschaft verknüpft sind, daß, was geschieht, gerecht ist und keine Handlung an sich bedeutungslos ins Leere ging.

Wir würden uns von hier aus getrauen, in einigen wesentlichen Punkten die Stellung Beer-Hofmanns zu Problemen des Judentums — freilich ohne Gewähr — zu konstruieren: das Sonderschicksal der Juden erscheint ihm nicht als ein Ungefähr, von blinden Mächten so gestaltet. Fluch und Segen, die auf diesem Volke ruhn, das große Fragezeichen ihres Leids und ihrer Absonderung — auch sie fallen unter die Wirkung vorbestimmter Gesetze. Im letzten Grunde geschieht kein Unrecht, notwendig erscheint alles Leid und alle Seligkeit mit allem verknüpft. Dieses Volk muß weitergehen nach dem Gesetz, nach dem es angetreten, keine Stunde dieses seltsamen Schicksals ist leer und sinnlos, auch die Zerstreuung und das Leben unter fremden Völkern muß tiefen, noch verborgenen Sinn umschließen, den vielleicht Worte seiner Propheten ahnen lassen. Das alles überragende Problem der Auserwähltheit, der uralten Brith, wird wohl in den Mittelpunkt dieser Betrachtung rücken — es wiederholt nur gehoben und unter Gesichtspunkten ewigen Geschehens die Beer-Hofmannsche Frage nach dem Wesen von Zufall und Notwendigkeit.

Wenn jemand unter den Gestaltenden dieser Gegenwart berufen ist, das weltbedeutende Geschehen des jüdischen Volkserlebnisses zu entrollen und uns unter Schauern seinen geheimnisvollen Sinn ahnen zu lassen, so ist es dieser Dichter.

Wir haben den Weg verfolgt, den Beer-Hofmann gehen mußte: ein Weg zur Höhe, hartnäckig und eifervoll festgehalten, keinem äußeren Drängen unterworfen, nur den inneren Stimmen hingegeben, es war kein Marsch auf der Straße. In welcher Welt leben wir, da so wenige fühlen, daß hier ein einziger durch diese wirre Zeit geht, ruhig einen unbekannten doch geahnten Ziel entgegen, wie seine Gestalten unbeirrt einen Weg, nicht ihrer Wahl überlassen, sondern einen, der ihm geheimnisvoll bestimmt ist? In welcher Welt leben wir, die nicht erkannt hat, daß diese Werke geschaffen wurden von einer Hand, die gesegnet und gebenedeit ist unter allen Händen, die in unseren Tagen am Werke sind?

Theodor Reik.

Vom Leben der Jugend.

Die Ideologie vom »Merkaz«.

Es entstand in Krakau vor einigen Monaten ein zionistischer Verein »Merkaz Hazeirim«. Wie doch das Verbreiten der Idee von der wirtschaftlichen, nationalen, geistigen Renaissance unseres Volkes auf eigener Scholle erfreulich ist, so hat es anderseits keinen tieferen — vielleicht nur statistischen — Zweck jeden neugegründeten Verein zu registrieren. Weil aber der »Merkaz« eher Anschauungen, als nur dies, was er bis jetzt ist, darstellt, bin ich im Begriffe hier seine Ideologie klarzulegen.

Vom Standpunkte ausgehend, daß die Jugend nicht nur eine Phase im physischen Entwicklungsgange des Menschen ist, sondern auch zugleich ein besonderes Ganzes bildet, muß die Jugend ihr eigenes Leben leben, das sich diametral von der Lebensart der Älteren unterscheidet. Was ihr den spezifischen Stempel verleihen sollte, das wäre die flammende Liebe zum Ideal und die Unbedingtheit im Kampfe um dessen Realisierung, sie soll jeden platten Opportunismus und jedes Kompromisverfahren zur Seite schieben, kurz Abschied nehmen von den bürgerlichen »Idealen« (ein contradictio in adiecto!), die sich im Golde spiegeln. Die »jüdische« Jugend will jüdisch werden, und da tut es Not ihr Herz mit jüdischem Inhalt zu füllen. Wir wollen die jüdische Geschichte, soll heißen unsere Geschichte, leben, im vollen Bewußtsein dessen, daß Taten von Hunderten von Geschlechtern die lange Kette fügen, die wir Geschichte nennen, wollen wir auch ein Zwischenglied werden. Wir müssen fühlen, daß unsere Propheten und Könige, demselben Blute entstammten wie wir, daß sie uns so nahe verwandt sind, wie unsere noch heute lebenden Verwandten. Wir müssen Geschichte Leben lernen, daß wir uns sagen dürfen: La nation c'est moi!

Bis hieher schreiten wir — m. E. — mit der ganzen Jugend, wir gehen zusammen in den Kampf, um unsere Emanzipation von den unberufenen und ungeeigneten Vormundschaften, die ganze Jugend will doch abschütteln die ihr aufgebürdete Zensur des Fühlens, Denkens, Sprechens und der Tat. Wir wollen nicht mehr Entmündigte bleiben, sondern eine Gemeinschaft werden, die keinen anderen Gesetzbüchern unterliegt, als dem ewigen Gesetze der Ethik. Sie soll uns der einzige Anreger und Leiter in unserem Handeln sein.

Bis hieher — wie gesagt — schreiten wir zusammen. Von hier führen zwei verschiedene Wege. Der eine ist der Weg der Einsamkeit, diesen wählte die ganze zionistische Jugend, ohne Altersunterschied, die wir in der Organisationen »Schomrim« und »Blau-Weiß« oder »Zeire-Zion« finden. Sie lebt in sich und für sich. Dies ist ihr Ziel an sich. Fern von der Gesellschaft übt die Jugend keinen Einfluß auf die letztere, dies kann jedoch höchstens für den achtzehnjährigen jungen Menschen Rechtfertigung erhoffen. Und deshalb ergibt sich der Natur der Dinge nach ein zweiter Weg, den wir schreiten. Auch der »Merkaz« schreitet in gewisser Hinsicht in Einsamkeit, aber nur deshalb, weil der Rest der Jugend den ersten Weg geht. Und doch wird er nicht einsam sein, denn er geht ins Volk, um dort seine Losungsworte zu verkünden, zu verbreiten und zu realisieren, die Jugend die ihre Idealen gelebt hat, muß trachten, daß sie zur Topie werden und sich nicht im Sande verlaufen — wenn man's so nennen darf —. Eine unserer wichtigsten und eminentesten Aufgaben ist also die Arbeit im Volke für das Volk. Wir wollen keine hermetisch geschlossene Gesellschaft sein, sondern ins jüdische Volk gehen und sein Leben, Leiden und Lage kennen lernen. Als Mittel hiezu dient uns die Jüdische Sprache, die nicht nur die Sprache des jüdischen Volkes ist: sie ist auch unsere Sprache. Das soll aber nicht bedeuten, daß wir der hebräi-

schen den Vorrang verweigern, wir trachten sie nicht minder intensiv — wenn nicht noch intensiver — zu beherrschen. Hebräisch und jüdisch, aber nicht polnisch sind unsere Sprachen. Das Beherrschen der jüdischen Sprache gestattet uns unser Volk zu verstehen und gleichzeitig von ihm verstanden zu werden. Und wirklich errangen wir sein volles Vertrauen in kurzer Zeit. Beweise lieferten die blutigen Apriltage, die Krakau (wie auch viele andere Städtchen Galiziens) durchmachte. Das ganze jüdische Volk richtete sein Augenmerk auf den »Merkaz«, er war das richtige Zentrum des Krakauer Judentums, es war dieser, der mit Hilfe der »Jugend« (ein poale-zion. Verein) und der »Schomrim« den Selbstschutz gründete, der ein dauernder Mahnruf in bekannter Richtung verbleiben wird.

In unserem Programm nimmt also die Arbeit für das jüdische Volk einen hervorragenden Platz ein. Es tut Not, ihm positive Werte zu geben und nicht an Phrasenausrufen stehen zu bleiben. Genug Worte, jetzt müssen Taten folgen! Bei den heutigen Verhältnissen halten wir für unbedingt notwendig das Errichten von Berufs- und Rechts-Informations-Bureaus. Drei Leitmotive gaben uns dazu Anstoß:

1. Der blinde Antisemitismus eines sehr großen Teiles der Gesellschaft, in deren Mitte wir wohnen, der den Grundsatz: »Jeder zu den Seinigen« (swój do swego) aufstellend, dem Juden jede Hilfe verweigert,

2. Die ökonomische und materielle Not der zahlreichen Schichten des Volkes, die ihm alle entgeltliche Ratschläge unmöglich macht,

3. Die fast ausschließliche Kenntnis der jüdischen Sprache, dies gestattet den Juden nicht in den unmittelbaren Kontakt mit den verschiedenen Behörden zu treten, um nicht dem Spott, wegen minimalen Beherrschens der polnischen Sprache, ausgesetzt zu sein.

Der »Merkaz« muß auch viele Mühe allen den Institutionen schenken, die demokratisch eingerichtet, kulturelle Bedeutung haben. Es handelt sich hier um Toynbeehallen, die auch oder in der ersten Reihe das allgemeine Wissen in groben Umrissen wenigstens geben könnten, Bibliotheken, welche dem jüdischen Volke zur Verfügung stünden, Festabende und Versammlungen, die dem Besprechen verschiedener nationaler, sozialer, ökonomischer Probleme gewidmet wären u. a. m.

Altneu wäre in unserer Anschauung und Bewegung der demokratische Charakter. Hiedurch unterscheiden wir uns prinzipiell von anderen Vereinen und Organisationen der zionistischen Jugend. Obwohl unser unvergeßliche Meister die zionistische Bewegung auf demokratischen Grundlagen basierte, blieb sie doch bis heute in großem Maße fern von dem obgenannten Grundsatz. Traurigen aber wahren Beweis bringen uns die Jugendvereine, deren vollkommenes Sich-Separieren sehr unangenehmen Eindruck macht. Alle unterstreichen emphatisch, daß sie nur solche und solche Jugend um sich gruppieren, aber das noch minder bauende ist es, daß sie ohne jede Beziehungen zu einander stehen. Diese Anomalie trachten wir zu beseitigen. Unsere Entwicklung muß physiologisch und nicht patologisch sein. Zu uns hat jeder Jude und jede Jüdin Zutritt und Eintritt. Vor allem der von den dunklen, schmalen, armseligen jüdischen Gassen, seine Söhne und Töchter rufen wird, denn dadurch werden die Ziele und Ideale, die wir bekennen eher ins Volk fließen und seine Herzen und Köpfe gewinnen. Und dann sind wir die Sieger! Denn mit uns ist das jüdische Volk!

Noch eine kleine Bemerkung. Der Verein »Merkaz« ist im Begriffe seine Ideologie in ganz Galizien zu verbreiten und eine Organisation »Merkaz« zu gründen. Deshalb wird er in den künftigen Wochen einen galizischen Jugendtag veranstalten. Näheres werden wir noch rechtzeitig bekanntmachen.

Naftali Menasché.

Rundschau.

Jüdische Volkskunde.

Nicht mit gelehrten Daten wollen wir hier belasten. Zur Mitarbeit einladen wollen wir. Lebensäußerungen des jüdischen Volkes sollen unsere Leser uns sammeln helfen.

Wie lebt das jüdische Volk? Wie spiegelt sich seine Seele wieder, wie wirkt seine Sonderart sich aus in Sprache und Sprichwort, in Sang und Sage, in Sitte und Brauch, in Spiel und Glaube, in Volkskunst und Tracht? Auf allen diesen Gebieten gilt es liebevoll, sorgfältig beobachten, Fakten zusammentragen. Aus diesen Steinchen ist dann ein Mosaik zu bilden, das Bild des jüdischen Volkes im Sinne der Volkskunde (Folklore).

In Fülle bieten sie sich dar überall, wo das Leben des Juden noch jüdische Eigenart aufweist. Sei es in der Heimat, sei es — und hier besonders — in der Fremde, wo jede Abweichung von eigener Art und gewohntem Brauch sofort auffällt. Dem jugendlichen Sammeleifer unserer Freunde erschließt sich hier ein weites Feld der Betätigung. Sagen wir es aber gleich: einer Betätigung, die dem Neuling leicht den Mut benimmt. Beim Volke, das doch über sich selbst zu befragen ist, wird man zunächst für diese Arbeit kein Verständnis finden. Vielfach stößt man auf Argwohn und Scheu, bei nicht wenigen auf geringschätzige Abweisung, bei manchen »Gebildeten« geradezu auf Widerstand. »Wozu diese Chederunarten konservieren? Wozu diesen Aberglauben publizieren, diese Ghettomanieren glorifizieren?« Gewisse Kreise schämen sich solcher — Erinnerungen an die eigene Vergangenheit.

Diese Scham und Scheu und Mißachtung zu überwinden, ist Sache des politischen Taktes. Dort, wo es nicht hinreicht, das Forschungsobjekt, wie der Jäger das Wild beschleicht, unauffällig zu beobachten, muß man sein Vertrauen zu gewinnen suchen. Als Gegenwert irgendeiner Gefälligkeit erhält man in der Regel die gewünschte Auskunft. Anderen empfiehlt es sich den praktischen Wert unserer Arbeit anzudeuten.

Unsere Forschungen zeitigen zunächst das wissenschaftliche Ergebnis, daß sie über geistige Zusammenhänge zwischen dem jüdischen Volk und anderen Kulturkreisen Licht verbreiten. Zugleich tritt hier aber auch der Gegensatz zwischen jüdischer und fremder Art hervor. Der jüdische Volksglaube zum Beispiel erweist sich nahezu vollständig als Entlehnung. Um so auffallender ist es, daß die in anderen Kreisen immer wiederkehrende Entziehung von Menschenblut und die Verwendung gestohlenen Gutes zu magischen Zwecken im Volksglauben der Juden mit keinem Worte Erwähnung findet. Unter den jüdischen Volksliedern sind viele, wenn nicht geradezu entlehnt, mit Liedern anderer Völker auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen. Gerade in dem aber, worin sie von diesen Verwandten sich unterscheiden, liegt das charakteristisch Jüdische.

Sodann liefert die jüdische Volkskunde die Entstehungsgeschichte jüdischer Volksbräuche und damit für die häusliche Freitagabendfeier, den Seder und andere Träger jüdischen Volkslebens einen neuen Unterbau. Während die Abnahme des religiösen Sinnes sie gefährdet, werden sie so zu Kraftquellen nationalen Bewußtseins.

Nicht nüchterner Forschungstrieb allein, nicht rein theoretisches Interesse ist es somit, was den Juden zur jüdischen Volkskunde führt. Eine Gefühlsnote schwingt darin mit. Und je eifriger und ernster er sich in die Arbeit vertieft, um so weiter und ansprechender erschließt sich ihm das Gemütsleben seines Volkes, um so stärker muß seine Stammesliebe werden. Wenn er die jüdische Mutter an der Wiege ihres Kindes belauscht, wenn er die in ihrer schlichten Selbstverständlichkeit um so

erhabenere jüdische Hilfstätigkeit bei Trauerfällen beobachtet, wenn er im jüdischen Sprichwort den trotz aller Bitternis des täglichen Erlebens unausrottbaren Glauben an eine sittliche Waltung und das bei aller Würdigung irdischen Gutes unbedingte Überwiegen geistiger Werte wahrnimmt, wenn er in den internationalen Sagen und wandernden Märchen, sobald sie jüdischen Boden betreten, den frommen Einschlag, die Anlehnung an das Bibelwort gewahrt —, dann kann er nie mehr gegen sein Volk ungerecht werden. Scheiden lernt er zwischen dem reinen, gesunden Kern und der Schale, einer Außenseite mit Flecken, die beim erzwungenen Waten durch den Gassenkot der Jahrhunderte unvermeidlich waren.

Darum: Wollt Ihr gute Juden sein, so helfet jüdisches Gut sammeln, einen Volksbesitz, der dem alles nivellierenden und uniformierenden Modelack, dem alles urwüchsige Volkstum ertötenden Bildungsfirnis unserer Zeit immer mehr weichen muß. Reste einer Schicht, die Muttererde jüdischer Kultur ist, die wir nicht missen können.

• •
•

Jedes Sammeln bedarf einer Anleitung. Dem Folkloristen ergeht es ähnlich wie dem Botaniker. Die Masse, die durch Wald und Auen schweift, sieht nur »Bäume«, »Blumen«, »Grün« dort, wo das botanisch geschulte Auge scharf unterscheidet, spezialisiert und oft Werte entdeckt, an denen der andere achtlos vorübergeht, wissenschaftliche Schätze, die der Fuss des Ungelehrten plump zertritt.

So muß auch Auge und Ohr des Folkloristen auf das, was für ihn von Bedeutung ist, eingestellt sein. Er muss aber auch die Selbstzucht üben, das Gesehene und Gehörte nicht im Spiegel seiner Reflexion, sondern womöglich mit photo- und phonographischer Treue wiederzugeben. Diese Präzision ist unerläßlich.

Seitdem ich im November 1896 mit einem öffentlichen Aufruf Sammlungen zur jüdischen Volkskunde eingeleitet habe, die zumeist in den nunmehr 20 Jahrgängen der »Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde« Aufnahme fanden, ist der Stoff allerdings beträchtlich angewachsen. Heute kostet es ein gut Teil Arbeit, bei jedem einzelnen Fund, sei es Volkslied, Sprichwort oder sonst ein volkskundlicher Gegenstand, festzustellen, ob er nicht bereits durch eine der seitdem erschienenen Veröffentlichungen derartigen Stoffes literarisch bekannt geworden sei. Doch lasse man sich dadurch nicht beirren. Die meisten Funde stellen, wie bei mündlicher Überlieferung ganz natürlich, irgend eine Variante dar. Immerhin wird sich, um von dem Umfang unseres Arbeitsgebietes und den Methoden ein Bild zu gewinnen, ein Blick in die erwähnten »Mitteilungen« empfehlen.

Vor allem beachte man hier A. Landaus Präzision in der Wiedergabe der Texte, wie die Transkription sich bemüht, den gehörten Laut, jede dialektische Nuance möglichst getreu zu treffen. Gerade hierin lassen die beiden im übrigen vortrefflichen Standardworks der jüdischen Volkskunde, Bernsteins Sammlung jüdischer Sprichwörter und die Ausgabe jüdischer Volkslieder aus Russland von Ginsburg und Marek, zu wünschen übrig. Ihnen fehlt die phonetische Akribie, mit der zum Beispiel Idelsohn die Lieder orientalischer Juden wiedergibt.

Seine Aufsätze über die persischen und jemenitischen Juden in den »Mitteilungen« können als Vorlage für die Art gelten, wie eine jüdische Volksgruppe folkloristisch zu behandeln ist. Ebenso sind seine Untersuchungen der Aussprache des Hebräischen bei verschiedenen Gruppen, deren er neun abgehört hat, vorbildlich für die Erforschung der jüdischen »Galuth«-Sprachen, über deren Entstehung uns Math. Mieses belehrt. Als solche liegt uns am nächsten das »Jüdische«, das diese Bezeichnung schon als die Muttersprache von 10 Milli-

onen Juden, somit fünf Sechstel der gesamten gegenwärtig lebenden Judenheit, verdient. Eine Sprache, die wiederum ihre Mundarten, Provinzialismen und verschiedenen Aussprachen hat. Der Litauer spricht sie anders als der Galizianer, der Elsässer anders als der Jude in Oberfranken. Da heißt es das Ohr schärfen, deutlich unterscheiden.

Vor allem sammeln! Auch wo offenbar althebräisches Sprachgut, wo Zitat oder Anklang an jüdisches Schrifttum vorliegt. Für den Volkscharakter bezeichnend ist ja die Vorliebe gerade für diese Einzelheiten. Und wie oft wird den Zitaten ein anderer Sinn unterlegt, welch ein Tummelplatz für Witz und Parodie! Welche Wandlungen haben sich im jüdischen Volksmunde Worte gefallen lassen müssen, wie: »Hakol kol Jaakob«, »Dalfon«, »Waizata«, »cheleb«, »Schelumiël«, »Edom« und andere mehr. Man beachte auch Kunstausdrücke und Berufssprachen, wie S. Weißenberg deren bei den Juden Südrußlands beobachtet hat.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die — zuerst von Leopold Zunz wissenschaftlich behandelten — Namen der Juden, deren Umbildungen Legion ist. Vornamen, Kose- und Spitznamen, Familiennamen, jüdische Bezeichnungen von Ortschaften, Tieren, Planzen, Krankheiten, Spielen — alles ist von Bedeutung. An die Spitznamen knüpfen sich mitunter Till Eulenspiegeleien, sowie von ganzen Städten Abderitenstückchen überliefert werden.

Die jüdische Spottlust, die sich auch in schonungsloser Selbstkritik äußert, verschont keinen Stand, noch Beruf noch religiöse Besonderheiten (Chasidim). Sie spricht schon aus den Kinderreimen, die aber meist kindlich-harmloses Gepräge tragen, den Regenbogen, die Jahreszeiten, die Feste besingen, einzelne Monate und Tora-Wochenabschnitte zu dem Witterungswechsel in Beziehung setzen und so einen jüdischen Volkskalender herstellen. Ketten- und Abzählreime, Alphabetarien, Abwehrformeln gegen bissige Hunde und ähnliches sind ebenso sorgfältig aufzuzeichnen, wie Volkslieder aller Kategorien, Inlibris, Spiele, Rätsel, Märchen, Sagen und soweiter, darunter immer neben Entlehnungen oder internationalem Gemeingut jüdische Besonderheit. Neben den Motiven der Nibelungen-, der Gudrun-, der Tristan-, der Faustussagen — Mose, Elia, Ijob und die Rabbiner des Mittelalters, neben Hephaistos und Artemis, neben dem Froschkönig der Livjathan und Sandalfon, neben Kaspar, Melchior und Balthasar die Größen der Kabbala.

Auch von den Purimspielen von Esther und Ahasverus, von Josef, von Goliath und anderen finden sich noch Spuren.

Nicht zu unterschätzen sind ferner die jüdische Speisekarte, der Sam. Kraus eine gründliche Arbeit gewidmet hat, und das unübersehbare Heer der jüdischen Bräuche von der Wiege bis zum Grabe. Vor allem ausgiebig erweist sich das Gebiet des jüdischen Volksglaubens, über den außer in unseren »Mitteilungen« einiges in größerem Zusammenhange in Werken über Volksmedizin, mitunter unzuverlässig, berichtet wurde.

Solche Irrtümer, die sich dann von Buch zu Buch forterben und nicht mehr zu tilgen sind, haben ihren Grund zum Teil in ungenauer Beobachtung, zum Teil in falscher Deutung. Deshalb nochmals die Bitte: Beobachten, eifrig sammeln! Sammeln nicht nur eigene Beachtungen am lebendigen Objekt, sondern auch volkskundliche Einsprengungen bei Perez, Mendele, Scholem Alejchem und anderen berufenen Darstellern jüdischen Volkslebens. Sammeln aber auch Anschauungsmaterial, Chewrabücher, Gemeindeprotokolle, Familienaufzeichnungen, Memoiren, kurzum alles, worin sich jüdisches Volksleben offenbart!

Zu Rat und Hilfe sind wir jederzeit bereit. Je ergiebiger die Sammlungen, desto näher kommen wir dem Ziele der jüdischen Volkskunde: dem Buche vom jüdischen Volke.

Max Grunwald.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11

Vor dem jüdischen Jugendtag in Deutschland.

Wir müssen den jüdischen Jugendtag von vornherein als etwas Organisches betrachten. Er ist nicht mehr, als wir sind und können. Wir dürfen daher von ihm keine mythische Vorstellung haben oder ihm offenbarende Kraft zutrauen, er ist und bleibt der Ausdruck unserer Fähigkeit. Darum ergibt sich für uns die Forderung, unsere Kräfte einmal zu konzentrieren.

Wir veranstalten den Jugendtag für uns. Wir lassen aber die Öffentlichkeit zuschauen und zuhören. Nicht um zu agitieren und demonstrieren, sondern weil wir uns nach frischer Luft sehnen und uns so stark fühlen, daß wir die anderen hören können. Ja, wir sehnen uns nach frischer Luft — wir sagen es offen — denn wir wissen von uns (wie von jeder Jugendbewegung), daß sich gar leicht ein Sich-selbst-genügen, eine zu große Bescheidenheit gegen sich selbst entwickeln kann. So wollen wir hören, wie Juden und Nichtjuden, die Jugend und die Alten über unseren Willen und unseren Weg denken. Die Jugend, die nicht auf solche Stimmen hörte (sofern sie einer anständigen Gesinnung und einem guten Willen entstammen), wäre schwächlich und klein.

Der Jugendtag soll die jüdische Jugend im Geiste der Liebe, der Zusammengehörigkeit und Einigkeit zusammenführen. Jeder junge Mensch betrachte sich als Vertreter seiner selbst (nicht als Vertreter einer Gruppe oder dergleichen). Durch Berufene soll das Notwendige zum Bewußtsein gebracht und klar, eindeutig ausgesprochen werden. Die Jugend soll durch zwanglose Gespräche und Aussprachen die Forderungen sorgfältig prüfen. Wenn die Jugend wieder auseinandergeht, muß sie das Gefühl mit sich tragen, bereichert, gestärkt, geläutert zu sein.

Für diesen Jugendtag, der jetzt vorbereitet wird, ergibt sich die Forderung: unsere führende Rolle in der jüdischen Jugend in Deutschland auf den Jugendtag zu übertragen. Seien wir uns der Verantwortung bewußt, daß uns die anderen folgen. Wir müssen daher uns bemühen, etwas Umfassendes der jüdischen Jugend durch den Jugendtag zu geben. Es war oben von dem Notwendigen die Rede, von dem für das Volk und dem für die Jugend Notwendigen. Daher müssen folgende Dinge zur Aussprache kommen:

A { Das Jüdischwerden.
Die Religion.
Die Erziehung schlechthin.

B { Die Lage des Volkes.
Die Arbeit fürs Volk.
Beruf (Lebensgestaltung) und Palästina.

Über diese Dinge muß abseits vom Parteipolitischen großzügig, weitherzig, jedoch mit strenger Sachlichkeit gesprochen werden. Diese Forderungen sind zum Teil im bisher geplanten Programm schon enthalten. An Stelle der Korreferate werden lieber Referate über Grenzgebiete — wie es obiges Schema darstellt — zu wählen sein. Unbedingt erforderlich ist das Referat über die »Arbeit fürs Volk« und »Über die Lage des Volkes«.

Dieser Jugendtag hätte außerdem den organisatorischen Zusammenschluß auf Grund des weitherzigen Statuts vom 16. Juni zu vollenden.

Wir werden es der Jugend immer wieder sagen: Wir wollen und meinen Zion. Um unseretwillen. Um des Volkes willen. Aber dieses Bekenntnis — das uns mehr als Bekenntnis ist — muß uns anspornen, alle Fragen in größter Wahrhaftigkeit und Treue zu behandeln. So wollen wir uns und das Volk befreien. Der Jugendtag sei uns auf diesem Weg Warner und Führer. Solches erwarten wir vom Jugendtag!

THESEN.

1. Es muß das Ziel aller jüdisch-nationalen Gruppen sein, nicht nur einhellig, ohne Reibung, nebeneinander zufällig miteinander zu arbeiten, sondern es gilt vor allem das Zusammengehörigkeitsgefühl zur jüdisch-nationalen Jugendbewegung zu schaffen und zu festigen. Das Bewußtsein: Wir alle gehören zur jüdisch-nationalen Jugend. Diese Verständigung muß sein, wenn wir Zion aufbauen wollen. Einer allein kann es nicht, eine Gruppe allein kann es nicht, aber alle zusammen werden es vollbringen (we jeossu culom achath rezaunchoh blewow scholem), wenn sie mit ganzer Hingabe (blewow scholem) ans Werk gehen.

2. Über die Schaffung dieses Zusammengehörigkeitsgefühls der jüdisch-nationalen Jugend in Deutschland und Westösterreich hinaus gilt es, den Zusammenhang mit der jüdisch-nationalen Jugend außerhalb Deutschlands zu gründen und zu bewahren. Diese Aufgabe wird erst nach dem Kriege ganz zu lösen sein, aber schon heute gilt es, nach Möglichkeit die Verbindung anzuknüpfen. Ich denke hierbei vor allem an die Jugend jüdischer Massensiedlung, wo sich der nationale Charakter, von außen am geringsten beeinflußt, am reinsten erhalten hat. Auf ihre Stimme müssen wir hören, auf ihre Regungen achten. Wir müssen stets eingedenk sein, daß wir nicht der jüdische Flügel der freideutschen Jugend sind, sondern der deutsche der großen national-jüdischen Jugendbewegung aller Länder.

3. In dem festen Bewußtsein, unser Leben im Dienste des jüdischen Volkes der nationalen Notwendigkeit zu führen, halten wir es für unsere oberste Pflicht, unsern Beruf in diese Notwendigkeit einzustellen. Vor allem gilt dies für die Besiedlung Palästinas. Berufswahl, Berufseinstellung, Berufsumschichtung — diese drei Stadien der Erfüllung unserer Pflichten gilt es zu verwirklichen. Im Begriff, an diese Realisierung zu gehen, schließen wir uns den Leitsätzen unseres Freundes Glanz (Wien) an: »In diesem Sinne ist die jüdische Jugend entschlossen, sich ausschließlich jüdischen Berufen zu widmen. Als solche begreift sie 1. jede Arbeit, die in der jüdischen Wirtschaft in Palästina ausgereift wird, 2. jene Arbeiten, die an den Orten jüdischer Massensiedlung sich völlig im jüdischen Milieu vollziehen, 3. solche Berufe, die zwar außerhalb der jüdischen Wirtschaft oder des jüdischen Milieus, aber unmittelbar im Dienste des jüdischen Volkes stehen.« Eine Zentrale für Berufsberatung ist für die Durchführung der Arbeiten verantwortlich.

4. Wir wissen, daß wir die Notwendigkeiten des jüdischen Volkes nicht allein durch reine Gesinnung, durch bloße Theorie erfüllen können (chol tauroh sch'en imoh melocho sauphoh beteloh). Wir halten es für unsere dringendste Pflicht, uns in unserem Beruf, in unserem Wissen, in unserem Können zu festigen und zu steigern. Nur auf Menschen, die etwas gelernt haben, etwas können, die arbeiten können, kann sich das jüdische Volk und Palästina verlassen.

5. Ebenso notwendig wie die Einstellung unseres Berufes in den Dienst unseres Volkes ist die Verknüpfung der Jugend mit der sozialen Arbeit. In der jüdischen Auffassung steht die gemilath chassodim — die nie mit Philanthropie identifiziert werden kann, an oberster Stelle, über dem Wissen und über dem Lernen. Ich wüßte nicht, wie die Jugend, die ihr Volk sucht, ihr Volk besser finden kann, als in der Arbeit fürs Volk. Nicht jeder kann und wird nach Palästina gehen, die wenigsten bald — aber diese Arbeit, diese seelische Verbindung mit dem Volk, die mancher von uns auf dem Wege des Buches wohl begehen wird, muß heute, muß jeder heute beginnen. Wir wissen, daß das dem Streben jedes jungen Menschen entspricht. Und wir wissen, daß eine positive jüdische Forderung erfüllt wird und damit auch eine Vermittlung der jüdischen Werke, die in den östlichen Zentren des Volkes entstanden sind, gegeben ist. Eine Zentrale für soziale Arbeit hat auch hier die verantwortungsvolle Leitung.

6. Es gehört zu den Aufgaben der jüdischen Jugend, die Sprache des Volkes zu verstehen. Wir gehen hierbei von der Anomalie unseres Galuthschicksals aus, daß unser Volk zwei Sprachen besitzt. Wir müssen — da wir die Grundlage des Volkes auf keine gefärbte Ideologie aufbauen wollen — den allein realen Faktor berücksichtigen, daß unser Volk heute als Volk in seinen Siedlungen — außer in Erez Israel — jüdisch spricht. Die Verbindung mit der Geschichte des Volkes, mit seiner Erinnerung, mit seinen seelischen Eindrücken kann nur erfolgen, wenn wir die Sprachen des Volkes, — in denen es lebt, denkt, schafft — verstehen, sprechen, fühlen. Doch betonen wir das Primat des Hebräischen. Und wissen, daß es nicht darauf ankommt, eine Sprache dazuzulernen, sondern daß ewer bedeutet: hinüberschreiten. Also sich in einen anderen Denkkreis stellen.

7. Für diejenigen, welche nach Palästina gehen, haben wir eine besondere Verantwortung. Nicht nur, daß sie auf unsere Veranlassung, durch unsere Gedankengänge und Forderungen bewogen wurden, nicht nur diese Verantwortung tragen wir, sondern wir sind auch verantwortlich für die Beschaffenheit, in der unsere Leute hinübergehen. Was sie leisten können, was sie ertragen können, was sie gelernt haben und was sie wissen. Nur Menschen, die arbeiten und ertragen können, dürfen hinübergehen. Wir sind verantwortlich für ihre Eignung und ihre Befähigung. Wir bedürfen daher einer Stelle, einer Zentrale, die die Befähigung prüft, Ratschläge erteilt und Forderungen stellt. Kurz eine Prüfungsstelle für die psychische, physische, sprachliche und technische Voraussetzungen und Bedingungen.

8. Bei allen Teilen der jüdischen Jugend muß eine gediegene Kenntnis von Erez Israel herrschen. Es braucht natürlich nicht jeder junge Mensch

die Namen unserer Kolonien oder der geologischen Schichten und die Exportzahlen von Jaffa aufzusagen. Dies ist natürlich nicht gemeint. Aber er muß seine Heimat kennen, an ihrem Leben, an ihrem Aufbau — wenigstens durch Orientierung und Theorie teilnehmen. Er soll auf Erez Israel sein Sinnen und Trachten richten. Jeder junge Mensch unserer Kreise sollte wenigstens eine Idee für den Aufbau Erez Israels bei sich tragen oder äußern. Jeder Akademiker oder Kaufmann oder Volkswirt soll sein Fachwissen in die Bedingungen Erez Israels einordnen, damit Zion durch das ganze Volk aufgebaut werde, damit Zion ein Werk der jüdischen Jugend werde. Dies bedeutet natürlich nicht: bleibet in Berlin oder Hamburg und schickt an das E. A. C. oder das Palästina-Amt eure Pläne, die »andern« werden sie schon ausführen. Nein, das wahrhaftig nicht. Aber wir wollen ehrlich sein: Nur ein geringer Teil von uns wird und kann bald hinübergehen. Aber ilal Israel, die ganze jüdisch-nationale Jugend ist verpflichtet, ihre Intelligenz, ihr Wissen, ihre Erfahrung, irgend ein Stück ihres Wesens für den Aufbau von Erez Israel zu liefern.

9. Die jüdische Jugend ist sich vollkommen bewußt, daß jede Arbeit für ein Volk starke Nerven und einen gesunden Körper verlangt. Wir wissen auch, daß wir in der körperlichen Ertüchtigung noch viel zu leisten haben. Es gehört daher zum dringendsten Aufgabenkreis der jüdischen Jugend, durch Sport, Turnen, Wandern, Spielen diese nationale Aufgabe zu erfüllen und diese Aufgabe stets im Vordergrund unseres Programms zu halten.

10. Neben der körperlichen Ertüchtigung muß ein Prozeß einhergehen, der die hygienischen Grundlagen unseres Lebens reformiert und erneuert. Fragen, wie Alkoholgenuß, der Früheste, überhaupt das sexuelle Problem müssen in unseren Kreisen eine den nationalen und sittlichen Notwendigkeiten entsprechende offenherzige Behandlung finden.

11. Die deutsche Judenheit wird sich — voraussichtlich — nach dem Kriege mit der Frage der jüdischen Schule stark beschäftigen, an uns selbst tritt die Frage mit dem Aufbau Palästinas heran. Es liegt im Interesse der national-jüdischen Jugend, schon heute diese Fragen in ihren Betrachtungskreis zu ziehen und ihre berechtigten Forderungen zu stellen, damit der Abklatsch und die Wiederholung des bisherigen deutschen Typus verhindert wird.

12. Die jüdisch-nationale Jugend muß dem vorhandenen Mangel an Literatur, Bildern und Spielen jüdischen Inhalts für die Erziehung, insbesondere für die Kindheit, durch Unterstützung aller solcher Bestrebungen, insbesondere der Arbeiten des Kulturausschusses, sowie durch eigene Bemühungen abzuhelfen suchen sowie durch Schaffung von Bibliotheken die Lücken auszufüllen.

13. Zu den Aufgaben der Jugend gehört das Lernen. Die Geschichte des jüdischen Volkes ist ein Gebiet, wo sie diese Aufgabe erfüllen kann. Nicht das schematische Lernen ist gemeint, sondern das liebevolle Eindringen in den Lebensprozeß des jüdischen Volkes wird gefordert. Die Darstellung der herrschenden und unterdrückten Strömungen, der Entwicklungslinien von Zeremonien und Sitten, das Herausschälen jüdi-

scher Persönlichkeiten, das Kenntlichmachen der Grade und Normen der Intensität an Lebenswillen unseres Volkes, die Wirtschaftsgeschichte, die Literatur, die Liturgie, das Lied, die Philosophie — all dieses harrt noch der Erfassung des jüdischen Menschen, der mit Liebe, Ehrfurcht, Treue und Wahrhaftigkeit ans Werk geht. Für die drei letztgenannten Aufgaben wird ein Erziehungsamt zu gründen sein, das im engsten Zusammenhang mit dem Kulturausschuß steht.

14. Hand in Hand mit diesem Erfassen des Vergangenen, des Seienden aus dem Werdenden muß eine Vertiefung in die augenblickliche Lage des jüdischen Volkes gehen. Die Bedingungen, unter denen das Volk lebt, die Wirtschaftsfragen, die sozialen, religiösen und kulturellen Bedürfnisse und Interessen, die das Volk beherrschen — all das muß lebendiges, geistiges Eigentum des jüdischen jungen Menschen sein. Die Anomalie und die Gefahren unseres Galuthdaseins klar erkannt und ausgesprochen werden. Der jüdischen Jugend darf nichts Jüdisches fremd sein. Sie muß sich daher der Schwere des Judenproblems voll bewußt sein und ihre Bemühungen in die vorhandenen Bestrebungen einordnen. Die Frage, ob politische oder unpolitische Erziehung, ist zu akademisch. Die Notlage des Volkes fordert jeden Menschen, den ganzen Menschen. Wenn auch die Jugend ein Teil ihres Glückes opfern mußte, es gilt das Höchste: das Leben der Nation.

15. So fordert die national-jüdische Jugend vom Einzelnen sein ganzes Leben, sein ganzes Wesen. Nicht im Namen einer Organisation oder einer Gruppe oder einer abstrakten Idee stelle ich diese Forderung, sondern weil das Volk der Mitwirkung, der Anteilnahme jedes Menschen in seiner ganzen Leistung, in seiner ganzen Hingabe verlangt. Und weil die Jugend gerade durch ihre Reinheit, durch ihre ungebrochene Kraft, durch ihre noch unberührte Empfänglichkeit für die Idee, durch ihre ungetrübte Anschauungsweise des Lebens und der Wirklichkeit besonders befähigt und berufen ist, dieses Werk an der Nation für die Menschheit zu erfüllen.

SONDERTHESEN.

1. An der Tatsache, daß zur Zeit Erez Israel — der Mittelpunkt unserer Gedanken und Bestrebungen — sich in furchtbarer Not befindet — unsere Brüder und Schwestern dort unter Hunger, Krankheit, Elend schwer leiden — an dieser Tatsache darf die jüdisch-nationale Jugend nicht vorübergehen. Die kommenden nationalen Trauertage geben ihr Gelegenheit, sich für Erez Israel einzusetzen. Ich greife hierbei auf einen längst vergessenen Vorschlag eines Prager Bar Kochbaner zurück und fordere, daß in den ersten neun Tagen Ab sich j e d e r junge jüdische Mensch in seiner Lebenshaltung einschränke und den materiellen Unterschied der jüdischen Bevölkerung Palästinas zukommen lasse. Dies geschieht natürlich in Stille und Bescheidenheit und hat mit dem in Deutschland üblich gewordenen Sammelwesen nichts zu tun.

2. Unseren Freunden, die an den blutigen Schlachten teilnehmen und die sich schon jahrelang im Heere in einer ihnen fremden Umgebung

befinden, ihnen, die ehedem noch an unserer Seite standen und die — hoffentlich recht bald — wieder in unserer Mitte sein werden, ihnen ist die Jugend in der Heimat besonders verpflichtet. Diese Verpflichtung muß durch engste Anteilnahme an ihrem Geschick, durch zuverlässige Fühlungnahme mit den Vorgängen und Arbeiten in der Heimat, durch Briefe, Berichte, Meinungsaustausch erfüllt werden. Unsere Freunde draußen müssen über alles unterrichtet sein. Wir müssen ihr schweres Los durch alle uns zu unserer Verfügung stehenden Kräfte erleichtern helfen. Dazu gehört in erster Linie — und das muß immer wieder gesagt werden — der Brief, der regelmäßige Brief. Nach Rückkehr dieser unserer Freunde werden sich alle Verbände vor neue Aufgaben gestellt sehen, da unsere Freunde nach jahrelanger Abwesenheit ein neues Geschlecht mit veränderter Gesinnung vorfinden werden. Ihnen, die gelernt und gesehen haben, daß allerhöchste Anforderungen von den Einzelnen erfüllt werden können, ihnen muß die Jugend in der Heimat mit Bescheidenheit und Zuvorkommenheit und Güte entgegentreten.

Max Kober.

Revolution der Jugend.

Gehet hin, gehet hin durch die Tore! Bereitet dem Volke den Weg! Machet Bahn, machet Bahn! Räumet die Steine hinweg! Werft ein Panier auf über die Völker! Jes. 62, 10.

I.
DIE JUGEND DER SEELE.

Jugend ist keine zeitliche, sondern eine seelische Kategorie.

Wie die unbegreiflich hohe Seele die irdische Erscheinungsform des Göttlichen, so ist die unbegreiflich hohe Jugend die irdische Erscheinungsform der Ewigkeit. Nicht der unerwachsene, sondern der beseelte Mensch ist der junge Mensch. So lange die Seele dauert und wacht, so lange dauert und wacht die Jugend, die nicht der bestimmte Zeitraum des Wachstums und durch diesen unrettbar begrenzt ist, sondern das unverlierbare Attribut der seelischen Substanz, wie die Ewigkeit das der göttlichen. (Darum ist ewige Jugend das Sein der ewigen Götter.) Nur der seelenlose Mensch ist alt. Was will es denn im Grunde, im Wesen besagen, ob ich fünfzehn oder fünfzig, fünfundzwanzig oder fünfundsiebzig Jahre alt bin? Dieser Unterschied ist kaum mehr als der brutale Vorwand sich unterlegen fühlender Lehrer und ähnlicher Respektspersonen für ihr Verlangen nach traditioneller Unterwerfung des Jüngeren und seiner Scheu vor dem Alter, dessen Hilflosigkeit höchstens, nicht aber dessen Angst vor der Jugend ehrfurchtheischend ist. Oder er ist auf der anderen Seite ebenfalls nichts als die rohe Rechtfertigung nur dem Alter nach junger, sonst aber seelenloser und leerer Frondeure für das von ihnen proklamierte »Recht der Jugend«, jener Jugend, die als einzigen Wertmaßstab die Zahl der Jahre und als das allein gültige Gesetz ihres Handelns die wilden Ausbrüche ihrer besinnungslosen Kraft und den Krieg, den »Klassen-

kampf« der Jugend gegen das Alter gelten läßt. Im zeitlich-physischen Sinne mögen Jugend und Alter sich durch Zahlen ausdrücken lassen, nie im seelischen, dem eigentlichen und wesentlichen. In diesem heißt altern entseelt werden.

II.

DAS ENTSEELTE VOLK.

Das jüdische Volk ist heute älter als es vor hundert Jahren war, älter als die meisten anderen Völker, nicht weil es sie an Dauer überragt, sondern weil es seelenloser, weil es in den letzten hundert Jahren mehr gealtert ist als in dem vorangegangenen Jahrtausend.

Es gibt ein untrügliches Zeichen der Alters- und der Jugendschwäche: das immer wiederholte »wehmutsvolle« Geständnis seines Alters und das unablässige »jauchzende« Bekenntnis zu seiner Jugend. Das milde Geflenn des Greises von diesen und jenen Jahren, daß er am Rande des Grabes stehe, sein Dasein nur noch nach Tagen zählen dürfe usw., verrät genau so Senilität, wie der markige Jodler, daß man ja noch so jung, so jung sei und der Stimmbruch, der dieses Jauchzen jäh unterbricht, einem ein sozusagen angeborenes, unantastbares Recht zu seinen Flegeljahren gäbe, Kindlichkeit. So bezeugt auch nichts mehr die Schwäche des jüdischen Volkes als die fortwährende Berufung seiner Anwälte darauf, daß es das älteste Volk der Erde, ein altes Kulturvolk sei. Was haben sie mit seiner unsterblichen Seele getan, diese rabbinischen Advokaten und theologischen Apologeten, daß diese Rechtfertigung des Judentums nicht nur zur Abwehr, sondern zur Begründung seines weiteren Daseins notwendig ist? Wo ist das hohe Leuchten seiner Seele und Jugend, Abglanz der Göttlichkeit und der Ewigkeit, von dem nicht gesprochen zu werden braucht, damit man es schaue und fühle, sondern das, von innen her leuchtend und wärmend, beseelt und verjüngt, wie das pochende Herz mit seinem Blut den Körper erhält und erneut? Die Jugend, wenn man darunter nicht die Kindheit des Menschen und des Volkes, sondern das dauernde Attribut ihrer Seelen versteht, ist so wortlos wie die Seele selbst. Wie diese redet sie nicht, sie lebt. Alle Worte von ihr und über sie sind ein ganz schwacher und matter Widerhall ihrer unsagbaren lebendigen Fülle.

Was ist aus uns geworden! Was haben hundert Jahre aus diesem Volke werden lassen! Was ist im Westen das Judentum mehr als das müde Gemurmel trockener Greisenlippen zu manchen Stunden des Jahres, als eine welke Erinnerung aus den Tagen der Großväter? Gramvoll starrt uns die absterbende Seele unseres Volkes an und begegnet fremden und kalten Blicken. Werden wir es vergessen und verwinden können, dieses jammervolle Bild des alten Bettlers, der verlassen und gebrochen vor den verschlossenen Türen seiner reichen, arm-seeligen, seelenlosen Kinder steht? Was haben seine eigenen Söhne aus der großen Seele dieses Volkes gemacht! Wie haben sie sie zu ihren Geschäften mißbraucht, für ihre Vergnügungen geopfert und ihrer Laster wegen preisgegeben! Was kümmerte es sie, ob sie uns, den Enkeln, ein so elendes

Erbe übergeben, das man es lieber wegwerfen möchte als es weiter zu tragen? Wozu braucht man die jüdische Seele? Trägt sie Zinsen, kann man mit ihr Karriere und (bis vor den Regierungserklärungen für den Zionismus, der also doch keine verfehlte »Spekulation« war — die Augen quollen den Leuten vor Staunen heraus) »Staat machen«? Jugend? Jugend ist ein Luxus und kostet Geld. Je eher man aus diesem Rausch erwacht und den »Ernst des Lebens« kennen lernt, der — unter uns — nur aus Geschäften besteht, vom »Geschäft« und Vergnügen bis zur Heirat und Liebe, desto besser. Wer kennt sie nicht, diese Väter, die schon mit fünfzehn Jahren Geld verdient haben und deren Seele bis heute in dieser einen Beschäftigung aufgeht, wie sie mit Stolz versichern, ohne in ihrer Ahnungslosigkeit zu merken, daß ihre Seele längst daran zugrundeging.

Ist ein Volk schon je so tief gesunken wie das unsere? Keines ist so hoch gestiegen, um so tief fallen zu können. Man kann heute kaum ermessen, wo sich dieses Volk einmal befand. Die Jahrhunderte sahen das unaufhörliche, ungeheuerliche, rasende Ringen Israels mit seinem Gott, hörten den notvollen und irren Schrei aus seinem blutenden, verkrampften Herzen: »Ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn«, sahen dieses maßlose Schicksal, dessen Grauen noch dem Enkel den Atem benimmt und ihn stumm und steinern werden läßt. Gab es einen Schmerz, der nicht die Seele des jüdischen Volkes gestreift hat, eine Erniedrigung, durch die sie nicht hindurchgegangen war, eine Marter, die sie nicht erduldet, eine Schmähung, die sie nicht erlitten, einen Jammer, den sie nicht bis zum Letzten und Bittersten ausgekostet hat? Und sie lebte doch, diese jahrtausendejunge Seele, war groß und hoch und leuchtend in der ungebeugten Kraft ihrer Jugend, lebte in der größten religiösen Spannung, in der höchsten Steigerung des Gefühls, im klarsten und schärfsten Daseinsbewußtsein, das die Welt je gesehen hat. Von damals bis heute, von den Urvätern, Propheten, Erlösern, Gottsuchern, Märtyrern bis zu den greisenhaften, seelenlosen und kalten Menschen, die sich — welcher Hohn! — die »feiner« klingende Bezeichnung: Israeliten, Gotteskämpfer, beilegen lassen, von dem früheren elementaren Pathos und der schrankenlosen Leidenschaft der jüdischen Seele bis zur gegenwärtigen kühl rechnerischen und kultivierten Geschäftigkeit — welch ein Sturz! Kein Volk ist so versklavt und erniedrigt worden wie das jüdische durch seine eigenen Söhne, kein Volk wie dieses so seelenvoll und jung gewesen und so entseelt und alt geworden.

III.
DIE JUGEND DES JÜDISCHEN VOLKES.

Das altgewordene und seelenlose Volk kann auch keine Jugend haben. Das jüdische Volk hat heute keine Jugend mehr. Die vielen jüdischen jungen Leute, die man die jüdische Jugend nennt, sind nicht seine, sondern eine fremde Jugend.

Aber die zionistische Jugend? Gehört auch sie nicht dem jüdischen Volke zu? In ihr lebt doch die Seele des jüdischen Volkes in ihrer alten, das ist in ihrer jungen Reinheit, Größe und Leidenschaft wieder!

Wirklich? Sehen wir uns diese Jugend einmal an, kühl und unbeirrt wie ein künftiger Geschichtsschreiber!

Wieviele Generationen der zionistischen Jugend haben nicht in den zwanzig Jahren des Zionismus, entflammt und begeistert, jung und beseelt, ihrem Volke und der Menschheit verkündet, daß die Seele des jüdischen Volkes in ihnen zu neuem Leben auferstanden sei! Wo sind sie jetzt, diese unzähligen jungen Menschen, die bereit schienen, ihrem Volke mit dem ganzen Einsatz ihrer Person und der unverkürzten Dauer ihres Lebens zu dienen, sich ihm darzubringen? Sie sind alt und seelenlos geworden, wie ihre von ihnen bekämpften Väter, stecken mumienhaft in ihren Berufen und lächeln vielleicht mitleidig und ironisch zugleich über ihre »Jugendschwärmerei«. Ist es nicht geradezu zum Weinen, wenn man daran denkt, was allein aus den Tausenden zionistischer Studenten geworden ist, die in den Jahren ihres Hochschulstudiums zionistisch organisiert waren, von den Mittelschülern gar nicht zu reden! Sie sind fast alle in ihren Berufen verschwunden wie ihre Väter und verließen den Zionismus oder wenigstens ihren Platz in der Organisation gerade dort, wo sie diese am meisten braucht: als sie begannen, »Bürger« zu werden.

Es gibt vielleicht einzelne oder viele junge Zionisten, aber es gibt keine zionistische Jugend. Wirkliche Jugend kann nicht abtrünnig werden, so wenig wie die Seele.

Das wäre früher gewesen, jetzt aber sei eine neue Zeit, eine neue Jugend, die nicht mehr abtrünnig werden könne? Darauf muß entgegnet werden, daß es bisher nicht e i n e neue Jugendgeneration gegeben hat, die ohne diese Beteuerung den Kampf gegen die Altgewordenen aufgenommen hätte. Und doch sind immer die früheren Revolutionäre sehr bald konservativ und ebenso jugendscheu geworden wie die einst von ihnen Bekämpften: in dem Augenblick, da sie zur Geltung und Macht gelangt waren. Der Kampf der Jugend war bisher ebenso wie jeder andere ein Kampf um die Macht und Macht ist Seelenlosigkeit. Die Jugend, die Anerkennung und Macht erlangt hat, ist seelenlos geworden und sie hat damit aufgehört, Jugend zu sein.

IV.
EIN NATURGESETZ?

So gilt hier vielleicht ein allgemeines Gesetz, dem jede junge Generation, nicht nur die jüdische und zionistische, unterworfen ist?

Wer in die Geschichte zurückzublicken und sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen versteht, was im tiefsten Grunde außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, denn das heißt, Totes lebendig machen, steht erschüttert und erstaunt vor dem in jeder Generation sich immer aufs neue wiederholenden Schauspiel des Alterns und des Verrats der Jugend. Ewig dasselbe Spiel der Zeit: die revoltierenden Jungen werden alt, konservativ, besitzend, mächtig, seelenlos und erstarrt und müssen von der neuen Jugend gestürzt werden, damit das Gleiche wieder beginne. Gab es noch eine Revolution, die gedauert und nicht in Macht und Herrschaft geendet hätte, eine Jugend, die jung geblieben und nicht seelenlos

geworden wäre? Eine Jugend auch, die sich nicht zugetraut und es auch nicht verkündet hätte, daß die Welt von ihr das Heil zu erwarten habe, und wenn es nicht die Menschheit war, so doch zum mindesten ihr Volk? Daß mit ihr und durch sie eine neue Zeit angebrochen, der Tag der Freiheit und des Glücks endlich gekommen sei? Wie rasch aber erlosch immer wieder Feuer, Glut und Leidenschaft! Seht sie euch nur an, unsere Väter, seht sie an — ist das auszudenken, erzittert ihr nicht in Leid und Grauen darüber, daß auch diese einst jung gewesen waren, jung wie ihr und nun doch alt geworden sind — wie ihr? Ja, wie ihr einmal. Was will es besagen, ob sie es früher wurden, weil ihr Beruf, der sie altern ließ, sie früher ergriff!

Romain Rolland, im 3. Band seines »Jean Christophe«, charakterisiert die sich immer wiederholende Erscheinung der welterlösenden und -beglückenden Jugend folgendermaßen: »Jede neue Generation braucht einen schönen Wahn. Auch die selbstsüchtigsten jungen Leute besitzen einen Überfluß an Lebenskraft, ein Kapital an Energie, das ihnen vorgestreckt worden ist, und das nicht nutzlos liegen will, sie versuchen, es in einer Tätigkeit oder (wenn sie vorsichtiger sind) in einer Theorie zu verausgaben: in der Luftschiffahrt oder der Revolution, im Muskelsport oder im Ideensport. Wenn man jung ist, hat man das Bedürfnis, sich einzubilden, man arbeite an einer großen Menschheitsbewegung mit, man schaffe die Welt neu. Wie schön, Fühlung mit allen Winden des Weltalls zu haben! Man ist so frei und so leicht! Man hat sich noch nicht mit Familienbanden belastet, man hat nichts, man wagt nicht viel. Man hat gut, großherzig zu sein, wenn man auf das, woran einem noch nichts liegt, verzichten kann. Und dann ist es so gut, zu lieben und zu hassen, zu glauben, man könne die Erde mit Träumen und Geschrei umformen. Junge Leute sind wie Hunde, die auf der Lauer liegen: sie zittern und bellen in den Wind.« —

So ist anscheinend diese Entwicklung eine unentrinnbare Notwendigkeit und der Ausdruck eines Naturgesetzes? Wenn jede neue Jugend nur die Woge ist, die verebben muß, der Ansturm, der kraftlos wird, der Aufbruch, der auf halbem Wege zusammenbricht, und wenn dieser Vorgang unabwendbar wie ein Verhängnis ist, dann sind wir ohnmächtig dem ehernen Gesetz des Alterns unterworfen, dann ist es vergeblich, sich dagegen zu stemmen, ebenso wie es vergeblich ist, dem Gesetz der Schwerkraft zu entrinnen.

Wer in der Jugend nichts anderes sieht, als einen bestimmten Zeitabschnitt des menschlichen Wachstums, für den ist es begreiflicherweise ein Naturgesetz, daß die Jugend alt werden muß. Wir aber, denen Jugend mehr ist als ein biologischer Prozeß, die darum ein »natürliches Recht«, das auf der außerordentlich verdienstvollen Tatsache, jünger zu sein, beruht, nicht anerkennen und denen Jugend, die Jugend des Menschen nämlich, mehr als ein jungen Hunden und jungen Menschen gemeinsamer, d. h. natürlicher Zustand, vielmehr ein Attribut der Seele bedeutet, wir leugnen die Geltung eines solchen Naturgesetzes für die Jugend, denn wir erkennen überhaupt kein Naturgesetz über die menschliche Seele an. (Auch auf die Gefahr hin,

uns die Feindschaft seiner Priester, der monistischen Medizinmänner, zu erwerben.) Wir müßten schließlich nicht Juden sein, nicht dem Volke angehören, das allen diesen zweifelhaften Naturgesetzen zum Trotz weiterlebt, wenn wir nicht den Glauben aufrecht hielten, daß das Bewegende, Werdende und Wachsende nicht zu erstarren, stillzustehen und unveränderlich zu werden braucht, daß die Jugend nicht altern muß, sondern jung bleiben kann und die revolutionäre Aktion sich nicht in die konservative Reaktion verwandeln muß. Wir leugnen die absolute Notwendigkeit in der allgemeinen Erfahrung, daß die Seele sich in jenem Entseelungsprozeß, der sich heute Leben nennt, nicht in ihrer ursprünglichen, jugendlichen Reinheit, Größe und unendlichen Fülle bewahren kann.

V.
DER WEG.

Doch welcher Tat bedarf es hiezu, was sollen wir, was soll die jüdische Jugend tun? Soll die Jugend ängstlich besorgt um sich selbst nichts als die Aufgabe kennen, jung und beseelt zu bleiben? Wofür sollen wir uns entscheiden: für den Weg zu uns, zum Ich und zur Persönlichkeit oder für den Weg von uns, zum Volk und zur Menschheit, für die Verinnerlichung oder für die Äußerung, für den persönlichen Mittelpunkt oder für den gemeinschaftlichen Kreis, für das Wirken, die Tat nach innen oder das Wirken, die Tat nach außen: die Selbstbildung und Selbstbehauptung oder das Opfer und die Hingabe? Erfüllen wir auf diesem oder auf jenem Wege die tiefe Sehnsucht, die aus des Angelus Silesius Wort spricht: »Mensch, werde wesentlich«? Was ist wesentlich und führt zum Wesen, wem gilt »der wehe Schrei nach dem lebendigen Kerne« (Stefan George): dem Verlangen, Mensch zu werden, oder dem, Jude zu werden? (Mensch zu s e i n ist der individualistische Wunsch und die einfältige Einbildung genießender Ästheten ebenso wie Jude zu s e i n die Anmaßung und dünkelhafte Einbildung der jüdischen Rechtgläubigen und der zahllosen zionistischen Apostel der »Jüdischkeit«. Niemals ist ein Sein das Wesen, der lebendige Kern der Jugend, die unaufhörlich wird und wächst.)

Es wird uns gesagt, wir könnten und sollten beide Wege gehen, den nach innen und den nach außen, den, der zur Vollendung des Menschlichen und den, der zur Vollendung des Jüdischen, des Volkes führt. Doch ein Mensch kann nicht auf zwei Wegen wandern, wenn jeder von ihnen ein Leben lang ist. Denn der Mensch hat nur ein Leben. Es ist darum nicht wahr, was man heute so oft hört: daß, wer sich selber diene und sich selbst vollende, auch dem Volke diene und dieses vollende. Die unendliche Aufgabe, Mensch, menschliche Persönlichkeit zu werden, fordert ebenso den ganzen Menschen und sein ganzes Leben wie die unendliche Aufgabe, Jude zu werden (was natürlich nicht heißt, jüdisch zu werden, sich mit den alten jüdischen Inhalten bis zum Rande vollzustopfen wie die Orthodoxen und die zionistischen oder nationaljüdischen Individuen, die vor lauter Jüdischkeit zu platzen drohen. Jude werden, heißt für mich vielmehr, den zukünftigen, noch nie erschauten jüdischen Menschen mitschaffen wollen, heißt dem Volke zu dienen, dem kommenden Volke und

damit der Menschheit. So erscheinen Menschheit und menschliches Ich als äußerste Gegensätze). Den Beweis versuchen folgende Sätze aus einem soeben in der Monatsschrift »Der Jude« (3. Jahrg., Heft 1)* erschienenen Aufsatze »Die Juden in der Weltpolitik« zu erbringen: »Es ist die Sehnsucht nach Totalität, an welcher sich immer wieder im Leben des Einzelnen und der Völker die immanente Tragik jedes Lebens offenbart. Die Anschauung, daß die Entwicklung und Vervollkommnung der eigenen persönlichen Anlagen auch die Entwicklung und Vervollkommnung des nationalen Wesens im Gefolge habe, ist unrichtig. Der Einzelne ist nicht ein Summand, mit dessen Vergrößerung sich auch die Summe, die das Volk bedeutet, vergrößert. Wenn überhaupt eine quantitative Betrachtungsweise hier am Platze ist, ist die Nation das Integral aller ihrer Glieder, der vergangenen, gegenwärtigen und künftigen. Darüber hinaus aber noch eine eigene Persönlichkeit höherer Ordnung und ein vollkommen selbständiges Subjekt eigenen Willens, der politisch inkommensurabel ist und keineswegs durch die Rousseausche »volonté générale« zureichend repräsentiert wird. So bedarf das Volk besonderer, von der durch den Einzelnen für sich aufgewendeten Mühe verschiedener Arbeit, um den ihm innewohnenden Drang nach Totalität zu erfüllen. Das Wirken im Dienste des Volkes ist nicht mit der Arbeit an sich selbst identisch, sondern hier klafft ein nie aufzuhebender Widerspruch. Betrachtet man dieses Problem nicht von dem Gesichtspunkte des dauernden Kompromisses, wie er durch die Praxis des Lebens uns immer aufs neue dargeboten wird, sondern sieht man die Forderung nach Vollendung der eigenen menschlichen und der volklichen Totalität in idealer Reinheit, dann wird es sofort klar, daß diese beiden Forderungen einander ausschließen, weil eben zwei Totalitäten nicht nebeneinander erfüllt werden können, ist es uns doch sogar versagt, auch nur eine zu gewinnen, weil Totalität wesentlich ein Attribut des Göttlichen und dem endlichen, begrenzten und vergänglichen Menschen nicht gegeben, nur als unerreichbares, aber doch zu innerst als notwendig empfundenes Ziel aufgegeben ist. Wie das heraklitische Wort, man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, die zeitliche Grenze der menschlichen Existenz bezeichnet, so das Sprichwort, man könne nicht zwei Herren dienen, in seiner reinsten Bedeutung erfaßt, ihre räumliche. (Nicht die Überwindung, aber vielleicht die reinste Austragung dieses ewig tragischen Konfliktes zwischen der Totalität der Idee und der Begrenztheit des menschlichen Lebens ist das Opfer. Andeutungen hierüber in dem Essay »Idee und Organisation«, »Der Jude« 1917, Heft 3)*. Es ziemt uns nicht, diese Tragik durch den Hinweis auf das »praktische Leben« zu verschleiern. Uns Juden vor allem nicht. Das erhabene Wort unserer Urzeit: »Du sollst keine anderen Götter haben neben mir« steht als eine zu schwere und gewaltige Mahnung über unserem Leben und der Geschichte unseres Volkes.«

Der Weg nach innen braucht nicht notwendigerweise zur Seele, er kann auch zur Erstarrung führen, der Weg nach außen muß ebenso nicht von

* Als Sonderdruck im Verlag R. Löwit Wien, erschienen.

der Seele weg ins Seelenlose, er kann auch auf sie hin zielen. Wichtiger als der Weg ist der Schreitende. Für den beseelten, den wesentlichen Menschen führen alle Wege zur Seele.

Das erstorbene, entseelte Volk zu retten und zu beleben aber bedarf es des Weges zu ihm, der aus dem Ich herausführt und es — hier hilft keine Täuschung — vergewaltigt und hinopfert, wenn man diesen Weg zu Ende geht.

VI.
DAS ZIEL: DER UNBEKANNTE GOTT.

»Du sollst keine anderen Götter haben neben mir«.

Wir haben den alten Gott verloren und haben fremden Götzen gedient: der Freiheit, der Persönlichkeit, der Kunst im besten, dem Geschäft, dem Geschlecht und dem Vergnügen im schlimmeren Falle. Längst sind die Götzen zerbrochen, in einer wüsten und entgötterten Welt stehen wir mit kalter und ernüchterter Seele, erdrückt von dem Zwang der übermächtig gewordenen Naturgesetze, die sogleich die leiseste Regung jedes religiösschöpferischen Gefühls ersticken, und in Sehnsucht und Verzweiflung wendet sich der Blick der in weiter Ferne dämmernden Zukunft und ihrem unbekannten Gotte, deo ignoto, zu. So hob auch Friedrich Nietzsche in seinem Gedichte »Dem unbekannten Gotte« vereinsamt seine Hände zu ihm empor.*

Wir ahnen, in welcher Gestalt uns dieser Gott erscheinen wird. Nicht mehr als der alte Stammesgott, der Wunder wirkte und sich offenbarte, das Übersinnliche kehrt für unsere wach gewordenen Sinne nie mehr wieder. Auch nicht als der Gott der Liebe, unter dessen Schutz heute wie seit je der Haß und das wahnsinnigste Massenmorden triumphiert. Es ist auch nicht das Volk — das kann all denen gegenüber nicht deutlich genug betont werden, die den traurigen Mut finden, von diesem heutigen jüdischen Volk und seinem gegenwärtigen Zustand bis zur Ekstase begeistert zu sein, aber auch den Anhängern J. L. Perez gegenüber, die von der »blutigen (!) Schönheit (!!) des Golus« zu schwärmen wagen. Nicht die kollektive Volksgemeinschaft schlechthin in ihrer konkreten Wirklichkeit (nur als deren Verabsolutierung begreift Georg Simmel Göttliche) ist es, in deren Namen Imperialismus und Chauvinismus ihre ihnen dadurch geheiligt erscheinenden Verbrechen begehen. Aber vielleicht ist es die Idee des Volkes, das unbekannte, unerreichte und unerfüllte Volk, das Volk der Menschheit, das messianische Volk am Ende der Zeiten.

Der Weg, der zu diesem göttlichen Ziele führt, geht aus der Enge des Innen in die endlose Weite des Außen. Er hat sein Ziel nicht in der Begrenztheit des hinfälligen Menschen, sondern in der Unendlichkeit der unerreichbaren Aufgabe, die uns Gott ist. Sicherlich: »höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit«. Aber selbst Goethes Persönlichkeit erscheint uns mit der Not seines während der Zeit sein Persön-

---

* — — — — — — — — —
»Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.

lichkeits-Glücks zu Boden geworfenen Volkes und den Leiden seiner von ihren Landesfürsten wie Vieh in fremde Länder verkauften Volksgenossen zu teuer erkauft. Unterliegen wir nicht der in jenem Worte enthaltenen Versuchung. In seiner letzten Versuchung schrie Zarathustra, Verkünder nicht des Menschlichen, sondern des Übermenschen, nicht der Persönlichkeit, sondern des Überpersönlichen: »Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!«

Es geht hier nicht um Glück oder Unglück, um die Sache geht es, mein, dein, unser Werk, es geht um Gott. Hier beginnt die letzte Entscheidung, die Wahl zwischen seelenlosem Glück und der göttlichen Seele.

Der Weg zu Gott ist der Weg der Seele. Sein Erdreich und Boden ist die Hingabe und das Opfer, sein Wanderer und ver sacrum die Jugend. Und die Kraft, die ihn besiegt und hinter sich läßt, ist die Revolution der Jugend.

VII.
DIE REVOLUTION DER JUGEND.

Warum haben alle Revolutionen, alle schaffenden Bewegungen der Menschheit bisher in Chaos, Vernichtung und Rasen geendet, deren Erben dann Reaktion, Unterdrückung und Stillstand waren? Weil die Revolutionäre nicht selbst revolutioniert waren und nur andere revolutionieren wollten. Höchstens der Geist war revolutionär, nicht aber die Seele.

Es gab bisher im Grunde nur Hungerrevolten, Sklavenaufstände, Klassenkämpfe — nie die Revolution der Seele.

Die Revolution der Jugend ist keine Revolte gegen das Alter. Sie ist die Revolutionierung der Jugend selbst. Sie ist nicht Kampf gegen andere, sondern gegen sich selbst. Sie will nicht die andern verwandeln, bevor nicht sie selbst, die eigene Seele gewandelt ist. Sie macht nicht andere leiden um des eigenen Glückes willen, sondern leidet des Glückes aller wegen. Sie klagt nicht das Schicksal an und findet nicht die Zeit schuldig, sondern fühlt sich selbst an allem Elend und aller Erniedrigung schuld und verurteilt sich. Sie dient nicht sich, sondern ihrem Volke. Sie hört nicht bei sich auf, sondern beginnt bei sich und meint sich selbst. Sie opfert nicht die anderen, sondern sich selbst.

Die Revolution der Jugend ist die Revolutionierung, die Erschütterung und Verwandlung der Seelen.

Ihr Panier sei aufgeworfen über uns, über die jüdische Jugend, die es heute noch nicht gibt und die kommen soll. Die Fahne, die über unseren Häuptern, über dem jüdischen Volke sich entrollt, wird, wenn wir sie nicht sinken lassen, einmal über allen Völkern wehen.

Bereitet dem Volke den Weg! Er ist der schwerste, den je Menschen gegangen sind. Er fordert nicht nur eueren Leib und euer Leben, er fordert auch das Opfer eurer Seele.

Machet Bahn, machet Bahn! Sie braucht den Mörtel eures Bluts und euer aufgesprengtes Herz zu ihrem Ziel. Drüben wartet das Ungeheuere.

Gehet hin, gehet hin durch die Tore! Albrecht Hellmann.

Axiome zur Jüdischen Gemeinschaft.

(Meinen Freunden vom Hopoël hazaïr in Jerusalem.)

Ehe wir darangehen, uns neu zu konsolidieren, müssen wir vorerst uns vollends klar werden, daß wir unerhört Neues, in allen Belangen Neues, unserm innersten jüdischen Wesen Entspringendes in die Welt setzen wollen. Wir müssen uns klar werden, daß wir in Palästina keineswegs eine europäische Kolonie zu gründen haben, ein Staats- oder Gemeinschaftsleben, das auf europäischen Bedingnissen basiert, europäischer Weltanschauung Folge ist, das, die uns in Europa aufgepfropfte Ethik als Staatsethik proklamierend, alles Leben seiner Bewohner weiter so auf sie einstellt, wie wir es bis nun in Europa (das ist ja stets auch Amerika), dem Drucke folgend, tun mußten.

•

Zion ist keineswegs ein Politikum. Unser Wille zur Gründung unserer neuen Gemeinschaft hat nichts gemein mit dem Wünschen, das einem Saint Simon, einem Thomas Moore vorstand, ihnen fehlte das, was uns Lebensberechtigung ist: der historische Zwang unserer Sendung, die nicht nur Historie oder Überlegung ist, sondern Blut, die aus unserer Geistigkeit täglich neu erwächst. Unser Wille zur jüdischen, wirklich jüdischen Gemeinschaft in Palästina, ist eine Forderung, die auf keiner politischen Angelegenheit des Tages sich gründet. Sie ist eine sittliche, eine menschliche Angelegenheit. Ein Faktum, das nicht allein für das Judentum, sondern auch für die Menschheit von größter Wichtigkeit ist, denn die Gründung einer neuen Gemeinschaft in Palästina gibt der Menschheit wohl zum letzten Mal Gelegenheit einen Versuch zur sittlichen Regeneration der menschlichen Gesellschaft zu machen. Wir müssen erkennen, daß die Begründung unserer Gemeinschaft nur das nächste Ziel unseres Willens ist, daß aus ihr jene Moral und jene alle menschlichen Lebensäußerungen bedingende Anschauung des Lebens erwachsen muß, die die ganze Menschheit von der Kette der Entmenschlichung durch den merkantilistischen Wahn befreit.

Wie jede Lehre von Asien ausging, wird auch diese Lehre aus Asien kommen, seiner vornehmsten Quelle entfließen: Zion.

Nicht unsere leibliche Not stellt den Satz in die Welt: »Zion den Juden!« sondern unsere geistigen Notwendigkeiten, unser innerster Drang, die Welt in uns zu erlösen, Lösung zu geben und Lösung zu nehmen. Dazu aber muß uns ein Land sein, unser Land, denn unsere Sendung ist mit dem Lande verknüpft, untrennbar verzahnt. Wohl gingen wir in den Jahren der Fremde nicht zugrunde, wir schlossen uns, aneinander und blieben trotz alles Geschehens um uns, mehrweniger das, was wir waren: Juden. Es schwanden aber in der Zeit der Fernheit vom Lande die Bedingnisse des Körpers, seine Fähigkeiten und wir verfielen zur geistigen Rasse, zur »abstrakten« Rasse. Unsere Körper wurden schwächer in dem Maße, als unser Geist sich verfeinerte, unsere Muskel schwanden, da unsere Gedanken stiegen. So aber ging nicht die Verheißung: Zergeistigt sollt ihr sein, Geist der ganzen Welt, Gehirn eines euch wesenfremden

Europas, Kopf eines Körpers, der nicht der eure ist. So ging nicht die Verheißung. Unser Bund mit Gott war der Bund des auserwählten Volkes mit seinem Gotte und wie er uns einst auserwählte aus den andern Völkern, wollen wir uns heute wieder auserwählen zum Volke, um Gott unser Bündnis zu halten.

In unserem Lande ist die Quelle, die unsere Kraft wieder erstarken läßt, um dem Geiste die Lebensfreude wieder beizugesellen, das Wissen auch um das, was wir in die Welt des Gegenständlichen stellen.

Trotzdem aber ist Zion keine politische Angelegenheit: wir dürfen es nicht herabzerren in die Zufälligkeiten des politischen Handels, in die Zufälligkeiten der Waffen, die ein Zion wohl in diese unsere Tage stellen können, ein Zion aber, das vielleicht gar nicht in uns ist. Dieses aber ist das Ziel alles Verheißens, aller Liebe und aller unser messianischen Hoffnung: das Zion, in dem wir leben, muß wieder in uns sein, wie es in uns war, als wir — unsere Beduinenzeit lag noch nicht weit hinter uns — als wir im Feuer der Offenbarung den Boden des Landes küßten.

Wenn heute Manche unter uns in die Politik des Tages eingreifen, geschieht dies zwar, um das Los unserer Brüder in der Galuth zu verbessern, doch diese Beschäftigung und ihre Ergebnisse sind keineswegs wesentlich für das Zion, das wir erstreben müssen, wenn wir überhaupt Berechtigung haben wollen, zu sein. Man möge mich nicht mißverstehen: ich sage es aus der Überzeugung heraus, daß diese Politik des Tages, wie sie heute in Europa geschieht eine schmähliche Gaukelei ist, die die Massen leicht fasziniert und nicht die schlechtesten Köpfe in ihren Bann reißt. Darum lehne ich sie ab, weil in ihr die Gefahr liegt, daß das Ziel vergessen und die Forderung reduziert und das Zion zum vagen programmatischen Traume wird, zum Schlagwort und zum Deckmantel. Viele jüdische Politiker dieser Tage haben auch schon die größte Forderung der Menschheit, die unteilbarste in eine Maximal- und in eine Minimalforderung geteilt, wobei die Maximalforderung, Zion, ein außer des wirklich beabsichtigten Erzielens liegender schemenhafter Begriff wurde, auf den sie schließlich im politischen Betriebe des Tages ganz vergaßen. Nun geben sie wohl Worte von Zion, aber was in ihnen ist, ist nicht Zion, ist ein unverstandenes verzerrtes Abbild unseres Unbedingten.

Wenn wir heute, in dem Augenblicke da die Selbstzertrümmerung Europas schier ihren Höhenpukt erreicht, in die Posaunen blasen und zum Sammeln aufrufen, ist dies kein Widerspruch, ist dies wohl eine politische Tat, sie ist aber aufs Ganze gerichtet, Tat aus sich selbst und nicht Zweck, sie ist Wiederproklamierung unserer einzigen ursprünglichen und unteilbaren Forderung: Zion.

•

Zion ist kein geographischer Begriff. Es ist wohl Wiege, Land, Urgrund und Erde. Wohl ist es Quelle, Feuerberg, Tal der Sehnsucht, Sonne und schattender Baum, es ist aber mehr noch als dies: es ist Zentrum. Aller unserer Wünsche, alles unseres Denkens und aller unserer großen Liebe Mittelpunkt ist es. Und mehr noch: es ist Symbol. Es

ist Symbol unserer asiatischen Vergangenheit. Und mehr noch als Symbol: es ist Wegweiser. Es weist uns den Weg in die Heimat unseres Geistes, der ein Teil ist des großen Geistes Asiens, der einheitlich ist, trotz aller scheinbaren Widersprüche. Trotz Witwenverbrennung einerseits und Buddha anderseits, trotz Timur Lenk einerseits und Taoteking andererseits, trotz der zwölftausend Erschlagenen von Ai hier und der Propheten dort. Es ist einheitlich, denn er ist auf eine Einheit gerichtet, ja, daß er überhaupt auf ein Ziel gerichtet ist, stets und konsequent und in allen seinen Äußerungen und Verinnerlichungen, das schon unterscheidet ihn vom Geiste Europas und macht uns, die wir noch jüdischen Geist in uns tragen, zu seinen Söhnen.

Das ist die große Sendung Zions, daß es die Welt erlösen wird. Alle Offenbarungen geschahen in Asien und alles Licht kam vom Osten. Ekstase, Konzentration und Inbrunst sind asiatische Ereignisse, an denen das jüdische Volk Teil hatte und da es heute seine Blicke wieder nach Zion richtet, muß es dieser Tatsachen eingedenk sein, um seinen Weg zu finden, den nicht nur der Körper schreiten muß, sondern auch der Geist, um sich wieder harmonisch in das große Gefüge, das eine Einheit ist, um sich wieder in Asien einzufügen. Dann wird dieses Asien dem Juden kein Mysterium sein, wie es dem Europäer ist, sondern ein befreiender Begriff, denn in seiner Seele wird es gelöst sein. In dieser Seele, die innerlichst ist, wie alle Seele Asiens.

•

Zion ist Absage, Abkehr und Überwindung. Absage an das zu Überwindende, Abkehr vom Überwundenen, Überwindung Europas. Nicht unser Kampf richte sich gegen Europa, sondern unser innerlichster Sieg, denn unvereinbar ist der Geist Europas mit dem Geiste, der unsere neue Gemeinschaft in Zion bauen will.

Es will dieser Geist, dieser Urgrund echtesten jüdischen Wesens, weit mehr als alle gedruckten und gesprochenen Programme sagen können. Wohl ist auch seine Forderung die jüdische Gemeinschaft im jüdischen Lande, doch ihre Art, ihr Wesen, ihre Grundlagen will er anders, ganz anders als alle Programme.

Er fordert eine Gemeinschaft, die auf Liebe gegründet ist, auf der Erkenntnis, daß nicht Bequemlichkeit Zivilisation ist und nicht Zivilisation Kultur, eine Gemeinschaft, die auf Ich und Du, auf innerlicher Ehrlichkeit, auf bewegender Ruhe, auf innerer Freiheit, auf vollen und ganzen Gefühlen, nicht auf Worten, sondern Taten fußt. Er fordert von uns, daß wir kein Volk von Spekulanten und Kaufleuten seien, daß unsere Gemeinschaft frei sei von Kommerzgeist.

In unserer Mitte dürfen nicht Leute wohnen, die wie Diese oder wie Jene in dieser oder in jener Kolonie des Landes Israel (ich kenne sie gut, denn ich sah sie und ihre Geschäfte), die mit dem Boden der Väter schachern, spekulieren, die Konjunktur weit besser zu werten wissen als die Waffe im Kampfe der Abwehr, die die Kursblätter weit besser zu lesen wissen, als die Bücher und die Rechenmaschine höher stellen als den Pflug.

Ein jüdisches Gemeinschaftsleben in Palästina erfordert mehr, als bis heute Juden dem Lande gegeben haben. Es fordert ein Überwinden des Nureuropäischen in uns, denn abgesehen davon, daß die aus Europa zurückkehrenden Juden nicht die einzigen Juden im Lande Israels sind, ist europäisches Wesen unvereinbar mit jüdischem Geiste, der ein orientalischer ist.

Wo Europa Organisation als Höchstes, Erstrebenswertes setzt, setzt der Orient äußerliche Gleichmut, scheinbare Unorganisation, Europa sucht Werte zu schaffen, die nie dem Orientalen so wertvoll werden können, daß er auch nur einen Menschen ihrethalben entindividualisieren könnte, denn der Orientale ist nicht Zweckmensch. Europa will Werte. Werte trotz aller Hindernisse und glaubt die Annäherung an die Befriedigung, das Ziel aller Philosophie auf diesem Wege zu erreichen. Seine eudaimonistischen Triebe führen es dazu, die Berge zu zerbohren, wie es die Seele des Menschen zerbohrt, es amerikanisiert die Gefühle, um Werte, ewig Werte zu schaffen und es mechanisiert jede Faser des Menschen, um weiterzuhasten, einem neuen Gotte zu, einem noch unbekannten, der noch höher stehen dürfte als das augenblickliche Idol Europas, der Götze der mehrwerthedkenden Entwertung des Menschen und seiner Menschlichkeit zum Zwecke der Wertzeugung.

Diese Veräußerlichung alles menschlichen Lebens, diese Zweckmäßigkeit alles Geschehens ist dem Orientalen unnatürlich, und wir Juden fühlen, wenn wir unserem Fühlen Raum geben, die furchtbare Qual in uns, die dieses Mitmüssen, mit dem Europa, in das wir ungefragt gestellt wurden, in uns auslöst. Hier ist die Scheidung zwischen Okzident und Orient, hier müssen wir uns entscheiden, ob wir wieder zu unserer Natur zurückkehren wollen oder weiter, elendes, zerquältes Leben tragend, unsere ursprüngliche Innerlichkeit dem seelenzermalmenden Schwungrade dieser europäischen Zeit bieten wollen.

•

Unsere Gemeinschaft fordert Rückkehr zum alten Judentum, zu seinen Sitten und zum Sinn seiner Gebräuche, denn sie sind der stärkste Widerstand gegen das Einsickern des Merkantilismus, jenes Imperialismus des Geldes, gegen die Vereuropäisierung unseres jüdischen Gemeinschaftslebens. Wenn auch schon der Eine oder Andere, der sich Führer fühlt, vor seinem geistigen Auge ein Palästina sieht, in dem Fabrik neben Fabrik steht, Börsenbetrieb das Leben des Tages ist, jüdische Kuli in den Fabriken und alle Errungenschaften eines elektrowahnsinnigen Jahrhunderts, wenn auch Dieser oder Jener, der sich Führer nennt, unsere große Forderung, unsere große Sehnsucht nicht versteht, wenn er sich auch hinwegsetzt über den kategorischesten Imperativ des Juden: Werde was du warst!, wenn er auch ein Moskau, Berlin, New York in Palästina propagiert, wenn er auch eine jüdische Masse will, deren Gemeinsames nur die leibliche Not ist, höchstens noch eine längst vergessene Historie, nicht aber lebendes Bewußtsein der Rasse, der Herkunft, der Religion, wenn auch Dieser oder Jener das Wesen des Judentums durchaus falsch erfaßt hat, kann die große Idee im Judentum, die ihre vornehmste Äußerung in der jüdischen Religion gefunden hat, nie zugrunde gehen.

Unsere Gemeinschaft will, daß wir zur Religiösität zurückfinden, die uns abhanden kam, als wir freigelassen wurden. Ein Judentum ohne Religion ist ein Nonsens, eine »Wiedererweckung« eines Volkes, das durch alle Zeiten einzig und allein durch seine Religion zusammengehalten wurde, ohne Religion ist eine totgeborene Sache. Judentum und jüdische Religion ist eins. Untrennbar ineinander verzahnt.

Den Massen, die ein »aufklärendes« europäisches Jahrhundert falsch verstanden, die nicht begriffen, daß Bewegnisse, die Europa angemessen sind, Europas Geist sich entwanden, für sie unnatürlich, sie zersetzend sind, diesen jüdischen Massen muß im Lande, das uns Heimat ist, eine Masse zur Seite gesetzt werden, die jüdische Religiösität als Höchstes mit sich führt, die Masse unserer Brüder, die Asien nie verließ.

Zu wenig Augenmerk wandte man ihnen zu, den Juden aus Indien, aus dem Kurdistan, aus Persien, und den rassenreinsten unter uns, den Yemeniten. Was »westliche« Juden von ihnen aufnehmen können in Angelegenheiten der Erhaltung des jüdischen Volkes, ist wertvoller als alles, was ihnen von Europa kommen kann.

Unsere Gemeinschaft propagiert die Mischung der aus Europa kommenden Juden mit den Juden Asiens.

Vielleicht wird endlich der Jude begreifen, daß es Assimilation im wahrsten Sinne des Wortes ist, wenn man mit den Kleidern der Umwohnenden auch ihren Geist als Kleid annimmt und daß es Hochverrat ist, wenn man ihn in die alte Heimat einschmuggelt. Vielleicht wird es allmählich klar, daß der Geist des Judentums eine spezifisch jüdische, nationale und religiöse Kultur fordert, eben weil wir Juden sein wollen, nicht aber Apostel, Missionäre Europas, Schrittmacher unserer Unnatur.

Wir wollen nicht Aristokraten sein, nicht Kommunisten: keinerlei Ismus möge uns Programm sein. Vielleicht bringen wir es einmal sogar so weit, daß wir überhaupt kein Programm benötigen, es sei denn dieses, daß wir Juden sein wollen: jüdische Menschen. Bis dahin aber tut ein Mann not, ein Mann, der gleicher Weise Führer ist und Prophet. Nicht ein Führer des Wortes, sondern ein Führer der Tat. Ihm müßte die Jugend folgen, die Jugend des Judentums. Es wäre eines der grundlegenden Axiome zur jüdischen Gemeinschaft, die der jüdische Geist durch einige Wenige propagiert, hier die Augen zu öffnen und die Brücke zu zeigen, die, um Schwadrons Wort zu gebrauchen, von der »Zionisterei« endlich zum Judentum, nach Zion führt.

Ich grüße die Schomrim Palästinas, die Träger der Wiedergeburt. Sie sind die Pfeiler unserer Gemeinschaft, aus ihnen werden die Säulen Zions erstehen, wenn längst der Chamsin die merkantilistischen Versuche einer jüdischen Gemeinde mit Wüstensand überdeckt haben wird. Jüdische Gemeinde? Nein! Spekulanten jüdischer Rasse. Ihnen widme ich meinen Reim:

»Zum Tor der Hoffnung!« Okkasion!
O unsrer Hoffnung größter Hohn!
Der Bauer ackert Bodenrente
Und auf die Hoffnung nimmt er Provision.

Das Zion, das durch Gerechtigkeit erlöst werden wird, will, daß wir uns selbst gerecht werden, damit wir es in uns lösen, denn der Weg nach dem Zion, das wir erstreben müssen, kann nicht unvorbereitet beschritten werden. Jeder Einzelne muß mehr hergeben als je ein Mensch hergab, der sich die Heimat erzwingen wollte. Mehr als Blut, mehr als Schmerzen, mehr als Tod. Unser Zion fordert unser Innerstes, unsere größte Liebe, unser größtes Erkennen und unser größtes, tiefstes Gerechtwerden dem Geiste unseres Judentums.

Diese unsere Gerechtigkeit wird die Zange sein, mit der wir unser Zicn dem unverständigen Jahrhundert entreißen werden.

Eugen Höflich.

Entscheidung zum Volke.

Ein Brief.

L. K.

Ich will wieder einiges für uns beide als unser Resultat des heutigen Diskussionsabends notieren.

Der Mensch wird in die Welt gesetzt, ungefragt. Ebenso ungefragt wird er in die Tatsache Mann oder Weib, ebenso in die Tatsache: Volk eingestellt.

Jedoch: »Alle anderen Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen welches will«. (Schiller, Über das Erhabene.): Durch seine Bewußtwerdung gelangt der Mensch aus der Einheit der Trieb-Bestimmtheit zur Zweiheit, zur Entscheidung zwischen Gegebenem und Gewolltem. Er gelangt zu einer Wahl: An welcher Freiheit keine Macht der Tatsachen etwas ändern, wovon kein Zugrundegehen etwas fortargumentieren kann. (Durch diese Situation der freien Entscheidung einerseits, der Macht der Natur andererseits, welche beide sich in ihren Einzelresultaten decken können, aber nicht müssen, erweist es sich, daß man das Wesen des Menschen nicht als kosmisch auffassen kann, sondern vielmehr, wenn man sein Wesen gerade in dem erkennt was nur ihm eignet und ihn bedingt, prometheisch nennen muß.)

Diese Entscheidung muß nicht lange dauern, ja sie kann vom Einzelnen als für seine Person überflüssig empfunden werden, oder muß überhaupt nicht dem Bewußtsein des Einzelnen sich als eine Möglichkeit darstellen: Das ist ganz gleich, nur muß, sofern das Wesen des Menschen, die Freiheit, gewahrt sein soll, seine Bejahung eine solche sein, die jeder Entscheidung standhalten könnte, jede mit umfaßt, keine scheut.

Die Entscheidung kann aber natürlich auch sehr bewußt, langwierig und schmerzhaft verlaufen.

Ja, in gewisser Zahl wird jede Gruppe, die Menschheit, das Volk solche Menschen hervorbringen, die sich bewußt und schwer entscheiden. Sie bedarf jener mit gesetzmäßiger Notwendigkeit zur Scheidung von Depressionselementen*) und lebensfähigen Elementen.*) Denn Bewußtsein

*) Wobei diese Bezeichnungen nur vom Standpunkte der Erhaltung der betreffenden Gruppe Wertungen beinhalten können!

und Zweifel versuchen überall das Bestehende zu zersetzen und machen erst vor dem Unzerstörbaren (weil Unabhängigen, Unbedingten) halt.

Es läßt sich daher das Auftreten solcher Typen ebensowohl als Krankheitserscheinung wie auch als Regenerationserscheinung des Gemeinschaftsorganismus auffassen. (Hingegen die betreffenden Personen an und für sich als »krank« zu bezeichnen, gäbe gar keinen Sinn. Man muß sie erst mit einem für die betreffende Gruppe normalen Typus vergleichen, um behaupten zu können, sie seien krank.)

Eine Gemeinschaft, die nicht mehr fähig ist, solche Scheide-Elemente hervorzubringen oder zu ertragen (entweder, daß sie sie ausweisen muß, oder daß sie an jener Zersetzung zugrunde geht) hat ihre produktive Kraft ausgewirkt und stirbt ab.

Das Gesundungs- oder Erkrankungselement der Menschheit ist die Jugend.

Sie ist es, die über Leben- oder Nicht-Leben-Wollen immer wieder entscheidet.

Von diesem allgemeinsten Fond entsendet sie dann Ströme in alle einzelnen Formen des Menschentums, so daß auch diese alle immer wieder von ihnen durchsetzt werden. Unter anderen gelangt so ein Strom Fragender, Scheidender, Entscheidender auch immer wieder in das Gebiet Volk.

Und wehe dem Volk, das sich diesem Strom verschließen müßte. Es würde in kürzester Zeit alle Daseinsberechtigung, allen Schicksalsmut, alle Wagefreiheit verlieren, Armut des Besitzes und Feigheit, dies wenige zu erhalten, würde sich in endloser Folge steigern, sobald es nur einmal vermeinte, statt des unsicheren Ganzen die gegebene Beschränktheit wählen zu sollen.

Aber es ist gar nicht immer Feigheit, es ist oft auch leichtsinniges Besserwissen, Rationalismus die Ursache einer dann nicht mehr gut zu machenden Verflachung des Volkspathos.

Weil es scheinbar nicht anders sein *kann*, oder weil ich es so erlebt habe, daß Jude *sein* auch heißen muß: Jude sein *wollen*, daraus darf nie eine selbstverständliche Gedankenabkürzung werden, indem ich nun einfach die Tatsache jüdischer Geburt mit dem Pathos jüdischen Eingestelltseins *identifiziere*.

Dies Pathos muß vielmehr die bewußte Überwindung des Zweifels sein und bleiben.

Wenn ich Jude bin, so bin ichs im Gefühl, den Rhytmus verschiedener Völker verspürt zu haben und schließlich im *jüdischen* Volk *meinen* Rhythmus wiedergefunden zu haben.

Daß es mein Blut ist, welches die Verbindung herstellt zwischen dem Wesen des frei erwählten Volkes und meinem gegebenen Schicksal, ist eine Tatsache, die mir im Nachhinein Erklärung, niemals im Vorhinein Bestimmung sein darf: *Nun* erst will ich das, was meine Zukunft, was mir Wert, Forderung, Mühe, Tat, kurz: Menschlichkeit sein soll, *jüdisch* nennen.

Diese Idee muß nicht im Volksgefühl jedes Einzelnen ganz klar beschlossen sein, aber sie muß dem Volksgefühl als Ganzem zugrunde liegen. Das heißt: Wenn der betreffende einzelne Mensch auch noch bewußter wäre als er's ist, müßte er zu dieser Entscheidung gelangen, oder anders betrachtet: Der bewußte Mensch im Volke muß der Gipfel des unbewußten sein können, muß vom halbbewußten als solcher erkannt werden und eine Verbindung muß laufen zwischen allen diesen Stufen.

Frida Schiff.

Gedanken.

Ich bin mir vollkommen der Unzulänglichkeit meiner Einteilung bewußt, wenn ich sage, es gibt drei Entwicklungsstufen des geistigen Menschen, die zugleich drei Typen des Menschen überhaupt darstellen. Ich will die folgende Einteilung auch nicht als erschöpfend angesehen wissen, sondern als Feststellung von Unterschieden, die genug wichtig sind, um festgestellt zu werden.

Der Mensch in seiner Kindheit und frühen Jugend sieht das Leben als ein Märchen an. Sein im Gefühl befangenes, nebelhaftes Schauen erfaßt die Dinge nicht als einzelnes, dem Nichts entwachsenes, sondern baut Zusammenhänge. Er sieht sie als Endgültiges und Unumstößliches, an dem zu rütteln ihm nicht beifällt. Ich sehe das bildhaft vor mir: Die Dinge sind ihm wie eingebettet in Daunen und schließen sich lückenlos zum Märchen des Lebens zusammen. Hinter den Worten ist ihm nicht Wirklichkeit, sondern Märchen. Um es an einem Beispiel zu erläutern. Jeder Kleinstädter wird mich aus Erfahrung verstehen. Seine Vorstellung von der Großstadt ist nicht an Reales geknüpft, die Großstadt ist in seiner Phantasie ganz einfach ein Märchen. Daher kommt dann die Enttäuschung beim Kennenlernen der Großstadt. Und ebenso geht es ihm mit dem Theater und hundert anderen Dingen. Die Wirklichkeit kommt gegen die Phantasie nicht auf. Ich kenne die Psychologie des jugendlichen Großstädters nicht. Wahrscheinlich aber liegt darin der Grund für die innere Schwerfälligkeit des Kleinstädters, die Diskrepanz zwischen seinem Inhalt und seiner Form, dagegen die Glätte und Leichtigkeit der Form beim Großstädter. Das nur nebenbei.

Gemäß seiner Vorstellung vom Leben nun geht das Streben vor allem des Kindes, aber auch des Jugendlichen im Pubertätsalter auf die Lust und auf das Glück. Sie wissen eben nichts anderes als dieses: Vieles Schöne aus der Unendlichkeit des Schönen für sich zu erfahren.

Gemäß dieser Entwicklungsstufe gibt es auch einen Menschentypus. Doch ist für diesen Menschen nicht das Märchenhafte so als das Endgültige bezeichnend. Das Alter und die Erfahrung zerstören das Märchen, wischen das Zauberhafte aus dem Leben fort und lassen die Dinge in schwächer oder stärker hervortretender Nacktheit zurück. Doch bleibt als Hauptmerkmal noch die Endgültigkeit und Unumstößlichkeit. Das ist die Masse der Menschen, die an die Erscheinungen des Lebens und seine Formen

nicht rühren. »Das ist eben so,« sagen sie in Hinblick auf Staat, Schule, Politik u. a., als wäre es von Gott so gemacht. Oder oft glauben sie auch an Gott, an einen Gott, der sie des Denkens überhebt und alle Zweifel im Keime erstickt. So streben sie auch nach Glück und Genuß als dem Zweck ihres Lebens. Wir sehen, wie das, was beim Jugendlichen schön und liebenswürdig war, zur abstoßenden Lüdigkeit beim Erwachsenen wird.

Ich will in der Entwicklung meines jungen Menschen fortfahren. Die Erfahrung des fortschreitenden Alters zerstört also, wie gesagt, den Glauben an das Märchen. Man sieht die Realität der Dinge und gewinnt einen Einblick in ihre Nichtigkeit. Man erfährt die Unendlichkeit, zuerst als etwas Erschreckendes, sieht das Unverhältnis zwischen menschlichen Dingen und der Unendlichkeit des Alls. Man wächst über die Erscheinungen des Lebens hinaus, wägt sie, beurteilt sie und befindet sie für zu leicht. Man sieht, daß die »Freundschaft falsch sei und die Liebe nur Träumen«. Und vor allem, daß was man als Sinn des Lebens empfand, Glück und Freude, in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden sei. Daß alle Einrichtungen der Menschen nur Umschweife sind, um das grausige Nichts dem Blick zu verhüllen. Daß der Werte viele sind, aber wenig, wenig des Sinns und des Seins. Das ist die Zeit des Skeptizismus, das wohl wenigen Strebenden erspart bleibt. Viele, sehr viele bleiben ihr Leben lang in ihm. Den meisten bleibt er zumindest — eingestanden oder uneingestanden — bestimmend für ihre Weltauffassung. Der Skeptiker kann verschiedene Wege der Lebensführung einschlagen. Von denen — es sind nicht wenige — die Selbstmord begehen oder wahnsinnig werden — will ich nicht reden. Und im allgemeinen ist es ja klar, daß wer nichts glaubt, also etwas Negatives, nicht nach Bestimmtem sein Leben zu ordnen vermag. Oft versucht er, da er die Nichtigkeit sieht, allen Ernst zu vermeiden — da doch alles gleich sei — und in Spässen und Scherzen, die ihm selbst seine bittere Weisheit verhüllen, das Ende zu erwarten. Dieser Art ist Claude Filliers »Onkel Benjamin«. So etwa könnte man auch die »Schildbürger« verstehen. Ein anderer Weg, der auf die Vereinfachung geht, ist das »Zurück zur Natur«. Diese beiden aber lassen sich schwer durchführen. So tritt gewöhnlich ein Drittes ein:. Da kein Absolutes da ist, an das man glauben könnte, begnügt man sich eben mit Relativem. Man ergötzt sich an den Dingen mit dem ganzen Bewußtsein ihrer Nichtigkeit im Herzen. Man spottet über die »lachende, sinnlose Vielfältigkeit« an einem Frühlingstag etwa, wenn man gut gestimmt ist und empfindet Verzweiflung der Leere an der »vielfältigen Sinnlosigkeit«, wenn man trübselig ist. Etwas Derartiges ist der Weg des Horazischen »Carpe diem« und der mäßige Lebensgenuß, den der »Koheleth« empfiehlt.

Darüber hinaus gibt es eine dritte Stufe, die ich eben erst zu ahnen beginne. Und weil ich sie erstrebe und noch ein Suchender bin und Wegweisung erfahre, will ich mich anderen, denen es ähnlich gehen mag, mitteilen.

Auf der zweiten Stufe war kein Sinn des Lebens. Man lebte vielmehr die Sinnlosigkeit auf möglichst angenehme Weise. Solcher Skeptizismus schließt dabei die Ethik nicht aus. Der eine hat eben Freude am Genießen,

der andere am Verzichten. Weit eher ist sogar das letztere der Fall. Warum soll man, da doch alle Genüsse nichtig sind, um ihretwillen Böses tun und Leid zufügen. Andrerseits ist doch weder Gerechtigkeit noch Wahrheit auf dieser Stufe etwas Entgiltiges, da dies alles nur Sinn hat in der Beschränktheit des menschlichen Lebens, dem doch im besten Falle noch das Nichtsein vorzuziehen wäre. Hier aber stehen wir schon am Scheidewege: Das Bewußtsein der Nichtigkeit der menschlichen Dinge einerseits. Andrerseits die Erinnerung an Momente einer ganz hervorragend gesteigerten Bewußtseinserfülltheit, in denen man versunken in sich in Verbindung mit der Allheit trat und Ewigkeit in sich tragend die Einzeldinge als Ausfluß eben dieser Ewigkeit greifbar empfand. Diese weisen auf eine Einheit hin hinter aller Vielfältigkeit, in Hinblick auf welcher die Vielfältigkeit nicht mehr sinnlos, sondern bedeutend und sinnvoll geordnet erscheint. Der Tod, der auf der zweiten Stufe etwas Grauenhaftes war, da er das Seiende dem Nichts zuführt und was gewesen für ewige Zeiten auslöscht, ist hier die Erlösung aus der Beschränkung des Körpers, erweitert nun das begrenzte Individuum zur Unendlichkeit des Alls.

Verschieden sind die Wege zu dieser Einheit, verschieden ihre Namen. Durch mathematische Beweise will sie Spinoza eindeutig festlegen: Eins sind Gott und Natur und alle Dinge sind ihre Daseinsarten. Dem Menschen fällt es zu, sich von den Leidenschaften, die ihn in die Irre führen, soweit als möglich zu befreien. So wird das Zufällige aus dem Leben entfernt und der in die Welt gesetzte Mensch vollendet in gerader Linie den Weg auf das ihm festgesetzte Ziel. Das ist, weil verstandesmäßig festgelegt, ein Minimalprogramm, wenn ich so sagen darf, das auch dem reinen Verstande zugänglich sein soll. Doch bleibt auch dies lediglich Abstraktion, sofern es nicht ähnlich von uns erlebt wurde.

Anders stellt sich der Brahmanische Purun Blagat aus Kiplings «Neuem Dschungelbuch« in die Allheit ein. Indem er seine Ministerstelle niederlegt, Samujasi wird und sich irgendwo in der Wildnis niederläßt und Bruder wird von Tier und Fels, kehrt er in die Einheit zurück, aus der der Mensch fiel, als er sündigte.

Anders wieder und unendlich tief erscheint die Einheit in dem »Taateking« des Laotse und eine ganz gefühlsmäßige Einstellung zum Unendlichen finden wir in den »Bekenntnissen des heiligen Augustinus«, dessen Lektüre eben jetzt alle diese Gedanken in mir wieder lebendig gemacht hat.

Hier soll auch — wiewohl man Nahes mit Fernem nicht messen sollte — auch Bubers Daniel erwähnt sein, der der Vielfältigkeit der Welt seine Einheit entgegenstellt, in welcher jene zusammenfließt und zur Erfüllung kommt.

* * *

Das Streben nach Einheit ist das wichtigste Streben, denn es umfaßt alles andere. Wer die Einheit besitzt, dem ordnen sich alle Dinge von selbst, wenn wir unter Einheit selbst nichts außerhalb der Welt verstehen wollten,

sondern nur die vollständige Geschlossenheit in sich und Harmonie. Darum muß uns alles dienen, was uns der Einheit näher zu bringen vermag.

* * *

Zum Schluß noch: Ich weiß es, daß Worte nutzlos sind im Grunde. Daß sie nicht die Dinge sind und nicht die Gefühle, sondern nur Symbole, die irgendwie andeuten. Unbestimmt, mißverständlich meist und mißverstanden. Daß sowie bei irgend einem physischen Schmerz nur derjenige ihn versteht, der ihn erlebt hat, es auch bei Erscheinungen der Seele ist. Daß der den Skeptizismus z. B. nicht versteht, der ihn nicht erlebt hat, ja daß man sogar Selbsterlebtes nicht versteht, falls nicht noch zumindest ein Teilchen davon in uns lebendig ist. Daß also die Worte unverstanden und hohltönend vorübergehn an ihm, dem sie nicht irgendwie Erlebnis sind, so Abgeschlossene sind wir und auf uns Beschränkte. Dennoch aber haben sie einen Wert: Sie können zur Klärung bringen, was unklar in uns ist und helfen, daß es nicht verschüttet wird vom Schutt des Alltags. Sie können Wegweiser sein für Suchende. Sie können helfen Wege zu finden, die in uns liegen und von uns schon irgendwie beschritten wurden.

Und so sind auch diese meine Worte gemeint. Isak Grünberg.

Ketzerforderungen.

(Gedanken zu einer deutsch-jüdischen Jugendbewegung.)

Drei Attribute, die im Verhältnis engster psychologischer Verknüpfung zueinanderstehen, scheinen mir wesentlich zu sein für das, was das Jugendliche schlechthin zu nennen ist. Das erste ist das Unbedingtsein. Der junge Mensch, der sich noch nicht wundgestoßen, zerschlagen hat an den Kompromissen des Daseins, der die blutheiße Wirklichkeit als Aufgabe, nicht als Last sieht, erfaßt die Ganzheit einer Idee und fordert die Ganzheit ihrer Verwirklichung. Er bejaht sie ohne ein Aber. Unbekümmert um das verständnislose Staunen der Philister, in fanatischer Eindeutigkeit fordert er — und erfüllt er. Aber er erkennt bald seinen Schaffenskreis als verstrickt in tausend Lügen, gerichtet von ohnmächtigen Altersschwachen (und wenn sie nur fünfunddreißig sind), eingezwängt in tausend Klauseln und Notwendigkeitsrücksichten, und aus seinem heißen Herzen quillt ein unbezähmbarer Drang sich aufzulehnen, aufzustehen, um das Alte, Verfaulte, Gemächliche niederzureißen, um dem neuen ver sacrum freie Bahn zu machen. Das ist das Revolutionäre der Jugend. Und warum das alles? Weil die Jugend, die mit den Gewalten in sich und um sich abrechnet, diese Gewalten beherrschen will, weil sie weiß, daß sie sie beherrschen muß, daß ihr das Leben nicht etwas Gegebenes ist, das sie hinzunehmen und mit dem sie sich abzufinden hat, sondern zu dessen Gestaltung und Entwicklung sie sich berufen und auserwählt fühlt. Sie kennt keinen Fatalismus und keine Gleichgültigkeit, sie glaubt an eine Gestaltung des Lebens nach der Idee, nach dem Geist, sie weiß

eben, daß auf ihren Schultern die Zukunft ruht. Dies erhöhte Bewußtsein der Verantwortung vor der Zukunft, das die Jugend besitzt, ist das Dritte.

Wie nun aber wirken die Energien dieser Attribute im Volke sich aus und werden Bewegung? Und wie müssen sie sich in der deutsch-jüdischen Jugend auswirken, daß sie Bewegung werden?

In einem gesunden Volke ist die Sachlage eine überaus einfache: die Synthese von Menschentum und Volkstum, von Inhalt einerseits und Form und Art seiner Gestaltung andrerseits a priori gegeben. Alles was der Franzose, der Deutsche, der Russe an menschlichen Werten schafft, wie er es schafft, hat die Form des Nationalen, an dem es gemessen ist. Da baut sich jeder Mensch der Jugend das Leben, das Tun, das am meisten seiner Art entspricht. Einen Kampf um die nationale Selbsterhaltung gibt es nicht, außer in den Zeiten katastrophaler Völkerreibungen. So findet der eine seine Befriedigung in der Arbeit an der gesellschaftlichen Gesundung des Volkes — die soziale Bewegung zeugt davon. Der zweite strebt nach irgend einem anderen Ideal lebensreformerischer Natur — die Geschichte der Wandervogelbewegung, der freireligiösen Gemeinde, der Vegetarismus weiß davon zu erzählen. Der Dritte sieht in der Erziehung und Entwicklung seines eigenen Ichs, seiner Fähigkeiten das erstrebenswerte Ziel. Überall bildet die Jugend natürlicherweise das Heer für jede lebensvertiefende Idee, überall strömen menschliche Gesundungsgedanken aus der Jugendbewegung.

Was bedeutet es aber, wenn wir die Grundlagen und Lehren aus diesen gesund-nationalen Jugendbewegungen ganz oder teilweise — wie es in letzter Zeit immer häufiger geschieht — auf die jüdische, »hungernationalistische« Jugendbewegung übertragen? Heißt das nicht die Einzigartigkeit unserer Lage um eines Prinzips willen vollkommen verkennen und die Forderungen, die aus dieser Einzigartigkeit für eine jüdische Jugendbewegung entspringen, dadurch vernachlässigen?

Das jüdische Volk ist gerade mit unserer Generation in eine entscheidende Phase seines Kampfes um nationale Selbsterhaltung eingetreten. Auf der einen Seite droht durch die Sprengung des einheitlichen russisch-jüdischen kulturell-sozialen Blockes eine überaus gefährliche Schwächung unserer geistigen und wirtschaftlichen Volkskraft, ist in Westeuropa die nationale Not der Juden aufs höchste gestiegen. Auf der anderen Seite ist die äußere und in gewissem Maß die innere Konstellation einer radikalen Lösung unserer Volkstumsfragen günstig. Mit der ganzen Nation steht die jüdische Jugend am Scheidewege: nostra res agitur. Sein oder Nichtsein ist wieder einmal die Frage, auf die schon die kommenden Jahrzehnte eine unzweideutige Antwort geben müssen. Da gibt es nur eines. Alle Kräfte müssen angespannt, alle Energien müssen eingesetzt werden, um das jüdische Volk einer ganzen und gesunden Zukunft entgegen zu führen. Da ist es tragisch und lächerlich zugleich, wenn bei uns Stimmen laut werden, die Loslösung der Jugend vom »Zweckverband« (den Forderungen Blühers parallel) postulieren. Die freideutsche Jugend lehnt den »Zweckverband« ab — sie kann ihn ablehnen. Wir, die jüdische Jugend

von heute, können und dürfen uns aber nicht »zweckbefreit ausleben«, wir müssen, im höchsten Sinne natürlich, einem Zweck nachstreben, dem nämlich: den Aufgaben, die der jüdischen Nation im Kampf um ihre völkische Zukunft erstehen, gerecht zu werden — wenn anders wir nicht überhaupt auf eine Teilnahme an der Gestaltung des Volksschicksals verzichten wollen.

Das ist es. Zwischen der jüdischen Jugendbewegung und allen anderen europäischen besteht ein qualitativer Unterschied. Die anderen Jugendschaften, die im natürlichen Besitz aller der Werte sind, die die Synthese Menschentum-Volkstum ergeben, können bis ins Extrem auf jeden Zweck verzichten, ihre reine und gesunde Menschlichkeit voll ausleben. Wir dürfen nicht einen Augenblick lang vergessen, daß wir uns im »verschärften Belagerungszustand« befinden. Da ist jeder ein Verräter, der auf anderes als Verteidigung und Sieg sinnt. Das ist kein Zweckverband mehr (für Blüher sicher nicht, nur für die jüdischen »Blüherianer«), sondern ein großes Heerlager, das in reinster Hingebung für die Idee seines Volkstums streitet. Und jeder Kampf fordert leidenschaftliche Parteinahme.

Ja, die jüdische Jugendbewegung muß Partei ergreifen, muß ganz einseitig, fanatisch — andere sollen es eng nennen — Partei ergreifen. Achtzigjährige Greise mögen in ihrer Alliebe alles umfassen wollen — wir müssen kämpfen — für alles, was unser ist, wider alles, was nicht mit uns ist. Gerade das ist es ja was wir an der »Politik der Alten, der Bürger, der »Onkeln« bekämpfen, daß sie nicht eindeutig, nicht unbedingt, nicht revolutionär, nicht ideell genug Partei ergreift.

So müssen wir dem unsere Parteinahme und unsere Politik entgegensetzen: eine Politik der Ganzheit, eine Politik der Verwirklichung des Geistes, eine Politik der Produktivität. Die »Alten» wollen ihre Politik durch Agitationsversammlungen, durch Kinopropaganda, durch Vortragskultur, durch Diplomatenverträge erreichen. Dazu bilden sie ihre V. J. O. D., wo James Simon zusammen mit Hantke für das sogenannte Wohl der sogenannten selbständigen jüdischen Kultur zu sorgen sich bemüht, dazut hält Heinrich Löwe in allen Lichtspielen seinen »begleitenden Vortrag«, wo er die Juden im Namen ihres deutschen Patriotismus auffordert, Zionisten zu werden. Das alles aber muß die Jugend empören. Dem allen aber muß die Jugend ihre Bewegung entgegensetzen. Sie kann nicht durch Propaganda, durch Werbedienst wirken, sie wirkt einzig und allein durch die Ganzheit ihres Beispiels, durch alle Energien, die sie aus sich selbst heraus gestaltet, durch alle Werte, die sie aus sich selbst heraus gebiert, durch die Stoßkraft, die sie auf ihr Ziel zu besitzt. Vor dieser Politik muß alles »Alte« verblassen. Aber auf diese »Politik«, das heiß auf das Streben des Volkes Leben, in diesem ihren Sinne zu gestalten, kann die jüdische Jugendbewegung nicht verzichten. Die jüdische Jugendbewegung muß parteiisch (im höchsten Sinne) und politisch (im höchsten Sinne) sein.

Letzten Endes ist doch die deutsch-jüdische Jugendbewegung nicht die erste innerhalb unseres Nationalismus. Auf der ganzen Welt, vor allem in den Ländern, wo es größere Massen des jüdischen Volkes gibt, macht

sich gerade in den letzten Jahren eine mächtige Jugendbewegung fühlbar. In Rußland findet sie ihren organisatorischen Ausdruck in der großen Zeïre-Zion-Bewegung, die schon vor etwa einem Jahre, dem Zeitpunkt ihrer ersten großen Konferenz, über vierzigtausend Menschen umfaßte. In Amerika, in Rußland, teilweise auch in Polen gibt es eine stetig anschwellende »Hechaluz«-Bewegung, die aller sofort tatbereiten Pionierelemente in sich konzentriert. So ist doch die Aufgabe der deutsch-jüdischen Jugendbewegung ganz klar vorgezeichnet. Sie muß sich bestreben, eins zu werden mit dieser umfassenden Jugendbewegung, ein Glied dieser Jugendbewegung zu werden, das zum mindesten an Tatwillen und Intensität der Arbeit auf das Ziel hin hinter niemandem zurücksteht. Aus der deutsch-jüdischen, der russisch-jüdischen, der amerikanisch-jüdischen Jugendbewegung muß die allweltliche jüdische Jugendbewegung erstehen.

Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, daß die ostjüdische Lage eine intensive und starke Jugendbewegung erleichtert. Der westjüdischen Jugendbewegung ist der erheblich schwerere (und darum nur noch höhere und schönere) Teil beim Werk des Sich-Bereitens zugefallen. Aber demgegenüber muß heute ohne Scheu festgestellt werden, daß sich in dieser westjüdischen Jugendbewegung, wenigstens soweit es ihren deutschen Teil betrifft, kaum die schwächsten Kräfte regen, kaum die ersten Ansätze vorhanden sind (das trifft auf alle Organisationen), die ihren Willen wirklich über das Bekenntnis hinaus auf das Ziel konzentrieren.

Das wird sich allerdings nicht ändern, nicht ändern können, bis die deutsch-jüdische Jugendbewegung in allen ihren Gruppen und Schattierungen sich in die Formen der jüdisch-nationalen Kultur geschlossen hat, die ein gesundes Volkstum a priori, das ostjüdische Pseudonationalleben dennoch teilweise besitzt. »Nationale Gebilde«, sagt Micha Jossef Berdyczewski, der große Lehrer der kommenden Generation, »sind als solche begrenzt: sie bestehen nur durch die Formen, die sie sich gesetzt haben und fallen, wenn diese Formen niedergerissen worden sind«. Die deutsch-jüdische Jugendbewegung hat bisher keine solchen eigenformhaften Abgrenzungen der Assimilationskultur gegenüber gehabt, vor allem nicht die Urform aller nationalen Kultur, die eigene Sprache.

Und so ist denn die erste Forderung, die an eine deutsch-jüdische Jugendbewegung gerichtet werden muß, damit sie überhaupt sich einstellen kann in die Gesamtbewegung der jüdischen Jugend, die Forderung der Hebraisierung. Es ist seit mehr als zwanzig Jahren Sitte über diese Forderung als über eine Selbstverständlichkeit zu lächeln, die sich einer Erörterung gar nicht mehr verlohnt. Wie?! Partirin ut montes, nascitur ridiculus mus?! Seit über zwanzig Jahren steht die Phrase von der hebräischen Sprache als unserer Nationalsprache in jedem jungjüdischen Programm. Vom ersten Zionistenkongreß bis zum Entwurf von Bernfelds Bundesprogramm, in dem es wieder klar und deutlich heißt: Die Sprache des Bundes ist hebräisch. Noch nie hat eine Organisation in Deutschland Ernst gemacht mit ihrem Postulat. Sind wir da schon auf

dem Punkt angelangt, daß wir uns vom »Zweckverband« erlösen lassen können, im sogenannten Allgemein-Menschlichen versinken und mitleidig auf die »beschränkten Chauvinisten« herabblicken können, die ewig ihre engen Formeln wiederkäuen? Ist es nicht vielmehr die Aufgabe einer Jugendbewegung ihre Unbedingtheit, ihren Revolutionsgeist, ihre Verantwortung vor der Zukunft dadurch zu dokumentieren, daß sie mit dieser conditio sine qua non Ernst macht?

Überhaupt ist in den Reihen der deutsch-jüdischen Jugend die wahre, ihrem Sinn nach wesentliche hebräische Forderung noch nicht einmal ausgesprochen, geschweige denn erfüllt worden. Man hat sich mit Posaunenhymnen der Lobpreisung in jeder Tonart begnügt. Und es ist noch nie gesagt worden: Das Hebräische ist uns kein Selbstzweck. Wir wollen nicht hebräisch sprechen lernen. Das ist nebensächlich. Das lernen alle Kindergärtnerinnen in Palästina innerhalb von sechs Monaten (und verderben in ihrem »Unterricht« den Geist der Sprache). Wir wollen nicht hebräisch, damit wir uns mit kaukasischen Bergjuden unterhalten können. Diese Fälle sollen nicht zu den Alltäglichkeiten gehören. Nicht einmal um die »Tiqua«, bisher unverstanden gesungen, ihren Worten nach zu begreifen. Hebräisch ist uns in erster Linie Mittel: Der Schlüssel zu dem uns siebenfach verschlossenen Tor unserer großen nationalen Kultur. Darin, daß man sich bei uns noch gar nicht klar geworden ist, was das bedeutet, ist vielleicht der Grund dafür zu suchen, daß unsere Jugendbewegung in dieser Beziehung jedem Tieferdenkenden so oberflächlich, so nur-ruhmrednerisch erscheinen muß.

Es bedeutet, für ein schwer Werk ein einfach Wort, eine vollständige geistige Umstellung, die manchem vielleicht unerreichbar scheint. Daß sie möglich ist, bezeugen alle die westjüdisch Erzogenen, in denen sich die Wandlung vollzogen hat, die heute geistig und gefühlsmäßig im Hebräischen leben.

Stark empfinde ich es bei Hugo Bergmann, wenigstens soweit ich ihn nach dem, was er geschrieben hat, beurteilen kann.

Das bezeugen alle die, denen die hebräische Literatur ein großes Maß menschlicher und nationaler Werte vermittelt hat. Wir können nicht anders als lächeln, wenn man sagt, daß es für uns heißt, auch nur auf einen Deut Menschlichkeit und menschlichen Wertes verzichten. Es heißt nur, daß wir jeden menschlichen Wert erleben, aber ihn hebräisch, das ist jüdisch, erleben wollen, daß wir — soweit es im Galuth überhaupt möglich ist — jenen natürlichen inneren Zustand herzustellen bemüht sind, der innerhalb gesund lebender Völker durch das Leben einerseits und durch die bewußt nationale Erziehung andrerseits a priori gegeben ist, daß eben alles, alles, was aufgenommen wird, durch das Medium des Nationalen aufgenommen wird.

Nicht darum, weil es national (i. e. patriotisch) ist, sondern weil es durch die Formung in unserm Geist auf uns menschlich näher, seelisch unmittelbarer wirkt, weil erst aus dieser Synthese von menschlichem Inhalt und nationaler innerer und äußerer Form das reine und volle Menschen-

tum gegeben ist. Mir ist Dehmel im Hebräischen tausend- und aber tausendmal näher, menschlicher, größer, seelisch gestaltender, jüdischer als Bialik in der deutschen Übersetzung, obwohl Bialik unser Dichter ist. Und sollte das verwunderlich scheinen? Wundert sich denn jemand darüber, daß einem Deutschen (der beide Sprachen gleich gut beherrscht) Shakespeare in einer Übersetzung deutscher erscheint und deutscher ist als Goethe in einer noch so guten englischen Fassung? Das alles ist mehr als natürlich, aber bei uns wird ja alles Natürliche durch gewollte Natürlichkeit in wahlloser Nachäffung entstellt. Bei uns gilt ja auch nur das als natürlich was freideutsch natürlich ist.

Selbstverständlich ist, daß wir nicht daran glauben im Galuth mehr als ein Surrogat vollnationalen Lebens zu schaffen — aber jeder Einzelne kann und muß, eben als Einzelner, sich umstellen, sich hineinstellen aus jedem andern in den hebräischen Kulturkreis. Das ist auf das individuell-kulturelle übertragen das »Primat des Judentums«.* Er gewinnt zu der äußeren Form der Sprache seines Denkens und Fühlens die innere wesentliche Form für sein Denken und Fühlen, den inneren nationalen Rhythmus, der in jedem natürlich vollen Menschen pulsiert. Er lernt alles an dem Maß jüdisch lebendiger Werte messen. Er bekommt das wahre Bewußtsein der geschichtlichen Kontinuität des Judentums. Wer die »Klagelieder Jeremias« von vor achtzehnhundert Jahren, Jehuda Halevis »Zioniden« von vor achthundert Jahren erlebt hat und seine eigene unendliche Sehnsucht mit ihnen, dieselbe Sehnsucht nach Erneuerung der alten Freiheit und menschlichen Größe, dieselbe Sehnsucht nach reinem und vollem Leben, wer den ersten Jesaia, den großen Mahner empfunden hat und daneben Bialiks »Dawár« und »Kir'u Lan' chaschim«, dieselben Flammenfackeln schleudernd gegen dasselbe träge Volk — der wird in sich die Jahrtausende sich verdichten fühlen zu einem einzigen, seinem eigenen, auf ihm lastenden nach Erlösung lechzenden Schicksal.

Einer Jugend, die solchermaßen im Hebräischen Menschentum und Judentum, alles Menschentum und alles Judentum findet, wird auch unsere zweite große Forderung: Palästina als natürlich und für jeden Einzelnen unausweichlich sich darstellen. Sie wird fühlen, daß es keine Scheidung gibt zwischen Nationaljudentum schlechthin und Zionismus, daß es überhaupt kein nationales Judentum, überhaupt kein Judentum ohne Zion gibt, sie wird jede Assimilation, in allen ihren Schattierungen vom Berliner Kurfürstendamm bis zum Warschauer und Wilnaer »Kulturzentrum« von sich weisen, um des jüdischen und des menschlichen Zieles willen, das in ihr ist. Jeder junge Mensch dieser Jugendbewegung wird fühlen, daß es eine Schmach ist, was Herzl von den Protestrabbinern gesagt hat, was aber auch für die meisten Zionisten der vorigen Generation zutrifft, daß sie nämlich unter Zion alles andere verstehen nur nicht eben Zion. Er wird wissen, daß der Übergang nach Palästina die erste Selbstverständlichkeit des jugendlichen Zionismus ist, daß mit dem Übergang nach

* Dem aber, »Der es erfüllt, öffnen sich neue ungeahnte, unerklärliche, unübertragbare Weiten der Menschlichkeit und des Judentums.«

Palästina erst der Zionismus beginnt. Denn nicht das ist zionistisch-wesentlich, daß man nach Palästina geht, sondern wie man nach Palästina geht, wie man sich in das wachsende, lebende Palästina hineinstellt und welches Ziel man ihm setzt.

Und auch hier herrscht noch wenig Klarheit. Diejenigen, die es hier an jeder geistigen Vorbereitung fehlen lassen, weil sie glauben, daß sie in Palästina ein kulturelles Schlaraffenland vorfinden, ein fix und fertiges, ausgebautes, stark untermauertes Kulturmilieu, in das sie nur hineinzuwachsen brauchen — und das geschieht ja in Paris und London leicht in sechs Monaten, — diejenigen, die hier in der galuth-jüdischen Unproduktivität als Kaufleute und Intelligenzproletarier existieren und glauben, daß sie in Palästina diese Existenz weiterführen können und dabei das »nationale Leben« fördern helfen — in anderen Ländern gibt es ja gar kein solches Problem —, alle die, die so leben und das glauben, werden enttäuscht werden. Das soll ohne Scheu gesagt werden. Sie werden enttäuscht werden und in ihrer Enttäuschung zerbrechen, wie viele vor ihnen enttäuscht wurden und zerbrachen. Jeder, der die Geschichte des Jischuw gut kennt, kennt neben den Helden auch die Märtyrer dieses Schlages, die in Palästina ihren Idealismus verloren haben.

Nein, wir dürfen nicht zum Lande kommen und von ihm fordern, es solle uns stark machen, es solle uns gesund machen, es solle uns ganz machen. Wir müssen zum Lande kommen und ihm geben, alle Kraft, deren unsere Seele fähig ist — da werden wir stark und gesund und ganz werden. Ein Ziel müssen wir dem Lande setzen: Palästina muß jüdisch-schöpferisch werden. Das ist das Problem, ein Problem von so umfassender Bedeutung, daß es in der hier ziemlichen Beschränkung höchstens angedeutet werden kann.

Das jüdische Volk hat im Laufe der Jahrtausende der Verbannung seine ursprüngliche Schöpferkraft verloren. Die letzte Bewegung, die die originale jüdische Produktivität wie eine erlöschende Glut aufflackern ließ, ist der Urchassidismus. Die letzte Bewegung, die zurückführen will, die einen neuen Weg sucht zur jüdischen Produktivität ist der Zionismus. Die Gegenwart ist ohne jüdisch Schöpferisches. Ist nicht das Gemälde, das der Führer der palästinensischen »Hapoël-Hazaïr«-Pioniere, A. D. Gordon, von unserem Galuthleben entwirft, in seiner ganzen Unfaßbarkeit wahr: »Ein Volk, das ganz von der schöpferischen Natur losgerissen ist, das jahrtausendelang in Mauern eingepreßt war, ein Volk, das an alle Arten des Lebens gewöhnt ist, nur nicht an eine natürliche, an ein Leben des Schaffens aus sich heraus und für sich ....« Wir müssen zurück. Wir müssen von neuem die echte, erdverbundene, wurzelstarke Arbeit kennen, wir müssen uns von neuem durchdringen zu der Quelle alles Schaffens, zum heimatlichen Boden. Wir müssen das Galuth und seine Erscheinungsformen: den Rationalismus, die Wortleidenschaft, das Genießertum, die Vermittlerseele und -seligkeit von uns tun — jeder Mensch der jüdischen Jugendbewegung muß wissen, daß mit dem Augenblick, wo er palästinensischen Boden tritt, ein neues, schöpferisches Leben für ihn beginnt.

Die Frage der geistigen Produktivität (und produktiven Rezeption) dagegen wird die hebräische Jugendbewegung ohne Schwierigkeiten überwinden können. Da, wo heute Gefahren der Verfälschung und der Absplitterung bestehen — und diese Gefahren bestehen heute auch noch in Palästina überall, wo Menschen nicht aus, aber in fremden Kulturen zu uns kommen — werden sie besiegt werden. Denn die hebräische Welle, die die jüdische Jugend mittragen wird, wird allen Schlamm, allen Schmutz, alles Dunkle mit sich reißen und läutern auf ihrem tiefen Grunde. Die hebräische Jugendbewegung wird sich ohne weiteres kulturell einordnen können in das Werdende — denn ihr wird gar keine andere Einordnung möglich sein. Jede Farbe, die hinzugewirkt wird am Teppich unserer hebräischen Kultur, wird sie mitempfinden, jede Regung, die hinzuwirken, die aus neuer, eigener Kraft mitschaffen will, wird sie fördern, mit jener stillen, leuchtenden Begeisterung, die ihr Ideal erlebt hat.

Dann aber, wenn wir von neuem schöpferisch geworden sind, wenn unsere Schaffenskraft das ganze Leben umfaßt, wenn das ganze Leben, das neue Dasein der Nation gebaut werden wird von der Hand und dem Geist jüdischer Jugend, dann — und nur dann — wird ein neues Geschlecht aufstehen im Lande, ein Geschlecht jüdischer Jugend, dem alles Nationale und alles Menschliche so fest zu einer inneren harmonischen Einheit verschmolzen ist, wie jedem in natürlichen Lebensbedingungen seienden und schaffenden Menschen. Dieses Geschlecht, das hoffen wir, wird stark sein an menschlichen und menschlichsten Kräften, wird reich sein an menschlichem und menschlichstem Erleben, wird aus großer Kraft und reichem Erleben weiterbauen am Dome der Menschheit, an dem seiner Türme, der vom Weltenschicksal unserem Volke anvertraut wurde.

Unser Weg dahin ist weit und schwer. Unsagbar schwer — und deshalb unsagbar schön und einer kämpfenden Jugend würdig. Wir müssen ihn gehen. Noch haben sich in der deutsch-jüdischen Jugend erst ganz, ganz schwache Kräfte geregt, die nach diesem Weg deuten. Die große Menge aber, und selbst die, die dem Namen nach zu uns gehört, läuft in Halbheit und Gedankenlosigkeit halben und fremden Zielen nach.

Ich hörte einmal das richtige Wort: Unsere Jugendbewegung muß aufhören, der jüdische Flügel der deutschen Jugendbewegung zu sein — sie muß der deutsche (d. h. nur seiner Herkunft nach gesonderte) Flügel der jüdischen Jugendbewegung werden. Der jüdischen Jugendbewegung, die in leidenschaftlichster Parteilichkeit, mit ethischer Politik, durch Ganzheit ihrer Tat, zustößt auf ihre beiden Ziele: Erneuerung der hebräischen Kultur und Erneuerung des jüdischen Volkes im jüdischen Lande.

Vor allem aber — ehe wir die alten Tafeln der Alten zerbrechen — müssen wir erweisen, daß über unseren neuen Tafeln »Erfüllung« steht. Bevor wir gegen den Baal der Anderen kämpfen, müssen wir den Baal in unserer Mitte besiegt haben. Den Baal der Halbheit und des Egoismus, der Feigheit und der Bequemlichkeit, der noch in uns ist.

Berlin-Schöneberg. Viktor Ch. Arlosoroff.

Vom Leben der Jugend.

Das Blauweißliederbuch.

Das Blauweißliederbuch gibt Anlaß zu einigen grundsätzlichen Anmerkungen, die, zunächst nur hinzielend auf das Singen von Volksliedern als eine wesenhafte jugendliche Äußerung, greifbarer als jede im allgemeinen verbleibende Bewertung die nicht länger erträglichen krisenhaften Zustände der nationaljüdischen Jugendbünde des Westens erkennen lassen. Unter etwa 113 deutschen Volksliedern der zweiten Auflage sind 18 jiddische und 22 hebräische Lieder verstreut. Es ist nicht weiter erstaunlich, daß die in jedem Betracht überwiegenden deutschen Lieder einen genügend umfassenden Eindruck von den seelischen und kulturellen Besonderheiten des deutschen Volkes hinterlassen. Ob es nötig war, in einer von Führern deutschjüdischer Wanderbünde herausgegebenen Sammlung dem deutschen Lied diesen überragenden Platz einzuräumen, da doch von allen Seiten deutsche Art übermächtig die Seele dieser Jugend unter sich zwingt, fast bis zur Tilgung aller jüdischen Inhalte, ob es nicht selbstverständlich und ehrenvoller für den Geist einer wirklich existenten oder Existenz anstrebenden Jugendbewegung wäre, sich endlich einmal auf das Jüdische zu »beschränken«, aber hier etwas Ernsthaftes, Ganzes und Musterhaftes für die Jugendlichen zu leisten, will ich nicht weiter untersuchen. Unverantwortlich war es jedenfalls, in dieser das Soldatische und Militärische nicht eben vernachlässigenden Zeit ein Viertel der Lieder (22) der Welt des deutschen Soldaten zu entnehmen. Auch ein Teil der hebräischen Lieder (S. 27, 40, 83) ist blutrünstig und imperialistisch genug. Volkslied ist keines von ihnen. Das ist meistens eine ad hoc geschaffene Leitartikellyrik, schwächlich und sentimental, oder ganz unkindliche Kindergartenpoeterei im schwülstigen Stil der Mlize, der von irgendwoher Melodien unterlegt sind. Ich würde es verstehen, wenn man aus der großen Zahl religiöser Gesänge, an deren Melodien das Volk selber geschaffen hat, einige überzeugende Stücke ausgewählt hätte (aber nicht mit einer so typisch deutschen Melodie wie die S. 8 gebotene des 126. Psalms), oder wenn man aus den echten Volksliedern einige der gar nicht seltenen chassidischen Weisen dargeboten hätte, die fast völlig hebräisch sind und die große Weihe alter Geschlechter haben. Wenn man aber schon hebräische Gedichte der jüngsten Zeit aufnimmt, sollte man sie sorgfältiger transkribieren und peinlicher übersetzen, als es hier geschehen ist.

Wie verhält es sich mit den jiddischen Liedern? Man mußte verlangen, daß diese in einer Sammlung, die so eindringlich für den deutschen Volksgesang wirbt, mit äußerster Besonnenheit und Sachkunde ausgewählt wurden. Der westjüdische jugendliche Mensch hat das Deutsche in seinen vielfachen kulturellen Auswirkungen noch immer so ausschließlich und beherrschend vor und in der Seele, daß ihm ein verantwortungsvoller Wegführer Jüdisches nur in reiner und wesenhafter Gestalt vorführen darf. Beim Volkslied war es ein Leichtes, ihm darzutun, in welch großgestalteten Formen das eigene Volk in seinen Liedern nach Ausdruck ringt. Wir besitzen, seit dem Jahr 1901, etwa sechs umfassender angelegte ostjüdische Sammlungen (Ginzburg, Marek, Cahan, Prilutzky, Engel, die Ausgaben der Gesellschaft für jüdische Volksmusik, die Beigaben zum Jahrbuch »Der Pinkes«), die bereits etwa 1000 echte Volkslieder enthalten und erst einen Teil der wirklich vorhandenen Fülle dem Volksmund entnommen haben. Gerade von solchen Liedergattungen, die dem Jugendlichen angemessen sind, vom religiösen, vom Wiegen-, Kinder-, Cheder- und Handwerkerlied enthalten sie ein große Zahl vollendeter und überzeugender Stücke. Im Blauweißliederbuch, zu dessen zweiter Auflage mehr als zwei Jahre zur Verfügung gestanden haben, findet man nichts

davon. Man empfängt von ihm den schlimmen Eindruck, als ob die Herausgeber das jiddische Lied nie aus dem Lebendigen gewonnen, geschweige denn gesammelt haben und sich nicht einmal bemühten, die erwähnten, jedem zugänglichen Sammelwerke zu Rate zu ziehen. Sie haben sich an die minderwertigen, dilettantischen Ausgaben gehalten, ohne Unterscheidungsvermögen, was an Untauglichem und was an Zulässigem darin war. Ich muß hier kurz erwähnen (eingehender erzähle ich davon in einem demnächst vom »Ausschuß für jüdische Kulturarbeit« herauszugebenden Merkblatt), daß längst nicht alles, was unter der Marke des jiddischen Liedes geht und in gewissen Schichten des Bürgertums Liebhaber hat, echt und vom Volke geschaffen ist. Der Badchen, dieser bemerkenswerte Erheiterer häuslicher Feste und Lustbarkeiten, hat eine Gattung meist moralisierender Kunstlieder aufgebracht, die nur selten, in langen Jahren von den Volksmassen umgeschaffen und verinnerlicht, wie Volkslieder hervorzutauchen die Qualität haben. — Volksdichter und Komponisten der neueren Zeit haben außerdem den Mißbrauch eingeführt, Kunstlieder, die mehr oder minder glücklich den Volkston treffen, als »Volkslieder« herauszugeben, statt sie bescheiden »Lieder für das Volk« zu benennen. Es ist keine Entschuldigung für einen Jugendbund, der sich von den kulturlosen Unarten des heutigen bürgerlichen Menschen unbedingt freizumachen hat, daß solcherlei Dinge in einigen, dem Kern des Volkstums entfremdeten Schichten ostjüdischer Bourgeoisie den legitimen Volksgesang verdrängt haben. Was würde man zu deutschen Wandervögeln sagen, die ihren Zupfgeigenhansl mit Reimereien füllten, wie sie von Baumbach, Presber, Herzog und ähnlichen Barden geliefert werden. Im Blauweißliederbuch haben aber zwei Drittel, 11 von 13 jiddischen Gesängen mit dem Volkslied nichts zu tun. Eins davon (Seite 71) ist aus der Operette, acht (Seite 10, 12, 15, 70, 81, 84, 90, 135) stammen von Warschawski, Zunser usw. Eins, ein schönes Kindergedicht Bialiks, wird in einer unbrauchbaren Vertonung geboten; das Lied, Seite 4, ist die nicht eben durch poetischen Gehalt oder originale Melodie ausgezeichnete Parteihymne der Poale Zion. Es verbleiben sieben Nummern die sich allenfalls als Volkslieder ansprechen lassen. Aber fünf davon (derartiges trifft man ja in der Folklore jeden Volkes) eignen sich lediglich für eine ausgedehnte, das gesamte Inventar verzeichnende Sammlung, die auch belanglosere Stücke enthalten darf, nicht aber für eine knappe Auslese des Wertigen. Von den beiden einzigen repräsentativen Liedern (Seite 146 und 109) wird obendrein das letztgenannte Liebeslied in einer verstümmelten und wenig gelungenen Variante hingestellt. Allein anerkennenswert in dem Büchlein ist die Isaak Spielrein zu dankende Transkription. Selbst Noten- und Lautensatz wimmeln stellenweise von Fehlern.

Wer auch nur flüchtig in die verborgene Welt des jiddischen Liedes einzudringen unternahm, weiß von den erheblichen Schwierigkeiten, die sich jedem Westjuden hier entgegenstellen. Die eigentümliche uneuropäische Singweise, die Tonbildung, die begleitende Geste, das Melodische, das Zeitmaß sind ihm fremd. Das umfangreiche Inventar der in diese Lieder hineinspielenden typischen Stände, Berufe, der kulturellen und religiösen Institutionen, mehr noch die geheimen Gründe der hier besungenen seelischen Erlebnisse und historischen Schicksale fordern zwingend Einführung und Erklärung. Da aber die Herausgeber selber sich niemals ernsthaft um das jiddische Lied bemüht hatten, fehlt ihnen jede Einsicht in dieses Erfordernis. So haben sie das Widersinnige fertig gebracht, solche Lieder westjüdischen Kindern und Jünglingen, die nun ratlos davorstehen, ohne anleitende und erleichternde Bemerkungen in die Hand zu geben.

Gewiß, es wird ein Vorwort geboten, aber grade dieses ruft jeden nicht ausschließlich aus parteipolitischen Rück-

sichten um das Jüdische der Jugendlichen sorgenden Menschen zu ihrem Schutze vor den derzeitigen Führern auf. Die Gefahr, daß die im Munde gereifter und geschlossener Persönlichkeiten gültig klingenden Worte großer Forderung und Geste von journalistisch verderbten Nachbetern wie eine billige Ware gehandhabt und entwertet werden, ist hier eingetreten, sie deutet sich übrigens auch an manchen Stellen dieser Zeitschrift bedrohlich an. Anstatt bescheiden und streng gegen sich selber (wofür unverdorbene Jugend immer Verständnis und Dankbarkeit hat) zu sagen, daß sie für die schlimmen Fehler des Büchleins um Verzeihung bitten, auch für das wahllose Durcheinanderschütten jüdischer mit gojischen Liedern, schreiben sie im Vorwort: »Es ist fast vier Jahre her, seit das erste Liederbuch erschien und in dieser Zeit ist unser Verhältnis zu den Liedern unseres Volkes ein anderes, ein engeres geworden. Denn was in der ersten Auflage nur ein Versuch schüchterner Romantik, ein tastendes Bemühen um die Wiederbelebung des jüdischen Volksliedes für die westliche Judenheit war, das ist heute ein Ausdruck unserer eigensten Wesensart geworden. — Von einer Scheidung des Materials in einen deutschen und einen jüdischen Teil sehen wir daher im Gegensatz zu anderen Liedersammlungen ab, wir brachten die Lieder, wie wir sie singen und meinen so am besten unserer Art zu entsprechen. — Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, daß sich das jüdische und das hebräische Lied bei uns mehr als Verständnis, daß sie sich in unserem Herzen einen Platz errungen haben.« — Dies aber ist nicht nur übertrieben, es ist im Kern unwahrhaftig. Die Gesinnung, die sich in diesen Zeilen verrät, ist ohne Frage das Verwerflichste an dem Buch und unvergleichlich bedrohlicher als seine sonstigen schlimmen Mängel. Mit ihr werden sich die Jugendlichen rücksichtslos auseinanderzusetzen haben. An dem unerbittlichen Ton dieser Bemerkungen sollten sie sich nicht stoßen. Er richtet sich dagegen, daß die, welche in dieser Zeit der Verwirrung und der Phrase die Entfesselung der jüdischen Jugend und ihren Aufruhr gegen das bisherige westjüdische Nationalsein herbeiführen sollten, solche sind, die selber in vielen entscheidenden Angelegenheiten ihrer menschlichen und ihrer jüdischen Persönlichkeit der Leitung und Führung bedürfen. Es ist besser, heute hart sein, bloßstellen und ein Exempel zu statuieren, als morgen das Schädigende und aus falscher Duldsamkeit Nichtentthronte sich wieder betätigen und schlimme Frucht zeitigen zu sehen.

(Cheder, wörtlich = Gemach, Stube, der Raum, in dem ostjüdische Kinder von frühestem Alter an unterrichtet werden, dann Bezeichnung für diese Schule selber, die uralt ist, im westeuropäischen Schulwesen kein Seitenstück hat und eine der bedeutsamsten Einrichtungen der Volkskultur darstellt, Mlize, wörtlich = verschlungene, rhetorische Rede, der etwas schwülstige, Bilder häufende Stil des letzten Jahrhunderts in der weltlichen, hebräischen Literatur, den am glücklichsten zuerst wohl Mendele überwunden hat.)

Fritz Mordechai Kaufmann.

Menschen — Bücher — Bewegungen

Die Toten für die Lebenden.

(Anläßlich des Erscheinens der deutschen Ausgabe des Buches »Jiskor« im Jüdischen Verlag, Berlin.)

Wenn auch die in Palästina verstreuten jüdischen Siedlungen heute noch keineswegs eine Gemeinschaft darstellen, weder im jüdisch-ethischen, noch im sozialen Sinne, ist dennoch das Blut, das zu ihrem Schutze sich in die jüdische Erde fraß, für die Gemeinschaft geflossen. Es ist die Historie der künftigen Gemeinschaft, jener, die wir, die jungen, aktiven Juden, aus unserem innersten und bewußten jüdischen Empfinden erstreben, mit dem Blute junger Juden in die Historie der Völker eingetragen, und wenn die

Gemeinschaft einst das werden wird, was sie werden muß, um die außerordentliche Sendung des Judentums zu erfüllen, werden die Wächter, die für sie vergingen, in der Geschichte der enttierten Menschheit die erste Stelle einnehmen. Ihr Tod war ein Erlösertod im Zeitalter der grauenhaften Versklavung der Menschheit an die Ruderbank der Materie.

Kein Volk hat mehr Idealismus in der Zeit seiner tiefsten Depression aufzuweisen gehabt, als das jüdische und kein Volk hat mehr Blutzeugen für seine Ideale geopfert. Dieser jüdische Idealismus, der sich stets noch Bahn brach, führend in die erste Reihe zu treten in allen Bewegungen, die Freiheit, Geist und Menschlichkeit sich zum Ziele setzten, der dem Sozialismus die Fahne trug und anderseits dem tiefsten Individualismus, der Sturmrufer war in den Revolutionen des Körpers, des Geistes und des Fühlens, dieser jüdische Idealismus — bewußte Tat, wie gefühlsmäßige Sehnsucht gleicherweise umspannend — gab jungen Menschen Gewehre in die Hand und stellte sie auf Posten, die vor ihnen nur die Pioniere des Geldes und die romantischer Abenteuerlichkeit innehatten. Ein Neues trat in die Weltgeschichte. Da sich die Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung und ihrer Folgerungen zu beweisen begann, entwanden sich Menschen, geboren und erzogen in den tiefsten Höllen kapitalistischen Materialismus, dem Übermommenen und schlugen dieser Geschichtsauffassung die Faust ins Gesicht. Aus den idealsten Gründen, die je Menschen bewegten, überwanden sie die Vergangenheit durch eine durchaus unbekannte Zukunft. Wohl gab es jederzeit Schwärmer, auch solche, die Taten bauten, nie aber noch brachten diese die Energie auf, die Tod, Gewohnheit und innerlichste Zaghaftigkeit überwindet, ohne zugrunde zu gehen.... Die Schomrim wurden die Stützen der beginnenden Gemeinschaft. Mitglieder einer Organisation, sind sie dennoch Einzelne, nicht aber Fremdkörper, und nach dem Gesetze, daß der Einzelne die schwerste Pflicht in der Gemeinschaft zu tragen hat, werden sie das Staubkorn in der Muschel sein, um die sich die Perle bildet. Sie werden es sein, solange sie den unverkäuflichen Idealen treu bleiben, nicht vergessen, daß sie Wächter zu sein haben nicht nur nach außen, sondern auch nach innen.

Wenn auch hinter dem Rücken der Wächter, da sie den Angriff von außen erwarten, da und dort sich Kommerzgeist regte und Spekulation unter jüdischem Gewande aufwuchs, war der Sinn, der sie zur Tat aufrief ein durchaus idealistischer und es starb kein Schomer für jüdische Geschäfte, sondern alle, die man begrub, waren bewußt ihrer Aufgabe, die heißt: Konzentration aller absoluten ursprünglichen Werte des Judentums im Lande seines Blutes und seiner innerlichsten Geschichte, Konzentration aller reinjüdischen Kräfte zum Zwecke des Wiedereintretens eines vollwertigen Judentums in den Ablauf der Weltgeschehnisse und schließlich: Überwindung des anhaftenden Weltbarbarismus durch die Selbsterkenntnis des neuen jüdischen Volkes, um aufs neue durch die Lehre, die von Zion ausgeht, dieser elenden zermarterten Menschheit Gelegenheit zu geben, Menschheit endlich zu werden.

Unsere Freunde, die weisen, bedächtigen, schon in jungen Jahren grauen Geschäftspolitiker werden verwundert sagen: »So denken die Schomrim? Keineswegs! Die Wächter wußten, daß es gilt, jüdischen Boden zu verteidigen, durchaus Materielles zu beschirmen. Sie sind keine Idealisten, keine Romantiker der selbstlosen Menschenbeglückung, keine Schwärmer für vergangene abgelegte Geistigkeiten, sondern ihre Taten wurden gesetzt für Reales, für die Realität ökonomischer Tatsachen. Alles andere sind Philosophismen, Literatur, Schöngeistigkeit, für die wir, Gott sei Dank nichts übrig haben. Und außerdem ist alles Unsinn: die Schomrim sind Wächter, weiter nichts. Sie schützen das jüdische Kapital gegen räuberische Überfälle und wenn man weiter blicken will:

sie brechen dem europäischen Fortschritte Bahn und beschützen ihn.«

Diesen Politikern würde ich erwidern: »Langsam, meine Herren! Glaubt ihr wirklich, daß Menschen, die sich aus Bequemlichkeit und aus Gewohnheit herausreißen, die Trägheit dieser Tage überwinden, die stündlich ihr Leben bieten, glaubt ihr, daß die ihre Taten bauen, damit einst jüdische Spekulanten jüdische Menschen im jüdischen Lande aussaugen, damit euer Fortschritt, der nichts anderes ist, als die fortschreitende Möglichkeit Kapital für euch zu machen, geschützt werde? Zum Teufel mit eurem Fortschritt! Wenn ihr wüßtet, daß es in der Welt gar keinen Rückschritt geben kann, daß Alles und Jedes Fortschritt ist, daß der dem Wesen dieser Welt innerst liegende Fortschritt nicht beschützt werden kann, weil es keine Macht gibt, die ihn bedrohen könnte, wenn ihr dies wüßtet, würdet ihr euren Drang, Geschäfte selbst aus der Nation und aus dem Gefühl zu machen, wohl anders nennen. Hochverehrte Antiidealisten: oder besser: hochverehrte Aïdealisten: unser jüdischer Idealismus, der seine prächtigsten Vertreter in den Schomrim Palästinas findet, hat längst sich schon höheren, absoluten Zielen zugeschwungen und würde nicht eueren Besitz schützen, wäre er nicht Besitz des jüdischen Volkes, wäre er nicht aus diesem Grunde unantastbar und heilig. Das aber laßt mich noch sagen: unser Idealismus, über den ihr heute lacht, wird euere Welt aus den Angeln heben, wenn ihr daran denkt eine jüdische Gemeinschaft zu gründen, deren Gemeinsames die Hast nach persönlichem Vorteile und die Zufälligkeit der jüdischen Mitglieder ist. Jüdischer Besitz ist uns heilig und wir, aus deren Reihen die Schomrim sind, werden durch unsere Taten, die unserem Idealismus sich entwinden, ihn schützen vor Jederman: auch vor euch. Durch diesen unseren tätigen Idealismus unterscheiden wir uns von den blassen Idealisten der vergangenen Zeit, mit denen ihr uns in Unverständnis auf eine Stufe stellt...

In der Zeit, da menschliches Blut seinen Wert verloren hat, da die Technik die letzten Reste angewöhnter Menschlichkeit verfetzt und die Schreie der Sterbenden die der Gebärenden übertönen, verklingt wohl der karge letzte Ruf des sterbenden Wächters. Er ist ein Einzelner und die Geschichte dieser Welt ist zu großzügig geworden, um sich mit Einzelnen abzugeben, wo sie daran ist, eine Menschheit zu verschlucken. Ihr Tod ist zu fern den Toten dieser Tage und ihre Schreie sind unverständlich den Lauschern der ehernen Tritte dieser Zeit. Ihr Tod, der nicht minder tragisch ist, denn der Tod anderer Menschen, fand noch keinen Dichter, aus ihrem Blute brachen noch keine Lieder, kaum daß ein Journalist sich Mühe nahm, ihn an den täglichen Annoncenstrand des veröffentlichten Heldentums zu legen. Und auch von uns — seien wir ehrlich — wußten Viele nichts von der unerhörten Tragik, die an den Grenzen unseres Judentums geschah.

Es scheint mir daher eine Notwendigkeit, daß dieses Buch, das der Anlaß dieser Zeilen ist, auch den Juden, die nicht hebräisch sprechen, zugänglich gemacht wird. Es ist meines Wissens das erste Denkmal, das jüdische Liebe den toten Vorposten des Judentums setzte. Es ist eine Notwendigkeit in der Zeit, da ein Teil der jüdischen Jugend sich von den althergebrachten Idealismen losreißt, um zu den absoluten Idealen des jüdischen Menschen aufzuschreiten und sich umzusehen beginnt nach den Zielen, zu denen es seine Taten zu tragen hat.

Die Biographien der gefallenen Schomrim — einfach und klar erzählt — geben Dem, der das Buch nicht allein um des Lesens willen liest, ein besseres Bild des jüdischen Palästinas als zehn theoretische Abhandlungen und zeigen ihm den Weg auf, den er zu schreiten hat: nach der Unbedingtheit eines jüdischen Lebens für das Judentum, das heißt: mit opferndem Herzen, mit offenen Armen und mit der Hingabe seines Letzten einstehen unter jeder Bedingung für die ohne jede Konzession jüdische Gemeinschaft.

Eugen Hoeflich.

Rundschau.

An der Schwelle von Erez Israel.

Die Erklärungen der Entente über die Zukunft Palästinas riefen in aller Welt eine Bewegung hervor, die, wie begreiflich, auch am goldenen Horn Wellen schlagen mußte. Bei einem Besuche am Berliner Hofe verständigte der Großwesir eine jüdische Abordnung, die bei ihm vorsprach, von seiner Absicht, eine Delegation der Judenschaft der Mittelmächte nach Konstantinopel einzuleiten, um mit ihr die jüdische Einwanderung in die Türkei, die Kolonisierung Palästinas und die »Schaffung eines jüdischen Zentrums« auf diesem klassischen Boden zu beraten. Eine Form, sicherlich nicht weniger eindrucksvoll als der Brief, in dem Balfour Lord Rothschild ein »national jewish home« in dem Lande der Väter versprochen hatte. Doch war es Talaat Pascha nicht nur darum zu tun, den Eindruck dieser Botschaft der Entente zu paralysieren. Wie er wiederholt erklärte, hatte er auf seiner Berliner Reise das Judentum als eine Macht schätzen gelernt, mit der man zu rechnen habe. Jedenfalls war es ein Moment von historischer Bedeutung: seit vielen Jahrhunderten wieder das erste Mal, daß eine Staatsleitung mit Vertretern des jüdischen Volkes als solchen in Verhandlungen einzutreten den Wunsch kundgab.

Aus den von der Entente besetzten Teilen Palästinas trafen inzwischen fortgesetzt günstige Berichte ein. Von der Einsetzung eines jüdischen Volksrates hörte man: Jerusalem erhielt Wasserleitung und elektrische Straßenbahn, in neun Stunden fährt man im Eilzug von Kairo nach Jerusalem. Um so peinlicher berührten Nachrichten über bisher unerhörte Gewalttaten, von ottomanischen Behörden an einzelnen Juden wie an ganzen jüdischen Gemeinden verübt. Grausamkeiten, die einzeln hier aufzuzählen uns nicht so sehr das Bundesverhältnis zur Türkei verbietet als weit mehr die aus den Versicherungen der höchsten Stellen in Konstantinopel gewonnene Überzeugung, daß hier nur Übergriffe untergeordneter Behörden vorliegen.

Gehässigkeit gegen die jüdische Bevölkerung ist dem Türken von Hause aus fremd. Streift man im Gespräch mit einem türkischen Würdenträger die jüdische Frage, so wird er es sicherlich nicht unterlassen, auf das traditionelle gute Einvernehmen zwischen Türken und Juden hinzuweisen. Gewisse Maßnahmen Djemal Paschas wirbelten allerdings seinerzeit viel Staub auf. Doch wissen auch die Araber in Damaskus von solchen Härten manches zu berichten. Daß aber angesichts der Erklärungen der Entente über die Erlösung der kleinen Nationen, gleichviel ob und in wieweit diesen Worten die Praxis entspricht, für chauvinistische Ausschreitungen der gegenwärtige Zeitpunkt höchst unglücklich gewählt wäre, leuchtet ohneweiters ein.

Geradezu wie eine öffentliche Absage an diesen Panottomanismus oder, wie er von der Entente genannt wird, »Panturanismus« erfolgte im Mai Talaat Paschas Einladung zu jener Konferenz, gerichtet an die »Zionistische Organisation«, die »Freie Vereinigung für die Interessen des gesetzestreuen Judentums«, die »Viod« (Vereinigung jüdischer Organisationen Deutschlands) und das »Österreichische Komitee für den Orient«. Sämtliche Gruppen entsandten Vertretungen. Die Delegation wurde vom Großwesir feierlich empfangen, und an die Konferenz sollen sich die Arbeiten eines Komitees anschließen, das aus Delegierten der Hohen Pforte und Bevollmächtigten der mitteleuropäischen Juden zu bilden ist.

Daß die Araber Gegenanstrengungen machen, kann nicht wundernehmen. Ebensowenig, daß gewisse an dieser Frage interessierte politische Faktoren auf der anderen Seite unsere jüdischen Forderungen unterstützen.

Wie immer sich aber das Ergebnis dieser Verhandlungen gestalten, ja überhaupt die Entscheidung über Palästina

bei den Friedensverhandlungen ausfallen möge, ein Problem von allerhöchster Bedeutung fordert schon heute unabweislich seine Lösung. Die Voraussetzung für einen Meinungsaustausch mit der türkischen Regierung war die Feststellung eines Programmes, auf das sich sämtliche jüdischen Delegierten einigen mußten. Dieses Mindestmaß der jüdischen Forderungen festzustellen, waren langwierige, oft unsäglich mühevolle Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der verschiedenen jüdischen Gruppen unerläßlich. Es galt nicht mehr und nicht weniger als ein Kompromiß zwischen extremer Orthodoxie und politischem Zionismus.

Diese Überbrückung kam unter dem Zwange der Stunde wohl zustande. Wird sie aber von Dauer sein? Empfanden beide Parteien nicht etwa, wie jener steirische Soldat, der seinem Nebenbuhler das Leben gerettet hatte, aber in einem Briefe in die Heimat erklärte: »Vor den Russen sind wir eins, vor einander blieben wir unser zwei?« Bedeutet das Kompromiß mehr als eine Tapete, die für türkische Augen zeitweilig einen tiefen Riß im Mauerwerk zu verdecken hatte? Hierüber müssen wir unbedingte Klarheit erlangen. Diese entscheidende Frage ist hier im Galuth, nicht erst an Ort und Stelle im neuen Jischub zu lösen.

Dürfen wir als getrennte Lager in Erez Israel einziehen? Nicht ein einiges jüdisches Volk, sondern mehrere untereinander feindselige Judentümer? Eine gerade an dieser Stelle, aller Welt zum Gespött, um so kläglichere Projektion der Zerrissenheit unseres Galuthdaseins? Werden wir auch dort selbst im harmlosen neutralen Blau-Weiß »getrennt marschieren?« Müssen wir nicht alles aufbieten, um jetzt an der Schwelle des so lange und so heiß ersehnten Zieles uns erst über die Grundbedingungen unseres künftigen Gemeinschaftslebens zu einigen, uns vertrauensvoll über die Grundlagen zu verständigen, auf denen sich der Bau unseres »nationalen Heimes« erheben soll? Was dürfen wir, bevor diese Gegenwartsarbeit geleistet ist, von der Zukunft erwarten?

Die Ansprüche der Orthodoxen gipfeln in der Forderung der Gewissensfreiheit. Der Jude soll auf jüdischer Erde sein Judentum frei ausleben können in einem Gemeinwesen, in dem das jüdische Religionsgesetz unbeschränkte Anwendung findet. Nicht nur die Institutionen des Kultus sollen orthodoxer Aufsicht unterstellt werden. Alle öffentlichen Einrichtungen haben vielmehr, z. B. an Sabbat- und Festtagen zu ruhen. Das Rauchen auf der Straße, wie jede öffentliche Arbeit hat am Sabbat zu unterbleiben usw. Das Privatleben soll allerdings gesetzlichem Zwange entzogen bleiben.

Wir lassen alle übrigen Punkte des orthodoxen Programmes beiseite und betonen hier nur diese eine Bedingung der konsequenten Anwendung des Ritualgesetzes auf das gesamte öffentliche und Gemeindeleben. Wie stellt sich die zionistische Partei hierzu? Wie die übrigen Kreise, die an der jüdischen Kolonisierung Palästinas Anteil nehmen?

In solchen Fragen des Gewissens gibt es keine Majorisierung, keine Volksabstimmung. Hier muß eine gründliche Erörterung in breitester Öffentlichkeit Klärung der Ansichten und, wenn irgend möglich, gegenseitige Verständigung und Einigung herbeiführen. Alle, die ernstlich gewillt sind, sich in Erez Israel anzusiedeln oder ihren Kindern dort eine Zukunft zu bereiten, werden jetzt, da diese Frage uns so nahe gerückt ist, zu prüfen haben, ob sie ein jüdisch-nationales Leben im Sinne dieses orthodoxen Programmes als Verwirklichung des jüdischen Religionsgesetzes gelten lassen wollen oder ob sie dessen Forderung mit allen ihren Konsequenzen ablehnen oder endlich, ob sie eine Plattform des Justemilieu zu schaffen den Willen und die Kraft aufbringen können, die Extreme sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite ablehnen müßte.

Hiervon wird es abhängen, ob von einer inneren, d. h. wahren Gemeinsam-

keit in dem neuen Jischub die Rede wird sein können, ja ob er überhaupt als ein Heim unseres jüdischen Volkes zustande kommt.

Denn darüber kann doch kein Zweifel bestehen: ein Artikel des allgemeinen Friedensvertrages kann uns Juden höchstens die politische Möglichkeit eines solchen Heimes bieten, es zu verwirklichen bleibt unsere eigenste Aufgabe. Wir werden vielleicht auch dann nicht anders als die Pioniere in Wildwest, mit der Büchse im Arm, hinübergehen müssen. Um so dringender geboten ist diese Abwehr äußerer Anfechtungen, daß wir von allem Anfang an im Innern geschlossen, geeint auftreten. Aber auf welches Programm geeint? Das ist jetzt die Frage. Eine, die keinen Aufschub leidet. Dr. Grunwald.

Büchereinlauf.

(Besprechung vorbehalten.)

AGNON I. S. Und das Krumme wird gerade. Erzählung aus dem Hebräischen. Jüdischer Verlag 1918.

AKADEMISCH-SOZIALE MONATSSCHRIFT. Diederich, Jena 1917/1918.

BLAU-WEISS LIEDERBUCH. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Jüdischer Verlag 1918.

BROD, Max. Das gelobte Land. Ein Buch der Schmerzen und Hoffnungen. (Gedichte.) Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1918.

— Eine Königin Esther. Drama in einem Vorspiel und drei Akten. Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1918..

ENGEL, Dr. Die hebräische Mittelschule. Tachkemoni in Jaffa. Ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte. Schumann & Wulff Nachfg., Hamburg.

GORION M. S. BIN. Abraham Isaak und Jakob. Auswahl aus den Sagen der Juden. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1917.

— Die ersten Menschen und Tiere. Ebenda.

— Joseph und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman. Ebenda.

Nachricht.

Am 15. Oktober wird die Abteilung für hebräische Sprachlehrer und für jüdische Kindergärtnerinnen des Allgemeinen jüdischen Pädagogiums in Wien eröffnet. Diese Institution ist für die jüdische Jugend von höchster Bedeutung, da sie die Möglichheit bietet, einen kleinen Anfang mit der praktischen Lösung des Problems der Berufswahl zu machen. Prospekte, Anmeldungen und Anfragen durch das Jüdische Jugendamt, Wien, II. Zirkusgasse 33.

Unsere Mitarbeiter:

Heft 4: Julius Berger, Berlin, W 15, Sächsische Straße 8. Dr. Max Grunwald, Wien, II. Ferdinandstraße 23. Eisig Hillerowicz, Opoczno (Polen). Siegfried Lehmann, stud. med., derzeit im Felde (durch die Redaktion). Dr. Wilhelm Lewy, derzeit im Felde (durch die Redaktion). Naftali Menasché, stud. med., Krakau, XXII. Kalwaryjska 32. Dr. Theodor Reik, derzeit im Felde (durch die Redaktion). Oblt. Dr. Markus Reiner, derzeit im Felde (durch die Redaktion). Gerhard Scholem bei Frl. L. Ortenstein, Bern, Beaumontweg 24. Fritz Sternberg, Breslau, zurzeit Maxklinik, Maxstraße 1.

Heft 5: Viktor Arlosoroff, Berlin, W 30, Eisenacherstraße 30. Dr. Max Grunwald, Wien, II. Ferdinandstraße 23. Isak Grünberg, Wien. IX. Servitengasse 21. Albrecht Hellmann, Zionistisches Büro, Prag, Tuchmachergasse 34. Eugen Hoeflich, Wien, XVIII. Gentzgasse 48. Fritz M. Kaufmann, Berlin, Levetzovstraße 19. Max Kober, Berlin, O 2, Klosterstraße 10. Frieda Schiff, Wien, XVIII. Gentzgasse 48.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien.
Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

Die Gesetze der Schomrim.*

Das Wort Gesetz birgt für uns nicht ein totes Dogma, das das individuelle Leben des Einzelnen behindert, sondern wir verstehen darunter eine gewisse Maxime, die ihren Ursprung in der stillen und doch so deutlichen Stimme unseres Herzens hat. Daraus folgt die logische Konsequenz, daß wir nicht anstreben werden, daß die Einzelnen, die sich um unsere Fahne drängen, diese Gesetze auswendig kennen, ohne sie im Leben anzuwenden, oder aber daß sie sie zwar ausüben, jedoch ohne tieferes Verständnis und Durchdrungensein von ihrem lebendigen Inhalt. Unser Ideal ist es vielmehr, daß jeder Jüngling, der in unseren Kreis tritt, von der Schönheit dieser ethischen Grundsätze ergriffen, sie in einen chemischen Bestandteil seines eigenen »Ich« verwandelt und sie als seine höchste Lebensaufgabe erachtet. Die Gesetze der Schomrim müssen »thorak sch'balew« sein, eine Lehre, die im Herzen eingeschlossen ist.

Darauf müssen vor allem diejenigen bedacht sein, die sich der verantwortlichen Aufgabe der Leitung und Erziehung unserer Brüder in »Kwuzoth« unterzogen haben. Sie werden nicht von außen hin ihren Jungen Dogmen aufdrängen, sondern durch geeignete Erläuterungen und vielseitige Besprechungen der Gesetze werden sie es zustandebringen, in den jugendlichen Herzen Bewunderung und Entzücken für dieselben zu erwecken und durch Voranleuchten mit lebendigem Beispiel werden sie den Weg zu ihrer Realisierung im täglichen Leben zeigen. Wir hoffen, daß der ins Leben tretende Schomer, seine Jugendideale nicht verwerfen wird, sondern sie immer und überall im Leben anwendet.

I. Auf das Wort des Schomer ist ein unbedingter Verlaß.

In der Gemeinschaft der Älteren, im täglichen schweren Lebenskampfe vergeht und verschwindet das prophetische Ideal der unbedingten Wahrheit. In der jungen, idealen Gemeinschaft, wie es das Schomrimnest ist, unbehindert durch materielle Umstände, kann das Ideal der Wahrheit verwirklicht werden. Wir stellen daher dieses Postulat in unbedingter Form auf, die keinerlei Kompromisse verträgt. Unser ganzes Erziehungssystem hat in diesem Grundsatze seinen Schwerpunkt und ist dies sozusagen das Fundament des ganzen Gebäudes unserer Gedanken und unserer Ziele. Denn welche Gewähr ist uns geboten, daß der Schomer die freiwillig auf sich genommenen Verpflichtungen erfüllen wird, wenn er nicht wahrheitsliebend ist, wenn er anders denkt und anders spricht? Der ärgste Mangel unserer Jugend ist oft Selbsttäuschung, Phraseologie, das Sichgefallen in großen Worten und schönen Wendungen, ohne sich gehörig davon Rechenschaft zu geben, wozu sie den Einzelnen verpflichten. Unserem Volke fehlt es am meisten an offenen und wahrheitsliebenden Menschen, die ohne Pose und Berechnung all das aussprechen, was sie wirklich fühlen und was sie jederzeit mit Taten zu dokumentieren bereit sind. Wir müssen ihm daher solche Söhne erziehen, und bewerkstelligen können wir dies, indem wir das Postulat aufstellen: seid wahrheitsliebend und offen.

---

* Übersetzt aus dem soeben erschienenen: »Poradnik dla kierowników szomrowych.«

II. Der Schomer ist seinem Volke treu.

Der Schomer wird im Dienste seines Volkes sein Leben lang stehen und stets darnach streben, ihm mit aller Kraft in seiner moralischen und physischen Wiedergeburt behilflich zu sein und ihm eine ruhige Zukunft in seiner Heimat, in Palästina, zu sichern. Es muß daher der Schomer notwendig sein Volk gründlich kennen lernen, sich mit seinen allfälligen kulturellen Werten bekanntmachen, eindringen in die tiefsten Tiefen seiner Psyche, sowie die Umstände kennen lernen, unter denen sein Volk seit Jahrtausenden lebt.

Der Weg zur Kultur des Volkes wird für den Schomer die hebräische Sprache sein. Diese Sprache ist nichts Äußerliches und das Wort ist keine tote Formel. Worte beinhalten Begriffe. Wenn auch das »Jafeh« des Hebräers und das »Kalos« des Griechen im Wörterbuche identisch sind, was herrscht doch unter ihnen für ein gewaltiger Unterschied! In der Sprache ist der Geist des Volkes enthalten, der zu uns durch seine kulturellen Schöpfungen spricht. Es wird auch der Schomer durch die Sprache sich in die Volksseele vertiefen, in sich die Begriffe und Gedanken, die Ideale und Bestrebungen unserer unabhängigen Ahnen aufnehmen und sie zu seinen eigenen machen. Die hebräische Sprache ist für uns ein Schlüssel zu der gegenwärtig schmachtenden, in Ketten geschlossenen Seele unseres Volkes, die ihre Fesssel zu sprengen versucht. Sie ist ferner die Sprache, in der der gesundeste Teil unseres Volkes, unsere Brüder in Palästina, lebt und wirkt. Der Schomer muß die hebräische Sprache beherrschen und wird bemüht sein, ihr in seiner Familie, in seiner Umgebung, sowie in der ganzen Gemeinschaft, das größte Ansehen zu verschaffen.

Es ist für den Schomer unerläßlich, sich dem Volke zu nähern, es kennen zu lernen und die zerrissenen Fäden zwischen Volk und Jugend neu anzuknüpfen. Der Schomer wird sich zu seinem Bruder im langen »Chalat« jederzeit bekennen und nie wird er öffentlich die religiösen Vorschriften überschreiten, — denn dies entfernt ihm nur vom Volke und vertieft nur den klaffenden Abgrund, der zwischen dem Volke und seiner Jugend gähnt. Das Ideal der jüdischen Wiedergeburt in die Bethäuser und die jüdischen Gassen zu tragen, die Massen national aufzuklären, das wird des Schomer heiligste Pflicht sein. Es wird deshalb der Schomer diese so sehr verachtete Volkssprache, den »Jargon« beherrschen, denn dies wird ihn dem Volke unmittelbar näherbringen und mit dem Volke verknüpfen. Dies umsomehr als ja diese Sprache und ihre Kultur die Golusseele unseres Volkes treulich widerspiegelt.

Die Geschichte seines Volkes, seine Entwicklung und seinen Fall, seine Siege und seine Leiden wird der Schomer bemüht sein kennen zu lernen und zu verstehen. Und unsere Geschichte verstehen heißt für den Schomer: eine der unabhängigen Vergangenheit würdige Zukunft schaffen, mitarbeiten an der Wiedergeburt unseres Volkes in Palästina. Das Land unserer Ahnen und das Land unserer Zukunft wird der Schomer vor allem kennen zu lernen trachten, und kennt er es, wird er es sicher liebgewinnen. Der Weg zum Kennenlernen Palästinas wird für ihn entsprechende Literatur

sein sowie persönliches sich Hinbegeben. In geeigneter Zeit wird er seiner Liebe zum Vaterlande Ausdruck geben, indem er sich nach Palästina begibt und sich dort auf seinem Boden produktiv betätigt. Und wer nicht in der glücklichen Lage sein wird, seine Kraft und sein Leben der Arbeit auf eigener Scholle zu widmen, für den steht auch hier im Golus ein weites Betätigungsfeld offen. Die Arbeit an der Hebung des kulturellen und wirtschaftlichen Niveaus seiner Brüder im Golus und an der Heranziehung einer gesunden, kräftigen Jugend, in deren Hand das Volk mit Ruhe seine Zukunft legen kann.

III. Der Schomer ist der Bruder jedes einzelnen Schomer.

Wir besprachen oben die Pflichten des Schomer gegenüber seinem Volke. Wir wollen nun auch einige Worte vom Verhältnis der Schomer zur kleinen, mikroskopischen Volksgemeinschaft sagen, zum: Schomrimnest. Schon im Neste gewöhnt sich der Schomer zu gemeinnütziger Arbeit, zur Mitarbeit an einem Ideale, für bonum publicum. Indem er seine kleine Schomrimgemeinschaft und die einzelnen Glieder derselben liebgewinnt, gewöhnt er sich nicht nur für sich selbst und seine eigenen Ziele zu wirken, sondern wird auch die ganze Gemeinschaft, der er angehört, tätig sein und das sind: das Volk und seine Brüder, die Juden. Die gemeinsame Arbeit an einem Ziel wird die Schomrim einander näherbringen und sie mit stärkeren Banden einander verknüpfen als dies vielleicht Blutbande imstande sind. Der Schomer ist der Bruder jedes einzelnen Schomer, hilft ihm in der Not und dient ihm mit Rat und Tat. Der Schomer sieht in jedem einzelnen Schomer ein Glied seines eigenen Stammes, einen Menschen, der seine Sehnsuchten und Träume, seine Hoffnungen und Ideale teilt. Denn nur eine starke und einige Jugend von einem einzigen Ideal ergriffen, kann wirklich Großes schaffen.

IV. Der Schomer ist stets freundlich und seinen Nächsten behilflich.

Das althebräische Ideal, das Ideal unserer Propheten, das nachher durch das Christentum in der ganzen Welt verbreitet wurde, findet in diesem Gesetze seinen Ausdruck. Und ebenso wie das Ideal der Wahrheit, hat auch das Ideal der Nächstenliebe und -hilfe im Schomrimnest seine Realisierung gefunden. Nicht ein irrender Ritter, der hoch zu Roß auf die Suche nach guten Taten sich machte, sondern der Rabi Hillel mit seiner Engelsgüte und Geduld, wird des Schomer Vorbild sein. Nie wird er mit verschränkten Armen an einem Unglück vorbeigehen, jedermann wird er helfen wollen und jeden aus der Not zu erretten bemüht sein. Es muß daher der Schomer immer hilfsbereit sein. Denn selbst der beste Wille versagt oft, wenn es an Kräften und Gewandtheit fehlt. Die Kenntnis der ersten Hilfe in plötzlichen Fällen, die Gewißheit schneller Orientierung und Dezision sowie die Geistesgegenwart, die sich der Schomer erworben, verhelfen ihm, seinen Nächsten in ausgiebiger Weise zu dienen.

V. Der Schomer ist ein Freund der Natur.

Durch lange Jahrhunderte war der Jude von der Natur abgeschnitten. Nie drang in die schmalen Gassen des Ghetto der Duft blühender Blumen und nur selten stahl sich dorthin ein Sonnenstrahl. So ist dem Juden das Verständnis für die Natur abhanden gekommen. Die Natur, die Mutter allen Lebens, die Mutter-Erde, ward ihm ein Fremdes. Der Schom r wird diesem Übel abzuhelfen trachten. Indem er die Natur, die Steine und Pflanzen, die Tiere und Vögel, kennen zu lernen versucht, wird der Schomer ihre Schönheiten begreifen, wird Sinn für sie bekommen und die Objektivität des Sehens und des Hörens wiedererlangen. Die Natur wird ein Balsam für die kranke Seele und den siechen Leib des Juden sein. Die Mutter Natur wird Jünglinge von krummen Rücken und ungesunder, überspannter Phantasie, zu geraden, natürlichen und vollen Menschen erziehen.

Indem er die Natur kennen und lieben lernt, wird der Schomer niemals Blumen oder Bäume unnützerweise schädigen oder gar Tiere quälen oder töten. Seine Pflicht ist es auch, jeden Schädling zur Verantwortung zu ziehen, einerlei ob es ein Kutscher ist, der mit der Peitsche unbarmherzig auf die Pferde einhaut, oder ein Bube, der der Fliege die Flügel ausreißt.

VI. Der Schomer gehorcht unbedingt seinen Vorgesetzten.

Was dem Gegenwartsjuden am meisten fehlt, ist die Fähigkeit, die Gemeinschaftsinteressen gehörig einzuschätzen. Der einzelne Jude hat für sie kein Verständnis und ist demzufolge außerstande, ihnen seine eigenen Interessen zu opfern und seine eigenen Ziele, dem was man bonum publicum nennt, unterzuordnen. Und doch ist der Mensch ein »zoon politikon« und nur in einer gesunden Gemeinschaft kann der Einzelne sich ganz entwickeln. Der Jude kann nicht gehorchen. Es muß daher der Schomer in der Schomrimgemeinschaft gehorchen lernen, gehorchen oft wider seinen Willen und gegen seine Überzeugungen, aber nicht nur gehorchen muß der Schomer lernen, sondern auch befehlen: mit Nachdruck und Selbstsicherheit. Der Schomer wird den Befehl seines Vorgesetzten erfüllen, als den eines älteren Bruders, dem die moralische Kompetenz des Befehlens zusteht und wird die auf ihn gesetzten Hoffnungen niemals trügen. (Es versteht sich jedoch von selbst, daß der Schomrimleiter diese seine Kompetenz niemals in persönlichen oder privaten Angelegenheiten mißbrauchen wird.) Denn nur eine ihren Vorgesetzten gehorsame und treue Jugend ist ihrer Aufgabe gewachsen. Doch nicht blinde, militärische Zucht ist unser Ziel, sondern zielbewußter, verständnisvoller Gehorsam.

VII. Der Schomer ist immer froh und heiter.

Fremd ist dem Schomer Lebensüberdruß und Unlust zur Arbeit. Fremd ist ihm die Desperation im Unglück und in schwieriger Lage. Der Schomer wird niemals einen ärgerlichen Gesichtsausdruck annehmen, niemals ein zynisches Lächeln aufsetzen. Ein heiteres Gesicht und ein frohes Lächeln

werden ihm überall die Pforten zu den Menschenherzen öffnen. Anstatt im Unglück die Hände zu ringen, wird der Schomer bemüht sein, mit Überlegung und Geistesgegenwart aus der schwierigen Lage herauszukommen. Dabei werden ihm die in den Schomerübungen gewonnene schnelle Orientierung und Geistesgegenwart gute Dienste leisten. Niemals wird der Schomer für die Ursachen seines Unglückes andere verantwortlich zu machen versuchen.

VIII. Der Schomer ist sparsam und dabei opferwillig.

Dieses Gesetz bezeichnet deutlich einen einzigen Zug im Charakter des Schomer. Der Schomer wird sein Geld nicht für kleine und unnütze Sachen vergeuden, für Näschereien und persönliche Annehmlichkeiten, weiß er doch wie viel ungestillte Tränen ringsherum fließen und wie viel Geld vonnöten ist, um zumindest einen Teil der Not unseres Volkes zu lindern und für zumindest einen Teil unserer Brüder eine bescheidene Zukunft in Palästina zu sichern. Ziellose Sparsamkeit aber kann in Geiz ausarten und geizig wird der Schomer nicht sein. Er ist zwar sparsam aber seine Kraft und sein Geld wird er nur großen Zielen zuführen: der Schomer ist opferwillig.

IX. Der Schomer benimmt sich einwandfrei und drückt sich immer gut aus.

Widrig sind ihm Zweideutigkeiten und Andeutungen, in denen sich die unerwachsene und verdorbene Jugend gefällt, widrig ist ihm ein zweideutiger unmoralischer Witz. Der Schomer spricht gerade und offen, ohne leere Phrasendrescherei und keine Worte ohne Inhalt. Er täuscht niemandem falsche Anhänglichkeit oder gar unechte Sympathie vor, sagt jedermann ins Gesicht, was er von ihm denkt, doch niemals hinter seinem Rücken.

X. Der Schomer schont seine Gesundheit.

Die Grundlage der ganzen Weltanschauung des Schomer ist in demselben Maße wie die moralische auch die physische Gesundheit. Die physische Kraft ist aber nicht nur an und für sich wertvoll, sie ist auch eine unerläßliche Bedingung des geistigen Gleichgewichtes. Und doch hat die Jugend bisher sehr wenig Verständnis dafür gezeigt.

Für die noch nicht erwachsene und verdorbene Jugend, die den Älteren nachahmt, ist es das höchste Ideal, den Alten in einem Punkte gleichzutun: in dem Genusse der Geschlechtsfreuden. Alkohol, Tabak und geschlechtlicher Verkehr bilden für sie das Lebensideal. Es ist klar, daß diese Jugend jedesmal tiefer in dem Meere der Verderbnis versinkt, daß sie langsam aber nachhaltig ihren Leib und ihre Seele verdirbt. Der Schomer, dessen Ideal die physische und geistige Gesundheitlichkeit bildet, wird diesen Weg niemals betreten. Er wird immer seinen Leib pflegen und auf seine Gesundheit achten, denn nur die physische Elastizität wird ihm die Ausübung seiner Pflichten ermöglichen. Der Schomer wird mit seiner ganze Willenskraft seine schlechten Anlagen bekämpfen. Er wird niemals der Onanie

verfallen, dieser schrecklichsten Krankheit der Jugend, die ihr Blut und ihre Lebenskräfte saugt. Er wird sich nicht durch Beispiel anderer zum Tabakrauchen und Alkoholgenuß verleiten lassen, die die Gesundheit des Jungen im Stadium der Entwicklung gefährden. (In durch Tradition geheiligten Fällen kann sich der Schomer zu Hause eine bescheidene Portion erlauben.) Der Schomer wird immer bemüht sein diesen schrecklichen, ansteckenden Krankheiten entgegenzuarbeiten und seine Umgebung günstig zu beeinflussen. Denn nur eine gesunde, eine Jugend voll physischer Kräfte ist ihrer Aufgabe und ihrer nationalen Pflicht gewachsen. In corpore sano mens sana.

Woran wir glauben.*

(Gedanken über den Zionismus.)

Wir glauben daran, daß die Welt anders werden muß, daß Sklaverei und Unterdrückung Zeichen von moralischem Untergange sind. Wir glauben, daß eine Welt von Starken und Schwachen, von Glücklichen und Elenden, einen direkten Gegensatz zum wahren Sinne der Geschichte bildet, eine Negierung der edelsten Bestrebungen aller Geschlechter.

Unser Glaubenssatz lautet: «Denn der Trieb des Menschen ist Jugend auf gut». So spricht in uns das Gewissen unserer Rasse. Auf diesem Fundamente wollen wir die neue Welt aufbauen. Das haben wir von unseren Propheten und Märtyrern gelernt, die dafür mit Steinen gesteinigt und auf Kreuzen gekreuzigt wurden.

Von den heißen Küsten des Mittelländischen Meeres haben wir die Idee der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit »Gottes Königreich auf Erden« in alle Enden und Ecken der Welt getragen. Wir haben mit uns die Hartnäckigkeit mitgebracht, die Ausdauer, vieles zu leiden und zu ertragen, unser Geist hat gewacht und gewirkt. Wir haben im Stillen die Fundamente der Welt der Macht, für die Welt des Rechtes untergraben. Wir haben überall geweckt und zum Kampfe gerufen gegen das das ist, im Namen dessen, das sein soll.

In allen Revolutionen haben wir Blut vergossen. Auf allen Barrikaden haben wir gekämpft. Auf allen Schlachtfeldern der Materie und des Geistes haben wir Opfer gebracht. Wir haben unserer selbst vergessen und mit zugemachten Augen, jeder Gefahr spottend, haben wir uns überall in den Kampf für eine künftige bessere Weltordnung geworfen. Wir haben dreist und trotzig alte Bastillen gestürmt, um auf deren Trümmern ein neues Leben zu bauen und doch ist die Weltgeschichte — die Geschichte der arischen Völker.

Unser Blut ruht aber nicht, die uralte Stimme ruft weiter, mahnt wieder und unsere Namen sind in den ersten Reihen der umstürzbaren Bewegungen zu treffen. Auch an der russischen Revolution hat die dortige jüdische Jugend einen großen Anteil genommen.

Wir vergießen keine Krokodilstränen, wir schrecken nicht vor dem jüdischen Blut zurück, das noch fließen kann. Wir sind die Avantgarde

* Uebersetzt aus dem Jiddischen. Enthalten im soeben erschienenen Sammelbuch: Gegenwart und Zukunft der Warschauer Zirei Zion.

der Menschheit, die für einen lichten Morgen kämpft. Vom Berge Sinai an zieht sich dieser goldene Faden, Moses und Marx sind Ringe an einer einzigen Kette.

• • •

Der Zionismus ist berufen, die Welt zu erretten.

Wenn wir darangehen, eine jüdische Heimat zu schaffen, verwerfen wir jeden Gedanken, mitzutun mit allen anderen an blutigen Kriegen. Das Baseler Programm ist nur das Mittel. »Und es wird sein an diesem Tage« — unser Ziel. Auf dem Berge Moriah wird sich der Tempel des Friedens erheben (Altneuland).

In Erez Israel wird eine neue Gesellschaft entstehen, ein neues Leben auf einer ganz neuen Basis. Indem wir dorthin gehen, wollen wir nicht die Bürde von Vorurteilen, Traditionen und Verpflichtungen mit uns mittragen! Wir kommen mit dem letzten Worte der Demokratie und des Progresses! Freiheit, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit.

Unser Zionismus ist nicht — »Jeder Jude soll Herr auf seinem eigenen Stückchen Land sein« — solche Ideale können uns nicht begeistern. »Aufleben das Land der Väter, Kolonisation von Palästina«, das ist gewiß eine schöne Idee, dafür ist aber die Jugend nicht zu gewinnen, dafür wird sich eine Jugend nicht opfern. Unser Meschuach muß der Erlöser der ganzen leidenden Menschheit sein! Unsere Losung ist: Durch das neue Leben in Erez Israel, zu einer neuen gerechten Weltordnung. Dafür leben wir und daran glauben wir. Dafür werden wir kämpfen und siegen. Und wir glauben, daß von allen Ecken und Enden der Erde die besten der Menschheit zu uns kommen und uns mitarbeiten helfen beim Aufbau dieses neuen Freiheitswerkes in Erez Israel.

Und dort wird ein neues Leben entstehen, ein Muster für alle Völker und Länder. Ein Leben von Freien und Gleichen auf gegenseitigem Vertrauen von Mensch zu Mensch gebaut. Erde und Arbeit wird frei und genug sein für jeden! Der Traum der Propheten wird verwirklicht werden auf der Erde, auf der er geboren wurde.

Aber frohlocket nur nicht, ihr Mächtigen der Welt! Erlöst von dem ewigen Umstürzler, dem ewigen Zerstörer von Ruhe und Ordnung! Wir werden ewig der Gärstoff der Welt bleiben. In der künftigen Geschichte des Kampfes um Freiheit werden noch viele jüdische Namen mit bleibenden Buchstaben eingeschrieben sein.

Und wenn die Kämpfer für den Morgen einmal ermüden werden und für einen Augenblick daran verzweifeln, woran sie glauben, wofür sie leben, werden sie die Augen wie zu einem Leuchtturm zu jenem Erdenwinkel erheben, wo schon ein Teil ihrer Träume verwirklicht ist, das Paradies auf Erden und sie werden von dort Mut und Begeisterung schöpfen.

Und Jerusalem wird zur Lichtspenderin der ganzen Welt werden.

Auszug der Jugend zum Aufbau Zijon.

Aufruf.

Die jüdische Jugend fordert Antwort auf ihre Frage:

»Gibt es für uns eine Möglichkeit, baldmöglichst den Auszug zu beginnen und den Aufbau zur Tat zu machen?«

Es gibt eine Möglichkeit, wenn Euer Wille unbeugsam und zusammengefaßt ist und dazu rufen diese Worte auf. Keine Besprechung von Vorschlägen, Auszug und Aufbau will ich damit einleiten.

Ich wende mich an die jüdische Jugend, der folgende drei Bedingungen voranstehen:

1. Die nach Palästina streben, Zijon selbst zu bauen. Die nicht rechnen, wie sie anderen Bereiten und Dienen überlassen. Denen nicht Frage ist: wie bringt man möglichst viele andere nach Palästina? Sondern deren Fragen darnach geht, wie sie möglichst bald selbst hinübergehen können.

2. Die in Palästina nicht irgend eine jüdische Zentralisierung wollen, sondern Zijon als die wahre jüdische Gemeinschaft, auf bedingungsloser Gerechtigkeit aufgebaut. Die sich mehr als dem väterlichen Boden wahrer jüdischer Gemeinschaft verpflichtet fühlen. Die mit Recht anheben und es mit Recht durchsetzen werden.

3. Die Palästina nicht erstreben und Zijon nicht suchen, um dort als Personen und Individuen frei und glücklich zu leben, sondern die bereit sind, auf alles selbst zu verzichten, um im Dienst, wenn es sein sollte, zugrundezugehen. Die auf ihr Wohlergehen verzichten, um Dienst zu suchen. Die Verzicht leisten auf die Entfaltung individueller Begabungen und Fähigkeiten, wenn es der Dienst so will. Die nicht Ehren suchen, sondern Schwielen. Die nicht lüstern nach Schönheit, sondern gewillt zu Hingabe und Untergang sind. Die auch Haschem nicht suchen, sondern seinen Dienst.

Die diesen drei Bedingungen genügen, die ausziehen Gerechtigkeit aufzubauen aus ihrem innigsten Leib und Leben, die rufe ich und ich vertraue der jüdischen Jugend, daß es sehr viele sein werden.

Die Auszugwilligen schließen sich zu Hechaluzgruppen zusammen, und die Gruppen, die über die ganze Galuthwelt zerstreut sind, sind zusammengeschlossen, um ihren Willen praktisch durchzusetzen und sich ihren Weg gegen jede Macht zu erzwingen. Da diese Gruppen das eine Ziel vor Augen haben, sind sie in jeder anderen Beziehung politisch völlig uninteressiert und daher jedem einzelnen Wirtsland des Galuth gegenüber solange loyal, als von dem Wirtslande ihrem Willen kein ernstliches Hindernis in den Weg gelegt wird. Aber kein Hindernis wird von ihnen als unüberwindlich anerkannt.

Innerhalb irgendeiner Partei, selbst innerhalb der zionistischen Weltorganisation, haben sie sehr wenig Platz, denn sie sind nicht mehr Zionisten, sondern Voranziehende nach Zijon. Der zionistischen Weltorganisation gegenüber haben sie zwei Forderungen:

1. Daß die zionistische Organisation nichts unternehmen dürfe, das die wahre Gemeinschaft in Zijon schädigen und gefährden könnte und

2. daß die Organisation alle Mittel aufbiete, den Weg der Hechaluzgruppen durch finanzielle und öffentliche Institutionen zu unterstützen.

Die einzelnen Hechaluzgruppen haben gegenüber der Gesamt-Hechaluzorganisation zwei Aufgaben, über die sie auch an die Gesamtorganisation ständig Bericht zu geben haben. Dies sind:

1. Die Vorbereitung durch Hebräischlernen, Besuch von Ackerbauschulen, Handwerkerschulen, Anbau auf geeigneten Grundstücken usf.

2. Die Heranbildung von jugendlichem Nachwuchs, der nach einiger Zeit an Stelle der heutigen Gruppen treten soll.

Alle Vorbereitungen, die getroffen werden können, damit die Uebersiedlung unmittelbar nach dem Kriege beginnen könne, werden von der Gesamtorganisation sofort getroffen. Dazu gehört vor allem die Sicherung der Pacht eines unbebauten, erst urbar zu machenden Landesstriches von der Größe vieler Kolonien, die für die gesamte jüdische Jugend bestimmt ist. Ferner die Sicherung eines langfristigen und ausgiebigen Kredites für die ersten, wenig ertragreichen Jahre und für die Anschaffung der nötigen Geräte.

Die Schaffung vorbereitender Schulen und Institutionen haben örtlich zusammengefaßte Teilorganisationen der Hechaluzgruppen zu übernehmen, die Gesamtorganisation unterstützt nur die diesbezüglichen Bestrebungen. Die einzelnen Gruppen melden der Gesamtorganisation die Zahl der marschbereiten Mitglieder mit Angabe der nötigen Daten über Alter, Geschlecht, Vorkenntnisse, besondere Eignungen etc. (Ärztliches Gutachten ist wohl notwendig für die Beurteilung der zu erwartenden Arbeitsleistung, kann aber eine Entscheidung über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit nicht beinhalten. Zwar muß der Hinübergehende, gesundheitlich nicht fähige, vorauswissen, daß er unter dieser Arbeit wahrscheinlich zugrundegehen wird, aber wenn es so sein Wille ist, so ist dies Recht und seine eigene Sache, denn es ist auch Zugrundegehen für Zijon besseres Los, als im Galuth seiner Gesundheit krüppeln.)

Sobald die Beendigung des Krieges es ermöglicht, geht die erste Schichte der Hechaluzgruppen, deren Marschbereitschaft von dem Augenblick der Bildung der Gesamtorganisation begonnen hat, als Arbeiter-Pionier-Bataillon formiert nach Palästina und beginnt jenen ganzen Komplex urbar zu machen, der der jüdischen Jugend bestimmt ist. Diese Pionierarbeit auf dem Grund und Boden der gesamten auswandernden Jugend dauert je nach den sich ergebenden Verhältnissen und Notwendigkeiten zwei bis drei Jahre. Während und nach dieser Zeit sind in den Galuthländern andere Hechaluzgruppen marschbereit, die hinübergehen, das Pionierbataillon zu ergänzen. Durch Wahl und Los scheidet, dem Nachschub und dem Bedarf entsprechend, Gruppe für Gruppe aus dem Pionierbataillon, um dasjenige Landstück, das ihm nach Wahl und Los zufällt, zu ständigem Bau zu übernehmen.

Die Zeit der Pionierarbeit ist nicht nur geeignet, ein weites Land für den weiteren Nachschub urbar zu machen, sondern sie kann auch den Ausgewanderten, mögen sie sonst was für Kenntnisse immer mitgebracht haben, die Möglichkeit geben, den nunmehr dauernd übernommenen,

wohlbekannten Boden ertragreich zu bewirtschaften. Die ersten Gruppen, die die Urbarmachung des größten Teiles des Bodens bewerkstelligt haben, werden länger im Pionierbataillon bleiben müssen, als es für die nachkommenden Gruppen notwendig ist. Diese nachkommenden Gruppen werden aber teilweise neuen Boden urbar machen, zum anderen Teil in Dienst und Lehre zu den bereits angesiedelten Gruppen gehen.

Schon in dem Stadium der Bereitschaft schließen sich die Einzelnen der Hechaluzgruppen zu »Familien« zusammen. Und zwar sind diese »Familien« zunächst davon unabhängig, ob es in ihnen Ehe gibt oder nicht, wiewohl das Natürlichste der familienmäßige Schluß um einen Ehebund inmitten der Gruppe ist. Es werden diese Familien eben aus Brüdern und Schwestern eventuell ohne Personen mit Familienhaupts- und Familienmutterfunktionen bestehen. Dieser Familienzusammenschluß ist ein durchaus auch geschlechtlich gedachter und dauernder. Geschlechtlich in dem Sinne, daß die Familie als Familie auch bestehen bleibt, wenn innerhalb der Familie sich Ehen bilden, oder wenn ein Mitglied der Familie diese durch Ehe erweitert.

Diese Familien sind dann als Arbeitsgemeinschaften im Arbeiterpionierbataillon eingeteilt, wo sie ihre erste Bewährung erfahren, während welcher festere und losere Bindungen noch immer möglich und leicht sind. Im Augenblick aber, da eine solche Familie zur Ruhe und Wohnung auf eigenem Boden gelangt, wird sie Wirtschaftsgemeinschaft und nunmehr ist ihre Bindung bewährt und erhärtet und in ihr sind Lösungen nur mehr mit Schwierigkeiten verbunden. Erweiterungen können und müssen zwar auch dann noch in mancher Weise stattfinden, denn es soll in der Wirtschaft dieser Familien nur Familienglieder geben, also nicht irgendwelche Nicht-dienende, Nur-dienende oder Auch-dienende. Nicht Herren, Knechte, Mägde.

Nunmehr kommt es auch in Betracht, daß sich die Familie ein vertretungsberechtigtes Mitglied als Familienhaupt wählt und allmählich wird die Familie auch im natürlicheren Sinne Familie sein, wenn die eine oder andere schon vorher bestandene oder neugeschlossene Ehe fruchtgesegnet sein wird. Um die fruchtgesegnetste engere Familie wird sich begreiflicherweise in den meisten Fällen die weitere gruppieren.

Die Gemeinschaften der Familien sind zu örtlichen Gemeinden zusammengeschlossen. In den Gemeinden gibt es keine Einzelnen, sondern nur Familien. Die natürliche Familie ist das Grundelement der Gemeinden, aber diese natürlichen Familien sind zu Wirtschaftsfamilien erweitert. (Hier soll nicht weiter über die Rechtsverhältnisse der Familien gesprochen werden.)

Warum die Hechaluzgruppen Familien bilden?

Weil diejenige Menschengemeinschaft, der Erbschaft als Gemeinschaft so unmittelbar aufgetragen ist, daß sie der Träger der Erbschaft des Geschlechtes ist, weil diese Gemeinschaft Familie ist vor dem Geschlecht. Und Träger der Erbschaft ist die Hechaluzgruppe. Erbschaft ist es, woraus Gemeinschaft gebaut wird.

Noch ein kurzes Wort von den vorbereitenden Schulen und Institutionen. Wer den drei zuerst angeführten Bedingungen genügt, der sorge nicht nur um eine sorgfältige Ausbildung. Freilich, je gründlicher die landwirtschaftlichen Kenntnisse sind oder seine Kenntnisse auf dem Gebiete irgend eines Handwerkes, desto besser wird es sein, aber den Zeitpunkt seiner Übersiedlung mache er nicht davon abhängig, weil er in der Arbeit des Pionierbataillons besser als in jeder anderen Schule das für ihn Nötige lernen wird. Besser weniger Kenntnisse mit ungebrochenem Mut, als lange erworbene Kenntnisse in welker Seele. Im übrigen wird es sich darum handeln, einfache Ackerbaukurse, Handwerkerschulen, Lehr- und Jugendfarmen zu gründen und möglichst viele Stellen für Volontäre in landwirtschaftlichen Betrieben zu finden.

Zijon wird durch Recht erlöst,
durch Jugend erarbeitet,
durch Geschlecht erhalten.

— — — — — — —

Alle Jugendlichen und Jugendorganisationen, die im Vorstehenden den Weg zu Zijons Aufbau sehen, bitte ich, sich ehestens direkt an mich mit möglichst genauen Personaldaten zu wenden.

Alle diejenigen, die diesem Weg der Jugend tätig zuzustimmen gewillt sind, bitte ich ebenfalls, sich mit Angabe der Art der von ihnen gewillten Hilfsbereitschaft an mich direkt zu wenden.

E. Elijahu Rappeport.

Die Bodenfrage.

In den Ländern des europäischen und amerikanischen Kulturkreises hört man von der Bodenfrage immer nur unter National-Ökonomen oder unter Männern, die als Schwärmer oder Utopisten gelten, das heißt, sie ist dem allgemeinen Volksbewußtsein entschwunden, ihre furchtbare Wirkung wird nicht erkannt, sie gilt als wissenschaftliche ideologische, manchen vielleicht als eine Zukunftsfrage.

Franz Oppenheimer ist es gewesen, der als erster die Zusammenhänge der Bodenfrage mit dem ganzen wirtschaftlichen und sozialen Aufbau der Volksgemeinschaft aufgedeckt hat, er ist es gewesen, der uns die Augen geöffnet hat über die fundamentale Bedeutung der Bodenfrage für Erez-Israel.

So sei ihm auch an dieser Stelle unser Dank bezeugt!

Die Jugend, die mit uns gewillt ist, die soziale Gemeinschaft in Palästina auf anderer Basis aufzubauen als auf der in Europa herrschenden, sei auf Oppenheimers Werk »Großgrundeigentum und soziale Frage« verwiesen, dessen Ergebnisse er in seiner »Theorie der reinen und politischen Ökonomie« verarbeitet hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unsere Arbeit in Palästina wird dadurch erleichtert, daß wir nicht genötigt sind, altes niederzureißen, sondern daß wir im Lande ein neues

soziales Leben aufbauen können und die herrschenden Wirtschaftssitten der eingesessenen Bevölkerung einer Regelung der Bodenfrage in unserem Sinne sehr nahe sind. Emile de Laveleye hat in seinem Buch »Das Ureigentum«, das Carl Bücher übersetzt und ergänzt hat, nachgewiesen, daß bei allen Völkern, wenn auch nicht gemeinsamer Betrieb, so doch gemeinsames Eigentum an Grund und Boden geherrscht hat, und bei den in Palästina lebenden Fellachen ist noch heute der Grund und Boden Besitz des Dorfes, der Gemeinde, nur der Betrieb ein selbständiger.

An diesem Punkte werden wir in Palästina einzusetzen haben.

Dem Bewußtsein der Jugend muß es eingehämmert werden, daß die Bodenfrage nicht etwa eine Gelehrtenfrage ist, daß ihre Lösung die Voraussetzung bildet für eine Gliederung des Volkskörpers, der die Verwirklichung eines echten Gemeinschaftslebens ermöglicht.

Nach der negativen Seite hin kann man unsere Forderung exakt formulieren:

Beseitigung des Privateigentums in römisch-rechtlichem Sinn an Grund und Boden, ernste, schwere Arbeit wird vergehen müssen, bevor wir sagen können, was an Stelle des Privateigentums zu treten hat.

Nur dies wissen wir schon heute:

In irgend einer Form wird das Obereigentum der Gemeinschaft statuiert werden, welche unheilvollen Folgen das Privateigentum an Grund und Boden hat, können wir an einem jüdischen Beispiel außerhalb Palästinas konstatieren: Nach einem Werk der J.-C.-A. über die ökonomische Lage der Juden in Rußland war von der russischen Regierung den jüdischen Kolonisten im Chersoner Gouvernement im Jahre 1804 gleiche Teile Landes zur Verfügung gestellt worden, im Jahre 1898, also nach knapp 100 Jahren, ergab sich folgendes Bild:

Die Gruppen nach dem Bodenbesitz	Durchschnittsbesitz in Dessiatin	Familienzahl		Besitzfläche in Dessiatin	
		Absolute	Relative	Absolute	Relative
		Zahlen		Zahlen	
Besitzlose	—	611	19·1%	—	—
Familien die bis 5 Dessiatin Land besitzen . .	3.8	483	15.2%	1822	5.1%
Die 5—10 Dessiatin besitzen .	8.5	836	26·2%	7095 1/2	19.8%
Die 10—20 Dessiatin besitzen .	15.3	728	22.9%	11128 1/2	31.0%
Die mehr als 20 Dessiatin besitzen	30.0	529	16.6%	15857	44.1%
	11.3	3187	100 %	35903	100 %

Ein Sechstel der Kolonisten besaß fast die Hälfte des gesamten Bodenareals, wir brauchen dem nichts hinzuzufügen. In Palästina selbst kann man einen großen Teil unserer Kolonien, um ein Wort Oppenheimers zu gebrauchen, auf nationales Verlustkonto buchen, da die jüdischen Pflanzungskolonien zum großen Teil auf arabischer Arbeit aufgebaut sind.

Die Jugend, die Palästina durch Arbeit jüdisch zu machen gedenkt, muß sich von der Vorstellung befreien, als sei das Land eine Ware wie

jede andere, den Gedanken, man könne Land kaufen und verkaufen, nur um des Nutzens willen, muß sie zurückweisen, der Grund und Boden muß dem Volke gehören, dem Einzelnen anvertraut, auf daß er ihm seine Kräfte leihe.

»Das römische Eigentumsrecht,« so sagt Franz Oppenheimer in den Schriften des Natinalfonds »Gemein-Eigentum und Privateigentum an Grund und Boden«, ist die Schöpfung des blutigsten Kriegervolkes der Weltgeschichte, so scharf und spitzig zugeschliffen, wie der Stahl seiner welterobernden Speere. Es heißt das private Eigentumsrecht, wohl auch das privative, und das heißt wörtlich übersetzt, das beraubende Eigentumsrecht. Es heißt auch das »Quiritische« Eigentumsrecht, und quires heißt der Bürger, und ursprünglich der Speerträger, der waffenfähige Mann. Es ist ein Recht der Eroberung mit dem Speere. Unter diesem Eroberungsrechte des Speeres hat niemand so schwer gelitten, wie das jüdische Volk, das der römische Speer über alle Welt verstreut hat. Nicht das Recht des Speeres wird ihm sein Reich und Land wiederschaffen, sondern nur das friedliche, süße und sanfte Recht des Pfluges. Nicht die Herrschaft haben wir in Palästina wieder einzuführen, sondern ihr ewiges weltgeschichtliches Gegenspiel, die Genossenschaft. In diesem Zeichen werden wir siegen, in jedem anderen Zeichen werden wir untergehen.«

Über Genossenschaft ein ander Mal. Fritz Sternberg.

Was uns not tut.

Noch in Palästina hatte ich das Bedürfnis einmal zu meinen Gesinnungsgenossinnen in der Diaspora zu sprechen. Denn soweit ich diejenigen, die nach Palästina kommen, kennen lernte, hatte ich immer das Gefühl, daß man in der Diaspora nicht im klaren ist, was uns in Palästina not tut. Seitdem ich jetzt wieder in Europa bin, und nachdem viele sich an mich mit Anfragen wandten, ist dies Bedürfnis in mir stärker geworden. Und trotzdem mußte ich jedesmal, wenn ich die Feder in die Hand nahm um meinem Wunsche gerecht zu werden, diese schnell zurücklegen, so einfach und selbstverständlich erschienen mir die Dinge, über die ich sprechen wollte. Und ich hätte aus diesem Grunde diesem Wunsche, wahrscheinlich, nie nachgegeben, wenn ich dazu nicht direkt aufgefordert worden wäre.

I.

Was haben die meisten Mädchen, die nach Palästina kamen, mitgebracht? Die besten unter ihnen sehr viel Idealismus, sehr viel Hingabe, einen starken Willen der Sache des Volkes zu dienen und ihr das ganze Leben zu widmen, aber absolut keine Vorbereitung dazu. So sehr ich die große innere Kraft dieser Mädchen immer bewunderte, taten sie mir doch auch immer herzlich leid. Denn trotz der großen moralischen Kraft und den unglaublichen Anstrengungen dieser Mädchen, waren die Resultate ihrer Arbeit meist sehr erbärmlich. Und kein Wunder. Mädchen, die in der Stadt aufgewachsen sind, die meist nie früher praktisch beschäftigt waren, die nie früher durch ihrer Hände Arbeit sich ernährt hatten, die keine

Handfertigkeit besaßen, standen in ganz neue und sehr schwere Verhältnisse versetzt, vor großen, praktischen Aufgaben. Und trotzt der großen Schwierigkeiten und trotz der absoluten Unkenntnis dessen, was zu leisten war, traten sie an die Arbeit. War es Mut, war es »Chuzpe?« Weder dies noch jenes. Richtiger war es einerseits die heilige Einfalt, die große Naivität der meisten Idealisten, die die Wirklichkeit nicht sehen, und andererseits die Not das Brot zu erwerben. Alle waren tief überzeugt, daß sie was Großes leisten, indem sie das müßig-parasitärische Leben des Golus verlassen haben und an der produktiven schaffenden Arbeit in Palästina Teil nahmen, und dieser Glaube machte sie glückselig und gab ihnen den Mut und die moralische Kraft, ihr schweres Dasein mit Freude und Leichtigkeit zu tragen. Und schwer, fürchterlich schwer mußte doch das Leben für sie sein. Schon die ungewohnte physische Arbeit den ganzen Tag hindurch, dann besonders im Sommer, die große Hitze, die die Arbeit selbstverständlich noch sehr erschwert, das häufige Fiebern, das Wiederkehren zur anstrengenden Arbeit, bevor man sich noch einigermaßen erholt hat, das ungewohnt schlechte Essen, das Fehlen von Fleisch, an das man in den Golusländern so gewohnt ist, das ewige eintönige und fade Gemüse und Himmelsmanna, sehr schlechte und enge Wohnungsgelegenheiten, meistens mit ein paar fremden unbekannten Mädchen zusammen, oft Mangel an den nötigsten Kleidungsstücken, deren Wert sich sehr schwer vom kleinen Lohn absparen läßt, und über alles die Unsicherheit in der Arbeit, das nie Fertigwerdenkönnen, das nie Gerechtwerden der Arbeit. Und trotz all dieser und noch anderer unzähliger Schwierigkeiten waren sie so glückselig, wie ich es noch nirgends auf Erden sah, und das geschah, weil sie ihren Willen durchgesetzt hatten. Und trotzdem taten sie mir furchtbar leid, und nicht der Schwere ihres Lebens wegen, nein, denn diese machte sie ja glücklich: sie glaubten, ihre Bedeutung, ihr Wert sei gleich der Schwere, die sie tragen. Ich bedauerte sie nicht ihretwegen, sondern der Sache wegen, unserer Sache wegen. Was hätten diese Mädchen bei ihrem starken Willen, bei ihrer Ausdauer, Arbeitslust, Anspruchslosigkeit leisten können, wenn sie richtig ausgebildet gekommen wären, und was haben sie in der Wirklichkeit geleistet?

Was war die Hauptaufgabe und Hauptbeschäftigung der Mädchen? Zu allererst, wie überall auf Erden, die Beschäftigung im Haushalte. Da die meisten Arbeiter unverheiratet und ohne jeglichen Familienanschluß dastanden, war die erste Aufgabe der Frau, eine Art Heimstätte oder Arbeiterküche für diese zu schaffen und zu versorgen. Die ersten arbeitenden Mädchen betrachteten es als ihre heilige Pflicht und widmeten sich ihrer Arbeit mit viel Liebe. Aber trotz der großen Mühe, die die Mädchen sich gaben, war die Organisation der meisten Küchen immer sehr schlecht. Es fehlte und fehlt noch heute an jeglicher Einrichtung, durch die man Arbeit spart oder erleichtert. Die Mädchen arbeiteten meistens in den Küchen von 6 Uhr morgens bis 11 Uhr abends, ohne daß sie dabei je richtig fertig wurden. Es war selten genug sauber, das Essen meist geschmacklos, schlecht und besonders in den ersten Jahren

oft angebrannt oder mit Rauch. Das Menu bestand aus einer Suppe und einem Brei. In der Suppe blieb jeder Bestandteil meist für sich, das heißt, das Fett schwamm oben, die Graupen unten, das Wasser mitten drin, es wollte nie etwas Gemeinschaftliches, Zusammenhängendes werden. Im Verhältnis zu dem Verdienste der Arbeiter war das Essen auch zu teuer. Die Arbeiter waren oft ungeduldig und unzufrieden mit dem Essen, die Mädchen, da sie doch ihr Bestes taten, ihr Bestes gaben und nie ihre Mühe schonten, tief gekränkt. Diese Umstände führten dazu, daß diese Arbeit den Mädchen gänzlich verleidet ist, und daß sie sich ihr nicht mehr mit Liebe widmen, sondern aus Not, da sie diese Arbeit nicht umgehen können. Einerseits sahen sie ein, daß diese Arbeit von der Frau gemacht werden muß, andererseits wird auf allen Farmen und in allen Arbeitergenossenschaften den dort arbeitsuchenden Mädchen als Pflicht gestellt, eine gewisse Zeit abwechselnd mit den anderen in der Küche und bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten tätig zu sein. Nicht viel besser ist es in den Arbeiterfamilien, da auch hier die Einrichtung sehr schlecht ist, oder besser gesagt, es fehlt gänzlich jede Einrichtung und jede Kenntnis, wodurch die Arbeit vermehrt und erschwert ist. Die Mädchen trotz des ungeheuren Kapitals an Fleiß und Liebe zur Arbeit, das sie mitbrachten, wurden ihrer Aufgabe, ein einfaches gemütliches, gesundes, billiges und den sonstigen Verhältnissen angepaßtes Heim für Alleinstehende oder Familienarbeiter zu schaffen, nicht gerecht. Ich sehe die einzige Ursache dieses Mißlingens im völligen Mangel jeder Ausbildung. Ich habe binnen acht Jahren, die ich in Palästina zubrachte, unter den Arbeiterinnen, denen ich begegnete, und unter denen sehr viel intelligente zuweilen auch gebildete und wohlhabende Mädchen waren, keine einzige getroffen, die, bevor sie nach Palästina gingen, sich in der Haushaltung mehr oder weniger ausgebildet hatten, trotzdem sie im Lande immer ausnahmslos eine gewisse Zeit einen größeren Arbeiterhaushalt versorgen mußten. Weder kannten sie die Arbeit, noch wußten sie wie man sie richtig einteilt, noch weniger, wie das Haus und die Küche eingerichtet sein mußten, und was dazu gehört, um da richtig zu arbeiten. Sie hatten keine Ahnung von der Ernährungskunde, von der Hausökonomie usw. In keinem Arbeiterhaushalte wurden irgend welche Konserven in der Zeit der Fülle vorbereitet, vor dem Kriege überhaupt keine Vorräte in der billigen Zeit angeschaffen, es sind auch keine richtigen Vorratskammern und Keller beim Bau der Arbeitsküchen und Häuser vorgesehen. Durch lange Jahre schwerer Arbeit haben die älteren Arbeiterinnen gelernt, die Suppe, den Brei und die gewöhnlichen Gemüsearten leidlich zuzubereiten, ihre Arbeit etwas besser einzuteilen und dadurch auch viel leichter fertig zu werden. Darüber hinaus sind sie nicht gekommen. Es steht jetzt, wie bisher, vor der einwandernden Frau die große Aufgabe, den einfachen, gesunden, rationell und kulturell eingerichteten Haushalt zu schaffen. Es gehört, um diese Aufgabe in Palästina gut zu lösen, eine große Anzahl gut ausgebildeter Mädchen und Frauen, die hier, in Europa, alles dazu gehörige theoretische und praktische Wissen erworben haben, und in den besten großen und kleinen

Haushaltungsbetrieben viel Erfahrungen gesammelt haben. Denn es muß ja klar sein, daß wir in Palästina vorläufig weder Haushaltungsschulen noch musterhafte Haushaltungzn haben, in denen man das nötige Wissen erwerben konnte, daß die Mehrzahl der nach Palästina Einwandernden aus Osteuropa stammt, wo der Haushalt unter dem Mittelstande nicht auf der Höhe steht und noch vieler kultureller Einrichtungen entbehrt, und daß wir uns in Palästina mitten in einer kulturell sehr niedrig stehenden jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung befinden, deren Einflusse wir unbewußt unterliegen. Es ist klar, daß es ein zu langer Weg ist, durch Selbsterfahrung alles zu erlernen. Es ist meiner Meinung nach die direkte Aufgabe, der deutsch-jüdischen Frau, die durch jahrelange Erfahrung und Studium auf diesem Gebiete in Deutschland angesammelte Kultur und Wissen sich anzueignen um so viel es den palästinensischen Verhältnissen nach möglich ist, in Palästina zu verwerten, umzugestalten und weiter zu entwickeln. Könnte die deutsch-jüdische Frau zu solchem Wissen und Können die Aufopferungsfähigkeit und den moralischen Mut der russisch-jüdischen Pionierin gesellen, dann würde ihre Arbeit von großem Segen für unsere Kolonisation sein. Denn es braucht ja kaum der Betonung, von welchem großen Einflusse ein einfacher rationeller, kulturell eingerichteter Haushalt auf den wirtschaftlichen, hygienischen und sogar geistigen Zustand sein kann. Ebenso könnte die Frau durch Einrichtung passender, einfacher, billiger, gemütlicher Heime in der Stadt für die Neuankommenden, diesen manch schwere Stunde und schwere Enttäuschung sparen. Es ließen sich viele notwendigen Dinge auf diesem Gebiete einrichten, wenn die passenden gut ausgebildeten Arbeitskräfte dazu da wären.

II.

Außer im Haushalte sollten die Mädchen auf den Gebieten der Landwirtschaft, die für die Frau besonders geeignet sind, tätig sein. Nun brachten sie auch auf diesen Gebieten keine Kenntnisse, keine Ausbildung mit. Welche sind die landwirtschaftlichen Zweige, die für die Frau in Frage kommen? Wie bekannt: der Gartenbau, speziell der Gemüsebau, die Geflügelzucht und die Milchwirtschaft. Bis ganz zuletzt mangelte es gerade an diesen Zweigen, wahrscheinlich, weil sie der Kolonistenfrau meist fremd waren. Während des Krieges wurde in den Kolonien viel mehr Gemüsebau betrieben, aber doch nicht in solchem Maßstabe, daß die Kolonistenfrau eine Hilfe in Form von einem Lehrlinge nötig hätte. Auch die Genossenschaften haben mit dem Gemüsebau nur erst in den letzten Jahren angefangen und hauptsächlich zwecks Deckung des eigenen Bedarfes. Geflügelzucht wird bei den Kolonisten, in den Genossenschaften und auf den verschiedenen Farmen nur in sehr kleinem Maßstabe betrieben. Die Milchwirtschaft wurde in den letzten Jahren, besonders in den Genossenschaften etwas mehr entwickelt. Die Genossenschaften aber möchten mit Recht gut ausgebildete weibliche Genossinnen haben und nicht unausgebildete schwächliche Arbeiterinnen, mußten sich aber leider meistens aus Mangel an ersteren mit den letzteren begnügen, weshalb auch die Zweige der Wirtschaft, die gewissermaßen der Frau

gehören, nicht auf der Höhe standen, wie die rein männlichen Arbeitsgebiete. Auf der Farm Ben-Schemen sind seit einigen Jahren Geflügelzucht, Milchwirtschaft und Gemüsebau eingeführt und werden gut bestellt, so daß hier eine gewisse Anzahl von Mädchen sich landwirtschaftlich in diesem oder im anderen Zweige ausbilden kann, je nach dem, inwiefern der jeweilige praktische Leiter dieses oder des anderen Zweiges dafür Interesse oder Neigung hat.

Die einzige Ausbildungsstätte für Mädchen war die Mädchenfarm. Leider war sie viel zu klein im Vergleich zu den vorhandenen Bedürfnissen, und war auch nicht auf der gewünschten Höhe, was die Technik und die Einrichtung betrifft. Und trotzdem sind die Mädchen, die in der Mädchenfarm ausgebildet wurden, die einzigen Trägerinnen landwirtschaftlicher Kultur, was die Zweige betrifft, in denen die Frau sich hauptsächlich beteiligt. Nur dank diesen leidlich ausgebildeten Mädchen wurde es möglich, die große Zahl der beschäftigungslosen Arbeiterinnen in Gemüsebaugruppen zu verteilen und zu beschäftigen. In der ganzen Welt ist es üblich, daß nach einem zweijährigen Schulunterrichte man zuerst als Gehilfin unter Leitung tüchtiger Landwirte beschäftigt ist, um von deren reicher Erfahrung zu genießen und nur nach mehr oder weniger langjähriger Praxis einen selbständigen Posten zu übernehmen. Bei uns mußten aber die Mädchen meist direkt nach Absolvierung der Mädchenfarm selbständig in Gemeinschaft mit noch 10—15 meist unausgebildeten Genossinnen arbeiten. Denn die Zahl der in der Haus- und Landwirtschaft ausgebildeten Mädchen ist so klein, daß jeder einzelnen, bevor sie noch mit ihrer Ausbildung richtig fertig ist, schon wichtige Aufgaben warten, und sie sich verpflichtet fühlt, so schnell als möglich den ihrer harrenden unausgebildeten Genossinnen zu Hilfe zu kommen. Außerdem gibt es im Lande kaum viel Frauen, die selbst so gut ausgebildet sind, daß die Mädchen unter ihrer Leitung was lernen könnten. Selbstverständlich können diese kleinen Frauenwirtschaften nicht auf der Höhe stehen, wie wir es uns gerne wünschen, trotzdem dabei mit ungewöhnlicher Liebe, Fleiß und Selbstlosigkeit gearbeitet wird und oft viel Intelligenz und Initative zu merken ist. Es fehlt uns an einer großen Zahl gut ausgebildeter, mit viel Erfahrung ausgerüsteter landwirtschaftlicher Arbeiterinnen, die uns die weitere Gründung kleiner Frauenwirtschaften, deren weitere Ausbildung und Vervollkommnung ermöglichten, die als wünschenswerte Genossinnen in die männlichen Genossenschaften eintreten konnten um den Haushalt und die landwirtschaftlichen Arbeitszweige der Frau dort auf die nötige Höhe zu bringen und immer vorwärts zu schieben, die an der landwirtschaftlichen Erziehung der neu heranwachsenden Generationen und der aus dem Golus unvorbereitet Heranwandernden tatkräftig teilnehmen könnten. Es fehlt uns auf dem Gebiete der Landwirtschaft an Tradition und Instinkt, wir müssen es durch Wissen und Können ersetzen, was uns bei unserer natürlichen Intelligenz nicht allzu schwer fallen darf. Und ich bin überzeugt, wir werden dann den Konservativen, für alles Neue, was die Wissenschaft bringt, ein taubes Ohr schenkenden Bäuerinnen gegenüber nicht im

Nachteil sein. Wir müssen nur den ernsten Wunsch haben, das Wissen und Können mit der Arbeit aufs innigste verbinden zu wollen. Wir haben eine furchtbar schwere Aufgabe: wir müssen alles aus nichts schaffen. Das Land ist noch eine Wüste, das Wenige was da ist, ist technisch auf einer zu niedrigen Stufe, damit es uns als Vorbild dienen könnte, jeder von uns muß so gut ausgebildet dorthin gehen, daß er sein eigenes und der anderen Vorbild sein könnte. Jeder der unausgebildet dorthin geht, so gut sein Wille auch sein mag, so stark seine moralische Kraft, muß doch eine gewisse Zeit, als Last bezeichnet werden, bis er auf Kosten der anderen, sagen wir, meistens der koloniesierenden Gesellschaft ausgebildet wird, und dabei wird seine Ausbildung noch bis in unabsehbare Zeit eine nur mangelhafte dort sein können. Es ist deshalb die Pflicht eines jeden, der herüberzugehen gedenkt, seinen jeweiligen Aufenthal in Europa dazu zu benützen, um sich womöglich sehr gut auf dem Gebiete auszubilden, auf dem er in Palästina tätig zu sein beabsichtigt. Diese Notwendigkeit, sich in Europa gut auszubilden, bevor man nach Palästina geht, trifft für alle Tätigkeitsgebiete gleich zu, denn nur unter dieser Bedingung können wir auf einen wirtschaftlichen Erfolg trotz der abertausenden Schwierigkeiten, denen wir auf jedem Gebiete in diesem noch unentwickelten Lande begegnen werden, hoffen.

Ich hielt mich aber besonders bei der Landwirtschaft und beim Haushalte auf, weil ich hier den Schwerpunkt unserer Arbeit sehe und die Hauptaufgabe der Hechaluzim. Selbstverständlich brauchen wir in Palästina alles, was ein normal lebendes Volk braucht, und es wird für all diese Berufe, die es unter den anderen Völkern gibt, Platz geben. Wir haben uns aber immer an dem wirtschaftlichen und intellektuellen Leben der anderen Völker außer der Landwirtschaft beteiligt. Das Volk muß in dieser Hinsicht gewissermaßen umsatteln — es muß aus dem Luftvolke, das aus der Luft lebte, bodenständig werden, und von dem leben, was es durch seiner Hände Arbeit schaffen wird. Dies Umsatteln ist ja eigentlich der Eckstein unseres ganzen neuen Nationalbaues, das wird auch unser Probestein sein. Die Arbeit, und zwar die landwirtschaftliche Arbeit, sollen wir zur Basis unseres neuen, selbständigen, nationalen Lebens machen. Das wird aber unserem Volke, das gerade daran nicht gewohnt ist, das instinktiv immer nach einer anderen Richtung denkt und schafft, das sich gegen diesen Punkt immer am leichtesten versündigen wird, sehr schwer fallen. Und da es der schwerste Teil unserer schaffenden Arbeit ist und bleiben wird — muß es die Hauptaufgabe der Hechaluzim sein, durch Selbstarbeit im Beispiel voranzugehen, durch früher erworbenes Wissen, Können und Erfahrung die Landwirtschaft zu fördern und weiter zu bringen, damit sie leichter und ertragsfähiger wird, und die Intelligenz den nötigen und möglichen Spielraum bei dieser Beschäftigung findet.

Nun weiß ich, daß die meisten, die hinüberzugehen gedenken, die Frage beschäftigt, wie sie dort existieren werden, welche Berufe die besten wirtschaftlichen Aussichten haben. Es läßt sich aber kaum mit Genauheit heute etwas darüber sagen. Wer weiß, wie das Leben sich in Palästina nach dem Kriege gestalten wird? Wer weiß, welche Gebiete

sich besonders schnell entwickeln und die besten Existenzbedingungen bieten werden? Man kann aber, glaube ich, mit Sicherheit sagen, daß es noch lange in den kulturellen Ländern Europas leichter und bequemer zu leben sein wird, als in Palästina, und daß es wirtschaftlich noch lange vorteilhafter sein wird, die anderen für sich arbeiten zu lassen, als selbst zu arbeiten. Wer sich aber nach diesem richtet, gehört nicht in unsere Hechaluzbewegung. Was aber die gut ausgebildeten Arbeitskräfte betrifft, wurden sie immer, und das wird besonders in der Zukunft der Fall sein, sehr geschätzt und fanden ein großes Betätigungsfeld, sogar im Kriege — die Bedingungen aber zu ihrer Arbeit mußten sie oft selbst schaffen. Das war das Schwere, aber auch das Schöne in unserer Arbeit in Palästina. Wir kommen in ein Land, wo niemand etwas für uns vorbereitet hat, wir sollen das Land und das Leben für uns nach unserem Wollen, Können und Mögen schaffen. Jeder muß suchen, seinen Anteil an dieser großen Arbeit zu haben, jeder muß sich sagen: אם אין אני לי מי. לי אם לא עכשיו אימתי und den Mut fassen, sich vom סיר הבשר des Golus loszureißen und seine Pflicht gegen sich, sein Volk und Vaterland, so schwer die Bedingungen auch sein mögen, endlich zu erfüllen. Und wer Mut und Willen hat, den echten Mut und den echten Willen, dem werden die palästinensischen Verhältnisse nicht zu schwer fallen.

Berlin, August 1918. Frau Dr. Maisel-Schochat.

(Aus den vom nationaljüdischen Jugendausschuß herausgegebenen Berufsberatungsblättern.)

Abrechnung.*

Die Menschen, die in diesen Blättern über die Jugend sprachen, hängen noch am Wort. Um des Wortes willen, um seiner Schönheit und Melodie willen, ist vieles gesagt und gedacht worden.

Die Stimme des verzweifelnden, in seiner Not schreienden jungen, jüdischen Menschen war noch nicht zu hören. Der Grund ist klar. Diesen Menschen ist die Feder ein schweres Werkzeug, das sie nur in höchster Not ergreifen.

Es ist aber schon Zeit, daß auf all die »Systeme«, die jeder Schreiber für die Jugend aufstellt, und auf all die »Lösungen«, die man der Jugend aufdrängen möchte, geantwortet werde.

Zunächst diesen, die von Asiatentum sprechen. Die, um dieses Asiatentums willen so schöne Paradoxe im Schweiße ihres Angesichtes machen.

Den wäre kurz zu antworten:

Für uns gibt es kein Asien und kein Europa. Für uns gibt es nur unsere Not. Unsere Not! ohne die schönen Adjectiva, die ihr so schön zu setzen wißt. (Das für Eugen Höflich.)

Unsere Not und unsere Verzweiflung an euch Alten (»Jugend ist keine zeitliche, sondern eine seelische Kategorie«), die ihr euch uns in den Weg legt und jede unsere Aeußerung durch euer Gespött bloßstellt und jede

* Ein zweiter Aufsatz folgt.

unsere Tat mit eueren listigen Einwänden: Wirklichkeit, Gegebenes im Keime erstickt.

Aber die Zeit der Knechtschaft ist schon vorbei.

Gott hat uns das Land gezeigt. Und wir werden hinkommen.

Und euch bringen wir Haß entgegen. Brennenden, reinen vom Fleisch freien Haß! Denn ihr seid unsere größte Gefahr. Ihr, die ihr euch in Lüge unsere Führer nennt. Ihr, die ihr in der Partei sitzt und als unsere Führer geltet.

Ihr werdet es bald erleben: Der Sturm bricht aus. Sein Brüllen wird euch erschüttern. Denn so kann es weiter nicht gehen.

Die Zeit der Knechtschaft ist vorbei.

2.

Otto Abeles hat es für notwendig gefunden, in einem Artikel gegen die »Geistigen« aufzutreten.

Wann werden diese Bürger, die es so gut vertragen, Zionist zu sein, das große Wort zu führen und dabei im Galuth zu bleiben, erkennen, daß sie in Dingen, von denen sie nichts wissen, zu schweigen haben?

Wann werden diese geheiligten Evolutionisten, die sich diese Theorie um ihretwillen, daß sie noch genießen können (denn was später sein wird, geht sie nichts an) ausgedacht haben ihren Mund schließen, wenn von Dingen die Rede ist, die sie gar nichts angehen?

Die Geistigen! Der Spießer denkt sich dabei Menschen, die nichts tun als schwärmen, die ihr Leben in Träumen vergeuden, die die Wirklichkeit beiseite lassen, um nur in Gedanken aufzugehen.

Sie wissen nichts vom Unglück, von der Qual, von der ätzenden Ohnmacht dieser Geistigen.

Was ist der Geistige?

Ein Mensch, der die ganze Schändlichkeit, Niedrigkeit, Erbärmlichkeit dieser Welt erlebt hat, dem sie unaufhörliche Qual ist und in dem Sehnsucht ist.

Sehnsucht!

Er kann nicht so leben, wie die anderen. Er kann nicht. Er sagt das hilflos und fast weinend wie ein unbeholfenes Kind.

Er will anders werden! Und hier bäumt sich seine ganze Kraft auf. Hier entbrennt sein ganzes Wesen. Und in diesem Feuer schmilzt die ganze Wirklichkeit. Ihre Kraft schwindet vor dem großen bestimmten Wollen dieses Menschen.

Und ein Ergebnis bleibt. Weg von hier. Weg von hier in unser Land. Auch um des Verreckens willen! Aber nicht hier bleiben!

So besessen sind diese Menschen, so eingezeichnet ist in ihnen die Schande dieser Zeit, daß hier ihres Bleibens nicht sein kann.

Und in Träumen, ja, hier wagen sie zu träumen, sehen sie ihr Land und ihr Leben. Aber nicht selbstgefälliges Genügen, nicht Genuß steht hinter diesen Träumen, nur Kraft, bewußte, gerichtete Kraft diese Träume in Wirklichkeit umzusetzen.

Euch Alten aber, die ihr Systeme von uns verlangt, euch schreien wir ins Gesicht, wir haben keine und wollen keine.

Und euch Gottmachern, die ihr uns einen fertigen Gott geben wollt, daß wir ihn anbeten, dir Nathan Birnbaum, sagen wir, wir wollen nicht eueren Gott!

Denn wie kann unsereiner, ein Verbrecher, ein Dieb, etwas von Gott wissen? Wie können wir, die jeden Augenblick sündig und verworfen werden, etwas über Gott aussagen?

Dort! Dort, wird Er uns erstehen.

Hier wollen wir über ihn schweigen. Und schweigt auch ihr, die ihr nicht besser seid als wir.

Wie es Buber sagte: »Ihr, die ihr die alten Scheine gegen neue eintauschen wollt.«

Nein, wir machen keine Tauschgeschäfte!

3.

Und zuletzt noch euch, die ihr an der Falschheit des Wortes leidet, (es ist euere Schuld!) und darüber so wohlgefällig und unglücklich schreiben könnt. Wer heißt euch reden?

Seht ihr die Zeichen nicht? Die Zeit der Rede ist vorbei. Um das Bewähren, um die einfache, bescheidene Tat geht es. (Nicht um Opfer!) Denn jetzt gibt es ein Kriterium des jungen Juden, wie es sein soll: seine Tat!

Vereinigen wir uns, meine Brüder und Schwestern. Reichen wir uns die Hände. Und gehen wir, gehen wir hart und fest.

Dann wird es geschehen!

Heinrich Süßkind.

Lieber Wanderbruder Gerhard Scholem!

Du wirst vermutlich gegen diesen Titel protestieren wollen, aber es nützt Dir nichts, für mich bist Du Wanderbruder geblieben, vielmehr ich erkenne einen solchen in Dir seit ich Deinen haß- oder sagen wir besser liebedurchglühten Absagebrief an die jüdische Jugend gelesen habe.

Es ist eine alte jüdische Tradition, daß der noch nicht aus der Gemeinschaft ausscheidet, der sich aus Gründen des Geistes gegen sie stellt. Elisa ben Abuja, der sich den Acher nannte, dem folgte sein Schüler, der hochweise Rabbi Meïr, um von ihm zu lernen. Und als aus dem Grabe des Abtrünnigen die Höllenflammen der strafenden Gottheit loderten, da erlöste ihn die Treue derer, mit denen er in geistiger Gemeinschaft über den Tod hinaus verbunden war aus den Qualen des Höllenfeuers. —

In diesem Sinne konntest auch Du den Blau-weiß nicht verlassen, Du magst es immerhin formell getan haben, weil Du der jüdischen Jugend grollst, daß sie nicht Deine Wege geht und namenlose Angst erduldest, ihre Wege könnten Irrwege sein. Denn das eine spüre ich, nur Liebe und Angst spricht aus Deinen Worten. Über die Liebe wollen wir kein Wort weiter verlieren, sie ist uns beiden zu heilig, um sie im »Geschwätz« zu ertränken. Aber die Angst scheint mir nicht in allem unberechtigt zu sein. Und deshalb sollst Du aus der Jugend heraus, von der

Du Dich geschieden zu haben meinst, trotz manchen allzuharten Wortes, das gefallen ist, auch das eine Echo hören: wir freuen uns, daß Du so gesprochen hast und werden uns immer wieder freuen, wenn Du Dein selbstgebotenes Schweigen brechen und zu uns reden wirst, mögen es auch immer wieder so harte und unversöhnliche Worte sein wie heute.

Ich darf jetzt wohl in die Einzelheiten Deines Gedankenganges eingehen. Der Tenor Deiner Anklage gegen die jüdische Jugendbewegung lautet: Gemeinschaft verlangt Einsamkeit. Verzeih mir, wenn ich ein Wortspiel mit einem ebensolchen beantworte: »Das ist zwar paradox, aber trotzdem nicht wahr.« Gemeinschaft verlangt Beisammensein, verlangt die Fähigkeit, mit Menschen beisammen sein zu können. Es ist wohl wahr, daß dies nur Menschen können, die auch einsam zu sein vermögen. Aber glaube mir, der nahezu durch vier Jahre durch das Fegefeuer der Einsamkeit, verschärft durch die Anwesenheit von »Kameraden« hindurchgegangen ist (glaubst Du, daß nicht mancher von uns in gleicher Weise ein böses Lied von der Einsamkeit zu sagen weiß?), glaube mir, das Beisammensein in Menschengemeinschaft ist das hochwertigere, schönere und wohl auch das schwerere als die selbstgewählte oder aufgezwungene Einsamkeit. Die geistige und heimatliche Vereinsamung der Judenheit hat uns zu Galuth-Menschen gemacht, hat gegen uns die Feindschaft entfacht, die von Pinsker mit Recht als maskierte Gespensterfurcht gedeutet wurde. Wir haben heute dieses Unglück unseres Volkes erkannt und wollen uns wieder zusammenfinden. Ob wir da immer die richtigen Wege gehen, wer weiß es? Aber ist der Schrei des Verdurstenden nach Wasser deswegen unwahr, weil er Deinen allzufeinen Ohren unharmonisch laut ertönt? Und weil es nur in Zion die echte jüdische Gemeinschaft gibt (wer würde das bestreiten?), sollten wir uns nicht schon hier zusammenfinden dürfen? Gibt es nicht ebenso ein Galuth in Palästina? Gibt es nicht dort ebenso Menschen, die in gar keiner Weise gemeinschaftsreif sind, wie es bei uns im Galuth Menschen gibt, die schon reif zur Gemeinschaft, aber n o c h n i c h t in Palästina sind?

Du hast Angst, daß die Jugend Zion und das Judentum in Worten ertränke. Wohl, es mag manche von uns geben, denen Zion eine »Metapher« ist und denen mag ich nicht das Wort reden, aber sind Dir jene lieber, denen Zion ein geographischer Begriff ist, »ein Land mit wirtschaftlichen Möglichkeiten, mit einer Straßenkreuzung zwischen drei Weltteilen, das Land, um das sich die Großmächte rauften«. Für mich sind die einen gleich wenig wert wie die andern, gleich wenig jugendlich, gleich wenig zionistisch, gleich wenig jüdisch. Und nach beiden Seiten hin sei es gesagt: Zion und das Judentum sind zu groß und zu stark, um im Geschwätz ertränkt zu werden, mag es nun ein ethisch-kosmopolitisches oder ein kolonialpolitisches Geschwätze sein. Aber es ist sehr gut und dankenswert, daß einer es gesagt hat und immer wieder sagt: Hütet Euch vor dem »geistigen Jerusalem«, hütet Euch vor den Ideen eines ästhetischen Luxuszionismus, der mit großer Geste alles oder gar nichts will (vom Prager oder Berliner Kaffeehaustisch aus), während einige 100 Kilometer weiter ostwärts in ganz ordinär somatischer und sozialer Not unsere Brüder an Leib und Seele verkommen.

Ebensogut war es auch, daß jemand aufgestanden ist und dem Erlebniskult, der bei uns einzureißen droht, einen Spiegel vor die Augen hielt. Es ist wirklich nicht gut, daß jede glücklich geborene Wort-Neubildung als die neue Heilsidee in die Welt hinausposaunt wird und daß im Feuilleton-Stil lustig drauf los philosophiert wird. Aber schließlich, wer unter uns, der nicht mehr oder minder knapp an dieser Scylla einmal vorbeigesegelt ist? Auch wissen wir ganz gut, daß auf der andern Seite eine Charybdis droht (die mir immerhin noch das kleinere Übel zu sein scheint). Andrerseits aber sehen sich Phrase und Gedanke oft ganz verflucht ähnlich, denn beide müssen in Worte gekleidet sein, wenn sie mitgeteilt werden wollen. Du magst noch so sehr gegen die Worte wettern und protestieren, es sind letzten Endes auch nur Worte, in denen Du diese Deine Protestgedanken ausdrückst. Du wirst mir stolz erwidern, daß Du bald in Taten Deinen Protest laut werden lassen willst, wir hoffen es alle und wünschen es Dir und unserer Sache, der wir gemeinsam dienen, von Herzen. Aber Du solltest uns auch glauben, daß auch wir die ehrliche Absicht haben, unseren in Worten ausgedrückten Gedanken Taten folgen zu lassen. Worte aber sind und bleiben das gemeine Verständigungsmittel zwischen Menschen, das Schweigen hingegen ist ein Mittel, das nur in kleiner, zu tiefst erlebter Gemeinschaft manchmal der Verständigung dienen kann.

So liegt wohl manches trennend zwischen uns, doch nicht so viel, als Du selber glauben magst. Hätte sich aber auch erwarten lassen, daß unsere jüdische Jugendbewegung nach der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits fix und fertig dastehen würde, wie das Küchlein aus dem Ei? Ich muß gestehen, ich wünschte es gar nicht. Eine solche Fixigkeit wäre mir, und ich glaube auch Dir, verdächtig. Deshalb glaube ich auch, im Namen vieler zu sprechen, wenn ich Dich bitte, bei uns in der Jugendbewegung zu bleiben, als Einsamer, wenn Du es so magst, als Grollender, wenn Du nicht anders kannst, aber doch als der unsere, von dem man manchmal etwas hört und wären es auch immer nur so harte Schelteworte wie dieses Mal. Beiden Teilen wird solche Aussprache besser sein als das Ausschweigen. Deshalb habe ich heute auch nur über das Negative gesprochen, d. h. über das, was Du an uns verneint hast. Du wolltest es ja selbst nicht anders und hast nur ganz flüchtig Positives gestreift. Ich erinnere an Deine Worte: »Reine Jugend erlöst sich in der Klage« und »Wie könnte sich die jüdische Jugend anders organisieren als in einem Geheimbund?« Über diese Dinge wäre sehr viel zu sagen, nur müßtest Du der erste sein, der darüber spricht, denn es wäre wohl nicht viel mehr als bloßes Geschwätz, wenn ich heute meine Anschauungen über diese Dinge, des langen und breiten ausgeführt, diesen allzuknappen Worten entgegenhalten wollte. So möge denn, das ist mein Wunsch, der Rest nicht Schweigen sein, sondern weitere Aussprache.

Zum Schlusse grüße ich Dich, über alles was uns trennt und auch über das, was uns gedanklich verbinden mag, hinweg, mit dem ehrlich gemeinten alten Judengruß (den Du uns nimmer verunglimpfen mögest):

שלום

Linz, am 3. Oktober 1918. Dr. Rudolf Menzel.

Pro domo.

Gerhard Scholem hat in der Julinummer des »Jerubbaal« dessen Lesern und Freunden Ade gesagt. Es war wohl eine scharfe Rede und wenn sie auch nur eines Mannes Rede ist, so gebührt ihr dennoch die Beachtung, die man dem ernsten Tadler nie absprechen darf. Es ist Sache des Herausgebers und Sache der mit einer königlichen Gebärde weggeworfenen Jugendbewegung sich zu verteidigen. Vielleicht läßt sich sogar, in bescheidener Form allerdings, die Meinung aussprechen, daß man der großen Forderung des Schweigens mit einem Aufsatz von 240 Zeilen, 4 Fußnoten und 3 Überschriften nicht gerade am allerzweckmäßigsten dient. Dies alles aber geht mich hier nichts an. Ich verwahre mich bloß — geschwätzig, wie ich bin — gegen ein Mißverständnis. Ich spreche pro domo.

Gerhard Scholem meint, daß in den Aufsätzen, wie die von Schwadron, Rappaport oder Freistadt »zionistischer Zeitgeist« spuke. Was zionistischer Zeitgeist heißt, gestehe ich nicht ganz klar zu erfassen. Zeitgeist ist die zur Herrschaft gelangte Idee. Zionistischer Zeitgeist daher der anerkannte über das Denken, Fühlen und Wollen Vieler herrschende Zionismus. Scholem meint, dies sei gefährlich, er kann Recht haben und auch nicht. Nicht dieses Problem beschäftigt mich hier. Mich interessiert vielmehr die Frage, durch welches Mißverständnis verwirrt, er mir »zionistischen Zeitgeist« — sagen wir, zusprechen konnte. Mein im 2. Heft des »Jerubbaal« erschienener Aufsatz will eine Warnung vor zionistischer Jugenderziehung — also Herrschaft des »zionistischen Zeitgeistes« — sein. Er wollte erzielen, daß Manchem Zweifel an der absoluten Bedeutung des überlieferten zionistischen Ideals erwachsen und daß der Wehruf der vereinigten und unerlösten Menschheit, sowie die Klage ihrer erbärmlichen sozialen Not das Nachtgespenst des Nationalismus verscheuche. Seine Wirkung beschränkte sich — soweit ich es ermessen konnte — bis auf eine einzige zustimmende Ausnahme, nur auf die Tatsache, daß sich einzelne junge Leute gereizt fühlten, ihren Widerspruch in Schmähbriefen auszudrücken. Sie schmähten mich einen Abtrünnigen. So sehr auch diese Fanatiker mich nicht verstehen konnten oder wollten, so taten sie meinem bescheidenen Aufsatz doch weit weniger Unrecht, als der abschiednehmende Schweigsamkeitsfreund mit seinem Vorwurf des »zionistischen Zeitgeistes«.

Dies glaubte ich feststellen zu müssen, ich bitte um Entschuldigung für mein »Geschwätz«. Benö Freistadt.

Vom Religionsunterricht.

Ich kenne die Geschichte eines protestantischen Mädchens, deren Eltern Juden waren und die aus innerer Wahrhaftigkeit das Judentum wieder suchen wollte und den ersten Schritt dazu in der öffentlichen Wiederbekenntnis des jüdischen Glaubens sah, die sich nach Überwindung großer Schwierigkeiten auch die elterliche Erlaubnis dazu verschaffte. Sie setzte ihren Willen durch und wurde Jüdin, aber sie verzweifelte beinahe bei

dem Anblick verschiedener »Jüdischer Zustände«, die sie bis zur Durchsetzung ihres Willens kennen lernen mußte. Und ich selbst kenne die Verhältnisse genau, die in den Religionsstunden, besonders an den Mittelschulen herrschen, weiß so manchen Zionisten, der mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner jungen Seele Judentum und jüdische Gemeinschaft suchte, der ebendiese Religionsstunde als den geeignetesten Platz empfand, wo eine Aussprache zwischen den Zionisten und jenen Mitschülern stattfinden könnte, die dem Judentume gleichgültig oder ablehnend gegenüberstehen und weiß Fälle, wo die betreffenden von ihrem Religionslehrer deswegen verhöhnt wurden, ja, durch einen Tadel in Religion gebührend bestraft wurden. Und ich frage: Was bedeutet der heutige Religionsunterricht an den Mittelschulen für die Schüler? Die Antwort lautet: Eine Stunde, in der man meistens — wenn man sich nur ruhig verhält — seine Aufgaben für irgendeinen anderen Gegenstand erledigen kann, eine Stunde, die dem Zionisten nichts gibt, da er ohnedies mehr hat, als geboten wird (vorausgesetzt nämlich, daß die naturwissenschaftlichen »Beweise« der »Richtigkeit« der jüdischen Religion, wie sie manche besonders klugen Lehrer zu geben lieben, nicht nach seinem Geschmacke sind) für Nichtzionisten oder Assimilanten höchstens die Ursache, konfessionslos zu werden, um dem — allenfalls lästigen — Religionsunterrichte zu entgehen. Ferner, bei besonders strengen Lehrern: Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache, wobei jeder, der sich ernsthaft beschäftigen würde, in einer Woche weit mehr lernen könnte, als auf diese Art in einem ganzen Jahre, einen Unterricht aber, der keinem der Schüler auch nur eine Seite des Judentumes zeigt, der mit Judentum ebensowenig zu tun hat, wie die unregelmäßigen griechischen Verba mit der Weisheit des Plato, wobei aber der Unterschied besteht, daß man besagte Zeitwörter lernt, um später Plato lesen zu können, während kein Religionslehrer dazukommt, auch nur Schülern der letzten Klasse eine Seite der hebräischen Bibel verständlich zu machen. Man wird mir entgegnen, daß es an Lehrstunden fehle, also Zeitmangel die Ursache sei. Ich will zugeben, daß die Zeit knapp ist, es fehlt sogar noch manches andere, niemals aber werde ich die Behauptung zugeben, daß in der jüdischen Religionsstunde auch nur annähernd das geboten werde, was, selbst bei dieser beschränkten Zeit, geboten werden könnte.

So sehe ich die Verhältnisse. Nun ist aber von Seiten der Kultusgemeinde keineswegs die so dringend notwendige Abhilfe zu erwarten, ich finde daher nur die Möglichkeit, jene kurze Zeit in der Woche der jüdischen Jugend halbwegs fruchtbringend zu gestalten, das heißt, die einzige Gelegenheit, wo allen jüdischen Mittelschülern gezeigt werden könnte, was Judentum ist, nicht unnütz zu vergeuden, wenn die jüdische Jugend, der es mit ihrem Judentume ernst ist und die jüdische Jugend, die überhaupt erst kennen lernen möchte, was Judentum ist, sich zusammenschließt und ihrerseits die Sache in die Hand nimmt, um die unerträglichen Zustände zu ändern. Und zwar schlage ich vor: die Gründung eines geheimen oder öffentlichen Bundes der jüdischen Mittelschüler, der sich mit aller Gewalt dem Weiterbetriebe der Religionsstunde auf die bisherige Art widersetzt, der auch

nicht vor Demonstrationen und einem Terror-System zurückschreckt und auf jede Weise die Umgestaltung des bisherigen »Religionsbetriebes« in seinem, nämlich jugendlich-jüdischem Sinne fordert. Darunter verstehe ich beispielsweise: Selbstverwaltung der Schüler in der Religionstunde, Abschaffung von »Religionsnoten«, Entzug des Strafrechtes des Lehrers für andere als ordnungswidrige Vergehen, Abstimmung der Schüler, mit welchen Zweigen der jüdischen Wissenschaft sie sich beschäftigen wollen. (Palästinakunde, jüdischer Philosophie, jüdischer Geschichte, Hebräisch, nach einer modernen Unterrichtsmethode etc.). — Das sollten aber durchaus nur Beispiele sein, die Forderungen betreffs der Umgestaltung des Religionsunterrichtes in jüdisch-jugendlichem Sinne müßten erst ordnungsgemäß festgesetzt werden, wobei nicht verhehlt werden kann, daß diese ganze Umgestaltung wohl nur für solange gefordert werden müßte, bis die Lehrer, die die jüdische Jugend braucht, vorhanden sind, also vielfach nur provisorisch für den Übergang geschaffen wäre, daß es schließlich weniger Absicht dieses Aufsatzes war, praktische Vorschläge zur Umgestaltung zu machen, als vielmehr, Anregung zu sein um diese Vorschläge hervorzurufen, ausgehend von der einzigen Gewißheit, daß die jetzigen Zustände geändert werden müßten.

Jaacov Hakohen.

Liebe Kameradin!

Danke Dir für Deinen Brief, den ich mir schon herbeigewünscht habe, zumal ich Deine Adresse ja nicht wußte.

Daß Du dachtest, mich zu stören, während Du gerne mit mir gesprochen hättest, bedaure ich. Ich glaube, das Verhältnis von Menschen zueinander läßt sich nur so richtig regeln, daß jeder tut, was ihn freut, so lange, bis der andere sagt, daß es ihn momentan nicht freut.

Immerhin haben wir uns, glaube ich, genug verständigt, um das nun mit Erfolg schriftlich weiter versuchen zu können.

Vom Bl.-W. habe ich durchaus die Meinung, die Du selbst aussprichst. Ein Beginnen mit vielem Verfehlen und der Hauptsache nach mit einer guten Zukunft. Ebenso habe ich von unserem Ausflug im besonderen den gleichen Eindruck gewonnen wie Du selbst, nämlich, daß eine recht gewöhnlich lustige Stimmung herrschte, die mit dem Wesen einer Jugendkultur bei aller Harmlosigkeit eigentlich recht wenig zu tun habe.

Wollen wir vielleicht nun zusammen versuchen, uns klar zu werden, wo die wesentlichsten Angriffspunkte liegen.

Es wird keine richtige jüdische Jugendbewegung geben, ehe sich nicht die Auffassung betreffs Jugend und Volkstum grundsätzlich wandelt.

Wir sind jung. Und so haben wir eigenen Sinn, Wert und eigene Berufung.

Wir stehen schon in dieser Welt und doch gibt es noch nichts in ihr, das uns sicher und zu eigen wäre. Alles sei uns noch Frage, Probe und

Erfindung. Alles Prüfung, Wahl und freies Bekenntnis. Nichts Vorausbestimmung und natürlich von Anfang an.

Denn daß wir sind, dafür können wir noch nichts. Soll aber daraus menschliches Leben werden, so müssen wir es erst erwerben, erobern, gestalten. Von vornherein ist kein Ding warhaft, unzertrennlich unser, erst, was ich sehe, bejahe und ergreife wird mein.

Und weil wir vor dieser Entscheidung stehen: Wählend der Welt zu begegnen oder ohne jedes Lebens-Eigentum durchs Dasein zu gehen, mit Staub beladen, darum birgt unsere eigentümliche Notlage die des Suchen-Müssens, zugleich eine bestimmte Aufgabe und einen bestimmten Wert in sich.

Die Aufgabe heißt: Unvoreingenommen, unbedingt und weitend sich zu allem stellen.

Der Wert liegt aber in eben diesem Tun. Denn weder das Kind, das ohne Distanz in der Ding-Welt drin steckt, noch der Erwachsene, der sich den Dingen ergeben hat oder ihnen erlegen ist, vermögen unbestechlich und »unpraktisch« zu betrachten oder gar zu handeln.

Und doch bedarf die Menschheit einer Stätte, wo immer wieder von Grund auf nach Sinn, Wert, Weg und Ziel gefragt und gehandelt wird. Denn es ist nicht wahr, daß das Leid nur in Form der Unterdrückung, Krankheit oder Not besteht. Da ist noch ein anderer Abgrund dessen Anblick wir ohne Taumel ertragen müssen und von dem wir uns mit sicherer Hand forthelfen müssen. Das ist die Frage — wozu?

Nie könnte die Menschheit diese Frage ertragen, stünde nicht die Jugend mit einer Stirne da mit der Antwort:

»Und mein Dasein selbst müßte das Leben rechtfertigen«. (Nietzsche.)

Wie aber erfüllt die Jugend diese ihre Notwendigkeit, Aufgabe und Bedeutung?

Zu der Frage — bedarf sie des kühnen Blicks. Zur Wahl — einer inneren Gewißheit dessen, was Wyneken den »objektiven Geist« nennt. Zur Erfindung und Tat des unvoreingenommenen Willens und des Führers, zu dem sie sich frei entschließend bekennt. Zu wahrer Verwirklichung und Lebensgestaltung — der Gemeinschaft. Gemeinschaft mit der Erde, menschliche Gemeinschaft des Reichtums (und den will ich »Blut« nennen, nicht »Rasse«) und Gemeinschaft der Arbeit, deren würdige Form neu gesucht werden soll.

Und nur so, so aber zwingend, ergibt sich die Notwendigkeit eines Zusammenhanges von Jugend und Volkstum.

Den Gedankengang einzugehen, wir sind jung, um gute Juden zu werden, lehne ich ab. Wir sind jung — heißt uns suchen ob wir Menschen werden wollen und können. Wir suchen den Menschen, also bedürfen wir seiner Lebensformen und der Städte Bodens, auf der wir nach Verwirklichung ringen dürfen, auf der wir sicher sind, daß sie die Erfüllung empfangen will, welche wir schon vor Augen haben, während wir noch die alten Trümmer zerstören.

Also bedürfen wir des Volkstums, bedürfen seiner Führer, seines Rates, seiner wirtschaftlichen Einheit. Ich bin überzeugt, daß aus so

gerichtetem Gedankengange andere Jugendbewegungsformen sich ergeben müssen und werden als die beispielsweise im »Bl. W.« meistens geübten.

Nichts darf gut, schön und richtig sein, weil es jüdisch an und für sich ist — nicht einmal das Blau-Weiß selber!

Vielmehr müßte man sich unausgesetzt kümmern um das was wahr, groß, schön, richtig sei.

Man müßte es suchen ohne jede Furcht vor Theorie, vor Tendenz, vor radikaler Entscheidung und vor allen möglichen nicht individuellen sondern prinzipiellen Gegensätzen mit der Außenwelt. Taktische Erwägungen gehören dem Führer, nicht der Jugend. (Furcht vor schlechtem Ruf u. s. w.) Anderseits aber möge die Jugend nicht bei einem heiteren Anders-Sein und eigenem Stil alle Sonntags von früh bis abends stehen bleiben. Ich spürte im Bl. W. hie und da die gefährliche Tendenz, »nur sich nicht das Leben miesmachen«. Das führt zu einem Kulturphilistertum ärgster Sorte.

Die jüdische Jugend bleibe nicht dabei stehen, daß sie vom engen Ghetto und verlogenen Bourgeois-Behausungen hinausfand in Wald und Feld und freie Luft zu Gesundheit, Spiel, Lied und Licht. Immer noch besteht es, vor dem sie floh, und wartet ihrer. Wartet — ihrer — nicht zu mystischen Erlösungen, sondern zu bewußter, erkennender Arbeit.

Also nicht die Unbedingtheit und eine Problematik der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Erotik, der Erziehung sondern theoretische und praktische Arbeit an dieser Problematik! So schien es mir von manchen auf dem Trefftag aufgefaßt, aber diese Alternative besteht nicht.

Im Gegenteil: Die Jugend soll lebend die Lösung suchen und sich in anständigem Studium um die Sachen kümmern. Jedem kommt es zu, mit Fachwissenschaft hat das nichts zu tun.

Solche und ähnliche Einstellungen wünsche ich in der jüdischen Jugendbewegung.

Lebe recht herzlich wohl, willst Du nicht einmal von Deinem Ergehen schreiben?

Grüß, bitte, alle Blauweißen, die wir gemeinsam kennen, Dank Deiner Schwester

Deine Frieda Schiff.

Geist des Judentums und tätiger Geist.

»Ich fürchte vor allem und habe bereits Anzeichen dafür, daß auch die neue edle Jugenderziehungsbewegung allzusehr in den Bann dieser unheilvollen Theorie, in den wahllosen Irrationalismus, hineingerät.« (Max Brod in »Activismus und Rationalismus« seinem Beitrag zum zweiten der Zieljahrbücher«.)

Diese Worte scheinen mir die Gefahr zu bezeichnen, die der jüdischen Jugend droht: daß die Kraft des — notwendig irrationalen — Erlebnisses der Gemeinschaft und des Volkes sie verführt, sich vor den Forderungen der Vernunft und der Pflicht in ihre Bewegung zu flüchten. Ist doch dieses

Erlebnis so gewaltig und entscheidend, daß sich der junge Mensch ihm völlig hingibt, denn dadurch fühlt er seine Kraft ins Unermeßliche gesteigert. Dieser Rausch birgt aber die Gefahr in sich, daß er seinen Willen dem Erlebnis unterordnet, statt es mit seiner neuen Kraft zu meistern. Er fühlt sich im Innersten dem, der noch nicht solche Quelle der Kraft in sich gefunden hat, so unendlich überlegen, daß er sich auch dessen Zielen und Tun überlegen glaubt, — ohne den Wert, den diese auch für ihn haben könnten, überhaupt sachlich zu prüfen. Während er doch in Wahrheit mit dem andern, dem Rationalisten, zusammenarbeiten und ihm zeigen sollte, welche Kraft ihm die irrationale Wurzel seines Seins für jede richtige Tat verleiht, — wenn anders das Ziel des Rationalisten richtig ist. Dieses hat man zu prüfen. Jetzt dagegen wird allgemein das Subjektive der Tat, die seelische Disposition des Tuenden, so überschätzt, daß das Objektive gar nicht mehr bedacht wird — ja, daß er vielleicht gar nicht getan wird!

Auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, halte ich für meine Pflicht. Um so mehr, als in dem ersten Heft der Zeitschrift der jüdischen Jugend gelegentlich eine Verurteilung des Strebens der Aktivisten erfolgt — allein aus dem Gefühl der Überlegenheit des subjektiven Standpunktes.

Will man aber die beiden Richtungen — tätiger Geist und Geist des Judentums — einander gegenüberstellen, kommt man mit dem Gegensatz: rational-irrational nicht aus. Denn beide Begriffe haben keinen festen Inhalt: rational muß man jedes Tun nennen, das geschieht, weil es richtig ist. Und das ist auch bei der Tat der Fall, die Mittel zur Erreichung eines irrationalen Zweckes ist. Wollten wir also die Bezeichnungen Rationalist und Irrationalist verwenden, würden wir den Schwerpunkt der Betrachtung in das Motiv des Handelnden, also wiederum ins Subjektive verlegen.

Es steht aber das Wollen der Aktivisten in gar keinem Gegensatz zum Zionismus. Denn sie wollen den Geist verwirklichen. Den Geist schlechthin. Der Zionismus will den Geist des Judentums verwirklichen. Also doch auch Geist und damit auch den Geist.

(Ich will mich hier nicht unterfangen, etwa beide Richtungen zu beschreiben oder zu kritisieren. Mir kommt es lediglich auf den einen Punkt, den Übergang des Geistes zur Realität des Raumes und der Zeit, auf die »Verwirklichung« an.)

In welcher Weise kann man denn aber überhaupt Geist verwirklichen? Wie kommen denn diese toto coelo verschiedenen Sachen, Geist und Wirklichkeit, zusammen? Die Antwort: Indem der Wille die Wirklichkeit zu einer geistigen macht, das ist, sie nach seinen Ideen gestaltet. Daher ist ja auch tatsächlich Ingenieurkunst etwas Geistiges! Aber nicht darauf kommt es Aktivisten oder Zionisten an, die mechanische Natur umzugestalten, sondern es gilt, das Zusammenleben der Menschen zu vergeistigen. Denn auch dieses hat einen Naturzustand: das bellum omnium contra omnes, in dem der Wille des Individuums den Affekten dient und nicht dem Geiste. Das Gestalten dieses Naturzustandes ist das Ordnen und Regeln des Zusammenlebens der Menschen. Und die Idee dieses Ordnens, die somit das Schema bildet zwischen Geits und Wirklichkeit, ist — wie Platon in seinem unvergänglichen Werke und das jüdische

Volk in seinem Staatsleben unter göttlichem Gesetz gezeigt hat — die Idee der Gerechtigkeit. Einen andern Inhalt der Verwirklichung als: das Zusammenleben der Menschen nach der Idee der Gerechtigkeit zu regeln, gibt es schlechterdings nicht. Nun enthält aber der Begriff der Gerechtigkeit ein Gebot in sich, dem, unabhängig von aller Verwirklichungsabsicht jedes Handeln unterworfen ist: Wenn also der Geist verwirklicht werden soll, so unterwirft sich der Geist dem Gesetz.

Damit ist aber die Norm für jedes Tun a priori gegeben: man kann jede Politik, gleichgültig, welches das letzte Ziel des Handelnden ist, prüfen, ob sie richtig ist oder nicht. Die richtige Politik mag der Geist als Mittel zu seinem Zweck benutzen. Dagegen kann niemals falsche Politik Mittel zur Verwirklichung des Geistes sein. Somit können wir sogar das subjektiv irrationale Wollen und Streben auf seine objektive Richtigkeit hin prüfen.

Das Streben der Aktivisten geht aber auf nichts anderes, als »den Geist« mittels richtiger Politik zu verwirklichen, und darum ist es ein richtiges Wollen, mag man die persönliche seelische Disposition des Aktivisten für gut halten oder nicht. Darum ist aber auch das Prinzip ihrer Politik — trotz Hillers Widerspruch — aus dem kategorischen Imperativ Kants ableitbar und auch tatsächlich abgeleitet.

Daraus folgt schon, daß der Zionismus im eigenen Interesse eine solche Politik unterstützen muß, nachdem einmal auch das Leben im Galuth sein Objekt geworden ist. Denn nur in einem Staate, in dem der Grundsatz der Gerechtigkeit wahrhaft durchgeführt ist, nämlich so, daß man die Gleichheit der Untertanen nicht mehr mathematisch quantitativ, sondern dynamisch qualitativ auffaßt, ist es einer besonders gearteten Gemeinschaft möglich, bei Wahrung ihrer Art und Sonderheit und doch »gleichberechtigt« (NB. eine Tautologie!) zu leben.

Man denke an das Gemeinschaftsleben des christlichen Mittelalters und als Gegensatz an Haman, einen frühen Vertreter der modernen gleichmachenden Staatstheorie.

Mit der Politik also, die dieses Ziel erstrebt, hätte sich der politische Zionist auseinanderzusetzen, resp. zu verbünden. Des politischen Zionisten eigene Politik darf aber keine andere sein, keine ökonomisch — »reale«, — also ungeistige. Ob diese Politik Zionismus ist, das heißt als Zionismus gewollt wird oder nicht, kann man natürlich nicht entscheiden. Das ist Ansichtssache. Aber ob sie es sein soll oder nicht, das kann man sagen. Solche Politik ist ungeistig, weil sie unrichtig ist. Sie nennt sich vernünftig, ist es aber nur im bürgerlichen Sinne, der Vernunft mit Opportunität verwechselt. Sie ist eine Politik, die nicht ihr Handeln nach dem Richtigen lenkt, sondern die Gelegenheit ausspäht, Vorteile zu gewinnen. Sie will nicht der Idee gemäß Richtiges schaffen, sondern aus dem Seienden für sich etwas gewinnen. Es ist mit einem Worte die heutige europäische Politik. Und diese ist falsch, — weil sie nicht das unbedingte Gesetz sondern bedingte Zwecke zu ihrer Richtschnur macht, und weil sie Menschen als Mittel zu bedingten Zwecken benutzt. Wer vorgibt,

er treibe um Zions willen solche Politik, der sei nicht unser Führer! Wer allerdings noch nicht einmal Zion vorschützt und um eines jüdischen »Machtzentrums« willen solche Politik treibt, — der sei es noch viel weniger, der Zionist ohne Zion! Solchen Männern folgen wir nicht! Prüfen wir doch unsere Führer! Seien wir unser selbst bewußt! Es ist allerdings Pflicht zu tun und nicht nur vom Tun zu reden und seine Seele »vorzubereiten«. Darum sei auch nicht der unser Führer, der unmännlich zagt vor der Tat! Nur dem wollen wir folgen, der den Geist will und darum das Richtige tut.

Sieht man denn nicht, wie unheilvoll jetzt schon, wo doch erst die Grundlage der eigentlichen Politik, der Staat, geschaffen werden soll, der Unterschied zwischen der wahren, der geistigen also schöpferischen Politik und der ökonomischen klafft? Muß denn immer Form und Inhalt getrennt bleiben: indem die einen mahnen, wie der Täter beschaffen sein soll und wie die Tat, — und darum nicht zur Wirklichkeit kommen, zum Tun, während die anderen Wirkliches ohne Geist, ja geistwidrig tuen.

Darum sollten wir uns nicht dem Aktivisten überlegen dünken, sondern von ihm lernen, in unserer Politik Geist und Tat wirklich zu vereinigen! Geist des Judentums sollte tätiger Geist werden!

Aber da gerade im Wesen der geistigen — man kann ja auch sagen menschlichen — Politik die Kongruenz zwischen dem politischen Wollen und Handeln und dem persönlichen Leben liegt, so müßte man sagen: auch das ganz persönliche Tun und Treiben des Einzelnen steht unter demselben Gesetz wie die Organisation der Politik. Und tatsächlich gilt das oberste Gesetz der Vernunft zunächst für das Individuum und konstituiert erst die Organisation.

Diese Kongruenz ergibt sich aber auch daraus, daß die Politik des »geistigen Zionismus« durch das innerste Sein des Individuums bestimmt sein soll. Gilt also für jene eine Norm, so muß für das Individuum — soweit seine Beziehungen zu den Mitmenschen in Frage kommen — eben dieselbe gelten. Umgekehrt will aber auch der Zionismus das persönliche Leben des Individuums bestimmen.

Darum müssen wir prüfen, wie der Zionismus unser Zusammenleben mit den Menschen der Staaten, in denen wir jetzt leben, bestimmt, und wie er es bestimmen soll.

Eine Bewegung kann nicht selbst Zweck sein, Zweck ist das Ziel, die Bewegung Mittel. Unser Ziel ist Zion. Wie werden wir es erreichen? Welche Richtung muß unsere Bewegung haben, welches ist das nächste Ziel? Der Zionismus will uns nicht unserer sittlichen Pflicht entziehen, sondern gerade das Bewußtsein unserer Verantwortung wecken oder stärken.

Die Frage lautet daher jetzt: vermag die jüdische Bewegung das aktitvisische Streben: daß die Geistigen in den heutigen Staaten die Macht gewinnen, zu ersetzen? Ist die jüdische Jugendbewegung Mittel zur Erfüllung unserer sittlichen Aufgabe? Das hängt einzig und allein von unserem Willen ab. Wenn wir uns ihr mit dem Willen anschließen, uns für unsere persönlichen Aufgaben vorzubereiten und zu erziehen, ist sie es. Glauben wir dagegen, sie ersetze jedes andere Streben, kann

sie es nicht sein. Dann ist sie unrichtig und der sittlichen Forderung zuwider. Es ist ja auch das wahre Ziel des Zionismus nicht, in Zion eine Oase in der Wüste zu schaffen, sondern »Diener am Licht« zu sein, das allen Menschen leuchtet. Die Menschheit ist das Höchste. Wie uns denn die jüdische Jugendbewegung Mittel sein soll — Mensch zu werden, nach Bubers Antwort an die Jugend. Und Menschheit wird nicht nur am Ende der Tage sein, sondern ist heute schon. Und nicht die einer messianischen Zukunft, sondern die Menschen, die jetzt zu Grunde gerichtet werden, brauchen uns. Unsere Bewegung kann uns die größte Kraft für unsere Aufgabe verleihen, — sie kann uns ihr aber auch gänzlich entziehen.

Eine Gefahr für uns bedeutet die Flut der Aufsätze, die halb historisch-psychologische, halb sentimentale Betrachtungen sind. Denn Betrachtungen sind keine Taten und nicht einmal Aufrufe dazu. Sind unverbindlich und unverantwortlich. Die Zeitschriften sollen unserer Bewegung die Richtung weisen! Die Taten zeigen, die getan werden müssen, wie die fernen auch die näheren.

Und das ganze Vereinsleben, das Wandern wie das Turnen und alles andere, birgt die Gefahr in sich, daß man es schon für die Verwirklichung selbst hält, während es doch nur Mittel dazu sein kann.

Es ist tatsächlich der jüdischen Jugend heute die Gelegenheit gegeben, sich in eine private Bewegung zu flüchten und sich so der Pflicht gegen ihre Umwelt zu entziehen. Und meo voto wird diese Gelegenheit auch schon benutzt. Daher sage ich: es ist unverantwortlich, Blau-Weißabzeichen zu tragen, jüdisch zu turnen und zu wandern, — sich auf seine »Jüdischkeit« zurückzuziehen und zu glauben, damit der Menschheit zu dienen, während die Unvernunft und der Ungeist die Welt und die Menschen zerstören.

Man vergesse niemals, daß die ganze Jugendbewegung nur den Sinn hat, Menschen für ihre Aufgabe zu bilden.

Wohin soll denn auch solches Wesen der Jugend, die in ihrer Bewegung einen Selbstzweck sieht, führen? Wie kann daraus jemals eine Umgestaltung des realen Lebens, eine Tat entspringen? Das muß ja notwendig die Menschen dazu bringen, zu den Bürgern überzugehen, wenn die Zeit der »jugendlichen Schwärmerei« vorüber ist! (Ausgenommen sind die, deren Beruf im Leben es ist — zu schreiben.) Das ist wirklich »nichts als bloße Schwärmerei«.

Man lese »Das junge Geschlecht« von Heinrich Mann. Aber sage sich dann nicht voller Stolz, »ja so sind wir«, sondern »so sollen wir sein«.

Darum will ich warnen. Wir wollen uns nicht in jugendliche Romantik verlieren — denn die Jugend hat keine andere Welt als die, die durch die Schuld der Alten jetzt vernichtet wird. Wir wollen uns nicht auf das Betrachten und Fühlen unserer Art beschränken, sondern daran denken, daß auch unsere Art verpflichtet ist, der Welt heute zu helfen. Wir sollen in jeder Stunde wissen, daß die Menschheit uns braucht, uns Zwanzigjährige. Darum dürfen wir nicht die Männer bei Seite stehen lassen, die uns hier, an dem Orte, an den uns die Ge-

schichte gestellt hat, zur Hilfe und zur Tat aufrufen, um ungestört, »an unserer Nabelschnur Nahrung aus der Welt zu saugen«. (J. W. v. Goethe)

Wir Zionisten leugnen nicht die Naturtatsache unserer Nationalität. Wir glauben, daß in ihr die Wurzeln unserer Kraft liegen. Und sie wiederzugewinnen, ist der Sinn unserer Bewegung. Doch das bezeichnet alles nur ein Mittel: wozu die Kraft gewinnen? Wozu die Bewegung? Diese Frage vergesse man nicht! Wir dürfen nicht im Jubel über unser neugewonnenes Volkstum vergessen, daß wir auch — in der Sprache des verehrlichen 18. Jahrhunderts zu reden — Weltbürger sind!

Man mag sich dem Aktivisten überlegen glauben, wenn man jedem Zweifel entronnen ist. Aber ihn nicht zu unterstützen, ist pflichtwidrig.

Adolf Caspary.

Heinrich Süßkind: Drei Briefe.

Adresse: Wien, IX., Währingerstraße 22, II, Stiege, Tür 7.

I.

Ich lese jetzt Spitteler. Da prägt sich mir ein Gedanke aus, der schon lange in mir war. Er bezieht sich auf Ihr Wollen, Ihre Einstellung. Und darüber will ich Ihnen einige Worte sagen:

Ihnen geht es um die Gestaltung Ihrer Sehnsucht. Sie wollen alle Ihre Gefühle Gestalt werden lassen. Sie wollen ein gestaltetes Leben um sich sehen, und es — beschauen!

Aus Ihrer Abneigung gegen diese sich immerfort über- und umstürzende Welt (so sehen Sie sie) wollen Sie sich eine andere schaffen, in der man nicht handelnd einzugreifen braucht. Ihrer Erkenntnis dieser Welt entspringt nicht der Wille nach ihrer Umgestaltung. Nicht um diesen Sinn geht es bei Ihnen. Das würden Sie vielmehr Unsinn nennen.

Sie versenken sich in Ihr Inneres. Dort blicken Sie gestaltlose Sehnsucht. Sie sind aber schon befriedigt, wenn Sie den Stephansturm sehen, dieses Symbol des in Gestalt eingefangenen Gefühls. Und daß es so mit all Ihren Gefühlen geschehe — das wollen Sie.

Nun bedenken Sie:

Jedes Gefühl, das Gestalt geworden ist und sich darin genügt, beschränkt sich. Denn die Gestalt reizt zum Beschauen. Und jedes Beschauen vernichtet den Tatwillen.

So war es bei den Griechen. Als alle ihre Gefühle Gestalt wurden, versagten sie in der Tat und vergingen in ihrer Genügsamkeit.

Und daß die Juden noch heute leben, verdanken sie doch zuletzt ihrer Abneigung gegen das Einfangen des Gefühls und Gedankens in Gestalt. Denn nicht um des Beschauens willen gestaltet der Jude. Durch Tat, will er um der Weltumgestaltung tun. Sein Sein ist rastlos, weil es immerfort ein Sollen ist. Keine Ruhe will er, nur ihn immerfort erneuerndes Tun.

Um die Tat, nur um diese geht es!

12. Juni 1918.

II.

Obwohl ich jetzt einsehe, daß es nicht so leicht wird, wie ich es mir dachte, möchte ich doch versuchen, Sie aufzuklären.

Ich meine:

Das Judentum, als geistiger Inhalt, wie es durch seine größten Söhne (Moses, Jesaia, Jeschua) geschaffen wurde, wird in die Wirklichkeit nicht durch bloße nationale Existenz, eigentlich staatliche Unabhängigkeit umgesetzt, das heißt: die Aufgabe des Judentums erschöpft sich nicht in seiner staatlichen Unabhängigkeit — das Judentum als geistiger Inhalt will erlebt und gelebt werden.

Das bedeutet:

Die Ideen des Judentums, wie die Idee der Gerechtigkeit, die Idee der Menschenerlösung müssen vom jüdischen Individuum in ihren ganzen Tiefen erlebt und getan werden. Die staatliche Unabhängigkeit wird bloß der Rahmen sein, in dem diese Ideen werden gelebt werden können. Daß dieser Rahmen von den Ideen des Judentums bestimmt und geformt sein muß, wird demjenigen klar, der diese Ideen des Judentums kennt.

Dieser Rahmen wird hiemit sich all desjenigen entäußern müssen, was sich den Ideen des Judentums entgegenstellt, so zunächst des Klassenunterschiedes.

So denke ich mir die jüdische Gemeinschaft als von Menschen geschaffen, die Gott in sich erkannt haben und ihn durch ihr Leben befreien wollen.

Dieser Glaube an die Erlösung der Menschheit im tätigen Leben ist ein spezifisch jüdischer. Er findet sich mehr individuell bei Laotse ausgedrückt, wird dagegen von Buddah ganz verworfen.

Glaubt man an die Bestimmung des Judentums (was nur durch Erkenntnis seiner Ideen geschehen kann), dann erlangt man auch die Kraft alles Äußerliche von sich abzuwerfen, ganz arm zu werden, um Gott zu dienen.

Deshalb muß zunächst unsere Aufgabe darauf ausgehen, die jungen jüdischen Menschen das Geistige des Judentums kennen lernen zu lassen.

Solange das nicht geschieht, ist auf eine Erneuerung des Judentums nicht zu hoffen. Denn jede an dem vorbeigehende Arbeit führt nicht zum Ziel.

Sie behaupten, nur das »Wirkliche« habe für Sie Bedeutung. Wirklichkeit gleicht aber bei Ihnen dem Äußern. Deshalb ist bei Ihnen Philosophie ein Schmarrn, wo es doch klar ist, daß es ohne Philosophie, ohne Denken kein lebenswertes Leben geben kann.

3. Feber 1918.

III.

Lieber Freund!

Wir müssen uns klar werden. Die Zeit, in der uns unsere Sehnsucht nach dem Unbedingten, die Zeit, wo uns der Gesang der Seele genügte, ist vorbei.

Wir sind in eine Entwicklung gekommen, wo wir uns mit der Umwelt, mit der Gesellschaft auseinandersetzen müssen. Passivität ist uns unmöglich und erliegen wollen wir nicht.

Früher war unsere Lage leichter. Wir protestierten, lehnten ab. Nun sind wir dahin gekommen, tätig eingreifen zu müssen. Denn Annahme des Bestehenden bedeutet tun desjenigen, was wir früher aus vollem Herzen gedanklich verworfen haben. Passivität aber bedeutet Erliegen.

Andererseits fühlen wir die ganze Schwere des-sich uns Entgegenstellenden. Und dabei unsere Ohnmacht, so es ums Anderswerden geht. Wir sind Erwachsene geworden. Das ist der Konflikt.

Wir erkennen ganz klar: Unsere geistige Bindung läßt Abschwächungen unserer früheren, sagen wir jugendlichen Anschauungen, nicht zu. Es geht nicht an, daß wir unter Berücksichtigung des Bestehenden unsere Anschauung ändern. Wir können zur Dirne nicht herabsinken. Das ist ganz einfach unmöglich. Wir werden eher zugrunde gehen, als uns aufgeben.

Nun ist aber auch klar, daß es sehr schwer ist, eine Basis zu finden, auf der man sich mit der jetzt herrschenden Gesellschaft begegnen kann. Ich glaube sogar, es ist unmöglich. Wir können mit ihr nirgends zusammengehen, weil uns nichts verbindet.

So tritt uns das Gefühl des Alleinstehens mit all seinen Grausamkeiten entgegen. Wir schauen uns um, suchen nach Rettung, weil wir von einer Meute wütender Hunde umgeben sind — finden aber niemanden.

Daher unser Unglücklichsein. Und daher unsere Sehnsucht nach Menschen, die ebenso unglücklich sind wie wir. Denn zusammen, glaube ich, werden wir unbedingter, ich sage nicht erfolgreicher, kämpfen.

Unser Ziel ist unverrückt:

Finden eines Weges für uns, die wir schon tun, uns schon bewähren müssen.

Dienen denjenigen, die noch jung sind. Entfachen des ewigen Feuers der Seele. Und die Grundstimmung wird die bleiben, die ich schon lange geahnt habe:

Verzicht auf jedes persönliche Wohlgefühl. Abtötung, bewußtes Abtöten alles Persönlichen. Kein Glück! Dieser Falle müssen wir entgehen.

Ich drücke Dir innig die Hand.

22. April 1918.

Menschen — Bücher — Bewegungen

»Jüdische Flüchtlinge*.«

Wer sagt ihnen heute noch Gutes nach? Als sie der Russensturm so vor sich hergejagt hatte, daß sie wie matte Herbstblätter bei uns niederfielen, wandte sich ihnen menschliches Mitleid zu. Es war einmal... Denn ein psychologisches Gesetz läßt den Grad der Anteilnahme an schweren Schicksalen umso tiefer sinken, je häufiger und dauernder sie sich vordrängen. So sank auch das Mitgefühl für die Flüchtlinge oftmals fast bis zum Nullpunkt und verwandelte sich dann allzu bald, da man sie mehr zu Unrecht als Recht mit gewissen wirtschaftlichen Erscheinungen in Verbindung bringt, deren Wurzeln anderswohin reichen, in Abscheu und selbst Haß. Man sah nur — nicht allein Christen, sondern mindestens ebenso viele Juden — die Kruste und bedachte nicht, was sie verbarg.

In Otto Abeles haben die Ostjuden einen starken Anwalt gefunden. Sein Büchlein* erscheint, wofür er nicht verantwortlich ist, reichlich spät. Früher hätte es mehr Nutzen stiften können, indem es die Flüchtlinge vor manchem Mißverständnis und Unverstand verschont hätte. Heute werden nur mehr »Liebhaber« dazu greifen. Und deren sind nicht zu viele.

Mag also dem Büchlein auch vielleicht der äußere Erfolg versagt bleiben (hätte es ein Verleger beizeiten auf den Markt gebracht, wären ihm Verdienst und Verdienste geworden), so behält es doch seinen künstlerischen und zeitgeschichtlichen Wert. Seine Reize bestehen in der Technik der Erzählungen und in der Auffassung der Vorgänge. In knappen Strichen zeichnet Abeles die Situation: »Am Perron standen einige abgekoppelte Bahnwagen, gefüllt mit Flüchtlingen... Er steckte zunächst bloß den Kopf zur Tür hinein. .. Auf der Ferdinandsbrücke sah man einen alten Mann«, dann folgt die Fabel und den Schluß bildet in konzentrierter Prägung die — Moral: »Dieser Mann ist das Gewissen der Ungetreuen. Ihr schlechtes Gewissen.. Die harte Schule des Lebens hat den Ausgleich bewirkt. Wenigstens für heute.« So ungefähr sind die Bilder, nicht alle, aber recht viele, komponiert.

Dieser Bau, nicht neu, aber noch immer wirksam wäre jedoch nicht imstande, den naiven Leser oder verwöhnten Genießer (denn auch für diesen sind manche der Skizzen Kabinettstücke) zu fesseln, wenn nicht aus der Art, wie der Dichter die Vorgänge erschaute und durchschaute, persönlichstes Miterleben spräche.

Abeles kam als juristischer Beamter der Nordbahn eine Weile täglich und stündlich mit den Flüchtlingen in Berührung. Ein anderer wäre vielleicht durch den Verkehr mit dem weltfremden und ungeschickten, anders gearteten und durch die Verhältnisse erregten Völklein nervös geworden. Er dagegen wußte — so erzählt das Bändchen — Geduld zu üben und verstand durch den Schein in das Wesen seiner Schutzbefohlenen einzudringen. Ungewollt hat er nicht nur ihnen, sondern sich ein Denkmal gesetzt. Er muß ein Herz haben, desgleichen man wenige findet.

Norbert Weldler.

* Jüdische Flüchtlinge. Szenen und Gestalten von Otto Abeles. R. Löwit Verlag, Wien, 1918. Klein 8⁰. 98 S. K 4·—.

Notiz.

Die vorliegende Nummer erscheint wegen der politischen Ereignisse in Oesterreich verspätet und in geringerem Umfang. Wir bitten die Leser, dies zu entschuldigen.

DIE REDAKTION.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

Tagesfragen.

1. Die Friedenskonferenz.

So verwirrt ist die gegenwärtige Zeit, die Lage der Völker, der Staaten und der einzelnen Menschen, daß alles möglich erscheint, in nächster Zukunft realisierbar, was noch vor wenigen Wochen Utopie oder doch fernste Zukunft war. Gutes und Schlechtes, Bestes und Ärgstes kann kommen, früher als wir es ahnten, mehr als wir es je gehofft oder gefürchtet hatten. Für uns Juden insbesondere scheinen diese Tage und Wochen von größter Bedeutung zu sein, uns freilich mehr Hoffnung als Sorge zu versprechen. An die Person von Wilson, an die Mächte, die bei der Friedenskonferenz verhandeln werden, knüpfen sich unsere Hoffnungen und sie haben bestimmbare Formen angenommen. Es erscheint fast wie Defaitismus, wie sträflicher Pessimismus, wenn einer heute zu sagen wagt, wir haben von der Friedenskonferenz nicht die Gründung des jüdischen Staates, nicht wenigstens eine weitgehende Lösung der Judenfrage zu erwarten. Und doch muß es gewagt werden, es laut und vernehmlich der Jugend zu sagen, daß es eintreten könnte, damit sie sich nicht in behaglichen Hoffnungen genüge, damit sie nicht hinnehme, wie ein Schicksal, was immer kommen mag, damit sie nicht, geblendet von Schlagworten der Parteien, bejubIte, wenn uns etwas gegeben, wenn wir anerkannt werden sollten. Gewiß, zweifellos, es liegt in der Macht der Vertreter, vor allem der alliierten Staaten, die Entwicklung der jüdischen Bewegung für Jahre, Jahrzehnte, in bestimmte Bahnen zu bannen. Sie können das Recht des jüdischen Volkes auf seine nationale Heimstätte in Palästina anerkennen. Dann wird unsere Aufgabe für Jahrzehnte sein, aus der papiernen Anerkennung eine lebendige Wirklichkeit zu schaffen. Sie können durch die Bestimmungen des Friedensvertrages diese Arbeit der nächsten Generation leicht und frei von allen äußeren Hemmungen und Schwierigkeiten machen, es liegt in ihrer Macht und hängt von ihren Interessen, von ihrer Einsicht und von ihrer Wahrhaftigkeit ab, ob sie nicht umgekehrt uns zu einem jahrzehntelangen Kampfe für die Verwirklichung unserer anerkannten Rechte zwingen werden. Es kann sein, daß uns die Friedenskonferenz das Land und die nationalen Rechte in ihm geben wird, es wird unsere Sache sein, was für ein Land, was für eine Gesellschaft Palästina sein wird, was für Menschen in ihm leben werden. Es hängt von der Konstellation der politischen und ökonomischen Faktoren ab, ob die Besiedelung von vornherein in einer Weise geschehen wird, die uns auf einer sozialen Ebene anfangen läßt, welche andere Staaten und Völker nach Jahrhunderte langer Entwicklung, nach Revolutionen und Kriegen noch immer nicht erreicht haben, ob vielleicht umgekehrt wir mit einer Wirtschaftsordnung und mit Siedlungsverhältnissen beginnen werden, die den Keim zu blutigen Kriegen und Revolutionen, die sichere Aussicht auf Elend der Massen und sorgloses Wohlbehagen der Wenigen in sich schließt. An uns wird es liegen, ob wir die günstigen Bedingungen zu Dienern einer Ordnung der sozialen Gerechtigkeit machen oder ob wir so unzulänglich in allen Dingen sein werden, daß nicht einmal die günstigsten Bedingungen das Entstehen eines elenden

Abklatsches der untergehenden europäischen Welt, auf geweihtestem Boden verhindern würden. An uns wird es liegen, mit welcher Kraft und Unerbittlichkeit, mit welcher Zielsicherheit und Vernunft wir den ungünstigsten Bedingungen die herrlichsten Werke abtrotzen werden. Es kann aber auch sein, daß man uns nicht anerkennen wird, uns nicht als Volk, und unserem Volke nicht sein Recht. So unwahrscheinlich es im Augenblicke dem erscheinen mag, der genötigt ist, aus Zeitungsnachrichten sich ein Bild der nächsten Zukunft zu machen, es kann sein, denn wir wissen nichts über die wirklich treibenden Motive der Staatsmänner, über die geheimen Ziele ihrer Politik, über die Kraft der Parteien und Ideen in ihren Staaten. Aber damit wäre uns auch nichts anderes gegeben, als ein Rahmen, in den wir unsere künftige Arbeit einreihen müßten. Für uns würde daraus nichts anderes folgen, als daß wir weiter arbeiten müssen. Nicht wie bisher, vielleicht mit mehr Intensität, vielleicht mit anderen Mitteln, aber zum gleichen Ziele. Und das ist das Wichtigste. Das ist die entscheidende Frage für die jüdische Jugend und das jüdische Volk, ob ihm sein Ziel innerlich gegeben ist, unabhängig von allen günstigen und ungünstigen äußeren Bedingungen. Was kümmert uns die gegenwärtige politische Konstellation anders, als daß sie uns Anlaß sein könnte zu einer Veränderung unserer Taktik. Wir brauchen nicht mit Hangen und Bangen unsere Blicke auf Paris, London oder Washington zu richten. Nicht dort wird das Schicksal des jüdischen Volkes entschieden, sondern in uns, in mir und in dir ist es beschlossen. Bei aller Machtfülle, die in jener Hände gelegt ist, eines können sie uns nicht nehmen und kann niemand in uns zerstören, wer immer es sich anmaßen würde: das helle Leuchten des Zieles in unserer Seele und die Kraft, die es uns gibt. Auch die Erleichterung dürfen wir nicht überschätzen, die uns von der Friedenskonferenz kommen könnte. Was nützte uns der Staat, was nützte uns die öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte, wenn wir uns als eine jämmerlich-unzulängliche Generation erweisen würden. Wenn wir mit unserem Staate nichts anderes anzufangen wüßten, als uns dort eine öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte für unsere Eitelkeit, für unsere Machtgier, für unsere Ruhmessucht, für unser Händlertum, für unsere ganze Gottverlassenheit zu errichten? Was werden uns unsere Gesandten in allen Staaten der Welt nützen, wenn wir selber in unserem Lande sein werden, was wir hier auch geblieben wären: Kümmerlinge, hoffend auf Rettung von außen, weil in uns selber keine Kraft und kein Ziel ist, die alles bangende Hoffen verwandeln würden in selbstsichere Zukunftsmöglichkeit?

2. Palästina.

Palästina erscheint der Jugend heute so nahe gerückt wie noch nie. Sie rüstet sich mit Ungeduld und Leidenschaft zur wichtigsten Reise ihres Lebens. Mehr Menschen sind heute bereit, ihr hiesiges Leben abzubrechen und in Palästina neu zu beginnen, als jemals vor dem Kriege erwartet oder gehofft werden konnte. Und ein großer Teil der Jugend ist es vor allem, dem, so zeigt sich jetzt, die Forderung nach Palästina zu über-

siedeln, in den letzten Jahren wahrhaftig ernst geworden ist, nun, da die äußeren Möglichkeiten gegeben erscheinen, verlangen sie stürmisch nach dem Zeichen zum Aufbruch. Eine Haltung, die nicht freudig genug begrüßt werden kann, die aber doch dem genauer Beobachtenden mancherlei Unklarheit, Verwirrung und Unreinlichkeit zeigt.

Nachdem die zionistische Partei durch Jahre als unumstößliches Postulat national-jüdischer Gesinnung und zionistischer Überzeugung die Übersiedelung nach Palästina, oder wenigstens die Aufnahme der Übersiedlung in den Lebensplan des Zionisten gefordert hat, nachdem die Jugend ihr bald geglaubt hat, nun aber sich zu erweisen scheint — in diesem Sinne wenigstens sind alle parteiamtlichen Äußerungen bisher allein zu verstehen gewesen — daß die Übersiedlung nach Palästina für die große Masse der jüdischen Jugend für absehbare Zeit nicht möglich ist, ergibt sich die Notwendigkeit, die Frage noch einmal von Grund auf neu zu überlegen.

Zunächst ist klar, darin brauchen wir nicht zu revidieren: die ökonomische und die kulturelle jüdische Frage kann nicht gelöst werden ohne die Schaffung der öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte im alten Lande. Soll dem ganzen Volke geholfen werden können, so muß ein Bruchteil von ihm, und zwar kein unbeträchtlicher, sobald als irgend möglich im Lande angesiedelt werden. Dies ist tatsächlich ein unumstößliches Postulat für das jüdische Volk. Bei anderen Völkern ist die Aufgabe des Einzelnen in seiner Nation so gut wie immer schon klar gegeben, wenn das Ziel, zu dem die Nation als Ganzes hinstreben muß, erkannt ist. Bei uns jedoch ist dies nicht ganz so. Bei uns besteht ein gewisser Widerspruch zwischen den reinsten politischen Zielen des Volkes und der sittlichen Aufgabe, der nationalen Pflicht jedes Einzelnen. Ich und du und jeder Einzelne von uns hat nicht darum die Pflicht, nach Erez Israel zu wandern und dort zu leben, zu arbeiten und zu streben, weil das Volk als Notwendigkeit der Schaffung einer Siedlung im Lande bedarf, nur Einzelnen, nur einem Teil wird dies zur Pflicht. Die anderen müssen und sollen bleiben, auch das verlangt das Volk als Ganzes. Man muß sich dies völlig klar machen und muß sich hüten, dies als Sophisma zu empfinden. Es ist die einfachste Wahrheit, daß keiner von allen Männern, die berufen sind, die Zukunft des jüdischen Volkes zu deuten und zu weisen, als nötig oder möglich erkannt haben, daß es in seiner Gänze seine Wohnstätte in Palästina nimmt. Wenigstens für die nächsten Jahrzehnte, die für uns Heutigen allein in Betracht kommen, ist dies gewiß. Freilich andererseits, wenn keiner sich aufmachte und jeder als seine Pflicht empfände zu bleiben, wo und wie er ist, könnte so wenig die Lösung der wichtigsten Volksfragen erlangt werden, als wenn wir nun alle hingehen, um in einer chaotischen Wirtschaft uns selbst zu vernichten. Heute scheint die Gefahr nicht groß, daß sich keine Entschlossenen finden würden, daß niemand aus wirtschaftlicher oder geistiger Not getrieben, letzte Zuflucht in seiner Heimat suchen würde, daß nicht Hunderte und Tausende einfach aufbrechen werden, um dorthin zu gehen, wo man sie braucht. Wir dürfen erwarten, daß sich die

Entwicklung unseres Volkes von nun ab organisch vollziehen wird und daß aus der Zahl derer, die aus irgend welchen Gründen in ihrem bisherigen Wohnort bleiben wollen und aus der Zahl derer, die ihn mit Palästina vertauschen wollen, sich gerade das richtige Gleichgewicht ergeben wird, dessen das Volk zu seinem Gedeihen bedarf.

Das also müssen wir uns klarmachen: An und für sich ist es nicht die Übersiedlung nach Palästina, in der allein die unerläßliche Konsequenz unserer Gesinnung gegeben ist. Wir sind in dem besonderen Falle, daß unser allgemeines Ziel erfüllt werden kann — ja nur dann erfüllt werden kann, wenn nicht alle das Gleiche tun, daß die konkrete Zukunftsaufgabe des Volkes nicht die konkrete Gegenwartsaufgabe des Einzelnen ist. Und daraus ergibt sich zweierlei, erstens: nicht dadurch erweist sich einer als seinem Volke ganz ergeben, daß er bereit ist, nach Palästina zu gehen, daß er mit fieberhafter Ungeduld den Tag der Reise zu beschleunigen sucht, daß er mit einem Anschein von Unbedingtheit nicht fragt, wie so, wozu, was dann, sondern sein Bündel schnürt und heute schon aufbricht. Es kann ein anderer, der nicht so fühlt und handelt, der kaum daran denkt, seinen Wohnort zu verlassen, in viel ernsterem und vollerem Sinne unbedingt seinem Volke ergeben sein und sich ihm tiefer nützlich erweisen. Mißverstehe mich niemand. Es liegt mir fern, jene zu tadeln oder verächtlich zu machen, die in den Straßen ihrer Stadt gehen wie ein Durchreisender für wenige Tage (denn ich müßte mich selbst mit meinem Schmähen treffen) aber das muß jeder wissen, daß dies seine privaten Gefühle und seine Wünsche sind, daß dies alles zunächst in diesen Tagen nichts zu tun hat mit Ergebenheit in die Forderungen des Volkes. Wir wissen noch nicht, was von uns verlangt werden wird. Und wenn wir heute an Palästina denken und ungeduldig sind, es mit eigenen Augen zu sehen, mit unserer ganzen Kraft in ihm zu arbeiten, so sind das unsere Hoffnungen und unsere Wünsche, bestimmt durch unsere persönlichen Erlebnisse hier, durch unsere persönlichen Absichten dort.

Eben weil sich in dieser Frage persönlichste Angelegenheit mit der des Vokes vermengt, ist sie so schwierig. Aber eben weil sie schwierig ist, muß sich die Jugend an ihr bewähren. Und ich meine so: was wir müssen, ist, all unser persönliches Tun unterzuordnen den Notwendigkeiten der Gemeinschaft. Wo immer wir sind und was immer wir tun, es muß getragen sein von der Bereitschaft, dem Volk zu dienen, wenn nicht einem noch Höheren. Konkret wird es für den einen heißen, hinüberzugehen nach Palästina, für den anderen, seinen Wohnort innerhalb Europas zu vertauschen, für den Dritten, zu bleiben wo er ist. Wir wissen es im gegenwärtigen Moment noch nicht, was von uns verlangt werden wird, es ist auch nicht so, daß unser Volk ein Organ hätte, durch das es klar und deutlich seine Befehle an jeden Einzelnen brächte, darum heißt es, so tief und breit wie einer kann, die Lage des Volkes zu überschauen, so fein und ehrlich wie er vermag, zu hören, was aus ihr an Forderungen laut werden. Wenn aber einer vermeint, einen deutlichen Ruf gehört zu haben, dann muß er, einerlei, wohin er sich gewiesen glaubt, ohne Bedenken, Rücksichten und Kompromisse, sich an die Erfüllung

machen. Das Attribut der Unbedingtheit kann nicht einem Inhalt, sondern nur der Form zukommen. An sich ist es gleichgiltig wohin, die Frage ist wie. Möglich ist es, daß sich bald schon für uns alle gerade im Wohin das Wie bewähren wird, daß wir alle werden wandern müssen und dürfen. Aber wenn ich von Abenteurerlust getrieben oder wenn ich zu schwach, die unermeßliche Sinnlosigkeit Europas zu ertragen oder geblendet von der Hoffnung auf glückliche Zustände im asiatischen Weltteil hingehe und Aufgaben, Pflichten und Möglichkeiten beiseite schiebe als kleinliche Bedenklichkeiten, — wodurch erweise ich mich als besser, unbedingter wie ein anderer Spekulant, der die kalifornischen Gebirge oder die Ebene von Jesreel kaufen möchte und dem zur Erreichung dieses Zweckes kein Opfer zu groß und kein Wagnis zu gefährlich ist?

Hüte sich die Jugend, ihr Alles und ihre letzte Bewährung an einen Ort zu knüpfen und wäre es der liebste und heiligste. Die jüdische Jugend strebe nach Zion, aber sie darf nicht meinen, daß dort erst ihr Dasein beginne. Hier bist du, hier sei du das Höchste.

Siegfried Bernfeld.

Helft!

Kameraden, die ihr euch bereitet, nach Palästina zu gehen, gestattet mir, daß ich einige Worte an euch richte, ehe ihr tätig in die Geschichte unseres Volkes eingreift.

Ihr wißt wohl, daß wir heute, nach den Jahrhunderten unserer Unfreiheit und unserer Erniedrigung ein Volk sind, das die heterogensten Elemente, das Beste und das Schlechteste, die erhabenste und niederträchtigste Gesinnung in sich vereinigt. Heute, da wir nun endlich Gelegenheit haben, uns zu entscheiden, müssen wir ehrlich sein, alle Scheuklappen ablegen und uns sagen, daß unter uns Menschen sind, von denen wir wissen, daß sie eine ungeheure Gefahr für das Judentum bilden. Nicht aber ums Wissen allein kann es heute gehen, sondern um tätige Abwehr, um Kampf und um restlosen Sieg.

Ihr, die ihr die Zukunft des jüdischen Palästinas seid, müßt mit allen Mitteln verhindern, daß unser Land, das wir auf der Ethik unsrer Lehre und nur auf ihr, auf keinen Kompromissen und auf keinen Lügen aufbauen wollen, ein Abbild dieses mörderischen, entsetzlichen Europas werde, das mörderisch ist selbst im Frieden, das ohne Überlegung Hekatomben seinem mehrwertzeugenden Idol opfert. Ich rufe euch zum Kampfe gegen die kommerzielle Spekulation unter nationaljüdischer Flagge auf, die doppelt verbrecherisch ist, weil jüdische Menschen um ihres persönlichen Gewinnes willen jüdische Brüder ihres neuen freien Lebens enterben, das Aufkeimen eigener hebräischer Kultur verhindern und somit alle Entsetzlichkeiten Europas auf unser Land übertragen wollen, nur um ihre freibeuterische Tätigkeit, durch die sie während des Krieges den jüdischen Namen zum Schimpfwort gemacht haben, in Palästina fortzusetzen, wohin jetzt die

Konjunktur den Kaufmann weist. Hört, Brüder, welcher Partei der Jungen ihr auch immer angehört, hört auf meinen Hilferuf, glaubt mir, wenn ich euch sage, daß die furchtbarste, gewissenloseste Kommerzspekulation im Begriffe ist, sich nach Juda einzuschiffen. Schon werden die Schiffe bereitet, die den ganzen Apparat hinüberbringen sollen, mit dem sie aus unserem Blute und aus unseren Idealen ihr Habe vermehren wollen, denn ihnen ist die ethische Mission des Judentums nur ein Schlagwort, unser Traum von einem jüdischen Menschentum ist ihnen nichts, alles Erhabene gilt ihnen nur, wenn es in buchungsfähige Werte verwandelbar ist und selbst die Not unseres Volkes, die sie so oft im Munde führen, wird ein Geschäftskniff. Ich schwöre es euch: selbst die trostlose körperliche Not unserer Brüder, die der polnischen Bestialität entrannen, ist ihnen nicht zu furchtbar, um nicht durch sie auf den Markt zu wirken.

Wir sprachen von Kultur, zerdachten unsere Hirne, wir studierten und saßen lange Nächte wach und unser Zion war uns längst scharf umrissener Begriff, ehe sie noch wußten, wo in der Welt überhaupt dieses Palästina liegt. Die Unverständigen aber, die ohne Böswilligkeit auf Grund einer Mitgliedskarte sich Zionisten nennen, wiesen ihnen den Weg. Als sie nämlich Worte aus unseren Aussprachen auffingen, die sie nicht verstanden, ward ihnen Angst vor unseren Idealen und sie keuchten um Hilfe gegen die »Diktatur des Geistes«. Schnell riefen sie herbei alles, was Geld hat, denn »mit Geld bauen wir Zion« und weil sie sich als praktische Menschen gaben, denen die Erfordernisse der Zeit durchaus nicht geheimnisvoll waren, ward ihr Ruf sofort erhört. Wir aber sind Schwärmer, Phantasten, die von Dichterhainen träumen und von andern unfruchtbaren Angelegenheiten, die es durchaus nicht begreifen wollen, daß Geld der beste Geistersatz ist. Ihr wißt nicht, was Not tut — Volksverräter — Dichterexistenzen — Asiaten!! (als höhnende Bezeichnung für eine Weltanschauung sehr zu empfehlen) — Theoretiker usw. riefen sie und warteten an der Ecke, um den Parteiwachmann gegen den Terror des Geistes zu mobilisieren.

Ich sage euch, Freunde: Gebt acht auf die Spekulanten! Sie sind im Begriffe, das größte Verbrechen an unserem Volke zu begehen und an der Menschheit, die nur von Zion aus erlöst werden kann. Sie wollen das Brausen der jüdischen Erde in eurem Schweiße ersticken und euer Blut soll die Transmission, die nicht um des allgemeinen Wohles in Gang gebracht wird, zum Nutzen der Einzelnen verspritzen.

Seid bereit zum Kampfe und bleibt jugendlich, das heißt: unbedingt. (Man wird ihnen, die dieses Wort nicht verstehen wollen, noch Stunden geben, daß ihnen über dem Sehen das Hören vergehen wird.) Jetzt, da ihr an der Schwelle zur Heimat steht, schwört, daß ihr in Denken und Handeln konsequent, also unbedingt bleiben wollt, daß ihr unter jeder Bedingung dem Ziele zustreben werdet, das euch die Liebe zu Zion vorzeichnet, jene Liebe, die aus euren Herzen kommt, nicht aus dem Hirn der Spekulanten. Schwört, daß ihr die junge hebräisch-orientalische Kultur verteidigen werdet gegen den sie erdrückenden privatkapitalistischen

Einfluß und daß ihr jedes Attentat abwehren werdet, das die gleichmacherische »Ökonomie des Materiellen«, wie sich die Sucht nach Gewinn nennt, wenn es gilt, die Tendenz zu verschleiern, unternimmt. Sammelt euch daher, meine Freunde, schließt euch, wenn ihr das Land betretet, Denen an, die die Größe der Gefahr erkannt haben, ob sie sich nun »Hapoelim hazairim« oder »Olei zion« nennen, und seid auf der Hut vor den Agenten des Privatkapitals, die durch ihre altbewährte Findigkeit schon vor euch die Küste erreicht haben werden.

Eines noch merkt euch: Die Jugend war stets revolutionär. Diese Jugend aber, die aus dem Hexenkessel dieser unmenschlichen europäischen Zeit sich in die wunderbarste Heimat der Welt zu retten Gelegenheit hat, muß ihre revolutionäre Kraft vertausendfachen, dann hat sie die Möglichkeit, das Entstehen alles Schrecklichen, Volksfremden und Unmenschlichen von vornherein zu verhindern. Wollen wir aber warten, bis sich unser erbittertster Feind festgesetzt hat, wollen wir erst lange rüsten und zuwarten, dann wird der Kampf so schwer und an zeitlichen Fehlschlägen so reich werden, daß mancher aus unseren Reihen verbittert und verzweifelt die Hände sinken lassen wird.

Kameraden, Brüder, Freunde: Ich habe wiederholt zu euch gesprochen und wenn Manche von euch auch dieser oder jener Ansicht, die ich äußerte, abweisend gegenüberstanden, wenn es auch unter uns Meinungsverschiedenheiten gibt, bitte ich euch: steht zusammen und denkt daran, daß alles, das wir mit dem letzten Strahl unserer Liebe ersehnen, auf dem Spiele steht. Ich kann euch heute hier noch keinen konkreten Vorschlag bringen, denn hier in Europa können wit nicht viel mehr tun, als uns vorzubereiten. Ich habe aber in den letzten Tagen jene Stellen, die kraft ihres Verständnisses Führerberechtigung haben, nochmals auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht und ihnen einen Verteidigungsplan vorgelegt, durch den unsere Bemühungen um die Entwicklung, Erhaltung und Verbreitung einer wirklich jüdischen Kultur in Palästina als die Grundlage aller Taten zentralisiert und aussichtsvoll gemacht werden soll. Ich kann euch heute noch nichts Näheres darüber sagen, da ich noch keine endgültige Nachricht erhalten habe. Ich bitte euch aber, seid beim ersten Ruf zur Stelle! Palästina muß jüdisch werden, nicht international kapitalistisch. Das wollen wir und das werden wir erreichen und wir werden beweisen, daß auch in dieser Generation genug gute Elemente enthalten sind, die eine vierzigjährige Wüstenwanderung nicht notwendig machen werden. Wir werden beweisen, daß wir des Landes wert sind, das uns Gott gibt.

Eugen Hoeflich.

Von der Schande eurer Namen.

Ein Ruf an die zionistische Jugend.

1. Entscheidet Euch!

Ich gestehe: Ich bin leider nicht mit dem Sinn dafür begnadet, was ihr gemeiniglich das Unbedingte, das »absolute Maß der Werte« nennt. Mir

ist jedes »gut« nur gut für etwas und ebenso jedes »schlecht« nur schlecht für etwas. Und das ist mir heute und für den Zweck das Allerhöchste — und morgen ist mir jenes das Allerhöchste für einen andern Zweck.

Wozu ich dieses Geständnis meines Mangels vorausschicke?

Damit ihr nicht allzusehr darüber lachet, wenn ich (in gewollter Beschränkung, in der Art des Propagandastils) sage: Den Juden fehlt, um nach äußerer und schematischer Perspektive eine normale Nation zu sein, Land, Sprache und — Name. Ja, Name als ein für mich heute den anderen nationalen Attributen Gleichwertiges! Ist Land das Fundament, worauf wir unser Leben bauen sollen, die Sprache die Form, in der unser Leben zum Ausdruck kommen soll — so möge sich im Namen ein Begriff davon spiegeln, was wir werden wollen.

Jeder Nation ist eine große Anzahl von bestimmten Namen zu eigen, die deren Träger als zu dieser Nation gehörig stempeln. Diese Namen sind beladen mit der ältesten geschichtlichen und seelischen Tradition dieses Volkes und verknüpft mit den frühesten Wurzeln der nationalen Sprache. Bei uns aber, bei denen viele andere nationale Merkmale fehlen oder unvollständig sind, haben selbstredend die Namen eine noch gewichtigere Funktion. In den eigentümlichen anormalen Verhältnissen, in denen wir unter den anderen Nationen leben, — Mohnkörnchen oft in dem Raum zwischen den Großkörnern der anderen — und besonders in Ansehung der Entselbstung, »Verschwindsucht«, Angleichung und Nachäffung, der wir im letzten Jahrhundert oder, im Osten, in den letzten Jahrzehnten verfallen sind — das alles macht den Namen oft zur Schiboleth, zum Aushängeschild.

Ich habe fürs erste den Vornamen im Auge. Dieser ist im Gegensatz zum Familiennamen ein (von den Eltern) freiwillig gewählter, bleibender, d. h. er ändert sich nicht durch Adoption oder, bei der Frau, durch Heirat und erscheint mir immer als ein tief Persönliches, Intimes, Unabtrennliches. Er ist demnach vielfach ein Programm, ein Wegweiser: das Kind, das Kurt oder Mathilde benannt wurde, erhielt damit den Bahnzettel: »Nach Deutschtum!«, das Mieczyslaw oder Jadwiga geheißen wurde, ward ans Polentum, der kleine Arpad und die kleine Bözsi ans Magyarentum gewiesen. So daß der Name ein Scheidend-Entscheidendes wurde. Ihr wisset, was ein Feldruf, was eine Parole ist: Ein Zeichen, ein Wort, bei dessen Nennung sich — kann man sagen — die bekannte Frage Josuas an den unerkannten Engel klärt: »Bist Du unser oder der Feinde einer?« Und ich frage: Habt ihr eurem Namen nach euch nicht schon, wenn auch unwillentlich, für unsere Feinde entschieden? Ist euch, die ihr Ganzjuden, stolze und freie Träger und Erneuerer jüdischer Eigenart und Eigenehre sein wollet, ist euch die Scham über eure Namen noch nie zum Bewußtsein gekommen? Die heutige chaotische Buntfleckigkeit der israelitischen Namen ist das nach innen und außen markanteste, aufdringlichste Kennzeichen israelitischer Unjüdischkeit, israelitischen »Sich-nicht-zu-derkennengebens«, israelitischer Zerklüftung. Ihr aber, die jüdische Jugend, welche sich als Rebell gegen die Misere antijüdischer Israelitik bekennt, wollt ihr

nicht jenem Feloniezeichen modervoller israelitischer Zerklüftung das leuchtende Bundeszeichen der Achduth, der jüdischen Einheit, die ihr doch zu verwirklichen strebet, entgegenstellen? Die Einheitlichkeit der hebräischen Namen, die nicht nur sozusagen horizontal auf alle Länder und die gegenwärtigen Juden aller Zungen sich beziehen, sondern auch vertikal die Generationen vieltausendjähriger Vergangenheit mit denen der weiten Zukunft verbinden soll?

Entscheidet euch!

Und es möge betont sein: Neben diesem notwendigen Willensakt unserer Entscheidung sind mir die verschiedenen mehr oder weniger wichtigen Erwägungen, logischen und historischen Betrachtungen, die über diesen Gegenstand anzustellen sind, von weit, weit zurückbleibender Bedeutung. Ich weiß also natürlich, daß es kluge und gelehrte Erklärungen gibt, wie es zu der jetzigen Namensassimilation gekommen ist, ich weiß, daß es im Grunde gar keine so geringfügige Sache leichter Wahl ist, bestimmt durch Launen des Geschmackes, des guten Tons und dergl. allein, sondern daß die Namensgebung mittelbar diktiert ist von tieferen Rücksichten auf den Lebenskampf der Juden mit der fremden Umgebung. Man sagt vielleicht (was an sich mehr als unrichtig ist), daß Selma schöner klinge als Lea, in Wirklichkeit aber wollen die jüdischen Eltern in ihrer — größtenteils maßlosen, ungesunden — Überzärtlichkeit zu den Kindern ihnen keinen gelben Fleck, kein peinliches Erkennungszeichen fürs ganze Leben mitgeben. Ich weiß also, daß dies ein praktisch soziales und ökonomisches Problem darstellt. Ich kenne auch »gute Juden«, Gelehrte und Rabbiner, darunter auch einen Zionisten, die darauf hinweisen, daß die Juden bereits in weit zurückliegenden Epochen, im Altertum und Mittelalter, daß die Tannaim, die Schöpfer des Talmuds, die Gaonim und maßgebendsten Rabbiner in vergangenen Jahrhunderten unjüdische Namen geführt haben (ähnlich wie uns ja vorgehalten wird, daß schon unsere Ahnen in Palästina nicht hebräisch sondern aramäisch usw. gesprochen haben).

Das weiß ich. Aber darum wende ich mich auch nicht an Juden und Jüdinnen schlechthin, die ja vielfach jetzt weit stärker sind im Argumentieren als im Charakter und in der gemeinnützigen Tat, und die ich daher »umzustimmen« nicht hoffen darf. Ich wende mich doch darum an euch, die ihr in Bewußtheit der Lasten und Nachteile eines entschieden jüdischen Lebenswandels, trotz aller Bequemlichkeit, oft auch Einträglichkeit der Assimilation, der Mimikry, euch doch gegen diese auflehnt — euch frage ich: Wollt ihr gegen eure innere freie Wandlung die äußerlich erkennbarste, die vorderste antijüdische Mimikry, die auf der Nase sozusagen, die des Namens, beibehalten?

Entscheidet euch!

Und das schon heute!

Von morgen an gebe es bei euch allen, in allen euren Zusammenkünften, Zirkeln, Gruppen, Kreisen, Bünden usw., in allen Anreden, Grüßen, Korrespondenzen, Tagebüchern, Zuschriften und Berichten an Zeitschriften — überall also und ausnahmslos in allen Nennungen

Schreibungen, Verzeichnissen eures Namens, wo nicht gesetzlich o. dergl. der unveränderte Matrikelname geschrieben, genannt werden muß (über die eventuelle gesetzliche Änderung von Vornamen und Namen wäre ein andermal zu sprechen) gebe es von jetzt an keinen Fritz und keine Trude, keine Anna, Lili, Jeanette, Rosa, Gaby, Lizzi, Margot, Fantschi, Dora, Mizzi, Bronia, Salcia, Mariska, Jadwiga, Nadja, Milena, keinen Rudolf, Willy, Charles, Erich, Sally, Manfred, James, Erhard, Adolf, Moriz, Siegmund, Milio, Bunio, Wladyslaw, Bohumil, Fedor, Gyula, Aladar sondern nur Jakob und Rachel, nur Channa, Penina, Timna, Riwka, Batschewa, Tamar, Dina, Ranana, Mirjam, Tirza, Bilha, Esther, Schua, Atalia, Awischag, Naami, Schulamith, Karmela, Scharona, nur Ruben, Elischa, Amos, Awihud, Jirmjahu, Jehonathan, Aharon, Amasa, Amnon, Elieser, Awschalom, Achituw, Jochanan, Uriel, Awigdor, Elchanan — ihr braucht nur eine Bibel aufzuschlagen und euch daraus die schönsten Namensperlen auszuwählen.

Was aber werden eure Eltern, Geschwister, Verwandte, Bekannte, Hauslehrer usw. dazu sagen?

Für die wird die Sache sicherlich nicht so einfach sein, wie für mich und für euch. Für die wird es da hundert Rücksichten geben: erstens, zweitens, drittens, Haupt- und Nebenrücksichten, solche der Erziehung und solche der Gesellschaft (der jüdischen und der arischen), leichte und schwerwiegende, äußere und innere, ethische und ästhetische, praktische und ideale. Und all diese Rücksichten werden in Einwendungen auslaufen, vielleicht auch in Warnungen, Verwahrungen.

Nun für alle diese, die da ein »Problem«, vielleicht ein »ernstes Problem« sehen werden, »eine Sache, die überlegt werden muß«, einen Dunst und ein Dickicht des Fraglichen, zu Erörternden, zu Erwägenden — für diese werde ich noch einige weitere Aufsätze zu schreiben haben: eben problematisierende, betrachtende, argumentierende Aufsätze, mit klüglichen »Zwar — aber«, mit »Zumindest«, mit »Allerdings« und wie all die Kompromißsätze beginnen. Da wird die Stichhältigkeit der früher gestreiften Einwände zu untersuchen sein: ob wir nicht die Pflicht haben, die Annahme fremder Namen zu verwerfen, obgleich es die Gepflogenheit einstiger frommer Jahrhunderte war, wie wir uns ja anderseits die Freiheit nicht nehmen lassen, Anderes, was jene Ahnen gebunden hat, als für uns nicht bindend zu betrachten. Abgesehen davon, daß jene Geschlechter, im tiefen Glauben an die Erlösung durch ein plötzliches Wunder, für derlei eine andere Perspektive als wir haben mußten. (Übrigens rechnet der Talmud unter den drei Tugenden, derentwillen die Juden der Erlösung aus Egypten würdig waren, auch die, daß sie ihren Namen nicht geändert hatten). Da wird zu betrachten sein, ob, welche und in welchem Maße die Namenslarven, die oft geradezu gespenstisch-lachhaften, oft widrig fratzenhaften Maskierungen uns wirklich schützen, d. h. welche Menschen unserer Umgebung es sind, die uns darin nicht erkennen, und welche, in deren Achtung wir dadurch sinken müssen. Ich werde zu zeigen versuchen, daß wir durch die Namensvermummung höchstens dem Steinwurf des Gassenbuben vorbeugen, dagegen des einsichtigen, feinnervigen Ariers Argwohn,

Abneigung und Widerwillen erst recht hervorrufen. Ich werde zu fragen haben, was bei so vielen, besonders prononzierten jüdischen Familiennamen, z. B. Löwy, Goldenbaum, Feitelles, Schlesinger u. dergl. noch eigentlich durch den jüdischen Vornamen zu »begelbflecken« ist und ob nicht bei manchen Typen, wie Eberhard mit Kraushaar und Krummnase oder einer Kombination wie Senta Desiree Cohn, die Eltern, ihrer Absicht genau entgegengesetzt, den Kindern ein sehr Häßliches, widerlich Disharmonisches, auf den Lebensweg mitgegeben haben.

Ich werde weiters darzutun haben, daß, insoferne wir rein arische Namen uns aneignen, wir einen Namenstypus nach dem andern durch unsern Gebrauch-Mißbrauch in Verruf und Schimpf bringen, so daß ihn, weil jüdisch, die nächste Generation von Jud und Christ wie die Pest meidet (z. B. Moriz, Siegmund, Rosa, Jeanette), oder wenn wir die Namen nach der bislang bei uns gebräuchlichen Art modifizieren, greuliche Mißgeburten-Dissonanzen herauskommen (Sami, Pincio, Fantschi u. dgl.), die nur durch die Abgestumpftheit unseres mit »wichtigen Dingen«, wichtigen Widerlichkeiten gebeizten Trommelfells, dasselbe nicht buchstäblich ritzen — — und wie all dem gegenüber eine Unzahl hebräischer Namen von wundervollem Schönklang auf die Erlösung durch uns warten, Namen, aus denen das Blut der Ahnen zu uns spricht, Namen, die ihrem Charakter und ihrer Etymologie nach für uns auch objektiv angemessener sind als die requirierten, die aus einer uns fremden, für uns mit Verachtung und Haß erfüllten Sphäre stammen und Sedimente einer von der unseren grundverschiedenen historischen Schichte sind.

Das alles sind, wie ihr seht, lauter vernünftige, wohlgesetzte, gutbürgerliche, geradezu anständige Argumente. Denn ich werde in den späteren Aufsätzen versuchen, mit Hintansetzung aller sonst gewollten Einseitigkeit eben für die Vernünftigen, Praktischen, Wohlgesetzten und »Gemäßigten« eurer Umgebung zu schreiben.

Für jene, denn für uns ist es, wie betont, kein Problem, darf es keines sein. — Wir wollen! Punktum.

Für uns wird nur folgendes zu betrachten von Belang sein. Erstens: Es macht unsere Schande aus, daß die Zionisten und Zionistinnen, Väter und Söhne, Mütter und Töchter, bisher hinsichtlich Namen nicht um ein Quentchen von den Assimilanten sich unterschieden haben.*) Als ein Bekannter vor einigen Jahren zu einem gewissen Zwecke männliche und weibliche Vornamen suchte, die durch ihre Stillosigkeit, Verstiegenheit oder Quatschigkeit extrahäßlich sind, da fand er sie in den Listen der Ballkomiteemitglieder der diversen zionistischen Verbindungen. Weiters ist es wahrscheinlich, daß auch manche wirklich guten, ehrlichen Zionisten Einwendungen vorbringen werden. Etwa: Es wäre gegen die Ganzheit, Unbedingtheit usw. des von uns erstrebten jüdischen Lebens,

*) Insoferne sie als östliche oder orientalische Juden traditionell hebräische, jiddische oder spaniolische Namen tragen, gehören sie nicht in unsere Betrachtung. Diese Kategorien von Namen seien einer späteren Behandlung vorbehalten und hier bloß jene Namensgebung in West und Ost betrachtet, bei der nur die israelitische, nicht die jüdische Tradition das Bestimmende ist.

wenn wir, ohne noch Hebräisch zu können, uns gleichsam einen hebräischen Namens-Shawl um unsere Blöße wärfen, dies wäre falsche Etikette, Tand. Auch diesen Ehrlichen wird also im weiteren zu antworten und, abgesehen von jedem prinzipiellen Argument, zu bedenken zu geben sein, ob nicht gegen die blutrünstige Widerwärtigkeit von Florian Chodorower, Caesar Nechelles, Jindrich Kahn und Liline Teitelbaum alles andere in der Welt tadellose Ganzheit, klingende Harmonie ist.

Allerdings werden diese guten Zionisten mit ihrem Bedenken recht haben, wenn ihr diese Namensänderung als eine für sich abgeschlossene, fertige jüdisch-zionistische Leistung ansehen werdet: »So sind wir schon Volljuden worden!« Nein, damit beginnt ihr! Das also auch wird in den folgenden Aufsätzen euch zu sagen sein: Es sei dies der erste Tastversuch in dem Sich-Loslösen von den Bindungen des Galuth, es sei dies das erste dünne Band, das die jungen Juden aller Zungen von Ost und West, alle, die eine jüdische Zukunftssehnsucht im Herzen tragen, verbinden soll. Daß die Annahme des hebräischen Namens der leichte Auftakt sei zum schweren, langwierigen, hindernißreichen Mühen um die Erlangung eines hebräischen Lebens, der hebräischen Sprache, des hebräischen Landes. — Und jene guten Zionisten werden mit ihrem Bedenken recht haben, wenn du, junger Jude, junge Jüdin, mit dem Namenswechsel protzest: »Ich habe eine Tat getan!« Tue es nicht, wenn es noch keine selbstverständliche Folgerung aus deiner Gesinnung geworden ist. Lasse es, wer nicht die Diskrepanz zwischen seinen Höchstzielen und seinem Namen im Ohre als Schmerz, im Herzen als Lüge empfindet. Das meine ich nur: Es ist eine Unsauberkeit, wenn euer Name verleugnet, was euer Blut bekennt. Ich sage nicht: »Was euer Mund bekennt.« Denn ich will hier und jetzt nicht an der Ehrlichkeit eures Bekenntnisses zweifeln, d. h. ich spreche hier von vornherein nur zu den Ehrlichen unter euch, und möchte bloß, daß sie ihre Ehrlichkeit bewähren. Bedenket: Was ist das Primäre im Bewußtsein des Juden, der sich von der Assimilation loslöst und auf sein jüdisches Eigensein einstellt? Insel zu sein in einem fremden Meer! Und für diese Insel habe der hebräische Name ostentative Giltigkeit, ihr sei er Programm und Fahne! Und viele von euch bereiten sich vor, im Lande der Väter, in der Sprache der Väter, dem Geiste der Väter zu leben — wollt ihr das nicht damit einleiten, daß ihr die Namen der Väter erwählet, sie aus der Versunkenheit zum Leben erlöset?

Zum Schlusse noch das: Wie es viele, die »Bedenklichen - Nachdenklichen«, geben wird, die da Probleme und Schwierigkeiten sehen werden, so werden andere, die »mit Tatsachensinn«, finden, daß ich die Wichtigkeit von Namen, Wort, Schall, übertreibe, sie werden es an sich für eine Bagatelle und, im Vergleich zu den schweren, großen Aufgaben und Pflichten des jungen Juden, für eine so leichte Sache halten, daß es sich nicht lohnt, daraus ein Wesen zu machen. Ich bin aber immer der Ansicht, daß das Gelingen oder Mißlingen der großen Sache meist nur davon abhängt, ob die kleinen Dinge, worauf sie ruht, gut oder schlecht

gemacht worden sind — das ist das Große an den kleinen Dingen. Auch ist die Bagatelle bisweilen schwerer auszuführen, als das grundsätzlich Große, weil letzteres, das Ideal, als Vorsatz meist mehr oder weniger fern abliegt, das Kleine dagegen das Rhodus ist, worauf gleich gesprungen werden muß. Entscheidet euch! — Heute!

Abraham Schwadron.

Nachschrift.

Dieser Aufsatz ist vor einem halben Jahre geschrieben worden. Als er jetzt veröffentlicht werden sollte, da fragte ich mich, ob es sich ziemt, in dieser Zeit so schicksalsschwerer inner- und außerjüdischer Vorgänge, so hochpolitischer Entscheidungen, für diese äußerlich so bescheidene Sache Interesse zu suchen. Und ich sagte mir, daß — abgesehen von der inneren Wichtigkeit, die von den Zeitumständen nicht abhängt — vielleicht gerade jetzt, wo soviele Juden gemischtsprachiger Gebiete in verschiedenen Ländern ihr nationales Bekenntnis entweder nach einer Seite der Kämpfenden hin oder zur eigenen Nation werden ablegen müssen, es für viele sogar von werktäglicher, praktischer Wichtigkeit werden kann, nicht durch die Vornamen unwillentlich nach einer Seite gerichtet zu sein. Kurt und Erich z. B. in jetzt tschechisch, Mieczyslaw und Kazimierz in ukrainisch gewordenen Gebieten sind keine Belanglosigkeit. Der Wirbel, den neulich der angebliche Tschechisierungsversuch deutscher Namen seitens 5000 Juden verursacht hat, ist charakteristisch. (Auch da ist der Vorname mehr Indikator als der Familienname.) In den weiteren Aufsätzen wird darüber Ausführliches zu bringen sein. Hier sei nur noch in größter Skizzenhaftigkeit auf manche Beziehungen praktisch-politischer Wichtigkeit der Vornamen hingewiesen:

Die jüdischen Vornamen waren in früheren Jahrhunderten in vielen Hinsichten ein Gegenstand der behördlichen Behandlung. Die russisch-zaristische Regierung verbot den Juden das Abändern ihrer Vornamen. Das selige österreichische Handelsministerium hat vor einigen Monaten an die Handels- und Gewerbevereine die Rundfrage gerichtet, ob es wünschenswert wäre, die gesetzliche Verpflichtung einzuführen, daß jeder Kaufmann und Gewerbetreibende auf Schildern und Stampiglien seinen vollen matrikelmäßigen Vornamen führe. Der »Hamicpe«, der diese Nachricht brachte, führte das Regewerden dieser Frage auf die Bemühungen der Christlichsozialen zurück, den aus dem Osten stammenden Juden den Betrieb von Geschäften in Westösterreich zu erschweren.

Und schließlich, während dies gedruckt wurde, brachen über unser Volk in Polen-Galizien, in der Slovakei, in vielen Komitaten Ungarns usw. die furchtbaren Pogrome herein. Ich empfinde es nicht als Phrase, wenn ich sage: Wer jetzt noch den gleichen Vornamen, wie die, die ihn oder seine Brüder und Schwestern so bestialisch mißhandelt haben, weiter tragen kann, der hat oder hätte diese Mißhandlung verdient.

Zur Problemlage der national-jüdischen Jugendbewegung.

Der Zionismus ist eine Erziehungsaufgabe. Das besagt mehr als es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Es ist zunächst ein knapper Ausdruck dafür, daß er mit Politik im üblichen Sinne des Wortes nichts zu tun hat. Es handelt sich nicht um die Vertretung oder Erstrebung von Machtpositionen, es gilt nicht, wie Buber sehr richtig sagte, das Judentum durchzusetzen, sondern es zu gestalten. Alles, auch das Realste, Wirtschaftlichste dient nur der einen, im letzten Sinne erzieherischen Idee der Emporbildung des neuen jüdischen Menschen. So bedeutet Erziehung für den Zionismus nicht ein notwendiges Werkzeug, sondern den Inbegriff seines Seins. Kein Zweifel, daß aus dieser ganz eigenartigen Lage auch die Stellung der national-jüdischen Jugendbewegung der gewöhnlichen Betrachtungsweise ferngerückt sein muß. Man hat es dem Zionismus früher vorgeworfen, daß er zumal in Deutschland fast eine reine Studentenbewegung sei. Es handelt sich jedoch nicht um ein phantastisches Ideal, dem unreife und kritiklose, jugendliche Schwärmer nachjagen, sondern tiefere Gründe sind es, die den Zionismus und die Jugendbewegung zu einem untrennbaren Ganzen zusammenführten. Sie finden ihren einfachsten Ausdruck im Gedanken der Erziehung. Wer also der national-jüdischen Jugendbewegung vorwirft, sie mache sich zur Vorschule einer Partei, der hat weder den Zionismus noch das Verhältnis der Jugendbewegung zu ihm begriffen.

Wir können den Gedanken, daß der Zionismus keine Machtposition vertrete, nun noch einmal auf einer höheren Stufe wiederholen. Auch der Jugend gegenüber vertritt der Zionismus keine von außen an sie herantretende Gegebenheit. Indem er die Jugend zu sich heranzieht, führt er sie zu sich selbst, denn der Sinn der zionistischen Erziehung ist Selbsterziehung.

Die Emanzipation war mehr als eine äußere Befreiuung der Juden. Sie bedeutet eine vollständige Umwälzung auch der geistigen Grundlage der jüdischen Kulturgemeinschaft, mit ihr geht das jüdische Mittelalter zu Ende. Was dreihundert Jahre früher den europäischen Kulturkreis erschütterte, das vollzieht sich nunmehr innerhalb der »letzten Enklave des Mittelalters im neuzeitlichen Europa«. An die Stelle der festen sozialen und geistigen Gebundenheit, die den Menschen bestimmte, durch seine Umwelt, und sein Denken durch eben so sicher gegründete Überlieferungen, tritt die Freiheit des Renaissancemenschen. Der Substanzgedanke des Mittelalters wird ersetzt durch den Funktionsgedanken der Neuzeit. Man tut der Epoche der Assimilation im neunzehnten Jahrhundert bitteres Unrecht und man versperrt sich den Blick für jedes historische Verständnis, wenn man diese Zeit lediglich negativ als eine Zeit des Abfalls, der Auflösung, der Anpassung an das Fremde bewertet. Das ist nur die eine Seite. In der gleichen Zeit entwickelt sich aus denselben Ursachen, die jene Erscheinungen hervorriefen, der nationale Gedanke innerhalb des Judentums. Denn dieser Gedanke ist, wie Moritz Goldstein im Buche »Vom Judentum« der Bar Kochbaner nachwies, ein höchst europäischer

Renaissancegedanke. Die nationale Bewegung scheint damit trotz ihrer besten Absichten selbst zum Assimilationsprodukt herabgedrückt zu sein. Das stimmt, wenn man nur die rein historisch-genetischen Zusammenhänge beachten will. Der Zentralpunkt der ganzen Angelegenheit jedoch liegt ganz wo anders. Er liegt darin, daß der nationalen Bewegung diese ihre Herkunft aus Europa selber zum Problem wird. Hier nähern wir uns wieder dem Gedanken der Selbstbesinnung, von dem wir ausgingen. Der konsequent zu Ende gedachte Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts führt auch theoretisch, nicht nur historisch, zum nationalen Gedanken. Die Erkenntnis, die sich zunächst auf die fernsten Dinge zu erstrecken scheint, kehrt am Ende zu sich selbst zurück.

So kommt die jüdische Jugend in ihrem Streben nach Klarheit über sich selber notwendigerweise zu dem einen Gipfelpunkt der Herzlschen Schöpfung. Aber wie bei Herzl selber, so trifft sich auch in ihrem Aufgabenkreis mit dieser einen Gedankenreihe eine zweite. Der nationale Gedanke, extrem zu Ende gedacht, wird als das einzige Mittel erkannt, die Judenfrage, das Galuthproblem zu lösen.

Wenn man die Erziehungsaufgabe des Zionismus in einem knappen Satz zusammenfassen wollte, so müßte man sagen: das Judentum der Nuance ist überzuführen in das Judentum der Funktion. Denn mag auch noch lange Unklarheit bleiben, wie wir begrifflich zu fassen haben, was wir unter jüdisch verstehen, soviel läßt sich schon heute sagen, daß in der Galuthepoche das Spezifisch-Jüdische nur eine leichte Nuance, eine geringe Tonverschiebung an einem sonst eigengesetzlichen geistigen Komplex bedeutet. Dieses Spezifikum nun in den Mittelpunkt zu rücken, das bedeutet nun wieder, von einer anderen Seite gesehen, jene Aufgabe der Selbstbesinnung, die wir als die Grundlage der national-jüdischen Jugendarbeit ansahen.

Diese der ganzen national-jüdischen Jugendbewegung geltenden Darlegungen seien an zwei Beispielen etwas näher ausgeführt.

Zunächst der Blauweiß. Es ist seine kritische Frage, ob seine Erziehungsmittel revolutionär genug sind, um die jüdische Jugend aufzurütteln, sie zum Nachdenken über sich selbst zu bringen. Es gilt dieser Jugend alles Gegebene zweifelhaft, alles Überlieferte fraglich zu machen, ihr Unterscheidungsvermögen aufs feinste auszubilden, ihre Intelligenz zu schärfen, denn nur so ist es möglich, die Distanz zu den Mächten der Umwelt zu gewinnen.

Zum Schluß seien dem K. J. V. einige Bemerkungen gewidmet. Das K. J. V. ist im gewissen Sinne die Krönung der national-jüdischen Jugendorganisationen. Das bedeutet keine Herabsetzung der übrigen. Ihre Arbeit ist nicht im mindesten weniger wichtig und wertvoll. Es gilt überhaupt nur den Stellenwert, nicht die Wertstelle des K. J. V. unter den anderen Jugendorganisationen zu fixieren. Ist dies aber erkannt, so kann ohne die Furcht vor einem Mißverständnis festgestellt werden, daß im K. J. V. und nur dort sich jener Prozeß der Selbstbesinnung noch einmal wiederholt. Es wird dem akademischen Teil der national-jüdischen Jugendbewegung zufallen müssen, diese selbst immer wieder nach ihren Grund-

prinzipien zu durchforschen und dadurch selber zur fortschreitenden Erkenntnis des eigenen Wertes und Zieles zu gelangen.

Franz Meyer.

Zionistische oder jüdische Jugendbewegung?

Eine Ergänzung zu Julius Bergers Aufsatz über »Verständigungskonferenz und zionistische Jugendbewegung.«

Julius Berger hat eines gezeigt: daß die »Verständigung« in gewissem Sinne zum Prüfstein unsrer Jugendbewegung geworden ist. Er erkennt sehr klar den Kardinalfehler, den die zionistische Jugend mit der nicht zionistischen trotz aller Wesensverschiedenheit gemein hat: die seelische Abhängigkeit von den politischen Organisationen. Berlin mit seiner fälschlich als »Jugendberatung« bezeichneten Tagung von Männern, deren Qualitäten als »Jugendführer« garzusehr überschattet werden von ihren Eigenschaften als Parteimänner und Politiker wäre ohne diese Abhängigkeit der gesamten Jugend nicht möglich gewesen. Es hat keinen Zweck, zwischen uns und den andern eine »Schuldfrage« aufzuwerfen. Fehler sind von beiden Seiten gemacht worden, aber sie waren belanglos gegenüber dem großen, allseitigen Hauptirrtum, daß man Jugendfragen von Parteistandpunkten aus werten wollte. In diesem Fehler begegnete sich das »tantenhafte« Referat Cora Berliners und Löwensteins Parteisekretärsrede.

Zweifellos aber wiegt unser Fehler schwerer als der der andern. Sie haben den Anspruch, Jugendbewegung zu sein, kaum je ernsthaft erhoben. Liberale und Orthodoxe haben sich mit vollem Bewußtsein als nichts anderes empfunden, als als Parteinachwuchs, als »politisches Rekrutendepot«, wie Berger sagt. Die »Neutralen« stellen ein etwas wunderliches Gemisch von Jugendpflege und mißverstandener Jugendbewegung dar, und zum mindesten Frl. Dr. Berliner scheint der »Pflege« mehr zuzuneigen, als der »Bewegung«.

Wir hingegen haben von Anfang an den Anspruch erhoben, Jugendbewegung zu sein: jüdische Jugendbewegung! Die Turnerschaft, die Studentenschaft, der Blauweiß, sie haben, mehr oder weniger klar, mit größerem oder geringerem Erfolg, diesen Gedanken doch immer zur Geltung gebracht. Er ist nichts als die logische Folgerung aus der zionistischen Grundanschauung, auf der wir fußen. Die Jugendbewegung, deren treibendes Element die nationale Erkenntnis und der nationale Wille sind, kann nicht darauf verzichten, die Jugendbewegung ihres Volkes zu sein. Ist der Zionismus das organisierte jüdische Volk, so kann die zionistische Jugendbewegung nicht weniger sein wollen, als die einzige legitimierte Vertreterin der gesamten jüdischen Jugend.

Man verstehe das nicht falsch: wenn hier von einem »Anspruch« die Rede ist, so doch nur von einem solchen, der erst verwirklicht werden muß. Von dem Ziel »die« jüdische Jugendbewegung zu sein, sind wir noch sehr weit entfernt. Das hat nichts deutlicher gezeigt, als die Berliner Tagung. Berger hat Recht: wie konnte man an der mitschuldig werden,

solange man sich der Verpflichtung dem zionistischen Gedanken gegenüber bewußt war und solange man darauf bestand, als »Jugendbewegung« zu gelten! Wir saßen als »Partei« unter »Parteien« und ließen uns gleich jenen von »Parteiführern« vertreten. Löwensteins Rede hat wenigstens dem Zionismus die Ehre gegeben, die ihm gebührt: der Jugend ist er auf seine Art nicht weniger schuldig geblieben als die Referentin.

Nun will es mir aber scheinen, als verfalle man nach der Berliner Tagung in einen noch viel schlimmeren Fehler. Schon vorher gab es bei uns bestimmte Kreise, die jeder »Verständigung« abhold waren und die ihren Weizen blühen sehen, seitdem in Berlin der »Trümmerhaufen« festgestellt wurden. »Gott sei dank«, so rufen diese Leute aus, »jetzt ist Schluß mit allem. Jetzt wissen wir, daß von der Jugend außerhalb unsres Kreises nichts zu hoffen ist und geben sie auf. Sie mögen sich ihr Leben so einrichten, wie sie wollen und können: für uns sind sie erledigt. Und — so fügen manche hinzu — der Starke ist am mächtigsten allein«. Niemand, der die Verhältnisse kennt, wird es leugnen können, daß diese Anschauung besonders in den Kreisen verbreitet ist, die dank der geschichtlichen Entwicklung einen sehr starken Einfluß auf die Bewegung haben. Umso mehr Pflicht ist es für den, der in diesen Anschauungen einen gefährlichen Irrtum zu erkennen vermeint, mit aller Kraft ihnen entgegenzuwirken.

Der gekennzeichnete Standpunkt widerspricht nach meinem Empfinden dem Begriff der jüdischen Jugendbewegung in jedem seiner Elemente, er ist weder jüdisch in unserm Sinne, noch jugendlich.

Wir haben kein Recht dazu, die Jugend, die noch nicht zu uns gehört, »aufzugeben«! Ohne diese Jugend sind wir nie das, was wir sein wollen. Und seien wir uns doch darüber klar: unser ganzes »Judentum« ist verflucht wenig wert, wenn wir die unselige Trennung zwischen uns und den jüdischen jungen Menschen derselben Generation als »gegeben« hinnehmen wollten, wenn wir uns nicht mit aller Energie dagegen wehrten, daß dieser Zustand als »normal« oder gar »naturgemäß« anerkannt wird. Sollte es wirklich soweit kommen, daß man die Existenz jener andern als etwas Gleichgültiges, uns nicht mehr Berührendes betrachtete, so wäre diese Tatsache so unendlich traurig, so ohne jeden Vergleich trostlos, daß sich vom Grunde solcher Finsternis die Berliner Farce als eine Art Kiddusch-Haschem abheben würde. Denn die Jugend, die wirkliche Jugend auf allen Seiten, hat auf Berlin gehofft! Man hat sich in den Mitteln völlig vergriffen, aber man hat sich wenigstens nicht am jüdischen Gedanken versündigt! Und wenn man bei uns »Gott sei dank!« sagte, als das traurige Spiel dort aus war, da durfte man es nur dann: wenn man es sprach mit dem Willen, diesem jüdischen Einheitsgedanken auf würdigerem und gangbarerem Wege sein Recht zu schaffen. Wers anders meinte, der hat gefrevelt!

Berger sagt von der Jugendbewegung: »Das versteht sie nicht, wenn ein Junger zum andern sagt: Du gehörst nicht zu uns!« Und der jüdischen Jugendbewegung sollte es möglich sein, einem großen Teil der jüdischen Jugend »uninteressiert« gegenüberzustehen? Die zionistische Jugend sollte sich in engen Schranken halten und ihre natürliche expansive

geistige Kraft, in der soviel ethische Energie steckt, ungenützt lassen, weil »Kräfte verzettelt werden«, oder »es sich ja doch nicht lohnt«?

Ich freue mich »des Trümmerhaufens« von Berlin, weil ich überzeugt davon bin, daß wir und nur wir, die zionistische Jugend, es vermögen, alle Scheidewände zwischen Jugend und Jugend niederzureißen! Ich bin überzeugt davon, daß diese Aufgabe so unerläßlich und so wichtig ist wie die Vorbereitung auf Palästina, und daß weder diese noch eine andere zu erfüllende Pflicht darunter leiden kann, daß wir unermüdlich Wege suchen zu denen, die doch durch das Schicksal uns so eng verknüpft sind.

Wir wissen um den besseren Weg, — nach Berlin sehen wir ihn klarer als je. Es gilt, der anderen Jugend zu zeigen, daß wir mehr sind als gesinnungstüchtige Parteijugend, daß in uns der Gedanke, das Judentum zu sein, jede geistige Enge gesprengt hat. Wenn wir das im Leben unsrer Bewegung wahr machen, so wird diese Wahrheit einen unwiderstehlichen Reiz auf all diejenigen Elemente ausüben, die den Gedanken jugendlichen Daseins nicht weniger tief und nicht weniger innig erfaßt haben. Nichts aber berechtigt uns, von dieser Sehnsucht drüben weniger zu vermuten, als wir bei uns selbst finden.

Der weitere Weg liegt in heller Sonne vor uns: von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe, direkt, ohne Umweg über »Organisationen« und »Führer« muß die Jugend sich begegnen und im rückhaltlosen, lebendigen Austausch der Gedanken und Meinungen sich aussprechen. Jeder Einzelne muß zu diesem gemeinsamen Gespräch mit dem Mut zum rückhaltlosesten Bekenntnis kommen und jedem muß das Recht zugestanden werden, zu glauben, daß die Kraft seines Gedankens mit zwingender Gewalt sich an den anderen erweisen werde. Und wir, die wir im innersten Herzen davon überzeugt sind, daß im Rahmen unserer Auffassung vom Judentum Raum sei für alle Parteien, gerade wir müssen es sein, die aus den »Trümmern« von Berlin den kostbaren Grundstein des Einheitsgedankens ausgraben und alle aufs neue herbeirufen, um noch einmal zu versuchen, was so schmählich mißlungen ist.

Was also ist zu tun?

Ich habe an anderer Stelle mehrfach auf das Beispiel der »Hamburger jüdischen Arbeitsgemeinschaft« hingewiesen und auf die Gefahr hin, zum wiederholten Mal mißverstanden zu werden, sei hier noch einmal das gesagt, was vom Wesen und Wirken derselben in Worten wiedergegeben werden kann. Es versammeln sich in Hamburg regelmäßig junge Leute aus allen jüdischen Lagern und besprechen mit allem Ernst und aller Hingabe, deren sie fähig sind, die großen und die kleinen Dinge des jüdischen Lebens. Jeder spricht das, was er denkt, ohne jeden Rückhalt aus und jeder achtet mit aller Aufmerksamkeit auf das, was der andere sagt.

Das ist alles, was gesagt werden kann. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser Kreis, je länger er beieinander ist, umso fester sich schließt und daß in ihm mit Notwendigkeit mit der Zeit eine Einheit im Denken und damit im Wollen erwächst.

Sollte es aber jemandem beifallen, zu fragen, ob denn dafür »garantiert«

werden könne, daß diese Leute »zionistisch« werden, so wäre ihm zu antworten: »Das ist, vom Standpunkt dieses Kreises betrachtet, gleichgültig. In ihm erweist sich der stärkste Gedanke als siegreich; diesen stärksten Gedanken zu finden, ist seine Aufgabe. Wer aber so fragen kann, beweist, daß er kein Zionist ist: sonst wäre ihm ein solcher Zweifel nicht möglich.

Während diese Zeilen geschrieben werden, erwartet die zionistische Jugend ihren »Jugendtag«. Möge sie sich dessen bewußt sein, daß er nur eine Etappe ist auf dem Wege zum Ziel. Das Ziel ist die jüdische Jugendbewegung, die die gesamte jüdische Jugend umfaßt.

Die zionistische Jugendbewegung hat nur dann Berechtigung, wenn sie ständig auf dem Wege zu diesem Ziel marschiert.

Cheskel Zwi Klötzel.

Deutsche und jüdische Jugendbewegung.

I.

Man hat in der Entwicklung der deutschen Jugendbewegung, deren entsprechendster Ausdruck am Ende des vergangenen Jahrhunderts der Wandervogel wurde, ein negatives, gleichsam vorbauendes Moment — der Reaktion — und, auf diesem aufbauend, ein positives Moment der gedanklichen Verinnerlichung der theoretischen Fundamentierung — der Aktion — zu unterscheiden. Die Jugendbewegung setzte in dem Augenblicke ein, in dem die Opposition der Söhne gegen die Väter sich zur greifbaren Form des offenen Konflikts verdichtete. Und zwar bildete diese Verschärfung des Gegensatzes zwischen den Jungen und der alten Generationen die Folgeerscheinung der individualisierenden Richtung des liberalen Zeitgeistes, wie er vor bald hundert Jahren zur Zeit der Aufklärungsepoche geboren wurde und sich bis in unser »Jahrhundert des Kindes« hinzieht, einerseits, und anderseits ist sie dem Einfluß der Nietzscheschen Philosophie zuzuschreiben. Beide Wurzeln für jene Kristallisation des »Kampfes der Generationen« sind durchaus von verstandesmäßiger, gleichsam kultureller Beschaffenheit; und damit ist der Einwand widerlegt, dieser »Kampf« habe immer bestanden und sei in unserer Zeit nur künstlich emporgezüchtet und überbetont. Ein solcher Konflikt vergangener Jahrhunderte, wenn er überhaupt ins Bewußtsein seiner Träger trat, war nur unter der Form des den heutigen Psychiatern bekannten »Ödipuskomplexes« als neurotischer Zwangszustand möglich, konnte nur als Begleiterscheinung der jeden vermeintlichen Nebenbuhler bekämpfenden Liebe des Sohnes zur Mutter zum Ausdruck gelangen. Heute aber, im Zeitalter des ausgebildetsten kapitalistischen Wirtschaftssystems, sind es geistige Differenzen, Gegensätze zweier durch die polaren Begriffe Materialismus und Idealismus zu klassifizierenden Weltanschauungen, die den Vater vom Sohn trennen. Nicht nur tritt auch in christlichen Familien der Fall ein, von dem O. Epstein im Märzheft des »Juden«

als von einem typisch jüdischen sprach: daß nämlich Eltern, die ihre Kinder »mehr« werden ließen, als sie selbst sind, später von diesen ihren Kindern infolge des Unterschiedes des Bildungniveaus durch eine tiefe Kluft getrennt sind. Besonders ist es auch die Stellung im wirtschaftlichen Getriebe der Gesellschaft, die den Anschauungen des Vaters jene zwecksetzende Tonung verleihen muß, gegen welche der Sohn — procuel negotiis — protestiert. Und die Geburt der modernen deutschen Jugendbewegung also wird durch die in jenem »Protest« zum Ausdruck gebrachte Reaktion der Jungen auf die kapitalistische Lebensform und Anschauungsweise der Alten gekennzeichnet. Auf der Grundlage dieses wesentlich negativen Inhalts, der eine umfassende Formung literarisch erst recht spät (in Hasenclevers »Sohn«) erhielt, erhob sich nun der — positive — Ideenbau der Jugendbewegung in folgender Weise: Einerseits waren die Führer gezwungen, um für ihre Bewegung eine — geistige — Idee, eine Eideia im Sinne Platos, proklamieren zu können, jede nur vorübergehende, vorbereitende Bedeutung der Jugend für die Ausbildung der Persönlichkeit des Menschen zu vermeiden und das Jugendalter seinen Inhalten nach absolut zu werten. Aus dieser prinzipiellen conditio sine qua non und neben ihr entstand andererseits, halb aus taktischen Gründen, die Forderung, diese »Inhalte« überhaupt zu gestalten, d. h. eine daseinsfähige Lebensform zu schaffen, in der die neue Generation unabhängig vom Kapitalismus und Materialismus in ihrem Leben »den Geist verwirklichen« könne. Zwei logische Möglichkeiten für die Schaffung einer solchen — geistigen — Lebensform boten sich. Zuerst versuchte man, in schöpferischem Impetus ein wahrhaft ideelles Moment in den Weltanschauungskomplex der Erwachsenen hineinzutragen. Aber es gelang nicht, die festgefügte europäische Kultur, die »bewährte« Daseinsform der Väter mit eigenen Werten zu befruchten, oder, um mit Ausdrücken S. Bernfelds zu sprechen, »im Meer der Zwecksetzerei«, »eine Insel der Werte«* zu errichten. Dieser Ansturm einer leidenschaftlichen und unklaren Jugend mußte zerschellen. So ergriff man denn die zweite Möglichkeit: da man die Atmosphäre der »andern« nicht mit Geist zu durchtränken vermochte, isolierte man sich und schuf sich eine eigene Atmosphäre (Wyneken). Da man die Welt nicht aus den Angeln heben konnte, schuf man sich eine eigene Welt. Die Idee von Selbstzweck- und -wert der Jugend, die so entsteht, ist nicht ursprünglich, sondern abgeleitet, der »Abschluß« der Jugend von allem Andersartigen ist als Surrogat (— vielleicht sogar neurotisch als »mißglückte Ersatzbildung« —) für den verfehlten »Anschluß«-versuch derselben Jugend anzusehen.

II.

Wenn man von dem eben gewonnenen Standpunkt aus die nationaljüdische Jugendbewegung in Deutschland, wie sie sich heute fraglos am augenscheinlichsten im Blau-Weiß kristallisiert, betrachtet, so ist kein Grund zur Behauptung vorhanden, die nationale Idee werde dort dem allerdings stark betonten »Menschlichen« gegenüber — (als ob es da

* »Der Jude«, Jahrgang I, S. 179.

überhaupt ein »Gegenüber« gäbe!) — eine Beeinträchtigung erfahren. Eine Vernachlässigung des Nationalen ist im jüdischen Wandervogel gleichbedeutend mit einem Überwuchern der oben angedeuteten Ideen Wynekens vom Selbstzweck der Jugend. Aber wenn anders der Blau-Weiß überhaupt ein jüdischer Wandervogel ist, und das heißt ja: wenn die auserlesenste westjüdische Schuljugend für das Nationaljudentum nicht verloren sein will —, so wird man sich dort immer mehr in die zionistische Gedankenwelt vertiefen und auf diesem Wege zur Überzeugung gelangen, daß es möglich ist, jenen unsozialen, anational gerichteten Isolierungsgedanken der freideutschen Jugendbewegung auszustoßen. Denn diese vorhin als Surrogat gekennzeichnete Selbstzweckidee bildete in der Ideologie des jüdischen Wandervogels einen durch überflüssige Assimilation an deutsche Zustände in sie verpflanzten Fremdkörper. Was in der deutschen Jugend (leider) nötig wurde, die Isolierung, die Schaffung einer wesensgemäßen Lebensform, das darf und braucht gottlob in der jüdischen Jugend nicht angestrebt zu werden.

Hier erwächst mit Notwendigkeit die Frage nach der größtmöglichen Klärung des Begriffs einer jüdischen Lebensform überhaupt. — Die Lebensform der alten westjüdischen Generation ist deutsch, nicht jüdisch. (Hierbei könnte besser die »deutsche« Lebensform allgemein als europäische, abendländisch-kapitalistische Lebensform bezeichnet werden.) Eine spezifisch jüdische Form, zum Leben Stellung zu nehmen, an der im letzten Jahrzehnt einzig in Palästina gebaut werden konnte, muß notgedrungen mit jüdischer Kultur in engen Beziehungen stehen und darf naturgemäß, wenn anders Zionismus nicht nur ein sozialökonomisches Experiment sein soll, nicht auf dem kapitalistischen Wirtschaftssystem des Okzidents beruhen. Eine (national)jüdische Lebensform, wie sie in Palästina erbaut wird und in der Diaspora nach Möglichkeit erbaut werden soll, muß geistig sein, d. h. muß politische Stellung und Berufswahl jedes ihrer Träger nicht von vereinsmeiernden Rücksichten und von nur wirtschaftlichen Bedenken, sondern von der großen nationalen Idee abhängig machen können. Diese Lebensform in Deutschland wenigstens vorzubereiten, ein solches eigentlich nationales Werk zu tun, das ist die Aufgabe der zionistischen Jugend, die sich vornehmlich im Blau-Weiß zusammengefunden hat.

Daß dieselbe Jugend zu dieser ihrer Aufgabe fähig ist, geht aus der Entwicklung der zionistischen Jugendbewegung in Deutschland und auch teilweise in Oesterreich hervor. Dies aber ist — psychologisch — die aufsteigende Linie jener Entwicklung! Auch die jüdischen Jungen durchlebten, da der Zionismus über sie kam, einen Konflikt mit den Vätern. Dieser Kampf zwischen liberaler Assimilation und gleichsam konservativer »Autoemanzipation« ist nur scheinbar dem in Anfang durch die Grenzwerte: Idealismus und Materialismus gekennzeichneten Konflikt der jungen und alten deutschen Generation homogen. Denn man kann jene durch das Schlagwort »Assimilation« oft nur allzu leicht herabgesetzte kosmopolitsche Missionstheorie, die in H. Cohen ihren bedeutendsten Verfechter gefunden hatte, nicht ohne weiteres mit dem

Epitheton: »materialistisch« abtun, wenn jene Theorie auch sicher manchem satten jüdischen Bourgeois häufig als ideales Mäntelchen, eigenen Egoismus zu verkleiden, diente. — So ergab sich parallel der Entwicklung in der deutschen Jugendbewegung auch für die junge nationaljüdische Generation die Forderung einer eigenen, jüdisch-geistigen Lebensform. Auch hier aber divergiert im einzelnen offensichtlich jene Entwicklung von dieser, denn die nationaljüdische Jugend machte im Gegensatz zur deutschen erst gar nicht den Versuch, die Lebensform ihrer Väter irgendwie zu »vergeistigen«. Man hatte wohl von den Deutschen gelernt, und dann war es den jungen Juden fast apriorisch bewußt, daß die Lebensform ihrer Väter, wenn auch (H. Cohen!) nicht ungeistig, so doch jedenfalls nicht jüdisch war. Aber — und das ist das Kernproblem —, die jungjüdische Generation isolierte sich nicht oder hätte es wenigstens nicht nötig gehabt. Denn eine Lebensform, von welcher sie sich isolieren mußte, existierte ja nicht.

Diese Absperrung nämlich, dieser Isolierungsprozeß, der oben rein intellektuell aus dem Bedürfnis nach einer wesensgemäßen Atmosphäre heraus erklärt wurde, ist psychologisch gefaßt nichts weiter als eine Schutzvorrichtung, die verhindern soll, daß die Lebensform, die dem Wesen der Jugend nicht entspricht, sich — »unter Verschleierung ihres wahren Charakters« — doch irgendwie in Herz und Gemüt eines jungen Menschen einschleicht. Trotz aller Ideologien ist es ja klar, daß die Jugend jedes noch so idealistischen jungen Deutschen nur ein vorübergehender, da an bestimmte Jahre gebundener Zustand ist, der sich nicht einmal zeitlich scharf vom »Alter« trennen läßt. Daher stellte in der deutschen Jugendbewegung jene Einkapselung psychologisch eine feindliche Übergriffe verhindernde, notwendige Grenzsperre dar.

Die jüdische Jugend braucht diese »Grenzsperre« nicht, weil ihr jugendliches Dasein — zwar natürlich auch vorübergehend, zeitlich begrenzt ist, aber doch zugleich heute schon mehr und mehr von der zeitlosen nationalen Idee des Judentums erfüllt und gefärbt wird und sich infolge dieser Färbung vom Dasein der Väter so scharf abhebt, daß jeder weitere »Grenzschutz« überflüssig wird. Ja, selbst wenn der jüdische Wandervogel sich isolieren wollte, so würde sein »Selbstzweck« sich sogar gegen den Willen der Träger dieser Anschauung zuletzt als »Mittel« zum Aufbau der nationalen Idee erweisen. Denn die »besondere« jüdisch-geistige Lebensform der Wandervogeljugend müßte dann, wenn diese Form wirklich jüdisch und wirklich geistig ist, doch letzten Endes mit jener oben dargelegten jüdisch-geistigen Lebensform zusammenfallen, an der in Palästina gebaut wird!

Wenn anders der Blau-Weiß überhaupt den Willen zu einer wirklich bejahenden Einstellung zum Jüdischen hat — (und den hat er!) —, so wird er im übrigen, selbst ohne seine besondere »Bereitwilligkeit«, — seiner Natur und seiner Entwicklung nach nationale Wirkungen zeitigen, nationale Werte schaffen und das ist, im Vergleich zum eigenbrödelnden deutschen Wandervogel seine Stärke und seine Daseinsberechtigung in höherem Sinne.

Alfred Kupferberg.

Ergebnisse.

Für Heinrich Margulies.

1.

Dem Betrachtenden, dem Außenstehenden ist es sehr schwer, etwas von der Jugend, von ihrem Sein, von ihrem Wollen zu erfassen. Die Jugend schweigt und die für sie reden, reden nur sehr selten aus ihr. Daher die Fülle der Mißverständnisse, daher die Ahnungslosigkeit des wahren Bestandes der Jugend und daher die verantwortungslose Anmaßung der Alten, mitzusprechen, und der Glaube, aus wahrer Erkenntnis der Jugend Problematisches bloßzulegen und zu lösen.

Hiezu kommt die besondere Struktur der jüdischen Jugend, ihr ganz wesentlicher Unterschied von der Jugend anderer Völker. Dem außenstehenden Betrachter ist es viel leichter, in ein Verständnis der deutschen Jugendbewegung, als in eines der jüdischen zu kommen. Dort hebt sich die Bewegung als eine in die Höhe strebende Linie von einem sicht- und feststellbaren Komplex deutschen Volkstums ab. Dieses Volkstum ist allem dagegen sprechenden Schein zum Trotz etwas Lebendiges. Der gotische Dom, diese in einen Punkt so ungestillt einlaufende Bewegtheit, muß im wollenden jungen Menschen sogleich das grundlegende jugendliche Gefühl auslösen: das der Sehnsucht und das der Spannung.

Aus diesen beiden Grundstimmungen formt sich sein Zukunftsbild. Versenkung in von Deutschen geschaffene Werke färben es und weisen den Weg. Wobei jedenfalls einzusehen ist, daß die im Namen dieser Jugend Sprechenden von der letzten Konsequenz abgehen, eine Biegung machen, um in der Bejahung von Gegebenheiten und Geltendem münden zu können. Diese Menschen (Wyneken, Blüher*) begehen diese Biegung, weil ihre Führung nicht einer alles bedrohenden Gefahr entspringt, wo es um den Einsatz des ganzen Menschen geht, ihre Führung entspringt der Einsicht, daß es schlecht ist und daß es besser werden muß.

Schon dieses Entgegenstellen der Begriffe zeugt davon, daß es nicht um eine wurzelhafte Erfassung des jungen Menschen geht, sondern um zartes Anfassen und Aufklären. Der hiefür maßgebende Grund liegt in der Tatsache, daß deutsches Volkstum lebt, vorhanden ist und dieses Vorhandensein eben erzeugt im Menschen eine Fläche, die Sturmwogen nicht verträgt und nur im Rahmen der Gegebenheiten ordnend eingreifen will.

Diese Grundstimmung karikiert zwar oft ihre Bestrebungen, die daraus sichtbare Halbheit stößt zwar ab, die jungen Menschen nehmen sie aber hin, weil sie sich jedenfalls von der allgemein vorhandenen abhebt.

Daher für den Außenstehenden die Möglichkeit, den Sinn der deutschen Jugendbewegung zu erfassen. Denn sie verlangt vom Intellekt des Betrachters nur Einsicht, keine Schöpfung. Und erleichternd tritt hiezu: Dieselbe allgemein vorhandene Gerichtetheit.

---

*) Über sie ausführlich ein andermal.

Eine wesentlich andere Lage ergibt sich für den Betrachter der jüdischen Jugendbewegung. Alles, das ihm das Erfassen der deutschen ermöglicht hat, fehlt hier: zunächst die Jugendbewegung selbst. (Denn sie ist noch etwas Gewolltes, aber noch nicht Vorhandenes.) Dann der jüdische Jugendliche und zuletzt auch lebendiges jüdisches Volkstum.

Während also der Betrachter der deutschen Jugendbewegung aus dem Vorhandensein der hier fehlenden drei Elemente sich ihr Wesen denken konnte, muß er bei Betrachtung der jüdischen Jugendbewegung diese erst schaffen. Aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht vorhanden ist. Hier übergeht also der Akt des Betrachtens in einen der Schöpfung. Das ist aber weitaus schwieriger, ja vielen unmöglich.

Das vorher Gesagte mußte ausgesprochen werden, um endlich Ruhe zu bekommen, das Sichbescheiden der Alten herbeizuführen und die von ihnen angerichtete Verwirrung auszulöschen.

2.

Die Erörterung über den Jugendlichen im allgemeinen bleibt für später vorbehalten. Hier wird versucht, den Typus eines Jugendlichen klarzustellen, wie er sich dem Schreiber ergibt. In Betracht kommt ein Mensch, bestimmtes Alter ist unwesentlich, dem die Welt zur Frage geworden ist, dem sie nicht mehr Einheitliches, Unabänderliches ist. Dem der Schein dieser Welt aufging und der nun nach ihrem wahren Gesicht, ihrem wahren Gehalt sucht. Als Anlaß für dieses Suchen: die vom Menschen, vom beschränkten und schlechten Menschen ganz willkürlich herbeigeführte Ordnung dieser Welt, als Wille: ihre Umformung nach einer bestimmten Erkenntnis.

Es entsteht die Frage: Wie kommt es, daß gerade dieser Mensch an dieser Welt, die doch von so vielen für gut, ja gottgewollt gehalten wird, Anstoß findet. Durch zweifaches kann diese Frage beantwortet werden.

Zunächst durch die bestimmte Struktur des Jugendlichen. Sie besteht in dem ganz instinktiv vorhandenen Gefühl des Verlangens nach freier Auswirkung. Die Ideologie des Jugendlichen ist weniger metaphysisch als tatsächlich. Er nimmt die Dinge als Wirklichkeit hin, nur sieht er sie von den Alten mißbraucht. Er denkt sich sein Eingreifen, sein Formen der Dinge ganz konkret, indem er das, was die anderen tun, eben anders machen würde. Ausschlaggebend bleibt hiebei sein Wille, zu tun! Sein Denkprozeß ist demgemäß gar nicht kompliziert, spielt sich vielmehr in Gegensätzen ab. Er stellt dem Schlechten ganz einfach das Gute gegenüber, das er will. Dieses Gute sieht er klar und scharf und — das Wichtigste! — von sich abhängig. Aus dieser einfachen Erkenntnis stellt er sich ins Leben und nimmt in einer den anderen ganz unverständlichen Sorglosigkeit die Gestaltung der Welt auf sich. Sein Rücken bleibt frei, nicht belastet. Weil er noch den Dingen wertend gegenübersteht und keinem von ihnen verbunden ist, entscheidet er sich in Freiheit ohne Kämpfe und Wirrnisse. Und Folge: Diese Entscheidung ist sofortiges Eingreifen in Einfachheit, Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit.

Die zweite Beantwortung der Frage besteht im metaphysischen Begreifen der Welt durch den Jugendlichen. Wobei auch hier die Metaphysik nichts mit Rationalismus (wo die Welt in der Denkarbeit erschöpft wird, also: Gedachtes ohne Leben) zu tun hat, vielmehr wird dem Gedachten das Leben gegenübergestellt und gedacht wird eigentlich nur um der Umformung des Lebens willen. Der Wille, also Gedachtes sofort in lebendige Bewegung umzusetzen, ist einzig und allein der Grund, die Welt metaphysisch begreifen zu wollen.

Begriffen wird die Welt vom Jugendlichen ebenso wie er sich selbst begreift. Er sieht in sich die Möglichkeit Böses und Gutes zu tun und zugleich erfühlt er die moralische Verpflichtung für das Gute. Dasselbe sieht er in der Welt. Und es wird ihm zur Befreiung, nicht zur Bürde, durch seine Entscheidung für das Gute, auch die Welt ebenso, wie sich zu einen. Daraus ergibt sich auch sein Verhältnis zur Gesellschaft. Inwiefern sie mit ihm geht, bejaht er sie und tut mit. Inwiefern nicht, sieht er in ihr das statische, träge Moment, stellt sich als das Bewegende in Gegensatz zu ihr und bekämpft sie mit seiner ganzen Schärfe.

Diese Weltanschauung ist für die Jugendlichen eine religiöse, wie überhaupt Religiosität für ihn alldort vorhanden ist, wo Ganzheit sich einstellt.

Gejüdischt wird dieses Wollen durch die Einsicht in das Judentum. Im Judentum sieht und erkennt der Jugendliche seinen Ursprung und seine Zukunft. In Palästina, nur dort, sieht er die Möglichkeit sein Gewolltes in Tat umzusetzen, es Leben werden zu lassen.

In dieser Unbedingtheit unterscheidet er sich von seinen deutschen Freunden. Während die letzteren aus Erkenntnis der jugendlichen Wesenheit Rechte für sich verlangen, ohne dabei die Verpflichtung zu einem gänzlichen Niederreißen der jetzigen Ordnung gelten zu lassen, will der jüdische Jugendliche vollständigen Neubau, ohne auch nur in eine Bejahung des Bestehenden, Erworbenen und Geltenden einzugehen. Jede noch so geheiligte Bedingung durch Vorhandenes ist ihm fremd und für ihn nicht vorhanden.

3.

Jugend und Volk.

Auch hier wird nur eine bestimmte Beziehung zwischen Jugend und Volk herausgehoben, wobei die Existenz des oben gedachten Jugendlichen vorausgesetzt wird.

Die Betrachtung des Verhältnisses der deutschen Jugend zu ihrem Volke wird die Besonderheit unserer Sache klarer ausprägen. Zunächst die allgemeine Feststellung: Die Jugend ist ihrem Volke von vornherein verpflichtet. Sie hat als Bewegendes und Bewegtes den Aufstieg des Volkes durch ihr Leben zu vollziehen. Im Gegensatz zum Bürger, der bestenfalls vorwärts geht, will sie aufwärts reichen. Ihr Wollen muß immer auf Schöpfung, Neuformung gehen. Wie drückt sich nun diese Grundstimmung im Verhältnis zwischen deutscher Jugend und Volk aus?

Die Frage wird beantwortet durch den Verlauf der deutschen Jugendbewegung. Sie hatte trotz allem keinen einzigen schöpferischen Menschen, deshalb verging sie. Denn das ist das Zeichen des schöpferischen Menschen:

Über die Forderungen des Persönlichen (der Rechte und Pflichten des einzelnen Jugendlichen) und des Augenblicks hinweg, ergreift er den ewigen Sinn des Volkes. Gebt ihn der Jugend, die an ihm groß werden oder untergehen soll! Geschah dies in der deutschen Jugendbewegung? Nein! Niemand erstand ihr in Feuer rufend: Es ist Gefahr, rettet, weil ihr nur retten könnt! Weil Deutschland äußerlich gesund und geistig kräftig erschien, weil Tausende von Büchern jährlich gedruckt wurden, vergaßen die Führer der Jugendbewegung, daß es um die Rettung Deutschlands geht, um die Rettung dieses Lebens, das die besten Söhne dieses Volkes wollten. Die Führer ergriffen nur Naheliegendes. Und wird man zuweilen auch von der Sichtweite eines Wyneken betroffen, muß man doch zugeben: er hat die Welt vom Jugendlichen nicht abhängig gemacht. Er rief sie nicht zum vollen Kampfe mit allen den Geist entwertenden Kräften auf. Und weil es in der Psychologie des Jugendlichen liegt, daß er nur dieser Bewegung verfällt, die ihn ganz und wurzelhaft erfaßt und ihn das Bild seines Wollens in weiter Zukunft als höchste menschliche Auswirkung des Geistes sehen läßt, verging die deutsche Jugendbewegung.

Dieser Verlauf für diejenigen, die erst betrachten müssen, die auf Geschichte eingeschworen sind.

Die Berufung der jüdischen Jugend tritt aus dem vorher Gesagten klar heraus. Berücksichtigt man ferner den Unterschied in der politischen Gestaltung (dort staatliche Unabhängigkeit, hier Zerstreutsein) ergibt sich das besondere Geartetseinmüssen des Verhältnisses der jüdischen Jugend zu ihrem Volke.

Es ergibt sich:

Die jüdische Jugend, einzig und allein sie, ist es, die das jüdische Volk neuschaffen muß. Nur von ihr ist es abhängig. Wer ihr diese Überzeugung nehmen will, tötet sie! Und sie muß Ganzes wollen, wurzelhaft erfaßt sein. Das gegenwärtige Leben ist ihr ein Greuel. Indem sie ihr Wollen an dem von Juden in Zeiten staatlicher Unabhängigkeit gelebten Leben Bild werden läßt, ersteht in ihr das Wissen um das, was zu tun ist. In diesem entscheidenden Augenblick, wo ihr das Bild der Zukunft des jüdischen Volkes, das nur eine Gestaltung ihres Wollens ist, aufgeht, erlangt sie die Kraft, die Erde bei ihrer Achse zu fassen und ihren Lauf zu bestimmen. Eine kaum ausdenkbare Macht ergreift sie und in Freude gibt sie sich hin. Ein Gefühl Gottgewolltes vollbringen zu müssen, erfüllt sie und in religiösem Schauer bereitet sie sich für das Werk vor. Dieses Werk bedeutet Erlösung des Menschen von all dem Schlechten, das hier für Vorzug gehalten wird. Und als Tat hiezu kommt: Hinuntergehen nach Palästina, zur bescheidenen, rastlosen Arbeit.

Heinrich Süßkind.

Die Bedeutung der Bodenreform für das neue Palästina.

Die alte mosaische Forderung: »Grund und Boden darf nicht endgültig verkauft werden, denn mein ist das Land« (III. Buch Mosis, Kap. 25. V.

23), daß also die Gemeinschaft Eigentümerin des Bodens ist, nicht der Einzelne, wird für das neue Palästina, für das dritte Reich, wieder erhoben, wenn die »Nationalisierung des Bodens« verlangt wird. Diese ist dadurch zu bewirken, daß der Nationalfond gemäß seinen Satzungen »aus seinen Mitteln Boden im Gemeineigentum erwerben soll als ewigen Besitz des jüdischen Volkes«. Schon haben sich große zionistische Landsmannschaften wie die russische und amerikanische zu dem Prinzip des Gemeineigentums am Grund und Boden Palästinas bekannt. Und besonders für diejenigen, die in Palästina ein vorbildliches Gemeinwesen aufrichten wollen, ist diese Nationalisierung die Grundlage ihrer Forderung einer »gerechten Gemeinschaft«.

Will man sich die Bedeutung dieser Forderung klar machen, so ist es nötig, die Grundlagen der Bodenreformbewegung zu erörtern, die neue Formen für die alten mosaischen Grundsätze über den Gemeinschaftsbesitz am Boden gefunden hat.

Die moderne Bodenreformbewegung verläßt bewußt das System der heutigen Wirtschaftsordnung, in deren Mittelpunkt in jeder Beziehung der einzelne Mensch steht, der rücksichtslos seinem Erwerbe nachgeht und sein Kapital und damit die Macht über seine Mitmenschen mehrt, ein System, das dazu führt, daß einer kleinen Schar Wohlhabender eine große Schicht armer Volksgenossen gegenübersteht, weil der Ertrag der erzeugten Güter in ungleichem, höchst ungerechtem Maße unter die drei Faktoren jeder Produktion: Boden, Kapital und Arbeit verteilt wird, nämlich so, daß die Arbeit den geringsten Ertrag erhält. Als Ursache dieser Gestaltung hat die Bodenreform das private Eigentum am Grund und Boden erkannt, ohne so weit zu gehen, wie der Sozialismus, der für die Lösung der sozialen Frage das Eigentum an allen, auch den beweglichen Produktionsmitteln verlangt, ja der die gesamte Produktion durch die Gemeinschaft als solche bewirken lassen will. In der Theorie läuft dieser Gegensatz auf die Frage heraus, ob, wie die Bodenreformer meinen, ihre Bewegung allein imstande ist, die soziale Frage zu lösen oder nicht. Für unsere Betrachtung ist diese Fragestellung nicht erheblich, für uns kommt es hier darauf an, festzustellen, aus welchen Gründen im einzelnen gemäß den Erkenntnissen und Forderungen der Bodenreformbewegung wir für Palästina das Bodeneigentum der Gemeinschaft verlangen. Denn dem stimmt auch der Sozialismus bei, daß die Verstaatlichung des Bodeneigentums vielleicht der erste, jedenfalls ein wesentlicher Schritt auf dem Wege zur Lösung der sozialen Frage sei. Marx sagt: »Das Monopol des Grundeigentums ist historische Voraussetzung und dauernde Grundlage der kapitalistischen und vorhergehenden Ausbeutung« (Kapital. Band III, S. 187). Und dieser Anschauung, daß die Bodenreform jedenfalls auf dem Wege zur Lösung der sozialen Frage liegt, muß man sich auch für unser neues Gemeinwesen in Palästina anschließen.

Abgesehen von diesem Streit um das letzte Ergebnis ist aber eine gesonderte Betrachtung des Privateigentums an beweglichen Sachen und an dem Boden, als der unbeweglichen Sache, möglich und notwendig, weil zwischen ihnen ein erheblicher Unterschied besteht. Der Boden ist die

Voraussetzung für alle Lebenstätigkeit, ist der stärkste Faktor der menschlichen Wirtschaft: Grundlage für die Wohnung, Standort für das Gewerbe, unerschöpfliche Vorratskammer für Rohstoffe und Lebensmittel. Dies bedeutet: solange Boden da ist, sind alle beweglichen Dinge ersetz- und vermehrbar durch die Arbeitskraft des Menschen, der Boden aber ist unvermehrbar. Es könnte scheinen, als wenn dieser Unterschied rein äußerlich wäre, die zu besprechenden Wirkungen werden jedoch zeigen, daß es nicht so ist. Der Unterschied kann aber auch durch die Aufzeichnung der Unterschiede des Industrie- und Bodenkapitals noch weiter dargetan werden. Das in der Industrie angelegte Kapital fördert jedenfalls die Produktion, wie auch von sozialistischer Seite zugestanden wird, auch weil es ja zum Teil nicht dem Einzelproduzenten zufließt, sondern von ihm zur Erhaltung und Mehrung der Produktion verwandt wird. Das Kapital, das im Boden steckt, zieht — um ein späteres Ergebnis vorwegzunehmen — durch stete Veteuerung von Wohn- und Arbeitsstätte Mehrwert an sich, den es der produktiven Arbeit entnimmt, hierdurch wird diese gehemmt.

Dies ergibt sich aus dem Folgenden: Die Unvermehrbarkeit des Bodens schafft ein Gesetz, das Ausgangspunkt für jede Betrachtung über Bodenfragen sein muß: »das Gesetz der Grundrente«. Wäre reichlich Land vorhanden, das allen frei zugänglich wäre, so würde der Arbeitsertrag des den Boden Bearbeitenden gleich dem Ertrag des Bodens sein, da aber das Land überall in den Kulturländern in Privatbesitz ist, so muß jeder, der es nutzen will, an den Eigentümer eine Abgabe zahlen, gleichviel ob er es als Wohn- oder Werkstätte oder zu landwirtschaftlicher Produktion nutzt. Und diese Abgabe ist ein Teil des Ertrages in irgend einer Form, ein Teil der geernteten Früchte in natura oder ein Teil des Geldes, das er für die auf diesem Boden gewonnenen oder gewerblich hergestellten Erzeugnisse gelöst hat. Nun ist aber der in Benutzung genommene Boden nicht überall gleichwertig, einmal kann der eine Boden fruchtbarer sein als der andere oder auch durch seine für menschliche Zwecke besonders geeignete Lage besonders begehrt sein, das heißt, er wird bei entsprechend gleichem Aufwand von Zeit und Arbeit in irgend einer Beziehung höheren Ertrag abwerfen als der schlechtere Boden, der aber wegen der Notwendigkeit, die Menschen mit Nahrungsmitteln, gewerblichen Produkten, oder Wohnstätten zu versehen, noch in Benutzung genommen werden muß. Man kann es auch so als Ergebnis formulieren: weil Land unvermehrbar ist, muß jeder neue notwendige Gebrauch desselben sich der Benutzung von Land zuwenden, das weniger ergiebig ist als das erste, der Ueberschuß des ersten fällt dem Eigentümer zu (sogenannte Differenzialrente). Da nun die Nachfrage immer stärker wächst, wächst auch dieser Überschuß, der bei der Verpachtung des Landes als Pachtzins, bei Verkauf als Kaufpreis usw. in die Erscheinung tritt. Dies notwendige Ergebnis wird uns gerade jetzt klar auch an dem Beispiel beweglicher Sachen, die — sonst vermehrbar — jetzt im Lande mangels Rohstoffen unvermehrbar sind wie der Boden: ihr Preis steigt ständig.

Dies Gesetz der Rente ergibt sich aus dem nationalökonomischen Grund-

gesetz von Angebot und Nachfrage. Es ist daher unter allen Umständen gültig und es bleibt auch gültig — darauf sei gleich hingewiesen — wenn der Boden im Gemeineigentum steht, nur seine Wirkungen sind dann andere.

Die Rente steigt also durch verstärkte Nachfrage und diese wiederum ergibt sich aus dem Wachstum der Bevölkerung, das zumeist Besserung des Verkehrs und des Milieus zur Folge hat, die wieder ihrerseits ein Steigen der Rente bewirken. Es kann aber noch hinzugefügt werden, daß die Steigerung der Rente nicht etwa wett gemacht wird durch die infolge der wachsenden Bevölkerung von dieser vermehrt produzierten Gütermenge, denn Bodenwert steigt — wie sich ergeben hat — stärker als der Anteil an der Verteilung der Produktion wächst. Verbesserung des Verkehrs ermöglicht eine bessere Ausnutzung des Ertrages und steigert daher den Wert des Landes, bedeutet zugleich Arbeit- und Zeitersparnis, macht also Kräfte für eine neue Produktion frei. Die neue Produktion braucht wieder Grund und Boden und verstärkt die Nachfrage, läßt also die Rente steigen. Besserung des Milieus schließlich bedeutet: Wachsen der Zivilisation und Kultur. Wer in der Wildnis allein wohnt, muß zur nächsten größeren Ansiedlung, um sein Gerät reparieren, seine Kinder unterrichten zu lassen. Gesellt sich ihm ein neuer Ansiedler hinzu, ein zweiter, dritter, und entwickelt sich die Siedlung zum Dorfe, so wird sich dort ein Schmied oder ein Lehrer niederlassen, und so hat der erste Ansiedler die Möglichkeit, alle Bedürfnisse des Körpers und des Geistes in der Siedlung zu befriedigen, er braucht von seinem Ertrag für die Reparatur der Geräte, für den Unterricht der Kinder nicht mehr soviel aufzuwenden wie vorher und so wird sein Boden wertvoller.

Dies dauernde Steigen der Rente wird kaum noch bestritten, es ist in allen Ländern beobachtet, besonders aber in Ländern rasch aufblühender Siedlung, es ist besonders für Palästina bei einsetzender Massenkolonisation zu erwarten, ist dort übrigens schon vorher in die Erscheinung getreten. Der Boden von Pethach Tikwah ist in vierundzwanzig Jahren auf das zwanzigfache gestiegen, außerhalb der Mauern von Jerusalem kostet der Boden das Hundertfache wie vor fünfundzwanzig Jahren. (Trietsch, Palästinahandbuch S. 303.)

Natürlich steigt der Wert des Bodens auch dadurch, daß der Eigentümer Arbeit auf ihn verwendet und ihn verbessert. Aber dies steht in keinem Verhältnis zu den oben aufgezeigten Wirkungen, die bei weitem überwiegen und wonach die Rente wächst durch die Allgemeinheit. Jedoch, obwohl dies geschieht, kommt sie dem privaten Eigentum zu gute, das diese Steigerung nicht geschaffen hat. Das ist ungerecht. Die Rente muß vielmehr der Allgemeinheit gesichert sein, denn durch die Gemeinschaft ist sie entstanden. Für Palästina wird dies in besonderem Maße gelten, weil hier von vornherein die jüdische Gemeinschaft eine Reihe von Organisationen schaffen wird, die den Verkehr und das Milieu verbessern, weil hier — mehr als sonst — auch dem Siedler in der Wüste sein Leben erst durch die Gemeinschaft ermöglicht werden wird. So kommt zu dem

ersten Ergebnis: »Die Rente steigt dauend«, ein zweites: »sie steigt durch die Arbeit der Gesamtheit und muß deshalb dieser zu gute kommen«.

Dies geschieht aber in den Ländern mit privatem Eigentum nicht. Vielmehr hat die steigende Rente sogar Folgen, die der Gemeinschaft schädlich sind, nämlich die Spekulation, die Latifundienwirtschaft, den Anreiz zum Verkauf, die Herabdrückung des Arbeitslohnes und die Verteuerung der Wohnstätten.

Spekulation bedeutet Ankauf von Boden, der zur Zeit noch nicht in Benutzung genommen ist, zum Wert der Ankaufszeit, um ihn später, wenn er dringend gebraucht wird, zu dem dann gestiegenen Wert zu verkaufen. Hierbei wird aber infolge der Macht des privaten Eigentums der Boden vielfach zurückgehalten, zu einer Zeit, in der er schon benutzt werden soll, lediglich zu dem Zwecke, um einen noch höheren Preis zu erzielen. Dieser muß ja schließlich infolge der Notwendigkeit, diesen Boden zu gebrauchen (zum Beispiel eine Straße zu legen, ein öffentliches Gebäude zu errichten usw.), bezaht werden. Dies Zurückhalten von Boden und das Herauftreiben des Preises durch den privaten Eigentümer zum Schaden der Gesamtheit ist das Verwerfliche an der Spekulation. Von ihr hat Alfred Weber gesagt: »Wer in Grundstücken spekuliert, sollte nicht die allgemeine Achtung genießen«. Die Spekulation ist auch schon im neuen Palästina bekannt, beim Bau und der Erweiterung von Tell Awiw ist sie in die Erscheinung getreten und hat die Bodenpreise schnell auf das Drei- bis Vierfache steigen lassen (Nawratzki S. 387). Es ist klar, daß Spekulation im größeren Umfang durch das Hinauftreiben der Preise die Ausbreitung unserer Kolonisation in stärkstem Maße schädigen kann und wir müssen ihr von vornherein entgegentreten: Der Boden des heiligen Landes darf keine Ware sein, auch nicht als solche für Spekulationszwecke (wie in Trietschs Handbuch, S. 305) empfohlen werden.

Die andauernd steigende Rente reizt zum Ankauf von Boden, umsomehr dann, wenn von vornherein eine Menge landloser Proletarier als Landarbeiter mit Minimallohn vorhanden ist. Das private Großgrundeigentum hat die Tendenz zu billigster Bezahlung seiner Arbeitskräfte, es vertreibt daher die qualifizierten Arbeiter, die eine höhere Lebenshaltung haben, vom Land in die Stadt, und hilft dadurch ein städtisches Proletariat schaffen. Zudem wird vielfach durch Latifundienwirtschaft die Produktion gehemmt und durch Mangel an kaufkräftiger Landbevölkerung auch die Ansiedlung anderer Elemente (Lehrer, Handwerker usw.) gehindert. Großgrundeigentum wird danach streben, den billigen arabischen Arbeiter zu beschäftigen, in diesem Zusammenhang muß diese Andeutung genügen. Latifundienwirtschaft führt überall zum Verfall, darum gilt die Mahnung unseres Propheten: »Wehe denen, die Haus an Haus reihen, Feld an Feld rücken, bis kein Platz mehr bleibt und es dahin gebracht ist, daß ihr allein im Lande wohnt« (Jesaja 5, 8) noch heute. Großgrundeigentum im neuen Palästina ist der Todeskeim der Ansiedlung, denn Großgrundeigentum entvölkert das Land, bringt es dahin, daß nur »die Großen allein im Lande wohnen«, heute wie damals.

Boden im Privatbesitz mit steigendem Wert reizt zum Verkauf, und

oft geht der reichgewordene Verkäufer dem Lande verloren. Auch das haben wir leider schon in Palästina beobachtet. Wir brauchen aber Stetigkeit in der Kolonisation, ein bodenständiges Element. Das bedarf keiner näheren Darlegung.

Die steigende Rente drückt den Lohn, das zeigt sich am meisten bei dem für die Industrie verwandten Boden. Der Unternehmer muß den höheren Mietpreis zahlen, der Bodeneigentümer ist stärker als er. Meist wälzt er die Differenz auf den ab, der noch schwächer ist als er selbst, auf den Arbeiter. Mag selbst der Lohn in einem Gewerbe steigen, stets findet ein Ausgleich statt, mag selbst die Lohnhöhe steigen, die Bodenrente steigt verhältnismäßig stärker, das ist überall beobachtet und wird durch die Tatsache bewiesen, daß immer mehr Frauen aus Not in die Fabrik müssen, weil der Lohn des Mannes nicht ausreicht.

In dieser Wirkung der privaten Bodenrente liegt auch einer der Hauptgründe für die Forderung nach Nationalisierung des Bodens. Der stete Druck der Rente auf den Lohn ist die Ursache — gewiß aber eine von den Ursachen — daß noch nirgends von den Fortschritten der Produktion die Armut beseitigt wurde, es kann sogar als feststehend gelten, daß die Masse des Elends absolut genommen gewachsen ist. (Willbrandt, Marx S. 115.)

Damit hängt aufs engste alles das zusammen, was unter dem Begriff »Wohnungsfrage« verstanden wird. Die steigende Rente verteuert die Wohnung und da das Wohnungsbedürfnis wie Nahrung und Kleidung als ursprünglichstes Bedürfnis des Menschen befriedigt werden muß, so tritt entweder ein noch größerer Abzug vom Einkommen oder die Einschränkung auf eine kleinere Wohnung ein. In den meisten Ländern sind heute die Wohnungsverhältnisse unsagbar traurig, das bedeutet: Krankheit und sittliche Verderbnis! Ohne gesunde Wohnung sind alle hygienischen Maßnahmen und jede sittliche Erziehung fast vergeblich.

So können wir das neue Palästina nicht aufbauen.

Nun könnte man fragen: Wenn die Rente, wie dargelegt, auch beim Gemeineigentum steigt, sind die Wirkungen dann dieselben, wie die hier geschilderten? Gewiß wird mit dem steigenden Bodenwert auch der Zins für die Benützung steigen, aber die Gemeinschaft beutet nicht rücksichtslos aus, wie der Einzelne. Sie steigert angemessen, nach dem besonderen Wert und Ertrag, immer nur so, wie es das Gemeinschaftsinteresse verlangt, und vor allem: der gesteigerte Pachtzins kommt der Gesamtheit zugute, diese wird reicher und dadurch wird wieder der Einzelne entlastet (z. B. durch unentgeltlichen Schulunterricht, man denke an den Plan, von den Erträgnissen der Ölbaumspende kulturelle Anstalten zu unterhalten). Dies gilt besonders für das, was über Wirkung der Rente auf Wohn- und Wohnungsfrage gesagt ist. Zu dieser kann noch hinzugefügt werden, daß die Gemeinschaft, wenn es im Interesse der Gemeinschaft nötig ist, den Boden zu billigem Preis oder umsonst hergeben kann. (Der Nationalfonds gab den Boden für das Technikum, für Arbeiterhäuser, für den Bazalel usw.) Die Gemeinschaft wird auch, was damit zusammenhängt, stets genug Boden für die Schaffung von Bepflanzungen, Kinderspiel-

plätzen usw. zur Verfügung stellen, weil die Volksgesundheit es verlangt. Spekulation und Großgrundeigentum ist aber beim Gemeineigentum ausgeschlossen. Die Gemeinschaft spekuliert nicht, sie hält keine Grundstücke zurück, um sie teuer zu verkaufen, sie gibt sie im Gegenteil, wie oben gesagt, billig aus. Sie bildet auch kein Großgrundeigentum, weil dieses für die Gemeinschaft schädlich ist.

Daneben hat aber das Gemeineigentum noch weitere Vorzüge: Der Anreiz zum Verkauf fällt fort, das ergibt sich aus dem Gesagten. Ferner: Die Löhne steigen, einmal, weil möglicherweise jeder Arbeiter Boden von der Gemeinschaft erlangen kann, wenn er nicht für Lohn arbeiten will, und dann, weil die steigende Rente nicht rücksichtslos drückt: auch die Produktion steigt, weil im Interesse der Gemeinschaft der Boden stets am zweckmäßigsten verwandt werden wird.

Die Formen, die beim Gemeineigentum an Grund und Boden für das sogenannte »freie Eigentum« eintreten, sind Erbbaurecht für städtische und Erbpachtrecht für ländliche Grundstücke. Das erste bedeutet das Recht, auf dem Boden der Gemeinschaft ein eigenes Haus zu haben, das zweite: den Boden der Gemeinschaft auf lange Dauer (etwa 99 Jahre) auch mit dem Recht der Vererbung zu nutzen. Beide sind — ohne auf juristische Feinheiten in diesem Zusammenhang eingehen zu können — dem Eigentum nahe verwandt, weil sie in weitem Umfang freie Verfügungsgewalt geben, sie schließen nur das Recht des Abusus, des Mißbrauches aus, der mit dem heutigen, aus dem römischen Recht stammenden Eigentumsbegriff verbunden ist. Der Mißbrauch kann auch in der Bewirtschaftung bestehen, z. B. wenn Ackerboden in Parks verwandelt werden, oder Veräußerung an gemeinschaftsschädigende Elemente (z. B. Verkauf an Nichtjuden). Daher muß die Gemeinschaft von vornherein bestimmte Bedingungen festsetzen, die Mißbrauch hindern, für den zweiten Fall kann sie sich insbesondere ein Vorkaufsrecht ausbedingen. (Vergleiche das Beispiel in »Erez Israel«, Heft I, S. 42.)

Man hat gezweifelt, ob die Bodenreform eines ihrer Ziele: Hebung der Produktion, erreichen kann, ob nicht insbesondere für bäuerlichen Besitz freies Eigentum notwendig ist, weil nur hierbei Mensch und Erde sich so verbinden, daß der Mensch alles daran setzt, den besten Ertrag zu erzielen. Der Zweifel ist unberechtigt. Die Erbpacht ist mit Erfolg in den verschiedensten Ländern ausprobiert. Und wenn auch der Nationalfonds bisher für Palästina nur wenige Erbpachtverträge abgeschlossen hat, so liegt es wohl daran, daß diese Form des Bodenbesitzes bisher nicht genügend propagiert wurde. Dies muß in Zukunft geschehen. Einmal unter Darlegung praktischer Gründe. Der Ansiedler auf Erbbau- und Erbpachtboden braucht nicht sein Kapital in den Boden zu stecken, da er diesen ja nicht kauft, sondern pachtet, er kann von vornherein seinen Betrieb mit einem erheblich höheren Kapital beginnen, als bei freiem Eigentum und ihn so intensivieren, was für die palästinensische Siedlung gewiß notwendig sein wird. Dann aber sind auch andere Gründe geltend zu machen: wir gehen nicht nach Palästina, wie sonst ein Volk in ein zu kolonisierendes Land, um dort reich zu werden, wir wollen dort viel-

mehr eine Gemeinschaft errichten, wie die Propheten sie erschaut, in der keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen stattfindet. Privateigentum an Grund und Boden aber führt zur Ausbeutung, bietet zumindest, wie dargetan, starke Möglichkeiten zum Mißbrauch in sich. Und ferner: was das Volk als Ganzes so lange entbehrt hat, muß es als Ganzes wiedergewinnen, erst durch die Anstrengung des ganzen Volkes wird das Land sein Besitz. Durch jeden Volksgenossen, der zuwandert, auch den ärmsten, wird das Land wertvoller! Was so die Gemeinschaft schafft, muß ihr zugute kommen! Diese Gedanken müssen immer wieder propagiert werden, nicht nur in der Fachpresse, sondern in allen unseren Zeitungen und Zeitschriften. Und zur Erziehung der Chaluzim gehört es, sie mit den Ideen der Bodenreform vertraut zu machen! Dann wird das Verständnis für Erbbau- und Erbpachtrecht wachsen.

Klar ist, daß zur Erreichung des Zieles: Nationalisierung des Bodens, der Nationalfonds der stärkste Kolonisationsfaktor werden muß, denn es ist anzunehmen, daß nach dem Kriege das Privatkapital stärker als bisher nach Palästina strömen wird. So erscheint uns die Tätigkeit für den Natinalfonds, die bisher so oft als unbedeutend bezeichnet wurde — wie verächtlich sprach man vom Büchsensammeln — in neuem Licht! Wenn es dem Nationalfonds gelingt, Land in Palästina im weitesten Umfang zu erwerben, so wird demgegenüber der in jüdischen Händen befindliche Privatbesitz (im ganzen sind heute auch einschließlich der Nationalfondsländereien zwei Perzent des Landes in jüdischem Besitz) kaum in Betracht kommen. Insbesondere, wenn durch eine gute Bodenpolitik (die sogenannte »Bodenreform der kleinen Mittel«), im Steuerwesen, in der Bauordnung, im Kreditwesen schädigende Einflüsse des Privateigentums gehemmt werden. Dann kann die konsequent zu verlangende Enteignung jeden Privatbesitzes an Boden zugunsten der Gemeinschaft, die recht harte Kämpfe verursachen würden, entbehrt werden.

Praktisch der Bodenreform dienen, heißt heute für uns: Stärkung des Nationalfonds zum Zweck der Nationalisierung des palästinensischen Bodens, nur diese schafft die Grundlage für eine wahre Gemeinschaft, nur in dieser wird das Volk »zu essen haben und sicher im Lande wohnen« (3. Buch Mosis, Kap. 25, V. 19.)

Literatur:

George: Fortschritt und Armut. Hendel, Halle.

Damaschke: Bodenreform. Fischer, Jena.

Oppenheimer: Siedlungsgenossenschaft.
" Großgrundeigentum und soziale Frage. Berlin, 1898.
" Die soziale Frage und der Sozialismus. Jena, 1913.
" Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden. (Nationalfondsbibliothek).

Bauer: Bodenfrage und Arbeiterinteresse. Jena, 1916.

Gunter: Bodenreform und Sozialismus. Sozialistische Monatshefte 1902, S. 93, II. Absatz.
Erez Israel, Heft I und II, besonders über Erbbau und Erbpacht.
Böhm: Der jüdische Nationalfonds. (Nationalfondsbibliothek.)

Albert Baer.

Aus zwei jüdischen Welten.

Ungewollt ergab sich mir diese Gegenüberstellung, als ich die beiden jüngsten Publikationen des »Jüdischen Verlages« nebeneinander las. Zwei jüdische Welten, auseinanderklaffend wie gestern und morgen und unseren westlichen Verhältnissen gegenüber beide noch fremdartig, wenn auch in ganz verschiedenem Sinne. Eine rührsame Erzählung aus der Tiefe des dumpf in sich geschlossenen, aber in einer tiefen Glaubensmacht geadelten Volkslebens — und ein wahrer Bericht von durch Blutopfer besiegeltem neuem Pionierleben in Palästina.

S. I. Agnon, der Verfasser der Erzählung, schildert mit Vorliebe das von der Blutwärme des Chassidismus durchpulste Leben einer älteren Generation Galiziens. Und er scheint dieses so zu lieben, daß er es in dessen eigenem Stile schildern kann, einem Stile, der an alte fromme Bücher und Worte erbaulich-einfältiger Volkspredigen sich anlehnt. Es ist eine in der modernen hebräischen Literatur durchaus eigene Note und ein selbständiger Stil, der sich zum Beispiel von dem eines Perez dadurch unterscheidet, daß hier der reflektierende Dichter immer irgendwie, über den Ereignissen stehend, sich sichtbar macht, die Erzählung Agnons hingegen ganz in ihrem eigenen Bannkreise bleibt. Es ist die Geschichte eines kleinen Händlers, der durch die Anhäufung kleiner Verschuldungen allmählich zum Bettler wird, als solcher sein Weib verläßt und in die Welt hinauszieht. Schließlich läßt er sich, in seinem Leben voll Demütigung und sehnsüchtiger Entbehrung, dazu verleiten, seinen eigenen Empfehlungsbrief einem anderen Bettler zu verkaufen. Dieser Umstand führt durch einige seltsame Begebenheiten dazu, daß er nach dem Tode seines Doppelgängers in seinem Heimatstädtchen für tot erkannt und sein verlassenes Weib wieder verheiratet wird. Nach Jahren der Erniedrigung kehrt Menascheh Chajim endlich heim, um die tiefste Erschütterung zu erfahren. Und da wächst mit einem Male die zerbrochene Bettlergestalt zu tragischer, fast überirdischer Höhe. Vom hohepriesterlichen Stamme, durfte er mit seinem früheren Eheweib auch im Falle ihrer Ehescheidung nicht mehr zusammenleben, ja er bringt es auch nicht über sich, die Täuschung ihres Lebens zu zerstören, zumal ihre neue Ehe nicht wie die frühere unfruchtbar geblieben ist und die Aufdeckung der Wahrheit im Sinne einer starren Tradition nur zu ihrer Beschämung ausschlagen würde. Und so ergibt er sich in sein seltsames Schicksal, hält sich, damit die Täuschung nicht aufgedeckt werde, von allen Menschen ferne und verbringt den Lebensrest auf Friedhöfen, wo er zuletzt seinen eigenen Grabstein noch finden muß, den die erinnerungstreue Gattin ihm errichtet hat. — — — — — — — — — — — — —

Pionierleben aus dem gegenwärtigen Palästina! Willensharte Gestalten, in denen sich die Überkommenschaft des träumereichen Ghetto mit jener des revolutionären Rußland vereinigt, Spätlinge Europas, aber Erstlinge in Palästina, um neu zu beginnen: ein eigenes Leben der Arbeit, das nationale Leben einer künftigen Gemeinschaft. Sie kamen aus verschiedenen Landstrichen und Lebenssphären, nur münden ihre Biographien in diesem einen Punkte zusammen. Da ist der bis zum Übermut frohsinnige Berl Schweiger, den ich nebst mehreren anderen noch kannte, der der Schule von Mikweh Israel entlief, um in eine angegriffene Kolonie zu eilen und dann in Galiläa einer der ersten und treuesten Wächter wurde, da ist der jerusalemitische Setzerjunge, der, von der neuen Bewegung mitgerissen, mit naiver Begeisterung sich den Namen der hebräischen Arbeiterzeitung beilegt und den der erste Erntewagen, den er heimführt, begräbt, da ist der Lidaer Jeschiwajunge Samuel Friedmann, der noch als Feldarbeiter die Gewohnheit hat, morgens und abends ein Stück Talmud zu lernen, da ist Nissanow, der kerngesunde Kaukasier, der ganz von der liebevollen Schönheit der Natur durchdrungene neunzehnjährige Mosche Barski, der »bürgerliche« Zionist Plotkin, der es als die glücklichste Stunde seines Lebens bezeichnet, als er morgens mit seinen beiden Söhnen am Pfluge steht und seine Tochter ihnen das Frühstück heraustrãgt, da ist der verhalten-leidenschaftliche Meir Chasanowitsch mit seinen ekstatischen Liedern, der in Tracht und Lebensführung fast ein jüdischer Beduine geworden ist, der Jaffaer Gymnasiast Turner, den es nicht mehr in der Schule duldete, seit er das neue Leben an den Ufern des Kineretsees gesehen, der »Amerikaner« Clay mit dem eisernen Willen und der breiten Leutseligkeit. Sie alle waren nach Palästina gekommen, getreu einem Ideal, das sie nicht bloß in äußerlichem Organisationstriebe, sondern auch im Leben jedes Einzelnen wahr machen wollten. Aber weiter zog es sie von Judäa, das zu wenig ihrer Auffassung des Pionierlebens entsprach, nach dem schlichteren und jungfräulicheren Galiläa und schließlich vom Leben des Feldarbeiters auf den verantwortungsvollen Posten des jüdischen Wächters. So vereinigten sie in gewisser Beziehung einen neuen Friedenstraum mit hartem Kriegerleben und fielen die meisten von ihnen in Kämpfen, welche das neue Geschlecht eines unbeugsamen, organisierten Willens mit einer neidischen Eingeborenschaft verwickelten. Und wieder sind es Menschen derselben Welt, Freunde, ja Brüder, welche ihnen, ursprünglich in hebräischer Sprache, die Worte dieses Buches widmeten, das jetzt Martin Buber in deutscher Sprache herausgegeben hat, und uns berichten von einem glühenden Leben, dessen tragische Krönung ihr Tod gebildet.

Seltsam, wie da der Tod gleichsam konsequent dort eintritt, wo diese Menschen an dem Gipfel ihrer Tatenwünsche stehen und daß erst in seiner Beleuchtung die Gesinnung dieser Menschen zutage tritt, die nicht Theorie, bis zu einem gewissen Grade auch nicht Bewußtsein, sondern ganz und gar Tat ist, Tat, welche die düstere Standkraft des Kämpfers mit der lichten Hoffnungskraft des Pflanzers auf gewisse Weise verbindet.

So ist denn gerade dieses Buch Zeugnis einer neuen Art Judentum, die

gleichsam ganz aus gedrängter und lauterer Willenskraft besteht und gerade dort traditionslos beginnt, wo das alte Judentum mit all seiner Weihe und Gemütsklarheit seine Grenze hat.

Und wenn ich die Welten der beiden Bücher nebeneinander betrachte, so drängt sich mir die Frage auf: »Muß nicht irgendwann einmal zwischen diesen beiden Welten der elektrische Funke zusammenschlagen, daß an einem Punkte einmal innere und äußere Wirklichkeit, unbewußte Kraft und geistiges Leben neuschöpferisch sich vereinigen? . . .«

Ernst Müller.

Gesetzestreue oder Auflehnung.

Sehr geehrter Herr Dr. Lewy!

Sie antworten mir im 4. Heft des Jerubbaal auf meinen Rundbrief, in dem ich anfragte, wie wir uns zur Frage der religiösen Form unsrer Jugend gegenüber stellen sollten. Darf ich Ihnen zuerst von Herzen für diese Antwort danken, ich glaube, daß ich mich in jeder Beziehung zu Ihrer Auffassung bekennen kann. Aber damit ist das Problem für uns noch nicht aus der Welt geschafft.

Über aller Diskussion steht — das muß ich vorausschicken — daß wir uns innerhalb des Heims selbstverständlich allem fügen, was unsre Jugend rein äußerlich von uns fordert. Ich bin ein Jahr lang Siedlerin gewesen und bin daher orientiert. Die Fehler, die früher gemacht wurden, und solche, die heute — doch nur aus Unkenntnis — noch vorkommen mögen, sind uns wohl nicht anzurechnen. Wir haben — und das ist die Hauptsache, — in den zwei Jahren Volksheimarbeit eine ganz andere Einstellung zu diesen Fragen bekommen.

Nun aber das andere: die innere Stellung zum Gesetz. Ich gehöre innerhalb der Helferschaft zu denen, die am meisten ein Wiederaufnehmen der Formen fordern. Ich stehe nicht mehr auf dem Standpunkt meines Rundbriefes: lieber formlos leben, als etwas mitmachen, was uns noch nicht — oder nicht mehr — inneres Gebot ist. Ich halte den Freitag Abend, ich halte die Feste, sicherlich nicht nach allen Regeln der Orthodoxie, aber mit dem tiefen Wunsch, in mir die Stimmung zu erzeugen, mit der seit Jahrhunderten unser Volk diese Augenblicke erlebt. Ich habe mich lange damit gequält, ob das nicht Sentiment ist, ein gewisses Es-sich-leicht-machen auf der Jagd nach dem Erlebnis, ich muß Ihnen offen bekennen, ich weiß es heute noch nicht. Ich habe bestimmt und ungekünstelt die Sehnsucht nach der gebundenen Form (ich glaube auch, daß die »Erlebnis«sucht in der heutigen westjüdischen Jugend dahin umgebogen werden könnte) ich bin dankbar, daß mir innerhalb einer Gemeinschaft eine solche geboten wurde. Aber mir ist gesagt worden — und das hat mich nachdenklich und beinahe irre gemacht — daß es Profanierung sei, Formen, die unseren Vorfahren dazu dienten, Höchstes und Heiligstes auszudrücken, als Weg zur nationalen Gemeinschaft zu benutzen. Sehen

Sie, ich lebe hier isoliert und — zu meinem großen Schmerz — fern der Gemeinschaft, der ich mich im letzten Jahre so verwurzelt habe. Da ist es mir Bedürfnis und Freude, Freitag Abend in die Synagoge zu gehen. Aber meine Gedanken sind andere, als die all der Andächtigen um mich, — ich kann nicht beten! — Ich glaube, das ist das einzige, was mich quält, dies: Darf ich? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir darüber etwas sagen würden. Aber über diese eine Unsicherheit hinaus fühle ich keinerlei Zerrissenheit (die, wie ich auch meine, ein Erzieher nicht haben **darf**). Da ist nur noch das eine: ich müßte mir die Grenze ziehen können, bis zu der ich fähig bin, zu »halten«. Es gibt Dinge, die, wenn die Tradition fehlt, nie mehr mit Sinn erfüllt werden können. Ich bin fähig, in mir eine echte und warme Sabbathstimmung wachzurufen, trotzdem wäre es lächerlich, wollte **ich** im Dunkeln sitzen, weil ich kein Licht anzünden will. Ich tue am Schabbes keinerlei Arbeit, aber es wäre mir eine Beschränkung, würde mir sicherlich das Gefühl des Feiertäglich-Freudigen rauben, wollte ich zum Beispiel nicht schreiben, denn dies mich im Geist mit fernen Menschen, die mir teuer sind, Verbinden gehört bei mir ganz zuerst zum Feiertäglichen.

Ich sagte am Anfang, daß ich mich in der Öffentlichkeit dem Gebote der Allgemeinheit füge — aus Takt. Das steht aber in der Kategorie der Umgangsformen, das hat nichts mit der inneren Entscheidung zu tun!

Also: Ist die Profanierung der großen religiösen Formen erlaubt? Ist die persönliche Freiheit der Auswahl und Neugestaltung erlaubt?

Von der Bejahung dieser beiden Fragen hängt es ab, ob ich in mir synthetisch etwas aufbauen könnte, was mich später befähigte, Kindern eine — wie ich glaube — jüdische Atmosphäre zu schaffen, ihnen eine Tradition mit auf den Weg zu geben.

Und nun komme ich zu meinem letzten: Ich kämpfe um unser Recht, Erzieher zu sein, trotzdem der Zögling von unserem Anderssein unterrichtet sein muß, wie ihm alles, was in das Gebiet der Gesinnung fällt, völlig klar und eindeutig sein muß.

Was uns in die Arme der Jugendbewegung trieb, war zuerst die Verständnislosigkeit der Alten, dann aber bald der religiöse Trieb nach einer Umgestaltung unsres Lebens, was uns den Erzieherberuf wählen ließ, war dann nur die Folgerung, das Gefühl, daß es anders werden muß. Ist das Assimilation? Ist es Assimilation, wenn wir von unsrer Jugend fordern werden, daß sie bewußt, nicht mechanisch und gedankenlos ihre Formen hält? (Ich habe darin auch viel gesehen und gerade dort, wo Sie von der »naiv gläubigen Kindheit« sprechen.) — Ich wünschte mir also, daß all das in Vergessenheit gerät, was heute nicht mehr mit Sinn erfüllt werden kann. Und zwar auch dies nicht in der Gasse, im jüdischen Viertel (wie wäre es möglich, da etwas zu ändern!) sondern in der Jugendgemeinschaft, der Schule. Ich wünschte, daß eine Jugend einst mutig all das Unwahre abstreift, es bleibt ihr noch übergenug an wahren Schätzen, an Werten, die der Vertiefung harren.

Und ich bin mir darüber klar, kommt einmal **der** Führer und tritt er fordernd und beispielgebend vor die Jugend, dann fallen alle diese Winzig-

keiten in der Flamme des einen starken und religiösen Willens zusammen — Und wir haben die neue Form!

Sollen wir darauf warten, sollen wir andern, nur durchschnittlich Begabten die Hände in den Schoß legen, oder sollen wir nicht die Jugend vorbereiten, daß sie dann rein und stark sei, wenn — Meschiach kommt?

Noch einmal: Zerrissenheit ist eine Krankheit, die der Erzieher nicht haben darf. Aber suchen darf er, er muß es sogar, um Erzieher sein zu können. Und das Gemeinsame des Suchens wird Jugend und Erzieher zur Gemeinschaft führen, zu der religiösen Gemeinschaft, die das Judentum fordert.

Ich begrüße Sie, Herr Doktor, in größter Hochachtung und Ergebenheit

Hede Bloch.

Die nationale Phrase in der Kunst.*)

Werden politische oder rassemäßige Gegebenheiten zum Ausgangspunkte kunstkritischer Betrachtung, liegt die Gefahr des Fehlurteils nahe. Allzuleicht wird Wunsch und Wille auf das zu beurteilende Tatsachenmaterial übertragen, werden Abgrenzungen und formale Tendenzen konstruiert, weil sie dem rationalen Schema einer bestimmten Mentalität entsprechen. Die »Kulturphilosophien«, die zu Anfang des Krieges auftauchten und in denen nachgewiesen wurde, daß Shakespeare kein Engländer, sondern eigentlich ein Kind deutschen Geistes sei, daß alle englische, französische und italienische Kunst ungeistig, trivial und frivol sei — diese Wertungen künstlerischer Persönlichkeiten und Fakten mahnen zur Vorsicht und zeigen, wohin Verquickung willensbetonter nationaler Stammeszugehörigkeit und ästhetischer Einsicht das Kunsturteil führen und mißleiten können.

Taine hat durch seine »Philosophie de l'art« befruchtend und suggestiv die Anschauungen eines Zeitalters geformt. La race, le milieu, le moment, das schienen einer in Überwertung naturwissenschaftlicher Begriffe befangenen Epoche als die ausschließlichen gestaltenden Faktoren des Kunstwerkes. Zweifellos liegt viel Bestechendes in dieser Theorie. Betrachtet man etwa die sich über Jahrhunderte erstreckende Einheitlichkeit der niederländischen Malerei oder die ganz eindeutige Eigenart der französischen Literatur, Werke des 17. und 19. Jahrhunderts vergleichend, so muß ohne weiteres die starke Geschlossenheit der von einer Rasse in verschiedenen Epochen hervorgebrachten Kunstwerke auffallen. Aber ebenso, wie wir diese rassemäßig gegebene elementare Kraft in der künstlerischen Gestaltung unbedingt zu erkennen vermögen, müssen wir zugeben, daß sie zur Erklärung des Phänomens der einzelnen großen Künstlerpersönlichkeit nicht im entferntesten ausreicht. Wie kann ein Velasquez aus der sonstigen spansichen Malerei, ein Rembrandt aus der der Niederländer

*) Auf Literaturnachweise wurde von vorneherein verzichtet, da es sich jeweilig bei den zu zitierenden Quellen um Spezialarbeiten unter einer bestimmten Devise handelt.

oder ein Shakespeare aus der englischen Literatur abgeleitet oder verstanden werden! In diesen Erscheinungen offenbart sich etwas, was in den Taineschen Urelementen nicht enthalten ist, was über sie hinausgeht und überhaupt durch irgend eine Begrenzung sozialer Natur nicht erfaßt werden kann. Wie sind andererseits, wenn man allein sich auf die Taineschen Elemente beschränken will, die ungeheuren Verschiedenheiten in den Schöpfungen der Kinder eines Landes und einer gleichartigen Umgebung zu erklären?

Welch unlösbaren Widerspruch bildet allein die Tatsache der Stilwanderung zu allen Rassekunsttheorien! Wir brauchen nur zu erinnern, daß die Gotik in Franreich — und durchaus nicht in einem Teile Frankreichs mit rein germanischer Bevölkerung — entstanden ist und nachher ihre deutsche Entwickelung weiter zu verfolgen!! Der fanatische Rassenteorethiker stempelt einfach jeden bedeutenderen italienischen Künstler zum Germanen (vergl. z. B. die Ausführungen Wilsers über Michelangelo und Leonardo oder die »Gedankengänge« und »historischen Nachweise« H. St. Chamberlains) oder er erklärt gewisse Entwicklungsabschnitte der Kunst von vornherein als minderwertig. Beispiele solcher gewaltsamen Vereinfachungen des Problems ließen sich viele anführen. Andererseits ist die ungeheuer starke Verwurzelung der Kunst im Nationalen natürlich nicht zu leugnen. Dürer und Hans Thoma sind rein deutsch und nur vom rein deutschen Standpunkt aus mit ihren Vorzügen und künstlerischen Schwächen zu verstehen. Dickens etwa und Puschkin, Racine und Dostojewski, sie alle können nur aus dem Genius ihres Volkes heraus ganz verstanden, ganz nachempfunden werden.

Schon die Nennung dieser Namen beweist, daß wir auf den nächstliegenden Gedankengang verzichten müssen: Nur die ganz großen Künstler seien übernational, die minderen Grades dagegen dem nationalen Moment enger verbunden. Denn zweifellos gehören von den Angeführten, ganz beliebig herausgegriffenen Beispielen doch zum mindesten die national determinierten Dürer und Dostojewski in dieselbe künstlerische Größenordnung wie die ihrer Rasse weniger verhafteten Michelangelo und Rembrandt. So bleibt die Erkenntnis, daß die Zugehörigkeit des Künstlers zu seiner Rasse oder zu seinem Volke, wie sie sich in seinen Werken ausspricht, in keinem erkennbaren positiven oder negativen Zusammenhange mit dem Werte seiner Produktion steht. Wird also Ablauf und Folge geistiger Epochen vom Historiker derart unbefangen betrachtet und ist er in der Lage, alles bewußt oder unbewußt Tendenziöse auszuschalten, so bleibt das Ergebnis für den Kampfruf der Tage ein recht negatives. Er erkennt Zwang mit Gegebenheiten, sieht zwar die Zusammenhänge, aber auch die Faktoren, die sie durchkreuzen. Ein feingliedriges Netz vielfach verflochtener Beziehungen wird sichtbar, dessen sinnvolle Ornamentik zu entwirren er sich bemüht.

Ausgehend von der Erkenntnis dieser Relationen und Relativitäten und in voller Klarheit über den Grenzwert aller derartiger Urteile wäre der Versuch zu unternehmen, Erscheinungsform und Wesen, ja überhaupt Existenz einer jüdischen Kunst zu untersuchen. Gibt es überhaupt eine

Kunst, die wir über die Bedingtheiten der Zeit und des Ortes ihrer Entstehung heraus als spezifisch jüdisch bezeichnen könnten? Wie verhält sie sich zur Kunst ihrer Wirtsvölker und bestehen überhaupt irgend welche Gemeinsamkeiten zwischen der autochtonen Kunst des jüdischen Ostens und der westjüdischer Mischkulturen? Soll die Antwort nicht aus allgemeinen und unbeweisbaren Phrasen bestehen, so müssen wir sehr vorsichtig zu Werke gehen. Von Anfang an steht fest, daß eine jüdische Kunst, die Anspruch auf den Namen einer solchen erhebt, nicht etwa auf jüdische Inhalte und Stoffe aus dem biblischen Leben beschränkt sein kann. Fällt aber, wie selbstverständlich, diese Beschränkung fort, so ergibt sich die Forderung, jüdische Prägung und jüdische Wesenheit zu erkennen, lediglich aus formaler und stilistischer Eigenart. So müssen wir schon Literatur, Musik und bildende Kunst trennen, weitergehend Lyrik und episches Kunstwerk, Oper, Kammermusik, Plastik, graphische Kunst, Malerei usw. Verfolgen wir nun aber innerhalb dieser Gebiete das Schaffen jüdischer Künstler und zwar sowohl der im Osten wie der in Holland, Spanien, Frankreich und Deutschland geborenen, so scheint es durchaus, als ob die gemeinsame jüdische Eigenart hinter der Verwandtschaft zum Kunstschaffen der Wirtsvölker zurücktrete. Die Zahl der jüdischen Künstler auf jedem dieser Gebiete ist Legion. Um ihre Bedeutung zu kennzeichnen, braucht man nur an Namen wie Israels, Pissaro, Liebermann, Antokolski, Messel, Mendelsohn, Meyerbeer, Offenbach, Bizet, Goldmark, Korngold zu erinnern. Wenn schon bei diesen bildenden Künstlern und Musikern das Schaffen ganz innerhalb der kunsthistorischen Entwicklungsreihe ihres jeweiligen Wirtsvolkes steht, wie vielmehr ist es dann erst bei jenen Künstlern der Fall, deren Ausdrucksmittel die Sprache, und zwar eben nicht eine jüdische, sondern jeweilig die spanische, französische, deutsche ist. Es soll hier jeder Hinweis auf einen Einzelnen unterlassen werden, aber es scheint in keinem mir bekannten Falle möglich, zu beweisen, daß auch nur ein einziger der dichtenden oder erzählenden Gestalter jüdischen Blutes formal den Rahmen der ihn umschließenden Epoche seines Geburtslandes gesprengt hätte. Selbst Heine, von dem dies vielfach behauptet wird, ist bei einiger Vertiefung in das Wesen der deutschen Romantik vollkommen aus dieser heraus zu erklären. Aufnahme der Tradition, Weiterbildung, ja selbst Revolutionen durch Schöpfungen jüdischer Künstler vollziehen sich immer durchaus in der geistigen Atmosphäre ihrer Wirtsvölker, nie innerhalb einer jüdisch bestimmten. So ist auch in den meisten der westeuropäischen Künstler das Bewußtsein ihres Judentums geschwunden. In den Fällen aber, wo sie aus religiösen Motiven oder Pietätswerten am Judentum festhielten, glaubten sie jedenfalls als Schaffende subjektiv nicht mit dem Judentum verknüpft zu sein.

Und doch — trotz dieser Erkenntnis — die auf künstlerischem Gebiet scheinbar eine vollkommene Assimilation feststellt, — es bleibt ein Rest, ein Unsagbares, eine Fremdheit und Distanceempfindung zwischen dem Schaffen jüdischer Künstler und dem der anderen. Wie aber soll man diese spezifische Nuance im Werke definieren? Die populäre trivialisierende

Völkerpsychologie ist sofort mit einer Anzahl unbewiesener und unbeweisbarer Typisierungen zur Hand, die wir aber durchaus ablehnen müssen. Man spricht von der analytischen Begabung der Juden im Gegensatz zur synthetischen, — als ob diese für eine wissenschaftliche, philosophische Geistesrichtung bedeutsame Unterscheidung für die Psychologie des Kunstschaffens, das ja immer ein Schaffen, also eine Synthese darstellt, überhaupt irgendwie von Sinn wäre. Oder es wird die Bewußtheit und Skepsis des jüdischen Künstlers angeführt, als ob etwa alle Künstler germanischen und romanischen Blutes zum naiv produzierenden, nicht »sentimentalischen« Typus zu rechnen wären. Kurz, alle diese Vorstellungen populärer Rassenpsychologie lassen sich genau so gut zur Charakterisierung des jüdischen Künstlers verwenden, wie ihre Umkehrungen. Wenn man es versuchen will, mit Worten jenes jüdische Imponderabile zu umschreiben, das unseres Erachtens allen Werken jüdischer Künstler anzuhaften scheint, hinweg über alle Unterschiede der Zeiten und der stilistischen Epochen des Landes und der sozialen Eingrenzung der betreffenden Künstler, ja selbst über die Grenzen der einzelnen Künste hinweg, gemeinsam der bildenden Kunst, der Literatur und der Musik, so wäre es etwa dieses:

Absolute Abkehr von allem Idyllischen, nur Stimmungsgemäßen, Zuständlichen, daraus folgernd stärkste Intensivierung des Vortrages, eine Intensivierung, die bei minder bedeutenden jüdischen Künstlern nur allzu leicht zur Verwendung unverhältnismäßig starker Kunstmittel (Meyerbeer. Orchestereffekt, Heines betonte romantische Ironie, Pissaros Palette) führts Aus dem Zuständlichen wird stets ein Werdendes, nicht nur in den erzählenden Künsten und der Musik, die ja ein Fortschreiten in der Zeit an und für sich als gegeben annehmen, sondern auch in den bildenden Künsten. (Man vergleiche daraufhin etwa die Werke Liebermanns mit denen anderer gleichzeitiger französischer oder deutscher Impressionisten.) So ergibt sich eine ganz eigenartige Konzentration des rhythmischen Gefüges.

Diese Definition muß, wenn sie für alle Zweige der Kunst gleichmäßig sinnvoll sein soll, notwendigerweise so allgemein gehalten sein. Die Übertragung auf die einzelnen Kunstgebiete ergibt sich ja ohne weiteres, doch muß noch einmal mit aller Vorsicht davor gewarnt werden, mit derartigen Definitionen zu viel und zu Spezielles aussagen zu wollen. Denn die Gefahr einer theoretisierenden Konstruktion liegt stets nahe und die künstlerischen Tatsachen dürfen nicht zuliebe eines angenommenen Axioms gewaltsam in einen bestimmten Rahmen gezwungen werden. Daher die gewollte Selbstbescheidung bei der Aufstellung obiger Umgrenzungen.

Für die Gegenwart, die eine eigene, von Wirtsvölkern kulturell und sprachlich unabhängige jüdische Sphäre als in erreichbarer Nähe betrachten kann, ergibt sich das Problem der Stellung der Kunst in einem derartigen jüdischen Volkstum. Soll etwa eine jüdische Kunst geschaffen werden, die die Rathäuser von Jerusalem und Jaffa mit Fresken aus dem biblischen Leben oder der Zeit der Diaspora bedeckt, wie im wilhelminischen Deutschland Burgen, Rathäuser und Kaiserpfalzen mit Freskendarstellungen aus der deutschen Vergangenheit geschmückt wurden und man in diesen Werken eine deutsche Kunst zu sehen glaubte? Diese

Frage ist keineswegs so lächerlich wie sie scheint, denn etwas Ähnliches wie diese Trivialisierung sehen wir bereits vor uns! Das »jüdische Kunstgewerbe«, das von Palästina nach Europa importiert wurde, ist ja auch nichts anderes als Darmstädter und Wiener Anregungen, die mit »jüdischen Motiven« verknüpft wurden. Daß diese Art zu gestalten und zu sehen etwas ganz und gar Europäisches, Unjüdisches ist, scheint bislang noch nicht aufgefallen zu sein. Daß von einer jüdischen Kunst nicht die Rede sein kann, weil siebenarmige Leuchter, Bromimbüchschen und Gesetzestafeln in Teppiche gewirkt und mit anderen kunstgewerblichen Erzeugnissen verknüpft wurden, das brauchte nicht erst besonders ausgesprochen zu werden. Es ist dies im gleichen Sinne eine nationale Phrase in der Kunst, wie etwa die Siegesallee oder andere Errungenschaften wilhelminisch-berlinischer Kunstpflege!

Eine jüdische Kunst kann nicht geschaffen werden, weder auf diesem noch auf anderem Wege. Es ist möglich, daß sie sich noch einmal entwickeln wird, wenn die sonstigen Voraussetzungen eines jüdischen Gemeinlebens verwirklicht sind. Unsere und die nächsten Generationen werden vielleicht bedeutende Kunstwerke hervorragender jüdischer Künstler noch kennen lernen, nicht aber Denkmäler einer autonomen jüdischen Kunst. Es ist nicht möglich, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, bestehende Kunstwerke als spezifisch und eindeutig jüdisch zu charakterisieren, es sei denn, man schüfe Definitionen jüdischer Geistesart ad hoc eben nach diesen gegebenen Kunstwerken. Aus dieser Erkenntnis heraus wurde auch eine derartige vorsichtige Definition gegeben, die vielleicht oder sogar sicher nicht alles erschöpft, was über das Jüdische in der Kunst zu sagen ist, aber dafür wenigstens nicht einer Theorie zuliebe die Tatsachen der Kunstgeschichte vergewaltigt. Paul Zucker.

Menschen — Bücher — Bewegungen

Die neue Schule.

Wenn in der Jugendbewegung von den Forderungen der Jugend gesprochen wird, eine neue Schule, eine wahre Heimstätte der Jugend zu schaffen anstatt des bestehenden Erziehungssystems, wenn insbesondere bei uns von der jüdischen Jugend die allgemeine jüdische Schule verlangt und dabei betont wird, daß es sich der jüdischen Jugend nicht darum handle, eine beliebige Schule, das Abbild der heutigen deutschen oder europäischen Schule zu bekommen, sondern sie mit allem Nachdruck ihre Sehnsucht nach der Schule ausspricht, so wird immer erwidert, dies seien Abstraktionen, allgemeine Wünsche und Behauptungen, die so lange wenigstens ohne Wert sind, als sie nicht in konkretisierte und präzisierte Forderungen gefaßt werden. Und gerade aus der Jugend selbst erheben sich solche Stimmen. Trotzdem jeder unter der gegenwärtigen Schule leidet oder sich deutlich erinnert, daß er noch vor kurzem an ihr gelitten hat, vermag er sich dennoch keine zutreffende Vorstellung von einer Institution zu machen, die wenigstens künftigen Generationen die Qual und die Sinnlosigkeit des heutigen Schülerdaseins ersparen würde. Und wenn er es selbst versucht, aus seinen persönlichen Erfahrungen heraus, nach seinen eigenen Wünschen zu verallgemeinern, muß ihm die Selbstkritik sagen, daß alles, was er

auf diese Weise vorzubringen vermag, einseitig, dilletantisch, vielleicht sogar unvernünftig ist und notwendigerweise sein muß, solange jeder von uns nur aus seiner eigenen Beschränktheit heraus denkt, ohne die Möglichkeit seine Vorschläge irgendwie zu erproben, und das erst wäre ja der Beweis für ihre Berechtigung, das erst würde erweisen, ob sie imstande sind, das von jedem deutlich gefühlte Problem auch zu lösen. Die deutsche Jugendbewegung ist in einer glücklicheren Lage, ihr schwebt eine ganz konkrete Schule vor, die viele von ihnen gesehen haben, in der manche einige Jahre gelebt haben und von der sie zu sagen berechtigt sind, daß sie die Schule der Jugend und der Zukunft sei. Eine große Zahl der Führer in den deutschen Jugendgruppen zieht als Konsequenz aus ihren Anschauungen, die sie in der Jugendbewegung erworben haben, ein lebhaftes und ernstes Interesse für alle pädagogischen Fragen, ein Studium ihrer modernen Literatur und ihrer Institutionen. Für die jüdische Jugend erscheint mir dies ganz unerläßlich, daß auch sie ein intensives Studium der Pädagogik beginnt, denn sie trägt doppelte Verantwortung für alles, was nun an Erziehungseinrichtungen bei uns im Westen und im Osten werden wird und vor allem für die Gestaltung des gesamten Erziehungswesens in Palästina. Es darf nicht sein, daß wir hier aus Unkenntnis und Schlendrian nichts anderes tun als das Vorhandene ins Jüdische und Hebräische zu übersetzen. Jugend und Volk, ihre Gegenwart und Zukunft hängt davon ab, ob es dem jüdischen Volke gelingen wird, ein jugendgemäßes, wahrhaftiges Kulturschulwerk zu schaffen oder ob es sich mit der Veraltungsmaschine, mit dem Verbildungsapparat, den man europäisches Erziehungswesen zu nennen beliebt, selbst verkümmern und verstümmeln wird.

Es gibt keine bessere Einleitung in die Pädagogik, als das Studium der Schriften der bedeutenden Pädagogen, insbesondere der heute Lebenden, die mitten im Kampfe stehen und von denen zwar wenigen aber dennoch einigen Gedanken und Werke gelungen sind, deren eigentliche Frucht erst in Jahrzehnten aufgehen wird. Wir müssen uns an die großen Neinsager in der Pädagogik halten, an diejenigen, die, geleitet von einer großen Konzeption und einem Ideal des Lehrers, der Schulgesinnung, der Jugend und Kultur, sich auflehnen gegen all das Geschreibe und Getue der Gegenwart. Und unter diesen wieder müssen jene unsere Lehrer sein, die nicht theoretisch und abstrakt allein ihre Pläne bauen, sondern denen ein neuer Schultypus in der Wirklichkeit gelungen ist, hervorgegangen aus dem lebendigen Kontakt mit der Kindheit, Jugend und den konkreten Problemen, die sich aus der Leitung einer bestehenden Schule ergeben. Es sind die drei Namen Maria Montessori, Berthold Otto und Gustav Wyneken, auf die hier die Aufmerksamkeit der jüdischen Jugend nachhaltig gelenkt sei. Alle drei wirkliche Neuschöpfer und Gestalter, alle drei Menschen, die aus dem praktischen Schulleben heraus denken und hahndeln, alle drei Leiter neuer Schulen, aus ihrem Geiste und zu ihrem Ziele geschaffen. Maria Montessoris Buch »Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter« ist weniger als ein Handbuch der Kindergartenlehre und ist doch mehr als alle dieser Art zusammen. Es ist einfach die Schilderung, wie eine feine Frau mit Liebe zu Kindern, geschult an den schwersten Problemen der Medizin und Psychologie, vor die konkrete Aufgabe gestellt, Proletarierkindern eine erträgliche Tagesheimstätte zu schaffen, die Schöpferin einer ganz neuartigen, unserer Kleinkindererziehungsmethode geworden ist. Es ist ihr einziges Werk, das in deutscher Sprache geschrieben ist, aber wer dieses wirklich in sich aufgenommen hat, besitzt einen untrüglichen Wertmaßstab, nach dem er von da an Scharlatanerei und schöpferische Erziehung zu unterscheiden vermag. Keine Führerin in der Jugendbewegung, kein jüdisches Mädchen überhaupt, dürfte versäumen, das Buch zu kaufen und immer wieder darin zu lesen, in keiner jüdischen Bibliothek dürfte es fehlen. Aber auch die jungen

Männer werden viel gewinnen, für sich und die anderen, wenn sie versuchen, diese reine Athmosphäre von Gerechtigkeit, Wissenschaftlichkeit und Kinderachtung zu atmen.

Dann die Schriften Berthold Ottos. Hier ist es schwer, eine Auslese zu treffen und eine den andern vorzuziehen. Von der politischen Gesinnung dieses Denkers abgesehen, die zweifellos das Kopfschütteln so manches erregen wird, ist kein Wort in seinen Schriften, das nicht aus einem Empfinden gegenüber der Kindheit flöße, das wir, gemessen an der heute üblichen Art des Verkehres mit Jugendlichen, ein revolutionäres nennen müssen, nicht ein Gedanke, der nicht wert wäre, nachgedacht zu werden. Aber wenn schon eine Auswahl empfohlen werden soll, so sei die Aufmerksamkeit insbesondere gelenkt auf die Schriften: »Volksorganische Einrichtungen der Zukunftsschule«, »Die Familienreform«, »Vom königlichen Amt der Eltern«, »Beiträge zur Psychologie des Unterrichtes«, »Das Buch von der Helga«. (Sämtliche erschienen im Hauslehrer-Verlag, Groß-Lichterfelde, Berlin.) In der Zeitschrift »Der Hauslehrer« sind zahllose Berichte aus dem Leben der von Berthold Otto geleiteten Hauslehrerschule in Groß-Lichterfelde bei Berlin, einer Schule, die radikal gebrochen hat mit allem pädagogischen Aberglauben an die Heilkraft von Prüfungen, Lehrplänen, Aufgaben, Schulstunden, geschlossenen Klassen und Bänken, Klassenbüchern, Strafen und dergleichen. Hier ist Wahrheit geworden und zeigt fruchtbarste Erfolge, was der ganzen pädagogischen Welt in Europa und ihren Verehrern im Judentum als unfruchtbare Utopie, als verbrecherischer Anschlag auf den Bestand der Kultur erscheinen mag.

Und zuletzt Gustav Wyneken, der für die Jugend das viel schwerere und dankenswertere Werk vollbracht hat, das wir in den beiden anderen, gegenüber den Kindern vollbrachten, ehrfürchtig bewundern. Seine Anschauungen vom Wesen der Jugend, von der Funktion der Schule in der Gesellschaft, von der Rolle der Kunst, der Philosophie und des Gemeinschaftslebens in der Erziehung, seine unvergleichliche Tat, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf (bei Saalfelde a. d. Saale in Thüringen), sind im Begriffe, selbstverständliche Grundlage für alles Denken und Tun der deutschen Jugend zu werden. Im Falle Wyneken kann ich nicht unparteiisch sein, darum enthalte ich mich jeder bezeichnenden Äußerung. Ich vertraue restlos der selbstverständlichen Wirkung seiner Werke. Man lese die Wickersdorfer Jahresberichte, die Programmschriften aus der Gründungszeit Wickersdorfs, die Jahrgänge der Freien Schulgemeinde (Verlag Diederich in Jena) insbesondere bis zum Kriegsausbruch und man wird vom Hauch neuer Jugend und Geisteswelt berührt werden.

Bernfeld.

Adressen der Mitarbeiter:

Dr. Siegfried Bernfeld
Wien, XIII. Titlgasse 18.

Eugen Hoeflich
Wien, XVI. Festgasse 17.

Dr. Abraham Schwadron
Wien, IX. Seegasse 25/15.

Franz Mayer
Breslau, V. Zimmerstraße 18.

Cheskel Zwi Klötzel
durch die Redaktion.

Alfred Kupferberg
durch die Redaktion.

Heinrich Süßkind
Leipzig, Promenadenstraße 26, bei Sali Hübner.

Albert Baer
Berlin-Wilmersdorf, Albrecht Schillerstraße 58.

Ernst Müller
Wien, II Ferdinandstraße 34.

Hede Bloch
München, Rheinstraße 24.

Paul Zucker
Berlin-Charlottenburg, Carmenstraße 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland. Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

In der Stadt des Mordens.*

Von Chaim Nachman Bialik. (Aus dem Hebräischen von Abraham Schwadron.)

.. . . . Auf! Geh' in die Stadt des Mordens und komm' in die Höfe!
Und deine Augen werden sehen und tasten die Hände auf Zäunen,
auf Hölzern und Steinen und Mörtel der Wände
verdichtetes Blut und vertrocknetes Hirn Erschlag'ner.
Kommst zu Ruinen und steigst über Breschen,
gehst an durchstoßenen Wänden vorbei und zertrümmerten Herden,
wo tiefgewühlt die Axt und breite, große Löcher geschlagen,
bloßgelegt den rauchschwarzen Stein und die Ziegel, zerbrannte,
daß sie da gleichen geöffneten, brandigen
Wunden, die nie werden heilen.
Dir versinken die Füße in Federn und stoßen an vielerlei Haufen
zermalmter Scherben, zersplitterter Splitter,
Pergamente und Bücher, zerwühlt und zertreten —
Trümmer unendlicher Müh' und der Früchte tiefschwerer Arbeit. — —
Doch bleibst du nicht stehen am Ort der
Verwüstung und kehrst dich zur Straße —
ach! da blühen Akazien, es strömt ihr Duft dir entgegen,
die Hälfte der Blüten geöffnet — doch riechen wie Blut sie!
Und magst du wüten und magst du dich sträuben: es trägt ihr buhlen-
der Duft
des Frühlings Wollust in deine Brust — und dich überfällt kein Abscheu.
Mit tausend goldenen Pfeilen durchbohrt die Sonne dein Herz und
vervielfacht frohlocken die Strahlen aus jedem Glassplitter über dein Elend.
Denn der HERR entbot sie in einem beide: Frühling und Morden,
die Sonne leuchtete — die Akazie blühte — und der Würger würgte . .

•

Und du fliehst — — und kommst in den Hof, darin ist ein Haufen.
Auf dem Haufen sind zwei Geköpfte: ein Jud und sein Hund.
Eine Axt hat sie niedergestreckt und auf einem Misthaufen —
und im Gemeng' ihrer beider Blut, da wühlen und wälzen sich Schweine . . .
Aber morgen kommt Regen, spült alles in's Bächlein daneben
und nicht mehr wird schrei'n das Blut aus Gosse und Kehricht,
denn im unendlichen Abgrund wird sich's verlieren
oder ein Dornengebüsch bis zur Sättigung tränken —
und aus alldem wird nichts, alles bleibt wie ungeschehen . . .

•

Auf die Dachböden kletterst du dann und stellst dich in's Dunkel.
Noch schwebt des bitteren Todes Entsetzen im schweigenden Düster
und aus allen verdämmerten Löchern und Schatten der Winkel
Augen, schau Augen! stumm auf dich starren . . .

---

* Vorabdruck aus dem im Verlage R. Löwit demnächst erscheinenden »Nach dem Pogrom«.

Der Märtyrer Geister sind's, trauernd verstörte.
Im Winkel unter der Decke des Daches kauern sie — schweigend . . .
Hier fand sie die Axt, hierher sind sie gekommen,
mit dem letzten Blicke des Auges
ihres nichtigen Todes Qual zu besiegeln — und den Fluch ihres Lebens.
Da lehnend in zitternder Scheu, erheben sie aus den Verstecken
lautlosen Ruf nach Sühne, die Augen nur fragen: »Warum?«
Und wer, der kein Gott ist, kann diese Stille ertragen!
Zum Dache erhebst du den Blick — es dunkeln
die Ziegel und schweigen. Doch frage die Spinnen allda,
die sind lebendige Zeugen, Augenzeugen, und geben dir Kunde:
Vom aufgeschlitzten Bauch, mit Federn gefüllt,
von Nasenlöchern und Nägeln, von Schädeln und Hämmern,
von Menschen, geschlachtet, kopf-erdwärts an Balken gehängt,
vom Säugling zur Seit' der erstochenen Mutter,
der schlief, die kalte Brustwarz' im Mündchen,
vom Kinde, zerrissen mitten im letzten »Mama!« — ein halbes »Ma..!«
Schau, es blicken auch seine Augen und heischen Rechnung von MIR . . .
Und noch vieles wie dieses erzählt dir die Spinne,
was das Hirn dir bohrt und für ewig Seele und Geist dir will morden . . .
Du aber krampfst dich zusammen, erwürgst in der Kehle den Aufschrei,
begräbst ihn tief in der Brust, daß er nie sich entwinde —
und springst von dorten hinaus — — Schau! Es ist alles wie früher
und wie vorgestern-gestern verschlemmt die Sonne ihr Licht an die Erde.
— —
— —

•

Nun steigst die Stadt du hinab und betrittst einen grünenden Garten.
Dort die geräumige Hürde — das ist die Hürde des Würgens!
Wie ein Heer gigantischer Fledermäuse und grauser Vampyre,
auf ihren Opfern hingelagert, müde und trunken vom Blute,
so liegen gebreitet am Boden der Hürde
Räder mit Zacken besteckt, gleich Fingern, zum Morde bereit,
die Spitzen beschmutzt noch mit menschlichem Blut und Gehirn . . .
Wenn nun der Tag verdämmert, die Sonne im Westen sich senket,
gehüllt in blutige Wolken, umgürtet von lohenden Flammen,
öffnest du leise das Tor und trittst in die Hürde.
Dunkle Angst verschlingt dich, ein Abgrund dumpfen Entsetzens.
Schrecken! Schrecken! Schrecken! . . . Er schwebt in den Lüften,
ruht auf den Wänden, im Schweigen gepreßt.
Unter dem Haufen der Räder, zwischen den Ritzen und Spalten
fühlst du ein Zucken zerschmetterter Glieder
noch die darüber geschichteten Räder bewegen.
Und ein letztes, verhaltenes Stöhnen, die Stimme schwachen Gewinsels,
hängt dir noch über dem Haupte, als sei sie erstarret,
als gärte dort zitternd ein trüber Schmerz, ein Schmerz von Ewigkeiten . . .

Traun! Ein Geist des Elends, voll Pein und Schmerz,
sperrte sich selber hier in den Kerker,
preßt' sich allda in ewiges Weh und will sich nicht trennen . . .
Schmerzensmatt und müde-kraftlos flattert umher eine schwarze Schechinah*
in allen Winkeln dahier und findet die Ruh nicht.
Weinen will sie und kann nicht, aufbrüllen will sie — und schweigt.
Stumm in Trauer vergehend und leis' in sich würgend,
breitet sie weit ihre Schwingen über der Heiligen Schatten — das Haupt
in den Flügeln vergrabend,
birgt im Dunkel die Träne und weint ohne Worte . . . — —
Auch du nun, Menschensohn, verschließ dir die Pforte,
sperr dich hier ein ins Düster und senke den Blick zu Boden,
steh' ohne Ende also, du allein mit dem Schmerze,
und fülle mit ihm dein Herz für all deine Tage.
Und zerschellt dir einst die Seele, verliert sie all ihre Kraft —
dann bleibe der Schmerz dir geborgen, eine Quelle von Gift.
Gleich einem Fluche, so lag're er sich über dich,
wie ein Wahn, so bringe er dir Entsetzen!
Er halte dich fest und drücke dich tief, wie ein Alpdruck schaurigen Traumes!
Du trägst ihn im Schoße nach allen Enden der Erde
und suchst ihm das lösende Wort — aber du findest es nicht!
— —
— —

Auch ein Wort zu den Pogromen.

Der Weltkrieg, der unserem Volke so viele und so schwere Wunden geschlagen hatte, war soeben überwunden, auf Grund der Prinzipien von Völkerfrieden und Völkerverbrüderung überwunden, und wir durften auch in der Galuth die baldige Heilung der Kriegswunden erhoffen.

Aber der allgemeine Krieg war tot — es lebte der jüdische auf! Der seit achtzehnhundert Jahren spezifisch jüdische Krieg, in dem die eine Seite immer nur geschlagen wird und die andere immer nur schlägt: Pogrome.

Und die Kampffront dieses Krieges verzieht sich immer mehr vom Osten nach dem kultivierten Westen. 1882 wurde die Welt überrascht vom ersten Pogrom der neueren Zeit, etwa 100 Jahre nach der französischen Revolution und ihrer Verkündigung der hohen Menschheitsideale. Das war im tiefen, »finsteren« Rußland. Gott sei Dank: dreißig Jahre Kulturfortschritt seither, Evolution, Revolution, und einer der schrecklichsten Pogrome wütete jetzt in Lemberg und bis nach unzähligen Orten Westgaliziens und Ungarns gelangte die »mächtige Pogromwelle, bis zur Schwelle Deutschösterreichs, bis nach Holleschau und anderen Orten

* Etwa die Herrlichkeit Gottes auf Erden, manchmal mit Beziehung auf die Vorstellung von der göttlichen Vorsorge für das jüdische Volk.

Böhmens — Mährens — und selbst in Wien wurde eine Art Selbstwehr organisiert.

Wir haben in den vier Jahren des Krieges sicherlich mehr Opfer gehabt, mehr Schläge erhalten — so tief schmerzlich aber wie die der Pogrome waren keine!

Und die Protestler haben protestiert, die Barmherzigen haben gespendet und die Klagesänger die Opfer beklagt. Ich habe vielen der Protestversammlungen beigewohnt und es war darunter keine, in der nicht kluge und gesetzte Männer feierlich, mit Stolz und Befriedigung versichert hätten: »Wir Juden kennen keine Rache.«

»Können« hat keiner gesagt. Denn es waren dies kluge und gesetzte Männer, reife Männer.

Und das Herz zerspringt von der Wucht des Schmerzes und des Zornes und findet nur noch ein wenig Trost in der Hoffnung, daß es unter euch junge Juden viele gibt, die »können« sagen, die zähneknirschen und weinen: »Wir können nicht!«

Der war auch ein Jude, der in dem Psalm »An den Wassern Babels« aufschrie:

»Heil dem, der dir das vergilt, was du an uns getan!« ....

Und merke dir das, Judenjugend der ganzen Welt: Unter den Pogromtätigen haben jüdische Mittel- und Hochschüler ihre Kameraden erkannt!

Und junge Juden waren es auch, die jetzt nach den Pogromen zu den lieben Nachbarn ein anderes Verhältnis annahmen, als das der Korrektheit und des moralischen Gekränktseins der Reifen. Herzlichsten Abscheu und aufgewühlte Empörung haben diese jungen Juden jenen in Lemberg gezeigt, mit denen sie nicht auf derselben Schulbank sitzen wollten.

Das erscheint mir als eine neue Note in unserer Psychologie: Die innerste Aufbäumung gegen die Galuth, daß Juden einfach aufhören, das Leben in der Atmosphäre des Hasses und der Verachtung ertragen zu können.

Dies, dieser Zorn allein, bin ich überzeugt, wird uns erlösen! . . . Und vorläufig ist wieder Ruhe, d. i. Waffenstillstand. All unsere Ruhe ist nichts anderes als verschieden lange und an verschiedenen Frontteilen zu verschiedenen Zeiten eintretende Waffenstillstände im »spezifischen Judenkrieg« der ganzen Galuthzeit.

Und 1905 versuchten junge Juden zum ersten Mal in neuerer Zeit den »spezifisch jüdischen« Charakter der Kämpfe aufzuheben: Sie gründeten Selbstwehren. Seit jener Zeit taten sie es beinahe bei jedem Pogrom. Aber sie wurden fast überall vor den Überfällen von den Behörden entwaffnet und die »Tradition« setzte sich fort.

Und ich sehe es als richtig und vernünftig ein, daß die Selbstwehren bei den Entwaffnungen sich nicht in einen aussichtslosen Kampf eingelassen haben. Sie wären niedergemacht worden, wären also niemandem mehr Schutz gewesen und solange noch die Möglichkeit bestand, das Leben zu retten, wären zwecklose Opfer Unsinn gewesen.

Aber in den Toren vieler brennender Häuser in Lemberg standen Legionäre und verhinderten die Flucht der verbrennenden Juden, der

Männer, Frauen und Kinder. Hier war das Leben schon so wie so nicht mehr zu retten, es war nichts mehr zu fürchten. — Da will ich euch, jungen Juden, sagen, was klugen, reifen zu sagen, ich nicht wagen würde.

Leicht und billig ist es allerdings uns, von der Gefahr Fernen, über jene, vom Tode umlohten, ein kritisches Urteil zu fällen. Und doch muß ich in Zerknirschung sagen: Wären die in diesen Häusern verbrannten Menschen Söhne irgend eines anderen Volkes gewesen, es hätten sich dort schon irgendwelche Äxte, Hacken, Messer, Eisenstangen gefunden, mit denen zumindest die Männer, wenn schon nicht sich gerettet, so doch ihren Martertod nicht ganz ohne Gegenleistung erlitten hätten, mit denen sie, wenn ihnen schon ein Weiterleben in diesem Jammertal nicht vergönnt wurde, diese »Hüter an den Toren« zu einem Leben im besseren Jenseits mitgenommen hätten. — —

Müssen alle Polen die Hunderte von Juden auf dem Gewissen haben, die hingemordet worden sind, so haben wir alle — denn das liegt in unserer völkischen, unser allen Art — haben wir alle die Hooligans auf dem Gewissen, die vor den Toren der mit Juden verbrannten Häuser nicht gefunden wurden.

Abraham Schwadron.

Ghetto.

(Geschrieben im Juni 1918).

Ich wollte sehen und ich habe gesehen. Racine.

Es gibt wahrlich nichts Neues unter der Sonne. Jehova zürnt seinem Volke und jagt es von Ort zu Ort. Unstet und flüchtig treibt es sich durch die Lande und siebenmal verstoßen kehrt Ahasver ewig wieder.

Jüdische Flüchtlinge aus Palästina. Glaubt man nicht die Kriegswagen Babylons und die römischen Legionen unter Vespasian zu sehen, nicht die Propheten des alten Bundes klagend ihre Stimme erheben, ob des Unterganges der heiligen Stadt und der Wegführung ihrer Söhne und Töchter — hört man von Flüchtlingen aus Judäa? Gläubig zogen die Väter, getrieben aus der Enge der galizischen Judengasse, gläubig an das Licht der Zukunft. Betrogen kehren die Enkel heim, gejagt vom Feinde, der überall ist, betrogen von allen, sterbend vor Hunger, gemustert vom Tod, die Augen ohne Tränen, die Herzen starr, müdes Entsetzen auf den Zügen. Sie kehren heim auf dem uralten Weg über das Goldene Horn in die Hauptstadt des Reiches, aus welchem Großvater gezogen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Wien hat ein Ghetto. Wohin sollen die Kinder der Gasse flüchten, wenn nicht in das Ghetto? Die Große und die Kleine Schiffgasse und die Schiffamtsgasse erschallen von alttestamentlichen Namen und der Straßenstaub von Tiberias und Jerusalem mengt sich mit dem Kanalgestank der entsetzlichsten aber zugleich auch lehrreichsten aller Gassen Wiens.

Die Schiffgasse und ihre Umgebung verbreitet den Schauer des Schreckens unter alle Menschen, die sie kennen. Alle Plagen Ägyptens und die Gebreste der orientalischen Hafenbettler sind zu einer großartigen Dauerausstellung vereinigt. Dirnen kreischen, Juden feilschen, klagende Töne klingen aus den offenen Fenstern der zahllosen Bethäuser. Zankende stürzen, die Fäuste an der Gurgel, die Treppe eines Wirtshauseinganges herab. Eingesalzene Heringe, drei Volksküchen und die Schmutzkiste vom Karmelitermarkt, bilden eine zweifelhafte Geruchseinheit. Im Gedränge des zerrissenen und schmutzigen Volkes, erblickt man einzelne Lichtgestalten, ehrwürdige Köpfe, patriarchalische Denkerstirnen.

Das Ghetto Wiens ist aber auch lehrreich, sehr lehrreich sogar für den Verstehenden. Rings um das »Heim der orthodoxen Juden«, ein Heim von fragwürdigem Wert, drängen sich Händler, wie auf einem persischen Bazar. Jeder ein Paar alte Schuhe in der Hand, oder eine gebrauchte Hose, flüsternde Anbote, entrüstete Rufe, alles im Tonfall des Ghetto. Die Kettenhändler im kleinen, zugegeben. Die Kaufläden an den Straßenecken, ebensoviele Nester des Schleichhandels, Wohnungen, in denen Ware verhandelt wird, polnische Juden mit zerrissenem Rock, aber mit vielen Hundertern in der Tasche, schwärende Wunden am Körper der Gesellschaft, zugegeben. Aus der sumpfigen Enge dieser Gasse streben die Großzügigen hinaus. Freiheit der Handlung, Platz dem Streben! Wer wagt, gewinnt. Das Große muß gelingen. So ziehen die Jünglinge der Gasse hinaus und schachern im Großen, werden dick vom Verdienen, freuen sich der guten Geschäfte und kennen keine fleischlosen Tage. Krebsschaden der Gesamtheit. Alles zugegeben.

Aber! Es erhebt sich ein Einwand von unendlichem Pathos. Denn inmitten der üppig Verdienenden gehen in der gleichen Tracht des Ghetto die am tiefsten Gebeugten, im Hause des bärtigen Greißlers wohnen die Flüchtlinge aus Palästina, in der Sprache der am Kriege gewinnenden Dunkelmänner sprechen auch die hilflosesten Frauen, die ich je gesehen. Nicht das ist der Einwand gegen die Hetze des lebendig gewordenen Mittelalters, daß Bauern, die keine zweitausendjährige Schachererziehung genossen, den frechsten Juden an Frechheit übertrumpfen, nicht damit allein kann man die Mäuler der schuldbeladenen Pogromrufer stopfen, daß man auf Verdienste weisend, die Sünde verheimlicht, sondern die schwangere Frau, deren erstes Kind vor Hunger gestorben, die fünf Familien, die zu unsinnig hohem Preise in einer Wohnung Rast gefunden, die wandernden, heimatlos gejagten Scharen, die von der Flüchtlingsunterstützung allein leben, die Bresthaften, Kranken, die Gläubigen und Guten, die leidenden Kinder, sie alle legen gewaltiges Zeugnis ab, daß nicht alle Juden Teil haben an der Sünde der Wenigen, sowie nicht alle Früchte des Baumes schlecht sind, wenn auch einige faulen.

Wer wird es wagen, vor das Haus Schiffamtsgasse 11 zu ziehen, das Haus, in dem etwa 50 palästinensische Flüchtlinge, fast nur Frauen und Kinder, zusammengepfercht, jämmerlich unterstützt, auf fremden Betten

in erschreckender Hilflosigkeit, die Gastfreundschaft Wiens genießen — wer wird es wagen, frage ich vor diesen doppelt Elenden — Elend heißt auch Fremde, hinzutreten, unschuldiges Blut für schuldiges zu fordern? Die Hand muß verdorren, die sich freventlich erhebt gegen das Unglück dieser Menschen. Ehrfurcht vor dem Leben jedes Einzelnen! Wie recht hat der weise Lehrer Lynkeus, der hierin die Quelle aller Gerechtigkeit sieht.

Ein neues Licht wird fließen in das Dunkel des Ghetto, wenn alle die neue Erkenntnis fest und unerschütterlich besitzen werden. Die Erkenntnis der wahren Gegensätze. Nicht Jud und Christ, nicht Germanen und Slaven, nicht einmal Deutsche und Engländer, sind die wahren Feinde, nicht Konfessionen und Nationen befehden einander unverletzt. Nur der wirtschaftliche Gegensatz, der Klassenkampf ist der allein berechtigte Krieg. Der jüdische und arische Kriegsgewinner gegen den jüdischen und arischen Kriegsverlierer. Dies ist die Front von heute. Die gerechte Front. Das System ist allein schuldtragend! In der Sprache der Weisheitsfreunde ausgedrückt: Das Sein regiert das Bewußtsein. Das schlechte System zwingt die Menschen zum Betrug und betrügen kann man bekanntlich immer nur auf Kosten eines Betrogenen.

Wehe aber, wenn der ungerechte Streit ausgefochten wird! Denn: Eher soll die Menschheit aufhören zu existieren, bevor die Gerechtigkeit untergeht. So sagte einst ein Arier. Es war allerdings Kant.

Die aus dem Dunkel Hinausstrebenden, die nach Licht dürsten, denn auch solche gibt es dort, werden aber einst Führer sein. Führer den Brüdern, und Lehrer der Irrenden. Die Traurigen werden fröhlich sein. Denn dann wird Liebe strömen aus allen Herzen und Gerechtigkeit wird herrschen auf Erden.

*

Heute. Auf der Elektrischen: »Wenn ma nur d' Juden umbringa tät! Alle!« — Jawohl alle, hat er gesagt, alle. — Bruno Frei.

Über Moses Heß.

Moses Heß hat im Bewußtsein der Zionisten, die seinen Namen der Vergessenheit entrissen haben, dennoch nur eine halbe Auferstehung gefeiert. 1862 war »Rom und Jerusalem« nach dem Worte Zlocistis — des Herausgebers von Hessens kleinen jüdischen Schriften — in den totenruhigen, morastigen Teich der jüdischen »Öffentlichkeit« wie ein Stein hineingefallen, der Kreise zog und Wellen schuf, aber das Buch wurde dennoch bald wieder vergessen, als die Wellen sich beruhigten. Der Zionismus hat es dann wieder in Erinnerung gebracht, aber »Rom und Jerusalem« wurde in den großen Topf jener »Vorläufer« geworfen, auf die man sich nur in der Einleitung zionistischer Vorträge berief. »Schon 1862« usw. Und die jüngste zionistische Generation scheint Heß

überhaupt nicht mehr zu kennen, trotzdem sie gerade auf viele ihrer eigenen Fragen sich bei ihm Belehrung und Anregung holen könnte.

Zwar schon als bloßer »Vorläufer« des Zionismus ist Heß von einzig dastehender Tiefe der Auffassung und Wärme des Gefühls. Seine Ausführungen über den Chassidismus stehen turmhoch über allem, was zu seiner Zeit und noch lange nachher über das Thema gesagt wurde. Seine Worte an die Ostjuden im fünften Brief, das Bild von der Narbe im Antlitz der Geliebten (11. Brief) sind von hinreißender Gewalt des Gefühls. Ich möchte hier aber vor allem auf die Gedanken hinweisen, die Heß in den Geisteskampf des Judentums geworfen hat und die heute mehr denn je wert sind, lebendig zu wirken.

Der Grundgedanke ist: Die enge Verbindung des Judentums mit der Zeit und dem Werden. Während die heidnische Auffassung des Menschen es nicht wagt, dem Werden ins Auge zu sehen, während daher das Ideal der Griechen die Ruhe, die vollendete Schöpfung ist, beherrscht den Juden »die Agitation« für alles, was in der menschlichen Welt sein soll, der Welt, die noch nicht vollendet ist. »Einerseits der weise Genuß der Gegenwart, anderseits die feste Hoffnung auf die Zukunft.« So sind die Juden das klassische Volk der Wertung der Geschichte, wie denn überhaupt die Idee einer Menschheitsgeschichte ein Geschenk Judas an die Menschheit ist. Nichts ist dem Judentum ferner als jene Geschichtsverdrossenheit, die kürztich erst wieder Meyrink mit den Worten zum Ausdruck brachte, was unsere Zeitungen uns als »Neuestes« erfahren lassen, sei dasselbe, »was schon vor Jahrtausenden in blau genau so passiert ist.« In der glänzenden Parallele Hegels und Schopenhauers, die Heß in einer Note durchführt, erweist sich denn auch die geschichtliche, genetische Weltanschauung Hegels als die unserem Geiste verwandte, während sich Schopenhauers Judenfeindschaft hier wohl an ihrer tiefsten Wurzel enthüllt. Das Judentum ist Geschichtsreligion, weil es das Gesetz Gottes in der Geschichte offenbart. Dieses Gesetz ist bestimmt durch sein Endziel: Das messianische Zeitalter, den »Geschichtssabbat.« Man wird wohl, seit den Juden die frühere Selbstverständlichkeit des messianischen Glaubens verloren gegangen ist, dies als Maßstab der Größe eines Juden aufstellen können: wie innig und fest, be' emunah schlemah, er an das Kommen des messianischen Zeitalters glaubte. Und man wird mit tiefer Ehrfurcht die Sicherheit bewundern, mit der Moses Heß, der Sozialist, an die Vorsehung, an das Judentum als Religion der Vorsehung und an das nahe Kommen des Vorgesehenen, des Geschichtssabbat glaubte.

Heß' Stellung zur jüdischen Religiosität scheint mir gerade für viele von uns, die den Anschluß an die Substanz des Judentums, seine Tradition, suchen, ohne ein Opfer ihres Intellekts bringen zu können, vorbildlich. Indem er das Judentum als historischen Prozeß auffaßt, dessen einziges Dogma, die Einheitslehre auch wieder kein starres, äußerlich gegebenes und darum unfruchtbares Urteil, kein toter Glaube, sondern eine stets von neuem dem Geiste des Judentums gestellte Aufgabe ist, gewinnt er die Freiheit, sich dem Judentume zu unterwerfen und dennoch

frei zu bleiben. Die Erkenntnis ist Gewissensangelegenheit des Einzelnen. Das gemeinsame Gesetz aber handelt nicht von dem, was man denkt, sondern von dem, was man tut. Dieses vom Gesetz vorgeschriebene Tun wird als »jüdische Volkstradition« aufgefaßt, die lebendig erhalten werden soll. Hiedurch gewinnt das Verhältnis zum Religionsgesetz jene Elastizität, die — obwohl sie dem Strenggläubigen ein Greuel sein wird — dennoch nun einmal notwendig ist, wo nicht mehr die Sicherheit ungebrochenen Glaubens, sondern das reflektierende freie Bewußtsein entscheiden soll. Es ist eine Schmiegsamkeit der Auffassung, die ein Leben im Geiste des Volkes erlaubt, ohne den Geist des Individuums zu vergewaltigen.

Heß' Stellungnahme zum Christentum ist durch die Grundgedanken bestimmt, daß das Judentum eine soziale Religion ist, der christliche Individualismus dagegen für die Bedürfnisse einer Zeit geschaffen wurde, in welcher die sozialen Bande sich gelöst hatten und das Individuum elend, jedes sozialen Bandes bar war. Will dennoch das Christentum den Menschen in den Schoß der Gesellschaft zurückführen, so muß es wieder nur im Judentum Wurzel schlagen. Hier spricht Heß über die jüdische Auffassung der Individualität und der Unsterblichkeit tiefdurchdachte Worte aus, deren historisch wichtiger Kern gewiß nicht wenig dadurch bekräftigt wird, daß in unserer Zeit der von ganz andern Prämissen ausgehende Achad Haam zur selben Auffassung gelangt. Für das alte Judentum existiert das Problem der individuellen Unsterblichkeit und Erlösung nicht, weil es da kein isoliertes Individuum gibt, der Einzelne ist nur Teil des sozialen Gebildes, dessen Erlösung der Messianismus bedeutet. Heß spottet über das egoistische Chacun pour soi der christlichen Unsterblichkeitslehre. Ob freilich dieser Spott berechtigt war, ob nicht vielmehr die durchgängige Auffassung des Individuums als Teil der Gesellschaft dem Werte der Persönlichkeit Abbruch tut, ob wir daher in der nachjüdischen Entdeckung der Persönlichkeit einen höheren Grad der Gesittung erblicken sollen — dies möge der Leser sich selbst beantworten. Heute machen uns junge Juden wie Franz Werfel (»Die christliche Sendung«) diese nur-soziale, nur-politische Wertung des Individuums zum Vorwurf. Wenn Heß über den Egoismus der christlichen Erlösungslehre spottet, die das Individuum chacun pour soi erretten möchte, so wird man ihm wohl erwidern, daß umgekehrt der Geschichtssabbat, die Vollendung der menschlichen Gesellschaft, noch immer nicht die Sündlosigkeit und Erlösung des Einzelnen bedeutet. Heß' einseitiges soziales Judentum und das »Neuchristentum« einzelner junger jüdischer Denker von heute weisen beide nach einer höheren Synthese von Individuum und Gesellschaft, die zu finden Aufgabe der erneuten jüdischen Gemeinschaft sein wird. Hugo Bergmann.

Else Lasker-Schüler.

Meinem Bruder Schachna.

Aufschlußreich, für das Verständnis der Gedichte von Else Lasker-Schüler unerläßlich, ist es, der Ursache nachzugehen, was in ihnen als be-

sonders jüdisch empfunden wird, so daß es Peter Hille* veranlassen konnte, in Lasker-Schüler »Die jüdische Dichterin« zu sehen.

Zunächst wohl äußerlich die ofte Verwendung von Tropen, Bildern und Gleichnissen, die uns »orientalisch« anmutet, nur der Morgenländer** gibt seinem Entzücken durch Tropen und Bilder Ausdruck (Hohelied, Lyrik der Perser), und die Gedichte der Lasker-Schüler sind lauter Entzückungen. Auch abendländische Dichtung bedient sich der Bilder, aber nur der Anschaulichkeit wegen, wo es in der Iliade gilt, bei Schilderung von Kampf und Getümmel, Leidenschaft in Form zu bändigen, wird ein beruhigendes, Anschaulichkeit förderndes Gleichnis entfaltet. Nicht so die morgenländische Lyrik. Ihr Bild, ihr Gleichnis soll nicht veranschaulichen, nur Symbol sein, schönes Symbol. Nicht soll ein Geschehen mit Hilfe eines vertrauten Vorganges enthüllt werden, sondern in prächtig gestickte Schleier verhüllt »durch die Blume« sprechen. Sie ringt nicht mit dem Ausdruck um Begreiflichkeit, dies ist nicht wie im Westen Hauptstreben, im Gegenteil wählt sie eine durchaus persönliche »Blumensprache«, damit die Erlebnisse Unbeteiligten nicht nackt bloßliegen***. Das abendländische Gleichnis erklärt, rationalisiert, wie sonst alle westliche Geistestätigkeit, das morgenländische verhüllt persönliches Geheimnis. Dort dient es zur Veranschaulichung, darum ist das Vergleichsobjekt gleichgültig, wenn es nur auf die erstrebte Eigentümlichkeit des Erzählten hinlenkt, hier sollen die Tropen schmücken, darum muß das Vergleichsobjekt selber schon an sich als Symbol Wert haben, Gehobenheit nur noch steigern, es selber soll schon »ergreifen«. Beispiel: das Bild vom Nachtfalter, der die Kerze umkreist bis ihm Licht Verderben wird, aber auch Läuterung: Goethes »Stirb und werde!«, bekanntlich der persischen Lyrik, der es geläufig ist, entnommen. Der Orientale will sein Erlebnis mit glitzernden Wortedelsteinen zweckfrei schmücken, er ist in einem tiefen Sinn Romantiker. (Wesentliches im westlichen »Romantismus« in Literatur und Leben ist auf maurische Anregung zurückzuführen.) Der Okzidentale schildert das Erlebnis exakt, wie es ist, er lernte als erster Natur und Gedanken »genau« messen, so schuf er Wissenschaft. Aufs Praktische gerichtet, strebt er zur nutzvollen Wahrheit, zur Tat-Sächlichkeit. Er wünscht, nicht zu übertreiben, nicht zu verkleinern, nicht zu vergeistigen, vom Körperlichen nicht abzusehen: kurz, er erstrebt Realität. Daher die griechische Plastik im Gegensatz zur ägyptischen so ohne jedes Gedankengekräusel. Der Orientale ist mehr Ästhetiker, weil sein Denken, Erleben, Gestalten, Schildern, am schönen Zwecklosen sich ergötzt und nicht auf Praxis gerichtet ist. Daher seine Begabung für das Transzendente. Der Okziden-

* Geleitwort zu den gesammelten Gedichten von Else Lasker-Schüler, im Verlag der Weißen Bücher in Leipzig.

** Unter »Orientalen« sind hier neben den Semiten jedenfalls auch die Perser gemeint, unter »Okzidentalen« die Träger der europäischen Kultur, sofern sie die Erfüllung der griechischen ist.

*** »Euch ist das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben, jenen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen zu Teil, damit sie sehend sehen und doch nicht erkennen, hörend hören und doch nicht verstehen usw.« (Mark. 4. 11—12.) So denkt sich der Evangelist die Bestimmung des Gleichnisses.

tale im Streben zur »genauen« Wahrheit berichtigt immer wieder seine Erlebnisse, sonst wären sie für das Tun unbrauchbar, der Orientale in seinem zweckfreien Denken schaltet nichts Überwundenes aus, weil kein Zweck ihm ein Je-Erlebtes entwerten kann. Nur Zweckdenken fördert Überwundenes zu Tage. Daher der Konservativismus im Orient, der Erlebnisse häuft, nicht revidiert. Noch der umwälzende Reformator muß dem Orientalen im »Alten Bund« verheißen sein, sein Leben, Lehren und Tun müssen sich den Weissagungen der nicht überwundenen »Schriften« fügen. Entscheidende Bestimmungen, wie die von der »Gottmenschheit« sind oft unberichtigte Mißverständnisse alter religiöser Erlebnisse, hier der alttestamentarischen Begriffe vom »Gottessohn« und »Menschensohn«. Der Orientale läßt sich in seinem inneren Schauen vom äußeren nicht stören, weil es stärker ist und das äußere notfalls völlig zu umhüllen vermag. Genaues Messen, Erkenntnisökonomie, wie sie am Beginn ihrer Erfüllung Bacon verkündet, alle Erkenntnis in der technischen Bewährung gründend, und das Ziel in Beherrschung erkannter Wirklichkeit verlegend, muß tiefer in der Seele der Okzidentalen verwurzelt sein. Es nur dem Zwang und der Not der Übervölkerung zuschreiben wäre gar zu einseitig »materialistisch«. Der Okzidentale muß sich in Gotteskunde vom Orientalen belehren lassen, weil sich ihm seine Gotteserkenntnis gleich im Keim durch seine messende Berichtigungen zersetzt. Wissenschaft entsteht auf dem Weg zur Praxis, Gott offenbart sich in zweckfreier beruhigter Beschaulichkeit. Kurz: das östliche Gleichnis will weltabgewandt, in sich verschlossen verhüllen, das westliche, weltzugewandt enthüllen, das erste will zweckfrei (unsachlich) schmücken, das andere zweckvoll (sachlich) entblößen.

Aus der Verschiedenheit der Bestimmung erklärt sich auch die Wesensverschiedenheit. Das orientalische Vergleichsobjekt braucht mit dem Dargestellten nicht viel Gemeinsames zu haben, wenn es nur an sich schön ist und dem Gegenstand des Entzückens schmeicheln, ihn »preisen« kann. So große Bedeutung hat das Preisen im Leben des antiken Orientalen. Das westliche Gleichnis muß sachlich sein. Wird eine Frau mit einer Blume verglichen, so mit einer, deren äußere Eigentümlichkeiten auch wirklich die der verglichenen Frau hervorheben können, das orientalische Gleichnis wird einfach die konventionell schönste Blume nennen. Worte des Geliebten mit Honig und Milch zu vergleichen, den Namen des Geliebten mit Duftöl, den Geliebten mit einem Myrrhenstrauß, den Hals des Geliebten mit dem Davidsturm, ihr Haupt dem Karmelberg, Wangen der Geliebten mit Blumenbeeten*, wird dem Abendländer

---

* „דְּבַשׁ וְחָלָב תַּחַת לְשׁוֹנֵךְ“
„לְרֵיחַ שְׁמָנֶיךָ טוֹבִים. שֶׁמֶן
תּוּרַק שְׁמֶךָ.“

schwerlich einfallen. Er wird diese Tropen überall abgeschmackt finden und doch entnehmen wir sie dem Hohelied, von dem Goethe (W.-ö.-D. Noten) sagt, es sei »das Zarteste und Unnachahmlichste, was uns vom Ausdruck leidenschaftlicher, anmutiger Liebe zugekommen«. Der Abendländer verwendet überhaupt nur selten Tropen, weil sie die Genauigkeit eher verwirren. Bei Goethe z. B. fehlen sie fast ganz, wo sie vorkommen*) werden durch sie selten Gegenstände geschildert, sondern Geschehen, Vorgänge mit Hilfe entlehnter Zeitwörter veranschaulicht, wie es in der deutschen Literatur seit Liliencron zum Unfug ausartete. Ursprünglich aber Folge der zusammendrängenden, »ineinanderkeilenden« Technik. Die Gleichnisse der Iliade wollen auch nur Geschehnisse durch andere, einfachere verdeutlichen und nicht Gegenstände**), wie die orientalischen Tropen. Das ursprünglich rhetorische Mittel der Maschal-Parabel, wie aus den Vorgänge veranschaulichenden Gleichnissen der Propheten (typisch: Jeschajah 5, das Gleichnis vom Weingarten, oder die Gleichnisse der Evangelien) klar hervorgeht, verwendet der Grieche geschickt zur Situationsschilderung. Tropen blieben seinem Wesen fremd, er findet sie »hyperbolisch«.

Die Tropen wollen unsere Aufmerksamkeit auf die Eigentümlichkeit einer Erscheinung dadurch hinlenken, daß sie unserer Phantasie einen Gegenstand in Erinnerung rufen, der seinem ganzen Wesen nach diese Eigentümlichkeit in drastischer Weise verkörpert, und sie gesteigert, übertrieben lebhaft vor Augen führt. Der Okzidentale wird darauf achten, daß sein Vergleichsobjekt bis in die Enzelheiten passe, und eine Durchführung bis zum Ende zulasse. Dem Orientalen braucht es nur eine gewünschte Eigenheit drastisch auszudrücken, für die anderen holt er neue Gleichnisse. (Die Schilderungen der Geliebten und des Geliebten im Hohelied). Von den weiteren Eigenschaften der Trope wird

„צְרוֹר הַמֹּר דּוֹדִי לִי, בֵּין
שָׁדַי יָלִין."
„כְּמִגְדַּל דָּוִיד צַוָּארֵךְ."
„רֹאשֵׁךְ עָלַיִךְ כַּכַּרְמֶל"
„לְחָיָו כַּעֲרוּגַת הַבֹּשֶׂם."
(שיר השירים)

*) Beispiele:
»Schon stand im Nebelkleid die Eiche.«
»Wo Finsternis aus dem Gesträuch
Mit hundert schwarzen Augen sah.«
»Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor.«
»An ihres Daseins unendliche Kette.«
»Sorge! sie steigt mit dir zu Roß.«
»Im dunklen Laub die Goldorangen glühn.« usw.

**) Ebenso in der lateinischen Dichtung. Typisch ist das Gleichnis von der tanzenden Lichtspiegelung: Virgil Aeneis VIII 22, oder von der getroffenen Bärin: Lucian VI 320.

abstrahiert, sie soll abtreten, so sie ihren Dienst erfüllt hat, Raum lassen den Kommenden, damit sie ihren Sinn, mit dem sie in keinem Verhältnis steht, nicht verwirrt. Zuweilen soll die Trope nur einen abstrakt-subjektiven Wert ausdrücken (»Dein Angesicht ist der Koran«), so kann es geschehen, daß andere Eigenheiten desselben Bildes der erstrebten Wirkung geradezu widersprechen. Das würde der Abendländer »hyperbolisch«, abgeschmackt nennen, weil er nicht umhin kann, das Bild bis in alle Einzelheiten durchzuführen. Seine Gleichnisse, Tropen und Bilder sind wirklich im dargestellten Zusammenhang empfunden, darum veranschaulichen sie, passen sie zum Ganzen. Der Orientale will nicht auf die Phantasie »wirken«, sondern auf das Werturteil, auch im Ästhetischen, durch Wertanalogie, nicht durch unmittelbare Schönheitsschilderung: »schön *wie* eine Rose«. Für weitere Eigenschaften werden weitere Vergleichsjobekte herangezogen, deren jedes nur seinen eindringlichsten Hauptwert — oft nur ein vages Symbol — auszudrücken hat. Die orientalische Lyrik flattert von Bild zu Bild, bringt sich so ihren Honig zusammen. Manchmal ist es in ihren Gleichnissen und Bildern nur auf einen unbestimmten Unterton, den ein Wort oder Bild in uns in Schwingung bringt, abgesehen. Darum darf man dabei nicht an das tatsächliche Bild denken, nur das unmittelbar hervorgerufene Gefühl soll festgehalten werden, nur auf dies deutet die Trope hin. Wer auf das Grobwirkliche im Gleichnis und Bild eingestellt ist, wird sich in persische Lyrik z. B. nie einleben können. Die scheinbar unlogischen Sprünge wird er nicht mitmachen wollen, denn er prüft jedes Bild, ob es »stimmt«, haftet am Körperlichen des Symbols, hält sich genau ans Bild (auch in der Gotteslehre), nimmt es »beim Wort«, und gelangt zu wirren Exzessen und widerspruchsvollen Ungereimtheiten. Bei Übersetzungen entkleidet er unwillkürlich den Grundgedanken von den Tropen und bringt sie sich so »entwirrt« näher. Ähnlich ist sein Verhältnis zur orientalischen bildenden Kunst und Ornamentik. Goethe, der sich um das Verständnis orientalischer Lyrik bemühte, konnte sie sich nicht anders erklären, als daß sich in ihr ursprünglich »richtig« angewandte Tropen allmählich »dergestalt vom Gegenstand wegverlieren, daß kein Verhältnis mehr, weder gedacht noch empfunden werden kann«. Noch klarer präzisiert sich der Unterschied zwischen griechisch-okzidentaler und semitisch-orientalischer Auffassung in den Sätzen: »Denn wenn *sie* nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es barer Unsinn, höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff, unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammenzufassen sein, *der Begriff*, der alles Anschauen und *somit die Poesie* selber aufhebt«. (Noten zum W.-ö.-D.) Ohne »Anschauen« kann sich Goethe keine Poesie denken, und so erklärt er jene in den Tropen ersichtliche Neigung zur Abstraktion als eine Entartung, wie sich auch dementsprechend sein Verhältnis zur Gothik gestaltete. Ein Pamphletist formuliert seine Ratlosigkeit dieser orientalischen Eigenart gegenüber so: »Wie über allen Gipfeln Ruh' ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Nähe mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Wenn aber ein Fichtenbaum

im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenlande träumt, so ist das eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines allegorisch entgegenkommt.« (Karl Kraus: Heine und die Folgen.)

Ein Beispiel wie der Orientale Tropen verwendet: (Jeschajah 33. 11) »Ihr werdet schwanger gehen mit Stoppeln, gebären Stroh, euer Geist — wie Feuer wird er euch verzehren*.« Okzidentaler Geschmack wird diese Bilder: »mit Stoppeln schwanger gehen«, »Stroh gebären« störend unn abgeschmackt finden, ungereimt, seinem Sinn, der gewöhnt ist, bei Wortee an ihre wirklichen Bilder zu denken, zuwider. Der Prophet aber dachte nicht an wirkliches Stroh und Stoppeln, nicht an wirkliches Gebären, ee sind dies eben keine eigentlichen Gleichnisse, sondern Symbole, auf die diese Worte begleitenden, wertenden Gefühle wars abgesehen. Geistige Dürre will mit äußerster Betonung zum Ausdruck gebracht werdens dürr die Empfängnis, dürr das Ausreifen, dürr die Geburt — dann, dd erschütternde Weissagung mit fast unbewußter Anspielung an die leichit: Verbrennbarkeit des Vergleichsobjekts: »euer Geist — wie Feuer wird er euch verzehren!«

Oder ein anderes: (Jirmijah 8. 23) »Wer gäbe, daß mein Haupt Wasser wäre, meine Augen Tränenquellen, so würde ich beweinen Tag und Nacht die Erschlagenen meines Volkes**«. Der westliche Geschmack wird nicht umhin können, an diesen tiefempfundenen, wirklich ergreifenden Worten die Unanschaulichkeit der Bilder zu tadeln: der Prophet wünscht sich, daß sein Haupt Wasser wäre, seine Augen Tränenquellen und das rationalistische westliche Gefühl sträubt sich gegen solche Unwirklichkeit. Luther übersetzt glättend: »Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte!«

Jetzt braucht nur noch hinzugefügt zu werden, daß die ganze Dichtung der Lasker-Schüler sich aus ähnlichen unanschaulichen, auf abstraktes Schauen zielende Bilder und Tropen zusammengesetzt ist, und wir werden die Erklärung haben, warum sie noch jüdischer anmutet »als Heine«. Wenn ein Lied bei ihr anfängt:

Hinter meinen Augen stehen Wasser,
Die muß ich alle weinen

so muß es nicht als Erinnerung an die erwähnte Jirmijahstelle gedeutet werden, sondern einfach als unbewußter Ausdruck ähnlicher geistiger

* „תַּהֲרוּ חֲשַׁשׁ, תֵּלְדוּ קַשׁ,
רוּחֲכֶם - אֵשׁ תֹּאכַלְכֶם!“

** „מִי יִתֵּן רֹאשִׁי מַיִם,
וְעֵינִי מְקוֹר דִּמְעָה,
וְאֶבְכֶּה יוֹמָם וָלַיְלָה,
אֵת חַלְלֵי בַת עַמִּי.“

Eigenart. Zur Bekräftigung einige Beispiele aus Gedichten der Lasker-Schüler:

»Vor meinem Herzen sitzt immer eine Tote
Und bettelt um Almosen.« (Dem Daniel Paul Jesus (!))
»Unsere Leiber ragen stolz, zwei goldene Säulen
Über das Abendland wie östliche Gedanken.« (Unser Stolz.)
»Alle meine Träume hängen an deinem Golde.« (Heimlich zur Nacht.)
»Es blüht die Aster meines Mondes
Mit deiner Lippen Rittersporen.« (Laurencis.)
»Süßer Todesstrahl sein Haar.« (Ballade.)
»Auf deinen Wangen liegen goldene Tauben.« (Mein Liebeslied.)
»Sein Herz ging auf sieben Rubinen.« (Hans Ehrenbaum-Degele.)

Sollten alle Beispiele erschöpft werden, man müßte alles, was Lasker-Schüler je gedichtet hat, wörtlich zitieren. Aber schon die wenigen werden genügen, um ihre Zugehörigkeit zur Art, die hier als orientalisch bestimmt wurde nachzuweisen.

Zur psychologischen Rechtfertigung dieser Tropen eine Bemerkung. Wenn von einem Dichter eine Sommernacht mit einem blauen Edelstein verglichen wird, so denkt er schwerlich an einen wirklichen, kleinen, blauen Edelstein. Er beschreibt einfach eine erlebte Assoziation, die Sommernachtsstimmung soll mit jenem Stimmungsgehalt ausgedrückt werden, den das Bild oder Wort »blauer Edelstein« zurückläßt. Daß solche abstrakte Assoziationen oft vorkommen, lehrt die Experimentalpsychologie. Beim konzentrierten Anschauen eines blauen Papierstreifens können uns je nach Veranlagung allerlei Bilder aufsteigen, Einem vielleicht Anklänge an Sommernachtsstimmung. Freilich, weil sie subjektiv sind, setzen solche Tropen allerlei voraus, unter anderem die Einstellung nach inneren, seelischen Merkmalen zu assoziieren, und ähnliche Abgestimmtheit.

Die achtzehn »Hebräischen Balladen«, mit denen das Buch beginnt, sind kleine, althebräische Hoheliedlein, die in ihrer Spruchhaftigkeit an die Kirschenblüten japanischer Lyrik erinnern, in ihrer ungeduldigen Sprunghaftigkeit an die Blümlein Peter Hilles und irgendwie auch an Dichtungen Paul Scheerbarts und Alfred Momberts, wohl, weil auch in ihrer Skurilität ein letzter Rest von Absicht und neckischer Vermummung nicht fehlt. Die »Balladen« sind stark ineinandergekeilte Miniaturen, Umschreibungen biblischer Figuren, auf die bloße Seele reduziert, äußere Geschehen dienen inneren zu Symbolen. Biblischer Geist nach eigenem Bilde umgeschmiedet. Von allem Vertrauten wird abgesehen, auch vom üblichen »Wesentlichen«, nur gewisse unerwartete, rein gefühlsmäßige Momente, die Rückschlüsse auf Seelisches veranlassen, werden hervorgehoben. Eigen umgeformte biblische Gestalten und Geschehnisse werden zeitlose Symbole, allem zufällig Individuellen enthoben. Hier ist auch der Sinn des Symbols, echt jüdisch, erst Symbol für ein Höheres, Unausdrückbares im menschlichen und göttlichen Ereignis. Etwa: In einer Seele wurden biblische Blümlein wie in einem Buche aufbewahrt, gepreßt und getrocknet. Da ließen sie ihren Duft und nahmen den der Seele, ihres Aufenthaltsortes an, von ihrer früheren Gestalt behielten sie nur einflächige, kaum an einstige Formen gemahnende Konturen. Bekamen auch den Reiz alter, wehmütiger Erinnerungen, der solchen

Buchblumen anhaftet. Als dann die Blümlein der Bibel in Staub zerfielen, blieb doch ihr Duft in der Seele zurück, der verdichtete sich zu kleinen Hoheliedperikopen.

Man hat den Eindruck: als die Dichterin einst die biblischen Geschichten vernahm, lauschte sie, aber leicht ungläubig und ungeduldig, wie einer, der es längst besser weiß. Eigenwillig vernahm sie bei der Erzählung nur, was sie bereits erschaut hat zwang die gehörten Geschehnisse in den eigenen Rahmen, was sich nicht fügte, wurde überhört. Kaum war der Erzählende zu Ende, als die Dichterin lebhaft gleich einem Augenzeugen zu erzählen begann wie es eigentlich zuging, legte dabei was sie unbewußt vom eben Vernommenen aufnahm, in Bildformen, die zu anderen Zwecken geprägt wurden. Zuweilen fast mit Absicht, und manches ward dabei erreicht. Zebaoth ist ein »Götterjüngling«, Pharao hat ein »Träumerisches Herz, das in süßer Liebe zu Joseph pocht», Josua kennt sie als »wilden Juden«. Zwei kleine Hoheliedsprüchlein: »Boas« und »Ruth« sind neue Blumen für den alten Strauß. Von Abraham erzählt sie eine flitterneue Agadah, wie er den Altar schmückt mit »des Meeres Muscheln«.

Warum gerade mit Muscheln? Die Dichterin bevorzugt gewisse stereotype Begriffe und fast triviale Bilder. Oft kehren sie wieder, die Vergleiche mit Engeln, die Nachtigall auf den Lippen, der Stern auf der Schläfe, »Gold« und »golden«. Eine absonderliche Vorliebe für das Nipphafte, für flimmernden, billigen Flitter, zu der sie sich auch ausdrücklich bekennt. An Votivherzen in katholischen Kapellen, an Glasperlen und häßliche Drahtkränze, an gemalte Englein, aufgeklebt auf Lebkuchen in Herzform, an Ablaßtagen in Marktbuden aufgehäuft — an all dies erinnert manches in ihren Gedichten. Diese wenn auch rührend-naive Abgeschmacktheit stört und gibt ihrer Dichtung etwas Primitiv-Katholisches, von dessen Geheiligtheit zur resoluten Vermenschlichung Gottes, von dessen gröberen Gottgläubigkeit und Hang zu täppischen Flitterdarbringungen.

Neben diesen Balladen hat auf mich der Zyklus »Gottfried Benn« den stärksten Eindruck hinterlassen, als Kundgebung einer tief erlebenden, dichterischen — wenn auch nicht eigentlich künstlerischen — Persönlichkeit.

Denn zweierlei Gestaltungsarten sind zu unterscheiden. Eine besonnen heranschleichende, die den Gegenstand kühl umkreist und unterjocht, nennen wir die epische. Die wildere, die ohne lange zu überlegen, kühn zum Sprung ausholt und mit großer Sicherheit das Bild, dem sie nachjagt, packt, nennen wir die lyrische. Sie kennt keine Vorbereitungen, kein Ausbreiten und Ausladen, beginnt mit dem Schluß, mit dem Endergebnis. In dem, was man üblicherweise Lyrik im weiteren Sinne nennt, lassen sich beide Gestaltungsarten gut unterscheiden. Die eigentliche wilde Lyrik ist am stärksten bei den Propheten und Psalmisten der althebräischen Literatur zu finden. Es gibt aber Begabungen, deren Veranlagung auf diese wilde Lyrik gerichtet ist, allein die vorhandene Kraft reicht nicht aus. Und so fehlt dem Sprung, dem Griff der Tatze die eigentliche wilde Sicherheit, die keinerlei Absichtlichkeit und Innerlichkeit ersetzen kann. Der Sprung ist dann ebenso wild, ja vielleicht noch plötzlicher, höher, aber die Tatze schlägt neben der Beute nieder, wenn auch hart daneben.

Nun aber hat jeder mißlungene Sprung, der keine Beute bringt, ungewollt Lächerliches an sich, erinnert an komische Kapriolen. Wille und Mut sind da, gestaltende Kraft fehlt. Ergebnisse dieses Willens, wenn sie auch zuweilen als Kundgebungen dichterisch Erlebender schätzbarer sind, als manche geglücktere Gestaltung künstlerischerer aber unbedeutenderer Persönlichkeiten, müssen doch in ihrem Dilettantismus erkannt werden.

Was unterscheidet den aktiven Künstler vom passiv erlebenden Genießer, der doch oft weit stärker erlebt? Wohl doch die Gestaltungsfähigkeit der Erlebnisse, die ihnen wirklich hörbaren, sichtbaren Ausdruck verleiht. Die Gestaltungsfähigkeit setzt eine andere voraus, nämlich die zur Reduktion des Erlebnisses bei der Wiedergabe. Ohne diese Fähigkeit zur Bescheidenheit ist Gestaltung undenkbar, weil die größte Ausdrucksfähigkeit bei Wiedergabe des Erlebnisses in seinem vollen Umfang erlahmen muß, ohne etwas zu erreichen. Das reduzierte Erlebnis wird in der Kunst objektiviert, so wird die Mitteilung des subjektiven Erlebnisses anderen verständlich. Wer nicht vermag, Erlebnis künstlerisch-einseitig zu reduzieren und es objektiv zum Ausdruck zu bringen, kommt über den Dilettantismus nicht hinaus, der, weil er Erlebnis in ungeminderter Fülle geben will, alle Form sprengt. So findet es nicht den Weg zum anderen Menschen, geht aus den Grenzen des Subjektes nicht hinaus, um Objekt zu werden, und bleibt Gestammel, nur dem Gestalter selber verständlich. Merkmal dieses tragischen Dilettantismus ist eben das Bestreben, alles zu sagen, wenn auch wirr, ordnungslos, weil ihm Gefühl für die Grenzen fehlt, wagt er sich an die Gestaltung des Unausdrückbaren und so kommt bei diesem unbeschränkten Wollen weniger heraus, als beim Schaffen unbedeutenderer, aber maßhaltender Künstler. »Zu viel gefaßt, ist nichts gefaßt!« Goethe hat dies in seinem Entwurf über den Dilettantismus so klargelegt: »Überhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Aktiven setzen und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er, mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können. — Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höheren Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstruiert. — Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen.«

Den Dilettanten sind ihre Werke Erinnerungszeichen für Erlebnisse. Anderen sagen sie wenig, weil alles in ihnen durcheinander, gleichzeitig und verwirrt spricht. Das Subjektive wird bei ihnen nicht objektiv, sondern will in seiner »passiven« Form wirken. Bestenfalls sind solche Schöpfungen einem kleinen Kreis in derselben Empfindungswelt Lebender zugänglich, auch ihnen eigentlich nur verabredete Erinnerungszeichen. Buchzeichen, die auf gewisse Stellen im Buche der Erlebnisse hindeuten. Wirkliche Kunst muß selbständiges Leben haben, darf nicht auf Erläuterungen des subjektiven Gesichtswinkels angewiesen sein.

An der Dichtung unserer Zeit haften Züge des tragischen Dilettantismus in seinen hervorstechendsten Kundgebungen, die da sind: Unbeherrschtheit, Launenhaftigkeit, Skurilität, Eigenwille, unbestimmtes, übertriebenes Wollen. In »Der Mensch in der Mitte« spricht Ludwig Rubiner, jüdisch-propheti-

schen Geistes voll, von den höchsten Zielen, und kann es doch nicht lassen, in dunkler Vermummung, den Strom seiner Extase durch allerlei skurile Verschrobenheiten zu leiten. Zum Teil ist dies wohl auf den immer mehr überhand nehmenden Einfluß orientalischen Geistes zurückzuführen, der in ungemäßer Umgebung entartet. Der rein okzidentale, objektiv-künstlerische Geist weicht einem Mischlingsausdruck, der auch Orientalisches in sich hat. Die Erfüllung solcher Tendenz wäre das Ende der Kunst, Dichter wagen sich heute an Dinge heran, auf die wirkliches Können und wirkliche Kunst instinktiv verzichten, sie hoffen mit der Darstellung erlittener Wirkungen wirken zu können. Was herauskommt sind Mosaiken, von allerlei Abstraktionen zusammengesetzt, während sie unendlich mehr sein wollen.

Darum sind die Gedichte der Lasker-Schüler so persönlich, fast intim, und setzen beim Leser so viel Verhältnis zu den Erlebnissen voraus. In ihrer Unausdrückbarkeit verkannt, sollen Erlebnisse von schwachen Händen lose geformt, wirken, sie sprechen aber nicht aus eigener Kraft. Nicht aus Laune bloß sind alle diese Gedichte an einzelne Personen gerichtet. Sie sind nicht mit allem Notwendigen ausgestattet, um sich selber den Weg zum Verständnis zu bahnen. Sie setzen zu viel voraus. Sie sind zu sehr »passives« Erlebnis*). Oft nur neckische Spielereien, witzig, liebenswürdig, für einen Privatkreis gedichtet, also keine eigentliche Kunst.

Man wird einst vermutlich unsere Epoche die dilettantische nennen. — Noch nie gab es eine so große Anzahl so hoch begabter, intensiv erlebender, ehrwürdiger Dilettanten, einen ethisch so hoch gediehenen Dilettantismus, der menschlich gesehen, unzweifelhaft höher zu bewerten ist, als manche hohe Kunst. In diesen Blättern galt es, den tragischen Dilettantismns unserer Zeit nicht nur menschlich-positiv, sondern auch vom künstlerisch-zweckfreien Standpunkt in seinen negativen Momenten zu prüfen.

Meïr Wiener.

Tätiger Geist.

Zionismus und Aktivismus.

Der Zionismus will verwirklichen, umgestalten, ändern, verwirklichen den urjüdischen Geist, ändern den jüdischen Menschen. Er appelliert an den Willen, der auf Neugestaltung, Schöpfung gerichtet ist. Er selbst ist Wille zur unbedingten (un-bedingten, d. i., von Dingen unbeschwerten, Blüher) Tat, Wille zur Entscheidung, die doch — nach Buber — im Zentrum der jüdischen Religiosität steht. Diese Entscheidung ist nicht von Zwecken beengt, sondern finalistisch gestimmt, zielbewußt.

Es kommt auf die Änderung des jüdischen Menschen an, auf die Umgestaltung seiner inneren Struktur, Nicht Mensch werden — und es jüdisch werden, auch nicht jüdischer Jude werden, sondern schlechthin Jude werden, Urjude. Der Urjude ist doch der jü-

*) Dasselbe kann von den Dichtungen aller bedeutenderer Dichter unserer Zeit behauptet werden. Ich erinnere nur an Alfred Mombert.

dischеste Mensch, der vollkommenste, ganze Jude. Diesen Typus, Urjude, müssen wir stets vor den Augen unserer Seele haben, wir müssen ihn intuitiv erfühlen und ihn neuschaffen.

Jude sein heißt, etwas um der Idee willen wollen, den Geist wollen, sein Dokumentieren, seine Verwirklichung. Da jüdischer Geist sittlicher Natur ist, wollen wir hiernieden zur Verwirklichung ethischer Werte schreiten und dies mit Hilfe unserer Vernunft, unserer wollenden Vernunft. Da man uns »Mystik« vorwirft und »Verweltlichung« von uns fordert, wiederhole ich: Wir verfolgen ethische Zwecke mit Hilfe der wollenden Vernunft. Man hat für diese Anschauung den Namen »Neuer Rationalismus« geprägt. Ist das Mystik? Liebäugeln mit dem Geheimen, Welt- und Wirklichkeitsfremden? Sind wir denn nicht weltlicher, »wirklicher« als die Prediger der Heiligkeit der Dinge? Ist nicht Geist zumindest so wirklich wie Natur? Wir wollen das Gegebene, Zeitliche Gegenwärtige ändern, wir wollen Aufgegebenes, Ewiges, Zukünftiges' Nicht das Seiende, sondern das Seinsollende. Das Seinsollende aber is' der Geist, nein, nicht der Geist, sondern verwirklichter, gestalteter Geist Das Reich des Geistes. Unsere oberste Aufgabe ist: Die Welt nach dem Befehle der höchsten, d. h. der sittlichen, Idee zu ändern. Unser Material ist die gegenwärtige, vielleicht allzugegenwärtige Wirklichkeit, unser Organ die wollende Vernunft, unser Ziel das Reich Gottes, Zion. Nicht ein beflecktes und beschmutztes Palästina, kein Stückwerk, kein Duplikat von Europa mit seiner Lüge und Heuchelei, mit seinen imperialistisch-kapitalistischen Zwecken, sondern eine Schöpfung, ein Ganzes, Erneuerung, Neugestaltung, ein heiliges Asien von einst: Dies wollen wir. Nur Geist kann für uns Ausgangspunkt sein, nicht aber wirtschaftliche Tatsachen. Wie kann man das Gegenwärtige ändern, ohne früher den Menschen geändert zu haben? Nur ein neuer Mensch, nur der Geistige, vermag die Verhältnisse zu ändern und eine neue Welt zu schaffen, nur der Geistige vermag Möglichkeiten in Wirklichkeiten umzuwandeln, nur er kann sich von Zwecken befreien und zielbewußt werden. Nicht auf die Änderung wirtschaftlicher Tatsachen kommt es an, sondern auf Änderung der Menschen, auf Änderung der Welt. In unserem Reich des Geistes ist das Wirtschaftliche das Sekundäre, das sich dem Geist unterordnen muß.

Der Zionismus will also an Stelle der »wirklichen« eine geistige Welt. Diese Forderung ist nichts Neues, aber auch nichts Angeeignetes, Übernommenes, Fremdes, sie ist uns ureigen, weil wir Juden, Tatmenschen, geborene Verwirklicher sind. Geistige Welt ist eine Aufgabe, die unserer Jugend — die eine neue jugendliche Gesinnung in das jüdische Volkstum einführen will — und den am Geist jungen vorbehalten sei.

Man wird vielleicht jetzt verstehen, warum zionistische Publizisten, Schriftsteller und Dichter (Gestalter der Geistesidee, »Politiker« der Zukunft!) dem Sammelbuche »Ziel« von Kurt Hiller* so viel Aufmerksamkeit gewidmet haben, warum dies Buch eine so heftige Diskussion in

* G. Müller Verlag, München-Berlin 1915.

unserem Lager hervorgerufen hat, warum man die dort vorgetragenen Ideen einerseits bekämpft hatte, anderseits wiederum ihnen gerecht werden wollte. Die Aktivisten, obwohl unter ihnen nicht nur viele Juden, sondern auch Zionisten zu finden sind — wenden sich in ihren Manifesten nicht direkt an uns — sondern an alle Menschen, besonders an die, die am Geiste jung geblieben sind. Was aber z. B. Hiller oder Rubiner fordern und predigen, ist etwas durchaus Jüdisches. Ich habe dies einmal an anderer Stelle nachzuweisen versucht*) und muß mich hier beschränken. Schon Max Brod hat einmal gesagt, daß der Weg zu El (Gott, Ziel) etwas Urjüdisches ist. Ziel bedeutet verwirklichter Geist, Gottesnähe, tätiges Gottschauen (mit Hiller zu reden: »Paradies auf Erden«). Unser Ziel aber ist Zion und nicht die Menschheit, Realität statt Abstraktion, eine Gemeinschaft nach Gottessinn, in der sich Geist dokumentiert und offenbart. An eine abstrakte, heute mehr als je prostituierte und vergewaltigte »Menschheit«, können und wollen wir uns zurzeit nicht verschenken, wir wollen keine Verräter am Geiste werden. Dereinst, »am Ende der Zeiten«, wird es eine Menschheit geben, wir werden, als Verwirklicher der Zionsidee als Gottesidee, zu Maschiachs Zeiten vielleicht in sie eingehen, uns mit ihr verschmelzen.... Zurzeit aber heißt unser oberstes Gesetz: Die Verwirklichung Zions, Verwirklichung der urjüdischen Idee um unseretwillen, dadurch schaffen wir zugleich etwas durchaus Neues auch um der Menschheit willen. Hiller ist uns nahe, weil er mit jüdischen Begriffen und Wirklichkeiten arbeitet, weil er auf sich die Verantwortung für das Seinsollende nimmt, weil er nicht nur zerstören, aber auch, was wichtiger ist, neuschaffen will, weil er statt Wirklichkeit — Geistigkeit will, kurz, weil seine Losung: Neugestaltung des Gegebenen auch unsere Losung ist. Eine neue Idee wurde in uns geboren und der Wille treibt uns, sie zu verwirklichen. Diese neugeborene, oder besser vielleicht: diese alte, jedoch neu belebte Idee läßt uns die gegenwärtige, die »wirkliche« Welt als schlecht betrachten, schlecht aber nicht in dem Sinne, daß man ihr fremd und passiv gegenübersteht, sondern schlecht in dem Sinne, daß sie besserungsbedürftig ist, daß sie geändert werden muß, geändert nach der Idee. Unser Verhalten, der Wirklichkeit gegenüber, ist nicht »sachlich«, sondern aktiv. Wir Jungen und Geistiggerichteten lieben Hiller und die Aktivisten, weil in uns dasselbe Gesetz waltet, derselbe Wille zur Verwirklichung, dieselbe Unzufriedenheit mit dem Gegebenen lebt, dieselbe Wucht, das Alte zu zerstören und Neues zu schaffen. Uns eint der Wille und die Richtung, denn auch wir wollen königliche Menschen und eine königliche Gemeinschaft, die des Gedankens, Fühlens und Handelns. Nur was unseren Weg anbelangt, können wir noch nichts Sicheres sagen. Unser, der Zionisten bisherige Weg, ist nicht der der Aktivisten. Was den künftigen anbetrifft, bin ich persönlich für einen Bund der geistiggerichteten Zionisten (dessen Wesen und Form zu erörtern, bin ich nicht kompetent genug. Jedenfalls wäre es eine lohnende Aufgabe, diese Frage im »Jerubbaal« zu behandeln und sie kritisch zu

* Prager »Selbstwehr«, Dezember 1916, Jänner 1917, »Ritter vom Geiste«.

beleuchten). Wir sind **für** Organisation, die nach Blüher Technologie des Geistes ist, und haben keine Angst davor, daß sie unsere Idee verflachen kann, nur müssen wir das Endziel immer vor Augen haben, unser Erlebnis der geistigen Tat immer erneuern. (Wie? Die Aktivisten sind gegen das Erlebnis — kann ein Erlebnis auch ohne Symbole und Riten erneuert werden?)

Zionisten haben Hiller vorgeworfen, daß seine Worte . . . leere Worte bleiben werden. Leider besitzen wir bis nun keine andere Waffe in unserem geistigen Kampfe, als eben die des gesprochenen und geschriebenen Wortes. Nicht nur einer fühlt diese Not, die Unzulänglichkeit des Wortes. Vorläufig jedoch müssen wir uns in unseren Manifestationen mit ihm begnügen. Worte sind immer leer, wenn sie nicht aufrufen, wenn sie nicht fordern, wenn sie nicht bekämpfen, wenn sie nicht zerstören und zugleich aufbauen. (Auch mit Worten kann man bauen: vide Aufklärung als Politik des neuen Rationalismus.) Heute brauchen wir mehr als je Aufrufe zu tätigem Geist, Manifeste eines mit Geist durchtränkten Willens. Auch die, welche die magische Begabung des suggestiven Sich-Äußerns besitzen, d. h., diejenigen, die mit ihrem Gefühl, mit ihrem Gedanken und Willen anstecken, sind die Geistigen. Jede große Bewegung muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vorbereitet werden, ihre Ideen, ihre Ziele und ihre Wege und Methoden müssen propagiert werden. **Aufklärung** ist sowohl die Politik des Zionismus wie des Aktivismus. Aufklärung, »nicht um der Aufklärer willen . . . aber der Funken wegen, die zu Bränden werden, und um des Morgens willen, der diese geschändete Erde einst bestrahlt«. Dies ist die Praxis des neuen Rationalismus, den uns **Max Brod** folgend definiert: »Rationalistisch sein, heißt einmal: Das Weltganze nicht anders denn als Sinnvolles auffassen, nicht anders ertragen können, den Weltsinn kämpfend ins Chaos tragen, ein rechter Gotteskämpfer sein, jede Einzelheit der individuellen Lebenswelt umformen und umbiegen, in den einen unendlichen Geist, der allein allem Wert und Würde verleiht«. Ein anderer Vertreter des neuen Rationalismus, **Rudolf Kayser**, definiert ihn wiederum als »Wille, mit Hilfe der Grundsätze der sittlichen Vernunft, eine bessere Wirklichkeit zu schaffen«.*

Strebt denn der Zionismus im Prinzip etwas anderes an, als mit Hilfe der uns zu Gebote stehenden Mittel der sittlichen Vernunft, die wirkliche geistige Welt umzuändern? — Und die Mittel zu diesem Ziele? Ist Aufklärung nicht neben unserer reinen und redlichen Haltung den Mitmenschen gegenüber das einzige Mittel unserer Propaganda, unserer Politik? Ich gebe zu: Das beste Beispiel, die beste Aufklärung, die beste Politik des Geistes, ist die **Tat**, das Verwirklichte, das eher anstecken kann und muß, als das unzulängliche Manifest. Aber Taten Tag für Tag zu vollbringen, liegt nicht in unserer Macht, und müssen wir, ob wir wollen oder nicht, das lebendige und geschriebene Wort doch in die Schatzkammer unserer Kampfesmittel aufnehmen.

* Tätiger Geist! Zweites der Ziel-Jahrbücher, herausg. von R. Hiller, Doppelband 1917/18. G. Müller Verlag, München.

Verwirklichen, »Erdkugelpolitik« treiben, kann nur eine Schar, ein Bund Gleichgerichteter, Gleichgesinnter. Die Einsamen, Isolierten, die Weltverleugner, Pessimisten und Mystiker, kommen für uns nicht in Betracht. Um Verwirklichen zu können, müssen wir uns verbinden. Entweder wir vergeistigen die bestehenden Bünde, oder aber schaffen wir eine neue Partei des Geistes.* Der Zusammenschluß der geistigen Zionisten, an denen es uns wahrlich nicht fehlt, wäre für die Verwirklichung unseres Zieles von einem entscheidenden Werte. Wer an die Erziehung in geistigen Gemeinschaften glaubt — und wir glauben daran — der wird den Gedanken des Zusammenschlusses durchaus nicht von sich weisen. Schließlich ist Erziehung für uns das wichtigste Mittel zur Erreichung des Endzieles. Auch Aufklärung und Propaganda gehören zu den Erziehungsmitteln. Die Jugend aber, und auf sie kommt es an, muß in Gemeinschaften erzogen werden, z. B. nach Art der freien Schulgemeinde. Diese neuerzogene Jugend ist unsere größte Hoffnung, das Teuerste und Kostbarste, das wir besitzen. Für uns, denen es nicht gegönnt war, eine auf den Geist eingestellte Erziehung in einer Schulgemeinschaft zu genießen, für uns bleibt nichts anderes übrig, als zum Stückwerk, das aber das notwendigste Stückwerk zu sein scheint, zum Zusammenschluß Vielaltriger zu greifen. Diese Not, aus der wir durchaus keine Tugend machen wollen, sollte uns eines Besseren belehren, denn die Sünde gegen den heiligen Geist kann sich bitter an uns rächen. Die neue Jugenderziehung gehört zu den wichtigsten Mitteln sowohl des Aktivismus als auch des Zionismus.

Hans Blüher, der vielleicht als erster den Zusammenschluß der Aktivisten gefordert hat, will einen ausgesprochenen Männerbund, weil nur der Mann Geist hat. Nur der Mann kann sich für eine Idee, für den Geist, für etwas Unpersönliches also, opfern. Die Geistigkeit des Weibes dagegen ist eine abgeleitete, sekundäre. Diese Frage, die für den künftigen Bund von einem entscheidenden Werte ist, zu erörtern, behalten wir uns für einen anderen Zusammenhang vor**.

»Studenten, Künstler, Schriftsteller, Forscher, Philosophen und Männer, die einander kennen und diesen neuen Geist: Führt eure Gespräche von Ewigkeit und Alltäglichkeit hin zu ihm . . . Seid die Vollzieher

---

* Ich muß bemerken, daß die zionistische Weltorganisation als solche hier absolut nicht angegriffen wird. Ihr Bestehen ist eine Notwendigkeit, der neue Bund scheint mir aber nicht minder notwendig zu sein.

** Dieser Aufsatz hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Dem Schreiber dieser Zeilen ging es, der Jugend nochmals klar zu machen, es komme auf den Geist und seine Verwirklichung an, und daß den Aktivismus mehr mit Zionismus verbindet als trennt. Ich richte an alle, die noch nicht Gelegenheit hatten, mit den Sammelbüchern Hillers Fühlung zu nehmen, sie unverzüglich zu lesen. Denn es kommt in ihnen nicht nur auf den Inhalt an, sondern auch auf die Form, auf den Stil, auf die Ursachen, Beweggründe und Folgen, mit all dem sich auseinandersetzen, bleibt uns hier verwehrt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch aufs wärmste das grundlegende Werk Blühers, »Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft«, von dem der erste Band erschienen ist, empfehlen, nicht minder die schon früher erschienene Broschüre G. Landauers: »Der Weg zum Sozialismus«.

eurer unverwirklichten Propheten von gestern. Seht über die Verschiedenheiten das Gleiche sich wölben, den Geist, den ihr verwirklichen wollt.

»Bildet Orts-, Alters- und Freundschaftsgruppen. Sucht euch zu helfen und zu fördern. Erst wenn ihr einander sicher seid, dann schreitet zum Tun.... Schreibt, redet, denkt, predigt... treibt Aufklärung. Verbessert die Erziehung, damit die Jungen bald die Gemeinschaft des Geistes spüren und seiner Genossenschaft Mittäter werden.... Dann komme sein Reich«.

»Wie uns jetzt die Schläge des Bösen weh tun, wie die Erfolglosigkeit der alten Zeit durch das heutige Elend bewiesen ist!«

»Laßt uns unter anderen Sternen beisammen sein: Den festen, guten, hart leuchtenden der sittlichen Vernunft.«

Diese Worte Kaysers in »Tätiger Geist!«, der dem Empörertum der Einzelnen nicht mehr traut, und daher einen Bruderbund fordert, dürfte auch unsere Jugend beherzigen, auf daß das Reich Gottes komme...

Auf daß es noch in unseren Zeiten komme...

Julius Rottersmann.

Vorbereitung für Palästina.

Eine nicht gehaltene Rede an die Chaluzim.

Kameraden! Euer Leben hat ein Zentrum, was Ihr tut und was Ihr denkt ist strenge gerichtet. Das Ziel Eurer Zukunft liegt greifbar nahe vor Euch. Ihr wißt, daß Ihr Pioniere sein werdet, Ihr wißt, daß Euer zukünftiges Leben erfüllt sein wird, von der einen großen Aufgabe, Eurem Volke zu dienen und so erfüllt Ihr Euer gegenwärtiges Leben mit der Aufgabe, das künftige vorzubereiten. Arbeiter und Bauern werdet Ihr sein in Erez Israel und so müht Ihr Euch, die Sprache Eures Volkes zu lernen, Euren Körper, der schlaff geworden ist beim Sitzen in den Schulbänken, zu stählen, Euren Geist, der eingekreist war in allerhand fremdes Wissen, zu läutern, ihn freizumachen von aller Kümmerlichkeit und einzustellen auf freie Luft und schwere Arbeit.

Alle freuen wir uns Eurer. Wir, die wir hoffen, bald nach Euch hinzukommen und Euch in voller fruchtbarer Tätigkeit wieder anzutreffen. Jene, die wissen, daß sie hier bleiben werden, die aber dennoch ein deutliches Gefühl dafür haben, daß von nun ab der Schwerpunkt des jüdischen Lebens, das Zentrum des jüdischen Volkes in Euren Häusern und auf Euren Feldern sein wird. Doch mischt sich ein wenig Sorge in diese Freude. Werdet Ihr zulänglich sein, Freunde, werdet Ihr die jüdische Generation sein, die wir alle ersehnen, werdet Ihr Euch selber halten, was Ihr uns versprecht? Niemand zweifelt, daß Ihr Euer Bestes und gar Euer Mögliches tun werdet, aber jeder muß sich fragen, ob Euer Bestes genug sein wird.

Ob Ihr mehr als Bauern, Arbeiter und Pioniere sein werdet, das ist die Frage. Es ist unsere beinahe unzerstörbare Hoffnung. Denn das wißt,

Ihr müßt mehr sein als andere Bauern, Arbeiter und Pioniere! Schon alles, was Ihr jetzt tut, ist ja unvergleichlich anders als was sonst als Vorbereitung für ein Leben gilt wie es Euch vorschwebt. Und gar wie Ihr es tut, ist ganz und gar ohne Vergleich bei den künftigen Bauern und Arbeitern anderer Völker. Ganz zu schweigen von dem Maße der Aufgabe, die Euch gestellt ist. Ganz zu schweigen erst davon, daß Ihr Eure Aufgabe klar bewußt kennt, während andere der Not, dem Hunger und dem Zwange folgend, unwissend, lediglich Gegenstand der Volksentwicklung sind, und Ihr deren Träger.

Aber — und das gibt jener leisen Sorge eine leichte Nahrung — Ihr lebt in einer Athmosphäre von gefährlichen Anschauungen, Urteilen und Zielen. Es gibt welche, die sagen Euch: das jüdische Volk ist krank, es ist nicht wie die anderen sind, Eure Aufgabe, Chaluzim, ist, es gesund zu machen, es so werden zu lassen, wie die anderen sind. Dem jüdischen Volk fehlen Bauern, fehlen die Menschen, die mit Händen arbeiten. Ihr werdet dieser fehlende Menschenschlag sein. Die jüdischen Menschen und gar die Jugend, sind recht problematisch, sie denken zu viel, sie sind zu viel auf das Geistige gerichtet. Ihr, Chaluzim, werdet die jüdische Generation werden, die problemfrei, die »natürlich, ungestört arbeitend und lebend« sein wird. So sagt man Euch und wer weiß, vielleicht glauben es auch manche von Euch. Vielleicht stellen sich einige von Euch ein Leben vor, das sich selbst genügt, das nicht hinaus will über all die engen Grenzen, die es sich selbst steckt, ein Leben, das zwischen Ölbäumen, Getreidefeldern, Hühnern und Kühen sich abspielt und nichts Höheres kennt, als Ölbäume, Getreidefelder, Hühner und Kühe. Vielleicht habt Ihr selbst eine Sehnsucht nach dem Einfachen und Idyllischen, nach dem Problemlosen und Ungeistigen. Chaluzim, wenn dem so ist, dann glaubet ihnen erst recht nicht. Denn die meinen etwas anderes als Eure Sehnsucht. Und ich sage Euch: wenn Ihr damit anfanget, wenn Ihr meint, daß Eure seelische Unruhe, Eure geistige Bewegtheit, Euer leidenschaftliches Interesse für alles, was Wissen heißt und was hoch ist, wenn Ihr das abtun werdet, so wird zwar durch Eure Hände der palästinensische Boden fruchtbar werden, aber das Judentum wird Euch nicht als die wesentlichen Pioniere betrachten. Vielleicht wird es Euch fluchen als seinen Mördern, vielleicht wird es Euch achten, als jene, die den Pionieren des Judentums nicht ganz wesenlose Dienste geleistet haben. Aber seine Pioniere selbst werdet Ihr nicht sein können, wenn Euch ein Bauer vorschwebt, wie Ihr ihn bei Euren Wanderungen in Galizien, Polen, in Ungarn, Tirol und in Deutschland gesehen habt, wenn Euch ein Handwerker vorschwebt, wie Ihr ihn aus den Kleinstädten Europas, wie Ihr ihn aus Lemberg, Krakau, Warschau, Wien oder Berlin kennt, wenn Euch ein Arbeitertypus vorschwebt, wie ihn die europäische Gesellschaftsordnung verbrochen hat.

Nein! So dürft Ihr nicht werden, so dürft Ihr nicht werden wollen. Wer Euch sagt, daß das Judentum krank ist, dem glaubt es nicht, denn er hat einen falschen Begriff von der Gesundheit. Gewiß, auch so sollt Ihr nicht werden wie Eure Eltern, wie Eure Lehrer sind, wie auch Ihr

würdet, — wenn Eure Problematik, Eure Geistschwangerheit nichts anderes war, als Flucht vor der Wirklichkeit in eine unwirkliche Scheinwelt. Aber es gibt eine Geistigkeit, es gibt eine Lebenshaltung, es gibt ein Gefühl vom Höheren, von Wesentlichem und Notwendigem in der Welt, es gibt eine Art zu arbeiten, seine Pflicht sachlich und selbstverständlich zu tun, seine Hände zu regen und körperliche Mühe zu lieben, die dennoch unvergleichlich weit absteht von dem, was den hiesigen Bauern, Handwerkern und Arbeitern gesundes natürliches Leben heißt. So müßt Ihr werden, Chaluzim! Immer einen Sprung weit weg von der natürlichen einfachen Gesundheit. Und immer weltenweitweg von der scheinwirklichen überschwänglichen, hohlen Geistigkeit. Sonst werdet Ihr nicht unsere Pioniere sein.

Und noch eines sagen viele, und ich fürchte, einige von Euch sind bereit, es ihnen zu glauben. Sie sagen: das jüdische Volk braucht ein jüdisches Land, eine jüdische Sprache und jüdische Arbeiter, die jüdisch sprechenden Menschen im jüdischen Lande und alles andere wird von selbst kommen, wird so werden, wie es die immanenten Gesetze der Wirtschaft und der Politik von selbst verlangen werden. Chaluzim! Ihr müßt wissen, daß sie Euch belügen, daß sie Euren Tod und Eure Sklaverei wollen. Ihr müßt lernen, daß das also Eure Todfeinde sind, mit denen es keinen Frieden geben kann, denn sie verkleinern das jüdische Volk, auch wenn sie sich Dunams kaufen und Schekel zahlen. Ich sage Euch: ja, es wird werden wie es die immanenten Gesetze der Wirtschaft verlangen, genau so und schauerhaft bald. Weltkrieg ist eine der anmutigsten, der anständigsten, der ehrlichsten noch von allen Forderungen der immanenten Gesetze. Ihr könnt ihn haben. Es kostet keine Mühe. Man braucht nur alles laufen zu lassen wie es logischer Weise verlaufen wird.

Wollt ihr wirklich nichts mehr, als daß euch Raum geboten sei euch zu mühen? Genügt euch die Hoffnung, daß auf dem heiligen Boden des Landes jüdische Sklaven jüdischer Großherren - leben — nennt man dies noch leben? — werden. Oder meint ihr nicht auch, daß euer Blut und euer Geist zu teuer sind für solche Frohnde? Wenn ihr nichts anderes mitbrächtet in unser Land als eure starken Arme und den ernsten Willen, daß unserem Volke dort eine neue Heimat entstehe, so wäret ihr schlecht vorbereitet. Welch eine Heimat soll uns Erez-Israel werden, das ist unser aller Frage. Das scharf und sicher zu bedenken, ist ein unerläßliches Stück aller Vorbereitung. Soziale Gerechtigkeit ist die Lösung der meisten unter euch. Und dies zu fordern, ist viel, aber nicht mehr als ein Anfang. Was heißt soziale Gerechtigkeit? Welche Verteilung des Bodens, welche Verteilung allen Besitzes, welche Bestimmungen für die Erzeugung der Güter, welche Form des Arbeitens, welche Art der Verteilung geschaffener Güter, welche Rechte jedes arbeitenden Menschen, welche Sicherheit für Schwache, Kranke, Greise und Kinder, welche Verfassung der Gemeinden, des Staates, welche Beziehungen zu nichtjüdischen Nachbarn, welche Gesinnung der Erziehung, welches Maß von Religion, Kunst, Wissenschaft, welche Ordnung der sittlichen, ge-

selligen Beziehungen der Menschen untereinander, welche Umgangsformen sind es, die allein gerechte, soziale, sozialgerechte heißen dürften? Habt ihr darüber nachgedacht, denkt ihr noch darüber? Umsichtig, ernst, leidenschaftlich? Habet ihr Acht auf alles, was hier um euch, an euch geschieht? Sprechet ihr darüber in den Arbeitspausen, am Sabbath, wie ihr das Hiesige erlebt, erleidet und wie es drüben wird sein müssen? Leset ihr die Bücher jener Männer, die ein Leben des Denkens, Beobachtens und Erprobens diesen Fragen geweiht haben? Wisset ihr wie andere Völker heute und früher diese Dinge geordnet hatten? Was ihnen geglückt ist, woran sie gescheitert sind?

Vielleicht werden mir einige von euch sagen wollen: Wir haben genug an Diskussionen, Kursen, Büchern, schönen Gedanken und erhabenen Gefühlen. Wir wollen die Tat, die Arbeit. Wann immer eine konkrete Frage des Lebens und der Wirtschaft an uns herantreten wird, werden wir sie überdenken und aus den Bedürfnissen der Stunde lösen.

Ich ehre eure Tatgesinnung, euren Arbeitswillen, ich bewundere ihn, ich verstehe euren Abscheu vor all den Dingen, die man euch in ekelhafter Verzerrung gezeigt hat und die ihr noch nicht in ihrer strahlenden Reinheit erlebt habet. Aber vergesset nicht: alle jene Probleme, von denen ich spreche, sind unentwirrbar miteinander verschlungen. Sie entwickeln und verwirren sich aus den unscheinbarsten Ursachen. Man muß tief eingedrungen sein in den Zusammenhang der Dinge, um zu verstehen, daß eine scheinbar ganz harmlose und unbedeutende Handlung oder Einrichtung fast unabwendbare Folgen nach sich zieht, die rettungslos unsere Heimat in die europäische Unordnung verstricken werden. Noch ehe die konkrete Frage als Frage, als Aufgabe euch klar wird, habt ihr sie bereits entschieden, durch Handlungen, die eurer geringen Einsicht belanglos erschienen waren und die doch die entscheidenden waren. Ja, es gibt jene Gesetze der Wirtschaft und Staatsordnung, von denen unser aller, eure feindlichen Freunde gesprochen haben. Aber man darf ihnen nicht vertrauen, man muß sie bekämpfen. Dazu aber muß man sie kennen und schon im Keim erkennen, noch ehe es zu spät ist, man muß die Mittel beherrschen, die fruchtbar sind, und muß wissen, welche angeblichen Mittel Aberglaube heißen müßten. Kameraden! Nicht nur in euren Armen und Händen — in eurem Geiste liegt Erez-Israels Zukunft beschlossen.

Europas Arbeiterschaft hat nach langen Kämpfen und schweren Enttäuschungen eingesehen, daß all ihre Millionen Arme nichts nützen, und wenn sie Gewehre trügen, ohne die Einsicht, den Verstand, die Bildung und Erkenntnisse der Arbeiter selbst. Sie mühen sich seit Jahrzehnten zu manchem, was ihnen nottut. Und ihr wollt es wegwerfen? Ihr glaubt, ihr hättet es nicht nötig?

Kameraden, ihr sollt Bauern und Arbeiter werden. Aber von neuer Art. Stark in allem Menschlichen, Körper und Geist einend, denn nur so könnt ihr nicht allein eure Arbeit bewältigen, sondern die des Volkes gestalten.

Gehet ihr denn nach Palästina, wie andere Arbeit suchen in Amerika,

Frankreich oder Deutschland? Oder ist eure Fahrt nicht Aufbruch in die unbekannte Heimat? Wollt ihr denn Palästina erobern, erschließen, wie andere Ostafrika? Oder ist es nicht unsere Heimat, die ihr erobern geht? Diese wird nicht allein durch Arbeit unser, sondern Liebe muß die Arbeit zwingen. Und wie sollte das Volk wahrhaft sein Land lieben können, das es nicht versteht in jedem Stein, jeder Blume, jedem Tier, sein Wasser, sein Land, seine Luft, die Menschen, die es bewohnen, die Denkmale, die vergangene Geschlechter zurückgelassen? Nur eine große Erkenntnis kann die Mutter einer großen Liebe sein.

Freilich, mißverstehe mich keiner. Des Volkes Aufgabe ist diese große Erkenntnis, nicht jeder Einzelne kann sie in jeder Einzelheit erleben. Wie aber soll sie dem Volk als Ganzes werden, wenn nicht in jedem, der Teil hat an ihm, die Bereitschaft lebt? Und gar in jenen, die des ganzen Volkes Zentrum zu werden bestimmt sind. Nicht das kann demnach die Pflicht sein für jeden Einzelnen von euch als Vorbereitung auf Erez-Israel zu allem andern, das Not tut, auch noch die Antworten für alle Fragen des Volkes zu suchen, die Millionen Einzelkenntnisse zu lesen, auf denen die Gesamterkenntnis des Volkes ruht. Aber in euch, in uns allen zusammen muß der ganze Umkreis des konkreten »Geistigen« enthalten sein. Dem einen wird dies, dem anderen jenes, aber jedem eines zum mindesten, und Jeder einem zum mindesten.

Dies war es, das ich sprechen wollte zu denen, die sich bereiten, hinüberzugehen. Weniger weil ich sah, daß es euch nottut, solches zu hören, als darum, weil ich manchen anders zu euch reden hörte und ihr ihm zugestimmt hattet, weil ihr bereit scheint, ihnen zu glauben. Davor wollt ich warnen. Hört vor allem in euch selbst hinein. Ich weiß, ihr findet ein wenig schlecht Gewissen bei der Verherrlichung bloßer Kraft, bloßer körperlicher Arbeit, bei dem Abscheu vor Geist, Verstand oder wie man es nennen mag. Und diesem leisen Wort des Widerspruches in Euch, Euch selbst Kameraden, glaubet allein.

Siegfried Bernfeld.

Die jüdische Jugend und die bildende Kunst.

Es ist notwendig, daß sich die jüdische Jugend mit den Problemen, die ihr die bildende Kunst bietet, auseinandersetzt. Die neue jüdische Jugend, die jetzt heranwächst, die hinauszieht in den Wald und ihre Lieder singt, die Jugendgärten anlegen will; die wieder Freude gewinnt an dem Gewächs ihres Körpers, die kann nicht achtlos daran vorbeigehen, daß sie zu der Kunst, die die Schönheit der Welt, der Körper und der Gedanken gestaltet, kein Verhältnis hat. Es wäre doch ganz falsch zu glauben, daß wir uns in einem solchen Übermaß an die Tradition der Väter anzuschließen haben, daß wir auch das Beste, was uns das Galuth gegeben hat, die Befreiung vom allzu Gedanklichen künstlich preisgeben müßten. Denn zweifellos wäre es für viele unter uns höchst künstlich.

Man hat es den Deutschen gewiß mit Recht sehr verübelt, daß sie zu Beginn des Weltkrieges nur deutsche Stücke aufgeführt sehen wollten, wir aber täten etwas ganz ähnliches, Unverzeihliches, wenn wir uns von den großen Werten der bildenden Kunst lösen wollten, weil — sie nicht jüdisch ist. Aber davon soll heute nicht die Rede sein. Das nur als Vorbemerkung.

Gerade für die heutige jung-jüdische Bewegung gewinnt die bildende Kunst eine besondere Bedeutung in ihrer Beziehung zum Zionismus. Höflich hat in seiner kleinen Schrift »Der Weg in das Land« (R. Löwit Verlag) energisch darauf hingewiesen, daß das Land, das wir drüben aufbauen wollen, nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich ein neues, wahrhaftes sein muß. Die Siedlung, die uns vorschwebt, m u ß auch äußerlich etwas anderes sein als die Neusiedlungen, die der europäische Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten in Massen hervorgebracht hat, deren typische Beispiele wir in den Vororten der Großstädte und in den Arbeiterhäusern der meisten Fabriken am Land sehen. Wir müssen unsere Augen schulen für die Schönheit, damit die Orte, in denen wir das Ende unseres Lebens und unsere Kinder ihre Jugend verleben werden, das Schönste werden, das unser Denken sich erobern kann. Zu den großen Gedanken der Vollendung des jüdischen Wesens gehört auch, daß wir uns Wohnstätten schaffen müssen, harmonischer und schöner als irgendwo auf der Welt. Denn nirgendwo wird ein Volk so ein Volk von Brüdern sein, wie wir in Palästina. Dieses Brüdervolk wird der Boden sein, aus dem ein Stil wird wachsen können. Max Liebermann, der wohl der größte jüdische Künstler der vergangenen Jahrhunderte war, ist auf den Spuren der französischen Künstler gewandelt. Das hat nicht anders sein können. Denn wie sollte er, der ohne inneren Zusammenhang mit seiner Nation schaffen mußte, stilistisch etwas spezifisch Jüdisches zu sagen haben. Hier in Europa liegt keine Möglichkeit zur Schaffung eines spezifischen jüdischen Stiles. Aber drüben, wenn tausend und tausend Hände daran schaffen werden, Häuser zu bauen, Geräte zu schaffen, ganze Städte zu gründen, da kann sich ein neuer großer Stil entwickeln, ein jüdischer Stil.

Aber er kann es nur, wenn wir uns von vorneherein klar machen, daß er sich nur dann entwickeln w i r d, wenn wir uns frei machen von aller bloßen Nachäffung. Wenn uns klar ist, daß das, was wir da drüben zu schaffen haben, kein Klein-Europa sein darf. In dieser Wegräumungsarbeit liegt die wichtigste Vorbedingung für das Entstehen eines Neuen. Nun glaube aber keiner, daß diese Arbeit allzuleicht getan ist. Nichts ist schwerer, als ein Möbelstück nur zweckgemäß zu bauen, ohne all den abstrusen Unsinn von Schnörkeln und Zeug, der das Möbelstück des jetzigen Alltags auszeichnet. Wir müssen vor allem darauf ausgehend werden, unsere Siedlungen, unsere Häuser, unsere Geräte so gut als möglich in der Qualität und in der Arbeit zu gestalten.

Nun wird vielleicht jemand einwenden, wenn ein Möbel aus noch so gutem Material ist und noch so gut gearbeitet, so ist es damit noch lange nicht schön. Das ist zweifellos richtig. Es muß noch etwas hinzu-

kommen, damit es uns einen befriedigenden Eindruck macht. Wir sagen, es muß in den Proportionen gut sein. Was heißt das? Das ist eine komplizierte Frage der Ästhetik, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Nur soviel sei angedeutet. Bei all diesen Dingen gehen wir unwillkürlich von unserem eigenen körperlichen Erleben aus. Wir beziehen das Verhältnis von Horizontale und Vertikale in der Form auf unser Erleben von Last und Tragen usw. Und aus diesen eigentümlichen Empfindungen, die wir ästhetische nennen, heraus urteilen wir, der Kasten gefällt uns, jener nicht. Damit also ein Möbelstück vollkommen sei, muß es nicht bloß gediegen in Material und Arbeit sein, sondern muß noch ein Plus enthalten, das unsere rein formalen Bedürfnisse befriedigt. Nun ist ganz klar, daß nicht jeder, der als Siedler nach Zion gehen wird, vollkommene Möbel und Geräte zu bauen imstande sein wird.

Aber damit, daß er sie aus anständigem Material ordentlich macht, ist, wie die Geschichte des letzten Jahrhunderts gelehrt hat, jener Epoche, die die Welt mit Geräten aus schlechtem Material, in schlechter Arbeit überschwemmt hat, wie nie eine Zeit vorher, und der dadurch jede Lebenskultur verloren ging, die Grundbedingung dafür gegeben, daß ein Lebensstil, oder wie ich es nennen soll, überhaupt entstehen kann. Niemand wie wir Juden ist heute, wenn wir diese Dinge richtig erfassen werden, in der gleich glücklichen Lage, die Last des gewesenen industriellen Schundzeitalters von sich zu werfen und zurückzukehren zur Kultur der Sachlichkeit, der Basis jeder künstlerischen Kultur.

Nun besteht aber die Hoffnung, daß wir über diese bloß sachliche Basis zu einer wahrhaft künstlerischen Kultur uns durch langsame Arbeit der Generationen werden erheben können. Denn es liegen zweifellos in unserer Nation schon heute, wenn auch nicht die Anlagen zum vollkommenen Produzenten, so doch sicherlich die Anlagen zu einem guten Konsumenten. Im Juden liegt eine starke Begabung zum Kunstgenießen. Nur allzuviele ästhetische Köpfe hat das Judentum im 19. Jahrhundert hervorgebracht. Diese einseitige Überproduktion, die sicherlich ungesund war, beruhte aber auf einer entschiedenen Begabung für Kunstbetrachtung. Unsere Sache wird es nun sein, diese Begabung, die bisher antisozial war, sozial auszuwerten. Wir müssen durch kräftige Arbeit an uns selbst, durch Zeichnen als Mittel zur intensiven Formbeobachtung, durch Betrachtung der besten Kunstwerke, die die ganze Menschheit hervorgebracht hat, durch Diskussionen über die Grundprobleme des Formalen und das Wesen des Künstlerischen eine allgemeine Empfänglichkeit für die Werte der bildenden Kunst erziehen. Dann wird es uns gelingen, als Konsumenten das ein wenig wett zu machen, was wir als Produzenten fürs erste nicht erreichen können. Dann wird aber, wenn wir wirklich mit vollem Ernst an die Aufgabe unserer Selbsterziehung gehen, im Lauf der Jahrzehnte, vielleicht der Jahrhunderte, bei uns eine künstlerische Kultur erreicht werden, wie sie heute nirgendwo anders herrscht.

Man könnte träumen, wie dann dieses Palästina der Zukunft aus-

sehen wird. Kleine Häuser werden in den Tälern liegen, architektonische Bildungen, die sich dem Zug der Landschaft harmonisch einfügen werden. Mit Pietät werden die Kunstwerke der Natur geschont sein und einbezogen in das Kunstwerk der Menschen. In den Häusern wird ein Widerspiel des harmonischen, erlösten Geistes der Menschen in den Formen sich spiegeln. Und die großen Werke der Gemeinsamkeit, die Gotteshäuser und Bibliotheken, die Spitäler und Schulen werden auch in ihren Formen von jener neuen, nie erlebten Brüderschaft eines ganzen Volkes sprechen, die uns Zion sein wird.

Darum scheint es mir unrichtig, wenn Elijahu Rappeport in diesen Blättern einmal gesagt hat, die dürfen nicht nach Zion gehen, die lüstern nach Schönheit. Wir müssen so erfüllt sein von unserem Hunger nach Schönem, daß wir ihn schon in unsere bitteren Anfänge werden einsenken müssen. Nur dann wird uns, die ja nicht vom Stand der Bauern herkommen, unsere Arbeit ganz befreien, wenn sie durchaus Edelarbeit ist. Und nur dann wird es uns möglich sein, unseren Kindern die Tradition dafür zu hinterlassen. Nehmen wir nicht dieses beste Streben unserer heutigen Kultur mit uns, dann kommen wir unfehlbar zu den Ausdrucksformen des Amerikanismus, wovor uns Gott behüten möge.

* * *

Ich möchte nicht, daß die vorstehenden Äußerungen mißverstanden werden. Gewiß ist der Zionismus ein geistig und materiell so ungeheuer reiches und schwieriges Problem, daß das Element davon, von dem wir gesprochen haben, vielen, wenigstens heute, als nicht berücksichtigenswert und diskutabel erscheinen mag. Nun glaube ja auch ich nicht, daß es im Vordergrund des Denkens stehen sollte. Wohl aber glaube ich, daß es überall dort, wo in Handwerksschulen usw., praktische Vorbereitungsarbeit getrieben wird, diese Fragen an der Spitze stehen können und müssen. Es ist aber auch klar, daß die Handwerkskurse allein in der relativ kurzen ihnen zur Verfügung stehenden Zeit diese Erziehung zur Quualitätsarbeit kaum leisten können. Nur wenn es uns gelingt, durch Diskussionen, durch gemeinsames Studium der Probleme in der Jugendbewegung schon den Boden zu bereiten für die Spezialarbeit jener Schulen, nur dann dürfen wir hoffen, einmal unser Ziel zu erreichen. Wie dieses Studium beschaffen sein muß, das wurde schon oben angedeutet: gemeinsames Zeichnen nach der Natur, Exkursionen nach vorbildlichen Wohnanlagen, Betrachten von Bildern zur Schulung der Augen, Besprechung der besten Bücher über die Frage »Wie ein Haus gebaut wird«, Studien der Materialien und ihrer spezifischen Verwendungsweisen usw. So betrachtet, wird vielleicht manchem, dem das Vorhergehende wie leere Utopie erschienen ist, das Problem der bildenden Kunst für die jüdische Jugend bedeutsam erscheinen. Es ist das Problem »vom tätigen Geist« in der tätigen Hand, das Problem von der »Durchgeistigung der jüdischen Arbeit«.

Fritz Saxl.

Von der Familie.

Wenn die jüdische Jugend Vorbereitungen trifft, nach Erez Isral zu gehen, wenn sie physisch und moralisch sich dazu anschickt, im Lande der Väter ein mustergiltiges Leben zu führen, darf ein Umstand nicht aus dem Auge gelassen werden, der bisher so gut wie ganz übersehen wurde. Über die gerechte Verteilung von Grund und Boden, über soziale Hilfe innerhalb der jüdischen Gemeinschaft wurde viel geschrieben und gesprochen, auch vor kapitalistischer Ausbeutung wurde gewarnt und vor Übertragung des Galuth ins gelobte Land, bei all dem wurde aber ganz vergessen, daß Voraussetzung für die Verwirklichung dieser Ideale ein gesundes, fruchtbares Volk ist. Die Regelung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib ist es, wovon hier gesprochen werden soll. Es ist selbstverständlich, daß die Eheverhältnisse, wie sie im Galuth üblich sind, nicht nach Palästina übertragen werden dürfen. Im Interesse der Volksgesundheit, im Interesse des geistigen Niveaus des Volkes, muß mit den Ehen, wie sie im Galuth zustandegekommen sind, gründlich aufgeräumt werden und eine neue Form des Bündnisses zwischen Mann und Weib gesucht und gefunden werden.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß die Ehen, wie sie bei den Juden bis heute, sowohl im Osten als auch im Westen geschlossen werden, das reinste Handelsgeschäft sind. Ein Händler, der eine ganze Kollektion von Menschen zu verschiedenen Preislagen am Lager hat, vermittelt den Kauf von Mann und Frau. Es muß aber der Mann, der einen beträchtlich hohen Preis für sich verlangt, auch eine Frau mit in den Kauf nehmen, an die er sein Leben lang gebunden ist, die ihm Kinder gebiert und sie erzieht, von deren geistigen Qualitäten er aber nicht immer aufs genaueste unterrichtet ist. Es mag wohl vorkommen, daß zwei Menschen, die aus konventionellen Gründen zusammengekommen sind, sich mit der Zeit auch lieben und schätzen lernen, dies ist aber äußerst selten der Fall. Und nun vergegenwärtige man sich das Zusammenleben von zwei Menschen, die nur durch Zufall aneinandergeworfen, jedes seine eigenen Wege geht und gar die Erziehung des Kindes in einer Familie, die nicht von inniger Liebe und Hingebung durchpulst, sondern durch ganz lockere, äußere Fäden zusammengehalten wird. Eine weitere Folge dieses Menschenhändlertums ist, daß Mädchen, die gerade die besten Frauen und Mütter abgeben könnten, ganz einfach sitzen bleiben oder durch Umstände gezwungen, sich ihrerseits an Männer, denen sie geistig weit überlegen sind, verkaufen. Dieses schändliche Menschenhändlertum muß abgeschafft werden, soll das jüdische Volk stark, gesund und fruchtbar sein.

Schon unsere Alten haben einzusehen gelernt, daß das Wohl und Gedeihen des Volkes von der Anzahl und der Art des Zustandekommens der Ehen abhängig ist. Diese Tatsache im Auge behaltend, legten sie jedem Juden die Pflicht zur Heirat in möglichst frühem Alter auf. Von der Art des Zustandkommens der Ehen im alten Israel finden wir im Talmud Spuren vor und so heißt es an einer gewissen Stelle:

Es gab keine schöneren Feste in Israel als Jom-Kipur und chamischa asar b'Aw, wo Jünglinge und Mädchen zu Tanz und Spiel sich in den Weingärten versammelten und sich bei dieser Gelegenheit jeder seine Liebste nach Hause führte. Was aber das Wichtigste ist: Zu diesen Festen durften nur ganz schmucklose, weiße Kleider getragen werden, die die Mädchen untereinander ausgetauscht haben, um die Ärmeren, die möglicherweise in geborgten Kleidern erscheinen werden, nicht ihre Armut fühlen zu lassen und sie nicht in den Schatten zu stellen. Es wurde geflissentlich vermieden den Reichen Gelegenheit zu geben, mit ihrem Reichtum zu protzen und sich auf diese Weise irgend welche Vorteile vor ihren ärmeren Schwestern zu sichern. Ich versuche mir vorzustellen, wie viel frohe und glückliche Menschen sich heute doch bei so einem Feste zusammenfinden könnten, wenn wir den Mut hätten, wahr und natürlich zu sein und alle uns auferlegten gesellschaftlichen Fesseln zu sprengen. Wir wollen ein neues Leben in Palästina beginnen, wir wollen zur Freiheit und Natürlichkeit zurückkehren, schaffen wir die erste Voraussetzung hiefür: eine auf gegenseitiger Zuneigung und Wertschätzung sich stützende Familie. K. B.

Entschluß zum Handwerk.

Ein biographisches Fragment.

In dieser Zeit, in der so viel von Berufsumschichtung im Judentum gesprochen wird, dürften die nachfolgenden Seiten, die einen tiefen Einblick in die Problematik des traditionell erzogenen, ostjüdischen Kindes gewähren, besonderem Interesse begegnen.

»Dem Thorastudium hat sich die praktische Tätigkeit zu gesellen, ist es aber nicht der Fall, so gedeiht das Studium nicht« pflegte ich an vier Sabbaten jedes Sommers in den Sprüchen der Väter zu wiederholen, und zwar nicht im Cheder, da der Sonnabend ein schulfreier Tag war, sondern zu Hause unter der Aufsicht des Vaters.

Dieser Ausspruch der Väter wurde Lügen gestraft durch viele dem ausschließlichen Studium der Thora obliegenden Männer meiner nächsten Umgebung, die, trotzdem sie der Betätigung im praktischen Leben keine Zeit widmeten, im Rufe von Gelehrten standen. Daher darf es nicht verwundern, wenn obiges Zitat mich jedesmal stutzig machte. — Ein anderer bekannter Talmudausspruch bereitete aber meiner jugendlichen Seele den tiefsten Kummer und flößte mir geradezu Grauen ein. — Rabbi Jehuda sagt »wer seinen Sohn kein Handwerk erlernen läßt, der führt ihn gleichsam dem Räuberhandwerk zu« .... Demnach müßten meine Eltern, Großeltern, sämtliche Onkel, Großonkel u. s. f. Erzieher und Züchter von Wegelagerern sein, dachte ich mir, denn unter allen meinen Verwandten, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits gab es um die Wende des Jahrhunderts noch gar keine Handwerker und darauf, d. h. in keiner

verwandschaftlichen Beziehung zu Arbeitern (Baale Meloches) stehen zu müssen, war man in Polen zu jener Zeit nicht wenig stolz. — Über einen anderen ähnlichen Umstand vermochte ich ebenfalls nicht hinwegzukommen.

Unter den etwa 300 Mitgliedern, die unser Bethaus vom Anhang der bekannten Wunderrabbigeneration Gora zählte, befanden sich im ganzen drei Handwerker, und zwar drei Schuster, ein alter Vater und dessen zwei Söhne, ebenfalls bereits ältere Männer. — Die letzteren galten nun bei uns als Aschenbrödel, obzwar sie Nachkommen Ahrons und sonst auch unbescholtene, ehrenhafte Männer waren. Ihr beständiger Platz war bei dem Ausgange des Bethauses, daselbst verrichteten sie auch den Priestersegen an den Feiertagen, während ich schon als zwölfjähriger Gück-in-die-Welt beim Verrichten des Priestersegens eine auszeichnende Stellung neben der Bundeslade innehatte.

In den einfachen Bethäusern pflegen die Kohanim die ganze Misrach(ost)-Wand entlang einzunehmen, vor der kleinen Bundeslade können höchstens nur zwei Priester stehen. — In unserem Bethause teilten sich in diesen letzteren äußerst privilegierten Platz mein Vater und ein anderer Kohen, der sich wohl durch keine berühmte Herkunft legitimieren konnte, aber dafür einen großen Geldsack sein eigen nannte.

Ja selbst bei dem durch die Leviten vorgenommenen Händewäschen, das der Verrichtung des Segens vorangeht, bekam ich den Vorrang vor den alten Mitgliedern der Schusterinnung und alles wohl nur deswegen, weil meine Angehörigen sich über die strenge Forderung des erwähnten Rabbi Jehuda leichten Herzens hinwegsetzten. —

Einmal ließ ich mir die Ungerechtigkeit, die meinen engeren Stammesgenossen, den Priestern-Schuhmachern, beim Händewaschen widerfahren war, so zu Herzen gehen, daß ich den Segen mit wenig Andacht (kawanah) hersagte, und da es am Rosch-Haschana passiert ist, erachtete ich es für notwendig noch einen Fasttag vor Jom-Kippur außer dem Fasttage von Gedaljahu zu absolvieren.

Freilich waren unsere Gevatter Schuhmacher keine Lamdonim (Talmudgelehrte), konnten nur mit Ach und Krach der Lektüre des jeweiligen Wochenabschnittes aus dem Pentateuch nachkommen, welch letzterer Umstand mir schließlich über meine bevorzugte Stellung hinweghalf. Es spielten da noch andere lindernde Umstände mit, die zeigten, daß die Befürchtung des rigorosen Rabbis nicht nur unzutreffend sei, sondern dieselben ließen es auch zu, den Spieß umzudrehen und das Gegenteil zu beweisen. — Ich habe da den Sohn Mosche Mordchés des langen Melamed im Auge. — Chaim Herschel mußte wegen der großen Armut seines Vaters das Elternhaus verlassen. — Anstatt aber nach einer Jeschiwa (höhere Talmudschule, wo die Zöglinge mit allem Nötigen versehen werden) ging er nach Lodz und ward Weber. — Als er endlich nach Beendigung der Lehrzeit auch die Spesen der weiten Heimreise aufzubringen im Stande war, kam er auf die Pessachfeiertage nach Siedlce. — Allein wie verändert erschien Chaim Herschel in dem Bethause! Seine Mütze war so klein, daß sie jeden Augenblick vom Kopf herunterzu-

rutschen drohte, zudem trug er noch einen gesteiften Hemdkragen mit einer Binde, was in Polen bis zu dem Russisch-japanischen Krieg (1904) als etwas noch durchaus Verpöntes galt. Als der so aufgetakelte achtzehnjährige Chaim Herschel am Feiertag im Bethaus erschien und um den zudringlichen Blicken zu entgehen sich hinter den Ofen zurückzog, wurde er doch von den viel jüngeren anwesenden Knaben — ich zählte damals 11 Jahre — im Nu umringt und wegen seines »entsetzlichen« Aussehens mit Schimpfereien und Neckereien bedacht. — Einige der Mutwilligsten machten sich an seinen steifen Kragen heran und suchten ihn zu zerknüllen. — Ich richtete an Chaim Herschel die strenge Frage, wie oft er in Lodz das Mincha- oder Maariw-Gebet unterlassen hatte, daß Chaim Herschel beides auf einmal, d. h. das Vorabend- und Abendgebet vernachlässigen könnte, dieser Gedanke war uns schlechterdings unfaßbar. —

Da aber der Weber auf diese heikle Frage bis unter die Haarwurzeln errötete, wohl nur aus Besorgnis vor dem bloßem Verdacht, so gingen wir ihm nur noch härter zu Leibe. —

Chaim Herschel konnte sich unserer Angriffe kaum erwehren, denn wir entdeckten inzwischen noch andere Verfehlungen an ihm, so war beispielsweise sein Gebetgürtel allzu dünn, seine Andachtsverbeugungen erschienen uns lax u. s. f. Wir wurden nun äußerst aggresiv, als endlich der lange Mosche Mordche die Bedrängnis seines Sohnes, des armen Webers, bemerkte und ihm zu Hilfe kam. —

Chaim Herschels Vater zeigte sich aber über unser Benehmen nicht im geringsten ungehalten. — Diese stumme Zustimmung des alten Melamed verstärkte uns aber noch mehr in unserem selbstherrlichen Vorgehen und wäre uns da Rabbi Jehuda mit seinem Handwerk gekommen, wir, talmudbeflissenen Jungen, würden ihm tüchtig heimgeleuchtet haben. —

Allein diese und ähnliche Beschwichtigungen meines jugendlichen Gewissens konnten nicht lange Zeit vorhalten, da der »halbabtrünnige« Weber und die sonstigen bekannten jungen Handwerker aus unserem Bethaus, die ebenfalls auf dem Wege des Abfalls begriffen waren, wie etwa die zwei Handschuhmacher, Munisch und Uscher Mottel, Söhne eines anderen Melamed, nur einmal jährich auf die Pessachfeiertage in Siedlce zu erscheinen pflegten. — Mit den Helden aus dem Talmud, wie mit einem Rabbi Jochanan Hassandlar, R. Jochanan dem Schuster, mit einem Rabbi Izchak Nafcha, R. Izchak dem Schmied kam ich aber das ganze liebe Jahr hindurch, zu jeder Tageszeit in Berührung und konnte sonach der unablässig auf mich eindringenden Mahnungen zur Arbeit unter keinen Umständen Herr werden. —

Gerade das Beispiel der großen Tanaiten und Amoraim, die tiefe Thorakenntnis und einen unbescholtenen Lebenswandel mit der täglichen Ausübung eines Handwerkes in Einklang zu bringen wußten, zog mich besonders heftig an. —

Ja, ich reizte den Satan und forderte ihn heraus, indem ich mich anschickte, ihm zu zeigen, daß ich mich mit physischer Arbeit befassen kann, ohne auf die gefährliche Bahn des Webers und der beiden Handschuhmacher zu geraten. — Dem Jezer Hara (bösen Trieb) ein Schnippchen

zu schlagen, es mit ihm aufzunehmen und ihn zu Boden zu werfen — war immer der Lieblingswunsch meiner jugendlichen Seele. — Vor Kampf im allgemeinen, zumal mit dem berüchtigten Menuwal (Teufel) schreckte ich schon in meinem frühesten Lebensalter nicht zurück.

Ich faßte also nach langem Nachdenken und Überlegen den festen Entschluß, mir ein Handwerk anzueignen. Freilich fiel es nunmehr äußerst schwer, eine Wahl zu treffen. Schon einige Jahre vor dem Zeitpunkt, der da behandelt wird, faßte ich große Vorliebe für die Baukunst, womit es folgende Bewandtnis hat.

In den Jahren 1897—98 wurde in Polen sehr viel und fieberhaft gebaut. In Siedlce sind innerhalb dieser Jahre ganz neue Gassen entstanden, so viele Häuser wurden neu errichtet und zugebaut. Das weltliche Gespräch der älteren Leute zu Hause, im Bethause und auf der Gasse drehte sich, wie ich mich genau zu entsinnen weiß, nahezu ausschließlich um den Fortgang der im Entstehen begriffenen Häuser. Alles baute, wer nur ein paar Groschen aufzutreiben vermochte.

Die immerwährenden Reden von den Häusern (Kamienice), die an mein Ohr schlugen, wirkten mächtig auf meine kindliche Phantasie und lösten in mir eine leidenschaftliche Vorliebe für das Maurerhandwerk aus, so daß ich als acht- bis neunjähriger Knabe stundenlang vor den Baugerüsten stand. Mein kindlicher Geist fühlte sich mit dem Wachsen der neuen Mauern und Wände in eine unbekannte Welt emporgehoben.

Freilich konnte ich der immer mehr zunehmenden Leidenschaft für das Maurerhandwerk, der damaligen grande passion de ma vie, nicht jeden Tag Rechnung tragen, da ich das schwere Joch der Thora schleppen mußte, das mir schon im dritten Lebensjahre aufgebürdet worden ist. An den Wochentagen pflegte ich von 8 Uhr morgens bis zur Dämmerung, abgesehen von einer Mittagspause, im Cheder zu sitzen. Des Winters wurden uns wohl zwei Pausen gegönnt, aber dafür blieben wir bis 9 Uhr abends und länger im Cheder, so daß ich auf dem Hin- und Rückwege während der kurzen Studienpausen nur einen flüchtigen Blick auf den Fortgang der Bauten werfen konnte.

Dafür aber hielt ich mich an Freitagen schadlos, da im Cheder am Vorabend des Sabbats schon um 4 Uhr Feierabend verkündet wurde. Nun konnte ich mich gehen lassen und mich am Anblick der mannigfachen Bauarbeiten, wie Ziegeltragen, Kalk- und Lehmmischen, sattsam ergötzen, ja, mich selbst daran beteiligen, denn ich schloß inzwischen mit den Maurern nähere Bekanntschaft. Selbstverständlich pflegte ich dann als echter Maurergeselle, d. h. ganz besudelt und vom Mörtel bespritzt nach Hause zu kommen oder vielmehr, ich mußte jedesmal knapp vor Sabbateintritt von den Bauplätzen abgeholt werden, was natürlicherweise ohne tüchtige und ausgiebige Schläge von seiten meines Vaters nicht abging, der mich hiebei einen liederlichen Buben, einen »Schejgez«, der den heiligen Sabbat absichtlich entweiht, schalt. Da aber der heftige Zorn meines Vaters nur einige Minuten lang anzuhalten pflegte, und zwar nur insolange, bis ich mich reinlich abgewaschen, sämtliche Wochenkleider, einschließlich das Hemd abgelegt und feierliche Sabbatgewänder — die lange

Capote von Seide und die große Mütze von Sammet — angelegt hatte, so wiederholte ich am folgenden Freitag denselben Streich und empfing wiederum die gebührende Strafe. So ging es bis nahe ans Ende der Bausaison, d. h. bis zu den hohen Feiertagen, wo die neuen Häuser schon alle unter Dach waren. Im Monate Ellul schränkte ich ohnedies meine Besuche bei den Maurern ein, da ich angesichts der herannahenden entscheidungsvollen und schicksalsschweren Tage in mich zu gehen und auf mich selbst zu besinnen pflegte. Im Laufe der Jahre legte sich allerdings ein wenig meine »Bauleidenschaft«, aber bei weitem nicht ganz.

Trotz dieser meiner Vorliebe für die Baukunst war ich mir doch dessen voll bewußt, daß ich in meiner damaligen gesellschaftlichen Stellung nicht Maurerlehrling werden könne, umsomehr, als die Maurer vom Joche der Thora nicht zu sehr beschwert waren, um schon von dem unüberwindlichen Widerstande von seiten meiner Angehörigen gegen einen derartigen gottlosen Schritt ganz zu schweigen. Schneider und Schuster können nicht als Menschen gelten — szewcy i krawcy nie ludzie — heißt es in der stolzen polnischen Sprache und auch der Jude in Polen führt des öfteren dieses harte Urteil über die Gevatter Schneider und Handschuhmacher an, und zwar in der Ursprache, im Polnischen. Ich wünschte im übrigen ein Handwerk zu wählen, daß mehr den Geist, als die eigentliche Körperkraft in Anspruch nehmen müßte, eine »reine Arbeit« (Melacha nekija), die das Thorastudium sofort nach Beendigung der Arbeit ermöglichte, was wohl von vielen Handwerkern, z. B. von den Gerbern, nicht behauptet werden kann, auch der Talmud hegt bekanntlich keine Vorliebe für die Gerberei. Es stellte sich aber nach und nach heraus, daß meine Eltern, um ihrem Ansehen in der Stadt nichts zu vergeben, mich in Siedlce keineswegs ein Gewerbe erlernen lassen wollten, es konnte nur eventuell eine Übersiedlung nach Warschau in Betracht kommen.

Gegen den letzten Plan widersetzte sich allerdings noch mein Vater, nicht mehr aber meine Mutter, die die Hauswirtschaft zu besorgen hatte und daher die von Jahr zu Jahr in unserem Hause wachsende Not am meisten spürte. Am ersten Jänner 1898 ist der Branntweinbetrieb und Verschleiß, der sich bis dahin beinahe ausschließlich in jüdischen Händen befand, von der russischen Regierung ohne die geringste Entschädigung monopolisiert worden und blieb seitdem das Alleinrecht der Regierung. Unter den durch diese pharaonische Maßregel am schwersten Betroffenen befanden sich auch meine Eltern, wie auch viele Verwandte.

Es wurde nun der endgiltige Tag meiner Reise nach Warschau anberaumt — der erste Jijar 5662 (nach den Osterfeiertagen 1902). Mein Vater brachte es nicht übers Herz, mir seinen Abschiedssegen zu erteilen, da durch meine Reise so viel von meinem Judentum aufs Spiel gesetzt wurde: die Gottesfurcht, das Talmudstudium, der reine und gesittete Lebenswandel usf. Dagegen ließ mir die Mutter meines Vaters die heißesten Segenswünsche angedeihen. Meine Großmutter, eine der angesehensten Frauen in meiner Geburtsstadt Chaje Sara, genannt die Fromme (die Chassidiste) — sie konnte sämtliche 150 Psalmen samt allen Gebeten auswendig — hatte bereits zur Zeit meiner Abreise das Kranken-

und Totenbett bestiegen. Als ich ihr meinen Abschiedsbesuch abstattete, konnte sie sich lange, lange vor innerer Erregung nicht fassen und weinte bitterlich. Ging doch einer ihrer wenigen Enkelsöhne — mein Vater war ihr einziges Kind — und zudem ihr Lieblingsenkel einer Gefahr — und versuchungsreichen Zukunft entgegen, denn voll und ganz Jude zu bleiben, wurde nun bei mir in Frage gestellt. . . . Als meine Großmutter sich endlich satt geweint hatte, führte sie zunächst die verklärte Gestalt des Großvaters, ihres Mannes, des in Siedlce und weit hinaus berühmten Mottl des Alten, vor, dessen große Verdienste mir in den bevorstehenden Gefahren beistehen und der für mich Fürbitte vor dem himmlischen Throne einlegen möge. Sie brachte mir dann die bereits erwähnten Talmudheroen in Erinnerung, die trotz des von ihnen ausgeübten Gewerbes nicht allein sich als gottesfürchtige und engelreine Männer bewährten, sondern auch ihr ganzes Leben hindurch viel Zeit und Muße fanden, um sich der Thora Gottes zu widmen und viele Schüler hinterließen. Die Großmutter schärfte mir sohin ein, mich auch fortan von dem Talmudstudium nicht abzuwenden und nahm mir am Schluß unter Tränen das Wort ab, mich mindestens zwei Stunden täglich mit den Worten des lebendigen Gottes zu befassen . . . . Schluchzend verließ ich das Krankenzimmer meiner Großmutter, ihre Mahnrede schlug unablässig an mein Ohr und ich weinte mir die Augen rot. Von meiner Mutter verabschiedete ich mich zu Hause, denn es erfaßte sie im letzten Augenblicke ein heftiger Weinkrampf, und nur meine zwei älteren Schwestern begleiteten mich zur Bahn. Dem Vater sagte ich kein Lebewohl, da er in der letzten Stunde vom Hause fernblieb.. Abraham Grünberg.

Über Jugendbewegung im allgemeinen und den »Blau-Weiß« im besonderen.

Det Blau-Weiß ist nicht ein organisch Entstandenes, aber ein etwas fertigem Nachgemachtes. Einigen jungen, erwachsenden Leuten, die es mit dem Judentume sehr ernst meinten, erschienen die bis dahin bestandenen Formen der jüdischen Jugendorganisationen unzulänglich und nicht zum Ziele führend. Sie sahen im Gegensatz zur Blasiertheit unserer Jugendgruppen die einfache Aufrichtigkeit der Leute aus dem deutschen Wandervogel, sie wußten, daß dem Juden Körperpflege und natürliches Gemüt not tun, sahen, wie im Wandervogel der Körper auf natürliche Weise gepflegt und das Gemüt erfrischt wird und »gründeten« (ohne daß ihnen klar wurde, daß so etwas einfach nicht zu »gründen« ist) den Wandervogel in jüdischer Auflage den »Jüd. W.-B. Blau-Weiß«. Der Blau-Weiß verbreitete sich ziemlich schnell und es ist deshalb leicht verständlich, daß nach kurzer Zeit schon der Typus »Ausflüglerzirkel mit jüdisch-abstinentem Einschlag und entsprechender Volkslieder- und Guittarespiel-Beimischung« nicht mehr genügte. Die immer gesprochenen Ideale wollten verwirklicht werden und so entstand das Be-

dürfnis nach etwas, was wir »Jugendbewegung« zu nennen pflegen. Ich will es nun versuchen, das Problem des jugendlichen Individuums aufzuzeigen, woraus wir dann ableiten können, was eigentlich Jugendbewegung ist und was sie für den Einzelnen bedeutet:

Der innerste Grund der Jugendlichkeit scheint mir eine ungeheuere Sehnsucht zu sein und eine daraus resultierende Unzufriedenheit mit sich selbst einerseits und der Umgebung andererseits. Der Jugendliche hat sich nämlich noch nicht in die Alltäglichkeiten der Körper- und Geistestätigkeit zersplittert; er sucht noch das Eine, das Wesentliche und Große, den Sinn des Lebens. Vor die Tatsache der ewigen Geburten und Tode gestellt, fragt er wozu das alles, wenn es doch ein Ende nimmt? Irgend eine Aufgabe muß doch mit dem Leben verknüpft sein. Er sieht, daß das Getriebe der Erwachsenheit, ob es nun die Brotjagd ist, oder eine geistige »Beschäftigung«, den Sinn des Lebens nicht erfüllt. Er fürchtet, den Sinn des Lebens nie zu erkennen und genau so dahindämmern zu müssen, wie die vorhergehende Generation. Und so entbrennt in ihm eine ungeheure Sehnsucht, den Sinn des Lebens zu erkennen, um so lange noch Zeit ist, das Leben sinnvoll einrichten zu können. Darum sucht er in allem, was ihm neu entgegentritt, die Erlösung aus seinem Zweifel, aus seiner Qual des vergeblichen Suchens. So führt ihn sein Irrweg an den meisten Erscheinungen der Welt des Geschehens und der Welt der Gedanken vorbei. In vielen dieser Erscheinungen glaubt er seinen Sinn gefunden zu haben, bis er sich wieder enttäuscht abkehrt. Das dauert alles so lang, bis er sich entweder einer »Tätigkeit« oder einem »Studium« zuwendet, das ihm die Allumfassenheit der großen Konzeption des Lebens und dessen Aufgabe nimmt. Der eine wird tüchtiger Wissenschaftler, der andere tüchtiger Berufsmensch, Philosoph, Dichter, Schriftsteller, Politiker, Menschheitsbeglücker, nur nicht »Mensch«, »Mensch als Ding an sich«, möchte ich sagen (unbeschadet seiner sonstigen Tätigkeit). So wird Generation um Generation die »Glückschance der Menschheit«, die Jugend vertan.

Die Jugend weiß von diesem schrecklichen Schicksal, das ihrer harrt (es gibt allerdings auch solche Leute jugendlichen Alters, die dieses Schicksal gar nicht fürchten, sondern erst recht herbeiwünschen) und versucht es, sich seiner zu erwehren. So protestiert sie z. B. gegen die Art wie Jugend von der vorhergehenden Generation erzogen wird, sie protestiert gegen die Lebensweise der Erwachsenheit, die als Maßstab für ihr Leben genommen werden will, sie protestiert einfach gegen alles, was sie aber als gut, als das ihre ansieht, das liebt sie mit der nur ihr eigenen Unbändigkeit und darauf möchte ich Gewicht legen, daß es sich hier um eine tatsächliche, platonisch-erotische Erscheinung handelt.

Die Jugend hat ungeheuer viel Gemeinschaftsbedürfnis, wie ja der Mensch im allgemeinen, gewissermaßen berechtigt als ζῶον πολιτικόν bezeichnet wird. Sie schließt sich überall zusammen, um den inneren Protest gegen die Lebensweise der Elterngeneration zur gemeinsamen Tat an sich zu gestalten, sich selbst zu erziehen, d. h.: sich und ihr persönliches Wissen einander mitzuteilen, sich aneinander zu stärken und sich

gegenseitig zu befruchten. In diesen Jugendgemeinschaften versucht die Jugend ein ihr gemäßes, unmittelbares Gemeinschaftsleben zu führen, das sie dem lebenertötenden Gesellschaftsleben der Erwachsenheit gegenüber hält. Diese Gemeinschaft sucht und kämpft nun ebenso, wie vorher der einzelne Jugendliche vor allem um den eigenen Sinn. Damit eine solche Gemeinschaft zustande kommt, damit sie aber insbesondere nicht eine stagnierende und verfallende Gesellschaft wird, sondern lebende, bewegte und bewegende Gemeinschaft, tut zweierlei not. Es muß ein negatives Programm geben und ein positives, ein Kampfprogramm und ein Tatprogramm. Im Kampfe holt sich die Gemeinschaft Frische, Kraft, Selbstbewußtsein und gegenseitigen Halt, die sie dann bei der Ausführung ihres positiven Programmes verwertet. Die Voraussetzung für ein gedeihliches Tatenprogramm ist aber das Zielbewußtsein. Die Jugend sucht, wie ich schon sagte, einen Sinn ihres Lebens. Es mangelt ihr an gelebter Erfahrung, sie kann also aus sich selbst heraus, sich den Sinn nicht geben, sie kann sich also auch das Ziel ihrer »Bewegung« nicht selbst setzen. Sie greift daher zu Theorien. Die von Erwachsenen, die der Jugend in dem Bestreben, ganz anders zu sein, wesensverwandt sind, ausgedacht wurden. Doch die Theorie ist blaß und hält die Gemeinschaft, oder gar die Bewegung nicht lange beieinander. Aussprüche werden zu geistleeren Phrasen, Lehren zu Wortspielen, sobald die Theorie Programm wird. (Wir haben das mit Bubers Schriften zur Genüge erlebt.) Wirklich ursprüngliches Leben und Bewegung kommt aber nur dann in die Jugendgemeinschaft, wenn sie dem Leben eines Meisters folgt der nicht mehr papierne Theorie, aber wirkliches Leben bietet.

Das Verhälinis dieser Gemeinschaften zu ihrem Meister ist nun ein solches, daß dem Meister volles Vertrauen geschenkt wird, fast Unfehlbarkeit zugemutet wird. Nach seinem Beispiel wird alles eingerichtet, nach seinem Leben gelebt. Ihm wird in den Kampf gefolgt, auf seinen Rat die Waffen gestreckt. Der Kernpunkt des Verhältnisses aber ist ganz unbedingtes Vertrauen. Erzählen läßt sich übrigens das Verhältnis nicht, es muß erlebt werden. Nur Beispiele könnte ich noch nennen: Der Zaddik der Chassidim, die Priester aller Glauben zur Zeit der Blüte des Glaubens, Messias, Propheten, Masaryk seinem tschechischen Volk in den Tagen seiner Ankunft.

Diese Meister halten die ganze Bewegung, aber auch die einzelnen Gemeinschaften brauchen Personen, um die sich das Leben kristallisiert, sonst kristallisiert sich eben überhaupt kein Leben. Und da gibt es Leute in der Jugend selbst, und solche die zwar an Jahren der Jugend schon entwachsen sind, sonst aber der Jugend wesensverwandt sind, welche irgendwie persönlich hervorragen, so daß sich um sie die Gemeinschalt gruppiert. Zwischen ihnen und der Gemeinschaft bildet sich dann auch ein ganz eigenartiges Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Liebe aus. Ohne diese zweierlei Führung ist aber Jugendbewegung unmöglich, Jugendgemeinschaft auf die Dauer unhaltbar.

Ich kann jetzt zum praktischen Falle des Blau-Weiß zurückkehren. Erstens: Der Blau-Weiß ist eine jüdische Jugendbewegung. Wie

kommt zu dem, was bisher über Jugendbewegung gesagt wurde, eine nationale Bestrebung? Darauf nur sehr beiläufig die Antwort. So, wie es nicht möglich ist, Jude zu sein, ohne Mensch zu sein, so ist es andererseits einem Juden unmöglich, sich menschlich auszuleben, ohne es jüdisch zu tun, einem Juden Mensch zu werden, ohne es jüdisch zu werden.

Zweitens: Der Blau-Weiß ist nicht aus einem persönlich verknüpften Freundeskreis unter Mithilfe von »Führern« entstanden, sondern als Zweckinstitution zur Heranbildung »guter Juden« mit gewissen sittlichen Anschauungen auf die Lebensführung. Als Führer (allerdings nicht mit dem hier dargestellten Typus Führer zu verwechseln) fungierten Leute, die zwar sehr guten Willens waren und vielfach über den Durchschnitt der jüdischen Jugend ragten, aber einfach nicht immer die Qualitäten besaßen, die einen zum Führer qualifizieren und die Geführten waren Kinder, die wahrlich keine Jugendbewegung entfachen und tragen können. Die Formen entnahm man aber einer organisch entstandenen Jugendbewegung, dem »Wandervogel«. So schleppten wir ein krankhaftes Gebilde einige Jahre hindurch, bis die Krankheit, zur Zeit, da die erste »Kindergeneration« zu Jugendlichen wurde, nämlich in der letzten Zeit, zum offenen Ausbruch kam.

Der Blau-Weiß kann nur so ausschau'n: Den Kern bildet eine Jugendgemeinschaft (17—25, wobei das Alter mehr individuell ist), in der sich alle menschlichen Interessen und Sehnsüchte ausleben, gruppiert um mehrere führerische Einzelpersonen, von denen wieder eine die stärkste und wirksamste ist. Diese Gemeinschaft ist ein sehr enger Freundeskreis, nicht Interessen- oder Zweck-Gemeinschaft, gebunden durch jenes Verhältnis, das ich homoërotisch nenne. Inmitten dieser Gemeinschaft gibt es selbstverständlich Einzelinteressen. Ein Kreis wird insbesondere Literatur, der zweite Philosophie, ein dritter Musik pflegen (was gar nicht von einander trennt), andere werden eben besondere Liebe zu Kindern haben und werden um sich Kreise von Kindern bilden, mit denen sie sich befassen. Der Blau-Weiß wird, weil es in seinem Interesse ist, diesen Leuten für die Kinder ein besonderes Zimmer anweisen und sie auch sonst unterstützen, aber ein integrierender Bestandteil des Blau-Weiß sind die Kinder nicht.

Zur Organisation: In jeder Ortsgruppe gibt es ein Administrationskomitee, das die technischen Dinge mit Hilfe aller anderen versorgt. Aus allen diesen Administrationskomitees bildet sich ein allen Bünden gemeinsames, das gemeinsame technische Angelegenheiten zu regeln hat und den Verkehr der Bünde miteinander in technischer Hinsicht vermittelt (Treffahrten, Besuchsfahrten usw.). Außerdem gibt es aber eine »Bundesführerschaft«, die fähigsten Persönlichkeiten aus den einzelnen Bünden, die in gemeinsamer Arbeit die geistige Anregung der Bünde besorgen und vor allem den Verkehr mit den »Meistern« herstellen.

Die Meister kommen selbstverständlich nicht vom Himmel gefallen. Hervorragende Menschen, deren Gedanken die Jugend sehr nahe steht, sind zu veranlassen, der Jugend näher zu treten. Zeigt sich, daß die Persönlichkeit, dem Gesagten nachkommt, d. h. daß er wirklich die Verwirklichung dessen ist, was die Jugend nach seinen Gedanken lieben

lehrte, dann stellt sich von selbst bald das wunderschöne Verhältnis, von dem ich vorher sprach, heraus.

Ich habe bisher so gesprochen, daß es jede jüdische Jugendbewegung angeht, ohne auf die Sonderheiten des Blau-Weiß einzugehen. (Wandern, »natürliches« Leben, Abstinenz usw.) Es wäre das auch Gegenstand eines ganz neuen Referates. Unangeschnitten ließ ich auch die Palästinafrage, die Hebräischfrage, Erkenntnis des Judentums und die Mädelfrage, die, wie ich glaube, als nächste höchst akut werden wird. Vielleicht nehme ich ein anderes Mal Gelegenheit, mich zu diesen Fragen zu äußern.

Heute will ich nur noch sagen, daß ich für Wiko Golds »Exclusivität« entschieden nicht bin. Der Blau-Weiß stellt heute eher ein revolutioniertes Chaos, als ein abgeschlossenes Ganzes dar und wäre eine Abschließung, insbesondere in allgemeinen Angelegenheiten (Palästina) von Schaden. Auch bis wir wirklich etwas individuell ganz Abgeschlossenes darstellen werden, ist die Ratsamkeit der Abschließung höchst zweifelhaft.

Monzi Spitzer.

»Selbstbesinnung«.

Offener Brief an Herrn Nachum Goldmann.

Sehr geehrter Herr Goldmann!

Im Oktoberheft des »Juden« stellen Sie eigener Jugendlichkeit, die Sie in den ersten Reihen Ihrer Arbeit mit unzweideutiger Bescheidenheit präsentieren, unsere Geistesarbeit gegenüber, »die Jugendlichkeit mit Anmaßung, die starke Selbstbejahung der Erkenntnis mit dem kritiklosen Jasagen der Unwissenheit, die revolutionäre Kühnheit des wahrhaft schöpferischen mit der zerstörerischen Respektlosigkeit des ahnungslos Unwissenden verwechselt«. Der Jugendtag, auf dem all die Irrungen und Fehler unserer nationaljüdischen Jugendbewegung, »die der Unbefangene schon vor dem Jugendtag wahrnehmen konnte«, klar zum Ausdruck gelangten, bewies, daß unsere Kühnheit Anmaßung wird, »die Rücksichtslosigkeit unschöpferischer Nihilismus, die stolze Selbstbejahung Unbescheidenheit und die großen Worte von dem Aufbau einer neuen Zukunft und Kultur Donquixoterie«, kurz, daß wir, »so geübt und erfahren in den Gesten der Stärke, in den lauten Worten und tönenden Phrasen von revolutionärem Mut und Übermut und Schöpfertum, in Wahrheit alle Laster der Schwäche« haben: »die Unechtheit, die Unvornehmheit und Feigheit«.

Wenn zwar ich leider nicht jugendlich genug bin, um die Echtheit, die Vornehmheit und den Mut, der zweifellos aus diesen hier wiedergegebenen liebenswürdigen Apostrophierungen unseres arg mißgestalteten und verkrümmten Wesens spricht, voll zu würdigen, so scheint es doch im Interesse eines schließlich nicht unbedeutenden Teiles der nationaljüdischen Jugend Deutschlands wünschenswert und erforderlich, zu der sachlichen Hälfte Ihrer Ausführungen Stellung zu nehmen.

Vor allem fehlt uns, nach Ihrer Anschauung, die klare Erkenntnis der Lage. Unserem Willen, sei er noch so stark und aufrichtig, zentral und elementar, unserem Willen geht »die innere Zielgewißheit, die Klarheit der Richtung, die Sicherheit des Weges« ab. »Er ist blind.« Ein glühendes Herz haben wir, den klaren Kopf zu schaffen, »wird die zentrale Aufgabe der nächsten Entwicklungsphase der nationaljüdischen Jugendbewegung sein.«

Hierzu sagen wir:

Es gibt nur einen Zionismus. Aber es gibt, dem wirtschaftlichen und dem kulturellen Moment dieses Zionismus gemäß, zwei zionistische Grundfragen, die — auch oder gerade von uns — klar erkannt und klar beantwortet sein wollen. Die erste dieser Fragen heißt: Hier ist das Land — dort ist das Volk. Wie schaffen wir das Volk in das Land, zu den günstigsten Bedingungen für das Land und für das Volk?

Wir verzichten auf das Lebensgefühl abenteuernder Menschen. Wir sind wahrhaftig nicht »jugendlich und naiv« genug, um sofort, »unabhängig von Wenn und Aber, von Kautelen und Bedingungen«, nach Palästina zu gehen, — »mit gesichertem Beruf drüben und ohne gesicherten Beruf.« Wir sehen wahrhaftig klar genug, um zu wissen, daß das Land, dem wir zu dienen haben, dem wir dienen wollen, heute nicht jede wahllose Masse mehr oder minder unproduktiver Elemente verdauen kann. Daß nicht nur der Mensch seinen Bedürfnissen entsprechend die stofflichen Bedingungen eines gesteigerten Arbeitsmarktes schafft, sondern daß umgekehrt erst der erhöhte Wirtschaftsstand die Bevölkerungskapazität des Landes steigert. Daß endlich jeder, der etwa enttäuscht und unzufrieden Palästina verlassen und in die Länder des Galuth zurückwandern wird, hundert andere abschrecken muß.

So stellt sich unserer klaren Überlegung, unserer Erkenntnis das Wesen unserer Lage und ihrer Forderungen dar.

Jede Anschauung aber, die, nicht auf wirtschaftliche Voraussetzungen gegründet, die Volksmassen zu atembeklemmendem, ungeklärtem Leidenschaftsrausch aufgestachelt, halten wir gerade in einer Zeit für doppelt verwerflich und gefährlich, in der die Leitung der zionistischen Organisation sich veranlaßt sieht, öffentlich vor überstürzter Einwanderung zu warnen.

Die andere Grundfrage des Zionismus, wie wir ihn auffassen, berührt die Vorwürfe, die Sie gegen unsere Einstellung etwa zu den Werten der Tradition erheben, und lautet ungefähr: Wie binden wir die verbogenen Pole unseres Menschentums und unseres Judentums zu einer Einheit? Wie werden wir zu Menschen, die voll in ihrer Zeit stehen und voll in ihrem Volke stehen? Wie werden wir zu gesunden Gliedern eines gesunden Volkskörpers?

Wenn Sie, Herr Goldmann, in der nationaljüdischen Jugendbewegung Deutschlands eine Tendenz zur Ungeistigkeit, »die fast erschreckend ist«, mit Entsetzen konstatieren, so muß gesagt werden, daß diese selbe Ungeistigkeit es ist, die wir, für unsere und des Volkes Wiedergeburt und Gesundung, innig ersehnen. Der jüdische Mensch des Galuth ist Pro-

blematiker. Mit unendlicher Stärke empfindet und erleidet er die Zerrissenheit seiner Seele, die Zweiheit seines Wesens, den Dualismus seines Seins. Diese Anomalie des jüdischen Menschseins der Diaspora muß der Zionismus aufheben, will er in Wahrheit die Juden zur Normalität völkischen Deseins zurückführen. Jene erdenlose, unfruchtbare Geistigkeit, die nichts ist, als tief selsbtquälende und doch oberflächenhaft literatenmäßige Problematik muß der Zionismus überwinden, will er in Wahrheit das jüdische Volk erlösen.

Macht also unsere Bewegung Menschen, denen sie durch die Stoßkraft ihrer inneren Geschlossenheit vielleicht Entscheidungen, »selbständige« Überlegung vorwegnimmt, »ungeistig«, d. h. unproblematisch, so trägt sie Steine zum Aufbau unserer völkischen Wiedergeburt hinzu. Der Wille dieser jungen Juden nach Palästina muß umso stärker werden, je unabweislicher sich ihnen die tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen dem eigenen, gesundenden Innenleben einerseits und dem gleichbleibend anormalen äußeren Verhältnissen andrerseits manifestiert.

Und Zionismus, menschlich gesehen, heißt uns Rückkehr zum gesunden Innenleben, zu glückhaft erhöhtem Seinswillen, zur Natürlichkeit. Natürlich-Sein, Mensch-Sein, auf-der-Erde-Stehen, — das ist das A und O unserer Zionshoffnung. Jüdisch und menschlich in Wahrheit Erfüllte zu werden, in Volk und Zeit uns als zukunftsfroh-natürliche Glieder natürlicher Gemeinschaft zu stellen — das ist unser ganzes großes Sehnen.

Hier liegt der Maßstab für unsere Beurteilung der Kulturwerte. Tradition ist ein relativer Begriff. Dem einen ist sie sinnvoller Inhalt, dem andern wesenloser Schemen. Baut eine zwecksetzende Erziehung in der Seele des werdenden Menschen bewußt Liebe zu den Geistesgütern der Ahnen auf, so wird die zeitlose, gleichsam die interepochale innere Kontinuität der traditionellen Wertkomplexe hergestellt. Nur das Kind, dem gütige Vermittlung das Wesen der Dinge öffnet, erlebt nicht die Schale, sondern auch die Inhalte der überlieferten Masse, nur dieses Erleben aber überwindet die zeitliche Begrenzheit der Traditionsgüter und stellt sich wieder und wieder in neue Epochen hinein. Nur im Kindesalter verwächst die Überlieferung organisch mit dem Wesen des Menschen, mit seiner Zeit.

Der Erwachsene aber, dem Erfahrungen und Eindrücke den offenen Blick der frühen Lebensjahre getrübt haben, findet nur selten und nur schwer den wahren und einzigen Weg zur Tradition, den Weg zu den Urquellen der überlieferten Werte. Und jede äußerliche Anerkennung der Kulturgüter, jedes sinnlose Anheften neuer Formen ist Selbstbelügung, Phrasentum, Unnatürlichkeit.

Kultur nämlich ist lebendig fließendes und vorwärtsströmendes Element, ist vielleicht vom Willen, nie jedenfalls vom Können abhängig, ist »ein Werdendes, kein Gemachtes«. (Daß Sie, Herr Goldmann, aus dieser Prämisse den diametral entgegengesetzten Schluß ziehen, übersteigt schlechterdings die Grenzen meines logischen Erkenntnisvermögens) Kultur will erlebt, nicht erlernt sein.

Deshalb spricht nicht »die Bequemlichkeit des Nichtwartenwollenden,

der entscheidet, bevor er prüft, und statt das kennen zu lernen, was er nicht kennt, es lieber gleich verwirft, sich so die Mühe des Lernens ersparend«, aus unserer Stellung zu den überlieferten Werten. Mit dem Prüfen, mit dem Kennenlernen, mit dem Lernen allein wird man nicht jüdisch. Man wird nicht jüdisch, man erlöst das Volk nicht, wenn man Tag für Tag unendliche Reihen von Geschichtszahlen herunterleiert und Gebete sagt, die keine Resonanz im Innern der menschlichen Seele finden, die ihren Sinn verloren haben. Man wird nicht jüdisch, — oder nein, wir, deren Kindheit ohne das beseelte Erleben der Tradition vorübergegangen ist, wir werden nicht jüdisch, wenn wir Tag für Tag Talmud lernen und Tefillim legen.

Denn Kultur will erlebt, nicht erlernt sein.

Wir wenden uns nicht gegen die Werte der Traditon, — was wir verneinen, ist die mechanische Übertragung dieser Werte auf den jüdischen Menschen unserer Tage, ist die absolute Bewertung der Kulturgüter früherer Zeiten, die Wertung der Werte.

Andere mögen mit dem Überlieferten organisch, natürlich zusammengewachsen sein: uns aber, denen diese Gefilde verschlossen blieben, öffnet sich ein neuer jüdischer Geist.

Wenn wir die Forderung der Hebraisierung leidenschaftlich bejahen —. was auf dem Jugendtage nicht deutlich zum Ausdruck gelangte —, und wenn wir unter »Hebraisierung« nicht Hebräischmachen, tote Übernahme mit dem Geiste der hebräischen Sprache verstehen, so wissen wir, daß diese Sprache gleichsam der Meißel ist, um die stoffliche, sich der Zeit entsprechend stetig ändernde, fließende Masse der Eindrücke zu geklärten Kulturkomplexen umzubilden, der Impressionen, die jüdisch sind, da sie in das Innere eines bewußt jüdischen Menschen eingehen. Entscheidend ist uns die Überzeugung, daß der jüdische Mensch stärker ist als der jüdische Geist irgend einer Zeit, der einst — geboren aus dem großen Willen »jugendlicher« Traditionsleugner, das Bewußtsein des Volkes in lebensvoller Glanzzeit überströmte, der aber erstarrte, als die Epoche dahinschwand, in der er entstanden war.

Sind wir deshalb »unbescheiden«, »unwahr«, »unjüdisch«, »anmaßend«? Brüsten wir uns in selbstgefälliger Sattheit?

Auch wir wissen, daß wir eine Generation des Überganges sind. Übergroß wurde unsere Zerrissenheit und unsere Sehnsucht, unhaltbar unsere Lage. Auch wir sind uns bewußt, in der Wüste zu schreiten. Aber daß wir den Fleischtöpfen Ägyptens, dem Literatentum der Großstadt, den Idealen Europas den Rücken gekehrt haben, daß wir schreiten, macht uns stolz und hoffnungsstark. Deshalb verzichten wir auf Ratschläge und Rezepte und gütige Mitwirkung Außenstehender. Wir wollen uns nicht helfen lassen. Wir glauben, allein zum Ziele gelangen zu können.

So ward auch uns der Jugendtag zur Enttäuschung: Weil wir einen erbitterten und gar nicht jugendlichen Kampf ausfechten mußten, einen Streit, der unserer Seinsart gewiß nicht entsprach, weil Berufsredner mit Wellen wohlgeformter Dialektik unsere ungeschickt zum Ausdruck ge-

brachten, doch tiefinnerst durchlebten Meinungsäußerungen fortzuschwemmen versuchten, weil wir unser heiligstes Recht, das Recht schöpferischer Aktivität, tätiger Hingabe, beglückender Arbeit gewaltsam erzwingen mußten.

Aktivität! Hingabe! Arbeit! Uns nämlich, Herr Goldmann, uns lehrte der Jugendtag nicht: »lernet warten«.

Uns lehrte er: lernet handeln!

Mit dem Ausdrucke ergebener Hochachtung
Alfred Kupferberg.
Ein pietätloser Jugendlicher.

Aufgabe der Jugend.

Was ist Jugend? Einige der gebräuchlichsten Antworten seien hier zitiert: »Jugend ist — die Auflehnung gegen das Alte, Hergebrachte«, »der Kampf gegen das Philisterium«, die »Revolution« der für das Schöne und Große Begeisterten gegen die so tötend wirkende Weltklugheit und Erfahrung derjenigen, die selbst einmal Jugend gewesen sind. Jugend ist »Kraft«, »Freude«, »Leben« — was ist Jugend nicht alles! Sie müßte gar keine Jugend sein, wenn diese ganze Phraseologie ihr nicht das Gefühl ihrer ungeheuren Bedeutung geben, ihr nicht ganz einfach den Kopf verdrehen würde. Sie berauscht sich an den großen Worten, fühlt sich als »neue Generation« und ist bereit, wie die tapferen Weiber von Weinsberg, das ganze jüdische Volk auf ihren starken Schultern in die Freiheit zu tragen. Aber billiger tut sies nicht — wenigstens so etwas muß man von ihr verlangen. — Doch fast alle diese Jungen werden alt und klug und blicken mit gerührtem Lächeln zurück: »Ja, damals, als wir jung waren! Das waren doch andere Zeiten! Die heutige Jugend ....« Und doch zeigt jede heutige Jugend ganz deutlich schon Spuren des Alters von morgen. Denn es fehlt ihr — mit wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen — das Wesentliche: die große Hingabe, die allein jung erhält, die Fähigkeit, auf sich selbst zu verzichten, um der Sache willen sich mit der so lächerlich gering scheinenden Rolle des kleinen Rädchens zufrieden zu geben, das — unscheinbar und doch im vollen Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit — das große Rad treiben hilft. »Auch Adressen schreiben« — warum nicht Adressen schreiben? Warum nicht mit ganzem, heißem Herzen Adressen schreiben, wenn es nötig ist? Woher kommt es, daß gerade die »zu übergewöhnlicher Arbeit Veranlagten« immer wieder auch diejenigen sind, die mit unermüdlicher Geduld die Kleinarbeit machen, während die »Durchschnittsmenschen« sich für zu gut halten? Jeder, der zionistisch gearbeitet hat, wird diese Erfahrung bestätigen. Es ist halt so bequem und noch dazu so rühmlich, die neue Generation zu sein!

Unsere Jugend ist ja gar nicht so revolutionär, wie man es ihr einredet. Sie ist gar nicht dazu veranlagt, ihr »Hei« kühn und herausfor-

dernd einer ganzen Welt entgegenzurufen — wenn sie es tut, so tut sie es unlebendig, systematisch, es bildet gleichsam einen Punkt ihrer Statuten. Dafür gibt es gerade unter unserer Jugend so viele ernste, ehrliche, zuverlässige Menschen, voll besten Willens und warmer Begeisterung. Es wäre die Sache der Führer, alle diese Kräfte in das richtige Fahrwasser zu lenken, die Auswüchse zu beschneiden, für ein gerades Wachstum zu sorgen. Statt dessen tragen viele von ihnen dazu bei, die jungen Köpfe noch mehr zu verwirren. (So wird von einer Blau-Weiß-Führerin behauptet, sie kommandiere ihrem Zug: Freut euch! Wenn es nicht wahr ist, so ist es gut erfunden und gibt ein ganz treffendes Bild von einer der Abarten unserer Erziehungsmethoden.)

Es handelt sich gar nicht so sehr darum, unsere Jugend vor große Aufgaben zu stellen. Es handelt sich vor allem darum, ihr das Bewußtsein der großen Verantwortung beizubringen, die »Jugend« heißt, der Pflichten, die diese Jugend auferlegt. Es handelt sich darum, ihr zu zeigen, daß jeder im großen wie im kleinen seinen Platz ausfüllen muß, daß auch die kleinste Arbeit Arbeit ist, daß jede Aufgabe groß ist, ja daß sogar die kleinsten Aufgaben oft die größten sind, denn sie verlangen Opferwilligkeit, Einsetzung des ganzen Menschen — nicht für eine Tat, die schon das stolze Wissen um ihre Größe als ersten süßen Lohn mit sich bringt, sondern für ganz ruhmlose, scheinbar ganz minderwertige Beschäftigungen, die sich mit dem Hinweis auf höhere, wertvollere, »schöpferische« Leistungen, die gerade den Betreffenden immer erwarten, so leicht ablehnen lassen.

Natürlich gibt es auch ein anderes Extrem. Das sind jene, die mit Hingebung diese verachteten Arbeiten auf sich nehmen, weil sie damit das ihrige getan zu haben glauben. Es ist über diese im Grunde so selbstverständlichen und darum gar nicht der Rede werten »Adressen« schon so viel diskutiert worden, daß das Für und Wider jetzt fast als Ehrensache betrachtet wird. Und so sonnen sich manche wohlgefällig in dem Ruhm, »diejenigen« zu sein, »welche« usw. und stellen gar keine weiteren Ansprüche an sich. Ihre »Taten« haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Worten der andern: sie wirken beruhigend. Sie beschwichtigen die sich ab und zu doch meldende innere Forderung.

Was also soll unsere Jugend tun? Das ist eine Frage, die zu beantworten sehr leicht und sehr schwer ist. Vorschläge sind genug gemacht worden. Arbeit gibt es reichlich, die neue Jugendbewegung bietet unzählige Möglichkeiten. Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß eine befriedigende Antwort bis jetzt nicht gegeben wurde, nicht gegeben werden konnte. Wir müssen es uns ehrlich eingestehen, daß wir heute noch nicht so weit sind, unseren jungen Menschen das geben zu können, was sie vor allem brauchen: eine Arbeit, die mehr ist als die notdürftige Ausfüllung der unvermeidlichen Wartezeit. Wir zeigen ihnen das Ziel und müssen es ihnen überlassen, den Weg zu suchen, wie auch wir selbst ihn erst finden müssen. Vereinzelten ist dies schon gelungen und ihr Wirken kann für die andern richtunggebend sein. Es soll aber die Gefahr nicht unterschätzt werden, die darin liegt, junge begeisterte, tatfrohe

Menschen mit jener Art praktischer Ratschläge abzuspeisen, die bei uns schon eine stehende Redensart geworden sind. Aber noch ärger ists, sie mit schönen Worten darüber wegtäuschen zu wollen, daß man ihnen nichts anderes zu geben hat. Darum können wir heute noch wenig mehr tun, als dies: der Jugend nicht einzureden versuchen, daß man ihren Anforderungen und berechtigten Wünschen nicht besser entsprechen kann, als indem man ihr mit »neuer Generation« verzuckerte und mundgerecht gemachte Adressen zu schreiben gibt, sondern sie zu lehren, sich selbst und die Sache ernst zu nehmen, gerüstet zu sein für den Augenblick, da man sie ruft, bereit zu sein, zu tun, was getan werden muß, sei es groß oder klein: sie zu lehren, im überwältigend starken Verantwortungsgefühl ihrer Sendung — Adressen zu schreiben, solange — aus welchen Gründen immer — die Möglichkeit nicht vorhanden ist, das Leben jetzt schon auf das Ganze und Große, auf die Erfüllung, einzustellen.

»Und dazu sind wir die neue Generation?« — Ihr, die ihr die neue Generation sein wollt — werdet euch zuerst einmal klar über euch selbst, über euere Fähigkeiten und euer Wollen. Versucht nicht, das zu sein, was nicht in euch liegt, damit ihr nicht versäumt, was euere wirkliche Aufgabe ist. Entblößt das Leben mit seinen Forderungen von all den schönen, stolzen Worten, die so leicht gelernt und so rasch vergessen sind, die mit ihrem Klang das Bewußtsein betäuben, daß man die Tat getan zu haben glaubt, wenn man tönend davon zu sprechen imstande ist. Nichts verbirgt die Armut der Seele leichter und geschickter, als der undurchdringliche Schleier der großen Worte. Hütet euch vor der furchtbaren Gefahr der Schlagworte! Denn sonst kann es geschehen, daß die »jüdische Jugend«, die »neue Generation«, das »Übergangsgeschlecht« — selbst nichts anderes und besseres wird, als ein neues Schlagwort.

L. W.

Die Deflorierung der Jugend.

Richard Ginsberg freundlicher Gruß!

Endlich kam diese Zeit, die in ihrer Qual schier unerträglich war, zur Lösung. Lange aber, allzulange vielleicht, standen wir in ihr, ohne zur Erkenntnis ihrer Schrecklichkeit zu kommen, denn wir waren betriebsam, veranstalteten Tagungen, Versammlungen, gründeten Zeitschriften und sprachen auch dann und wann in den Kaffeehäusern von Zion. Nun aber, da die Frucht reif wurde zum Aufbrechen, siehe, da zeigte es sich, daß sie innerlich hohl war und nun kam grenzenloser Katzenjammer zutage. Einer schob dem andern die Schuld zu, und jetzt, da die Jugend defloriert, ihrer ursprünglichen Unmittelbarkeit und Innerlichkeit entkleidet dasteht, wäscht jeder die Hände in Unschuld und sagt: »Haltet den Dieb!« Jeder schreit es, keiner aber fragt, wer der Jugend die Jugend gestohlen hat, wer sie politisch gemacht hat, wer ihr Zion zum Versammlungspolitikum erniedrigt hat.

Ich verzichte auf die Antwort. Das Faktum wird nicht aus der Welt gebracht, auch wenn wir den Täter kennen. Was hilft's uns zum Beispiel, wenn wir wissen, wer das Schlagwort vom objektiven Geist in diese jüdische Jugend warf, die subjektiv sein muß, will sie menschlich sein. Was hilft's uns, wenn wir die Symptome einer Zeit erkennen, die noch am Rande ihres Grabes Witze zur Weltgeschichte zu machen versucht? Was hilft's, wenn ich sage, daß es die Führer waren, jene Führer, die sich jugendlich geben dem Jugendlichen und bedächtig dem Politiker?

Ja, sie waren es, die Organisationsherolde, die die Pubertät organisieren wollten, die Sehnsucht nach Zion, das ehrfürchtige Erschauern, das jüdische Atmen, die Liebe und alle Menschlichkeit, die die Jungen in Versammlungen zerrten, Sitzungen veranstalteten und von Unbedingtheit sprachen. Von Unbedingtheit sprachen sie, wie aber äußerte sich die Unbedingtheit ihrer Tat? Etwa in einem unmöglichen Blauweißliederbuch oder in dem originellen Einfall, die Aufnahme in einen Verein von einer gut bestandenen Aufnahmsprüfung aus Martin Bubers Werken abhängig zu machen? Oder vielleicht in einer »Stellungnahme der jüdischen Frauenvereine zu den politischen Angelegenheiten des Tages«?

Politischer jüdischer Frauenverein! Gräßlichster Einfall eines wahnsinnigen Organisators, ich denke an die rührendste, an die wunderbarste und an die erhabenste Frauengestalt, an Maria von Magdala, an Deborah und an Channa mit den sieben Kindern. Stellt euch vor: Maria, Deborah, Channa in politischen Versammlungen! Sagt nicht, daß die Zeiten sich ändern und wir mit ihnen, daß Organisation Zeichen der Zeit ist, sprecht nicht vom Zeitgeist, jener infamen Hure, es ist Lüge, sag ich euch, ihr betrügt euch selbst: auch diese Zeit braucht Geist, nicht Organisation als Geistersatz, nicht Erleichterung des innerlichsten Kampfes der Jugend durch gemeinsame Kasse. Macht es ihr nicht zu leicht! Denkt nur nach: wer half uns und wer hilft uns über unsere seelischen Klippen? Ist einer von uns zugrunde gegangen, weil er ohne Mitgliedskarte das ungeheure Erleben der Jugend bewältigen mußte?

Ihr großen Führer: Wie gefällt euch die Jugend, die ihre Innerlichkeit mit Behagen zur Schau stellt, die ihr Leid in Briefen an Freunde und an solche, die es werden wollen, in Zeitschriften abdruckt, deren Jugend Betriebsamkeit ist? Imponiert sie euch nicht, da sie selbst die Sterne interviewt, statt zu dichten, und Trauerfeiern veranstaltet, statt zu trauern, da sie liebt aus dem Hirn, statt aus dem Herzen, und Barrikaden baut aus Überlegung, statt aus Begeisterung? Euch klage ich an, die ihr sie greisenhaft überlegend gemacht habt, ja, euch, die ihr in überlegener Unnahbarkeit euch einhülltet vor der Feier und während des Festes im Honoratiorenzimmer sitzt mit Weibchen und einander Witze erzählt, die ihr von Opfermut sprecht und Geschäfte macht.

Zum Teufel mit den Führern! Die Jugend braucht sie nicht, sie fand allein in die dunkle Gasse, allein wird sie wieder herausfinden. Sie ist legitimiert, sich selbst zu führen, sobald sie die innerliche Kraft dazu in sich hat. Fehlt ihr diese, dann erst laßt uns ihr mißtrauen. Stets aber muß sie sich den Weg selbst vorzeichnen, den sie zu gehen hat, ihr

Wille muß aus ihr kommen, nicht ihr vorgesetzt werden. Organisation der Innerlichkeit ist Unsinn, ihr entringt sich jene Schamlosigkeit des Zurschaustellens aller Gefühlchen, jener gewalttätige Exhibitionismus, der mit Zionismus nichts zu tun haben darf, weil eben die zionistische Bewegung mit keiner Bewegung der Welt vergleichbar ist. Diese Erkenntnis aber fehlt diesen, die wollen, daß wir ein Volk werden, wie alle Völker ... Wohl ist organisierte Hingabe Religion (Renan, glaub' ich, sagt so), doch nicht jede Hingabe ist Religion, nicht die Hingabe an die breite Öffentlichkeit, das organisierte Sichwegwerfen, das Proklamieren der Schmerzchen, jenes Eingeständnis der eigenen Unsicherheit, die sich unter dem Deckmantel der Organisation Komplizen sucht, um die Verantwortung von sich abwälzen.

Mehr Verantwortlichkeitsgefühl, meine Herren! Könnt ihr es verantworten, daß auf euer Konto jener Geist zu buchen ist, der letzthin in Berlin offenbar wurde? Könnt ihr es verantworten, daß sie von »ihrer Not« winseln, ja selbst aus ihrer Tugend eine Not machen, ehe sie sich überhaupt nach ihrer wahren Not bewußt werden oder sie auch nur erahnen und verzweifeln, da ihre Qual nur eine literarische Geste ist für Jugendzeitschriften? (Dies für jenen jugendlichen Darsteller, der mir letzthin einige Aphorismen nachwarf. Einem Angriff, der trotz seiner Oberflächlichkeit recht persönlich gemeint war, in diesen Tagen, die wohl anderes erfordern, mehr Worte entgegenzusetzen, scheint mir unnötig.)

Es muß Schluß gemacht werden! Die Verantwortlichkeit jedes Einzelnen wächst stündlich. Es ist Zeit, sich zu entscheiden. Entweder weiterschreiten in der alten Bahn und verkommen, um schließlich im Hafen der Bürgerlichkeit befriedigt auf das noch im Erinnern angenehm prickelnde Abenteuer der vertanen Jugend zurückblicken oder jung bleiben, ohne Kompromisse und in den Anfang aller Taten setzen die Devise: Ich bin ein junger Jude und will kein alter Politiker werden!

Die Jugend ist am Scheidewege. Drüben locken blaue Küsten. Greift nach ihnen und gebt euch dem Lande ohne Vorbehalt und im Bewußtsein des Kampfes, der kommen wird gegen das sich eben verknöchernde Bürgertum. Euch wird das Land aufnehmen mit allen seinen Wundern und wird in eure Hände sein Geschick legen. Seid bewußt eurer Verantwortlichkeit, ihr, die ihr eure Taten nicht aus der Überlegung des Bürgers, nicht aus dem Instinkt des Degenerierten, sondern aus dem Gefühl des jungen asiatischen (innerlichen, unbedingten und natürlichen) Juden setzt. Blickt nicht zurück nach dem Europa, das ihr verlaßt, sammelt eure ganze, wunderbare, große Liebe auf dieses unser Land und — das sei euer oberstes Gesetz! — seid keine Kaufleute!

Ihr aber, die ihr nicht nach Palästina geht, seid getrost! Sorgt euch nicht um eure Nachfahren hier im Lande, denn das Schicksal der jüdischen Jugend Europas wird nach der Liquidation dieser Tage nicht mehr in Europa, sondern in Palästina bestimmt werden. Wohl werden rege Wechselbeziehungen zwischen palästinensischem und europäischem Judentum aufrecht bleiben, doch Erez Jisrael wird bald der bestimmende Teil sein und wenn auch die Jugend vielleicht Irrtümer in die neue Heimat

mit sich nehmen wird, wird sie das Land abschleifen, paralysieren, wie es bisnun geschah.

Was wir tun sollen? Nach Palästina gehen.

Wie? Bereit sein zu allem, auch zu Enttäuschungen.

Elijahu Rappeport schlägt Arbeiterbataillone vor. Dem möchte ich widersprechen. Ich fürchte nämlich, daß dies der Anfang sein könnte zu einer Amerikanisierung des Landes. Besser scheint es mir, in Gruppen von zehn bis zwanzig Individuen hinüberzugehen, einzelne Arbeits- und Lebensgemeinschaften (Kolonien) an der Peripherie des Landes zu bilden und zu arbeiten. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß jeder Landarbeiter werden muß, auch wenn er nicht das Zeug dazu in sich hat. Er möge das tun, wozu er die Berufung fühlt, was immer er aber anfängt, er möge es aus seiner Jugendlichkeit heraus tun, ohne zu rechnen und zu werten. Unter jeder Bedingung muß er Individuum bleiben, Mensch aber, der weiß, was Selbstdisziplin heißt und der fähig ist, sich dem Befehl dessen zu unterstellen, der kraft seines Verständnisses anzuordnen hat. Wer aber den alten Nomadentrieb unseres Geschlechtes übermächtig in sich fühlt, gehe hinaus in die Wüste und übernehme das Erbe der Bne rechab.

Trotz eures spöttischen Lächelns, verehrteste Realpolitiker, wiederhole ich, was ich schon früher sagte: Besser ein jüdischer Beduine, der, mit der Natur verbunden, glücklich ist, als ein werteschaffender Arbeiter, der sich sein Leben lang unglücklich fühlt. Und was ich oben vom Amerikanismus sagte, will ich trotz eures realen Besserwissens aufrechterhalten, denn die Zukunft des jüdischen Menschen, dem jetzt die Gelegenheit gegeben ist, die Menschheit in sich zu erlösen, steht mir weitaus höher, als euer Beifall, selbst wenn ihr mich einen weltfernen Schwärmer heißt. Ich werde nicht ermüden, zu sagen, daß wir nicht, um alles nicht, amerikanisch-europäische Systeme in Palästina anwenden dürfen. Großzügigkeit, ja. Nicht aber Bluffs! Ein Klondyke in Palästina brauchen wir nicht, denn, merkt euch das: Wir gehen nicht um des Gewinnes willen in das Land der Väter, denn unsere Liebe und unsere Not, die uns treibt, verlangt nicht nach materiellen Befriedigungen aus Fabriken und aus Kaufhäusern, die unsere Menschlichkeit in andere, gleich schwere, oder noch schwerere Fessel legen will. Wir werden schrittweise vorgehen, ohne uns mit Massenzahlen zu überstürzen, wir dürfen nicht Feldherren des wirtschaftlichen Kampfes sein, die Bataillone hinwerfen, wohin es ihnen gutdünkt, nur um Werte zu schaffen, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Kultur, die verkümmert, wir dürfen nur in Patrouillen vordringen, erst die Peripherie jüdisch machen, um dann zum Zentrum zu schreiten. Auf diese Weise entgehen wir der Planlosigkeit einerseits, wie dem wirtschaftlichen Desperaderowesen anderseits.

Wie immer es aber sei: Die Jugend sei auf ihrem Posten! Das Land ist unser. Unsere Arme und unser Geist werden es jüdisch machen vom Meer bis zum Tigris und unsere Leiber werden es schützen vor industriellen Freibeutern. Im jirzeh haschem!

Eugen Hoeflich.

Briefwechsel über die Formen der jüdischen Verbindung.

Herr Doktor, gestatten Sie mir auf Ihre im Seniorenkonvent ausgesprochenen Ansichten, Absichten und Wünsche zu erwidern. Ich will vorausschicken, daß ich in diesen Mitteilungen nur meine Überzeugung vertrete, die mich vermuten läßt, bei gegenseitiger Unvoreingenommenheit, die noch geteilten Lager der jüdischen Jugend einander näher bringen zu können. Das Wesen der wehrhaften jüdischen Verbindungen scheint Ihnen in der Form reicher als im Inhalte, wofern Sie nicht schon in den Formen allein den ganzen Inhalt bemessen. Da muß ich Ihnen sagen, daß Sie uns in beiden Fällen empfindlich Unrecht tun. So berechtigt auch die Frage ist: »Was hat ein Jude mit urdeutschem Brauch zu schaffen?« so gewinnt sie durch die nächste Frage an Bedeutung: Ist denn unsere Nation (— nicht unser erhabenes Judentum —) so untadelig, so vollkommen, daß ihr Form und Sitte einer anderen, großen Nation entbehrlich sind? Viel könnte man darauf entgegnen. Eines ist aber gewiß wahr, daß fremde Saat im jüdischen Acker ersprießlicher wird, als in eigenem, ursprünglichem. Und so ist es auch mit den deutschen studentischen Formen. Für uns sind sie Inhalt geworden: jüdische Ehre zu schützen, wenn sie durch Hohn und Frechheit besudelt wird. Vor siebzig Semestern waren den deutschen Studenten die Worte, ‚Judenbub' und ‚Feigling' Namen eines Begriffes,' in welchem sie die Ehrlosigkeit des Juden verkörperten. (Es ist auch nicht lange her, daß an einer deutschen oder österreichischen Universität eine jüdische Studentin an den Haaren gezerrt, durch die Aula geschleift wurde.) So entstand die ‚Kadimah'. So entstanden die anderen jüdischen Verbindungen. Und dies waren Männer, die von der Tradition unseres Wortes abgewichen, zur Tat sich durchgerungen haben. Die deutschen Studenten mußten erkennen, daß es auch mutige, kampfgewillte Juden gibt. Juden, die sie in ihrer ‚Strammheit' und im fechterischen Können übertrafen.

Die Notwendigkeit hat uns diese fremde Form aufgedrängt. Sie würden mir im Denken vielleicht entgegnen, es wäre an der Zeit, sich frei zu machen, unsere Aufgabe wäre erfüllt. So bin ich an die früher erwähnte zweite Frage herangekommen. Die Notwendigkeit hat sich in uns selbst verankert. Anbetung sei unserem Volke gezollt, aber im gerechtesten Sinne auch Verachtung. Das Losgelöstsein des Einzelnen aus unserem Volke im wirklichen Leben, der unbezwingbare Instinkt für dasselbe, die Scheu vor Opfern, die physische Angst, in zwei Worten — Zersplitterung und Furcht, liegt nicht darin unser Schiksal?

Nichts scheint mir unserer Jugend so notwendig, als die Überwindung dieser beiden ererbten Instinkte. Überwindung ist adelig. Überwindung ist Liebe. Und diese von Ihnen verworfene Form des deutschen Studententums, scheint mir wertvolle Gelegenheit für diese Überwindung. Treu, tapfer und verläßlich sein, könnte man dies von unserer jüngeren und älteren Jugend sagen, ich glaube, wir wären unserem Ziele viel näher, als wir gegenwärtig sind. Den Zwang des Weltkrieges haben viele

tausend Juden auf sich genommen, um wie viel besser wäre uns ein aus freier Einsicht auferlegter Zwang geworden!

Kennen Sie die Schar aus der akademischen Jugend, die sich um unseren unsterblichen Herzl gereiht hat? Kennen Sie den Herzschlag unseres Bekenntnisses zur Nation und zum Zionismus? Kennen Sie die Entschiedenheit unseres Ehrbegriffes?

Vielleicht genügt dies, um Ihre unausgesprochene Absicht, die Sie in das Wort ‚Auflösung' kleideten, wankend zu machen. Oder sollte ich Ihnen vorhalten, daß unser Palästina erst den harten Weg vom Herzen in das Land machen muß, daß Juden Jahrzehnte lang der europäischen Willkür noch erliegen, daß sie sich hier in Europa der schweren Vorbereitung befleißen müssen.

Ist unser Bau wirklich so morsch, daß Ihnen die Niedermachung notwendiger scheint als die Ergänzung?

Nun möchte ich zu Ihren Wünschen noch manches sagen. Ich lege die bisherige erzieherische Arbeit der jüdischen Verbindungen in die eine Wagschale und diejenige Ihrer jüngsten Reihen in die andere. Gewiß ist die letztere nicht völlig ermessen, da ich an ihr nicht teilgenommen habe. Ich war jedoch bemüht, sie aus der Zeitschrift »Jerubbaal«, aus den Jugendblättern, aus informativen Aussprachen, zu beurteilen. Die stärkere Richtung weist nach Zion. Die schwächere in das Innere der Persönlichkeit. Sie erziehen die Schomrim und die Ackerbauer und haben dabei die psychische Vertiefung in Acht. Und dann lassen Sie Menschen zu Worte kommen, die vom Übermenschlichen träumen und in diese erbarmungslose Welt das erlösende Wort verkünden! . . . Was ist ihnen, diesen visionären Seelen, die Gestalt Theodor Herzls, was ist ihnen die bittere Stunde des gemarterten Ghettojuden, was ist ihnen das Blutopfer eines Pogroms? Das tiefe Leid und die bittere Not des Ostens?

Wir werden uns Ihnen nicht vorsätzlich verschließen. Wir würden am besten tun, einander zu ergänzen. Verhelfen Sie Ihren Getreuen zur inneren Festigkeit, und wir nähern uns Ihnen und dem Geiste Ihrer Bewegung. In diesem Sinne will ich in den nächsten Tagen in präzisen Sätzen meine Vorschläge über die Erweiterung der bisherigen Organisation der akademischen Judend machen.

Nehmen Sie, bitte, diese Mitteilung als für mich und wie ich glaube, für die in ähnlichen Umständen Erwachsenen gesprochen.

Wenn es Ihnen Bedürfnis ist, Ihre bisherige Verbindung aufrecht zu erhalten, werden Sie gewiß Gelegenheit nehmen, in dem nächsten S. C. auch Ihr Organisationsprojekt vorzutragen.

Mit Zionsgruß

abs. ing. Gidale Grünspan.

Sehr geehrter Herr!

Leider war es mir nicht möglich im S. C. Ihnen auf Ihren Brief mündlich in einem größeren Zusammenhange zu erwidern. Ich muß leider den schriftlichen Weg einschlagen, obzwar es mir klar ist, daß die großen und komplizierten Fragen, die Sie in Ihrem Schreiben anschneiden und die meiner Meinung nach, gerade im gegenwärtigen Augenblick für die Jugendbewegung von einer aktuellen Wichtigkeit sind, sich nur sehr unvollkommen und mißverständlich in den wenigen Zeilen eines Briefes erörtern lassen.

Ich weiß nicht, wodurch das Mißverständnis entstanden ist, aber jedesfalls sind Sie im Irrtum, wenn Sie meinen, ich hätte in meiner Argumentation irgendwie Gewicht darauf gelegt, festzustellen, daß die jüdischen Verbindungen nur die Nachbilder der deutschen Verbindungen seien. Ich stimme mit Ihnen durchaus darin überein, daß wir uns nicht zu schämen und nicht zu scheuen brauchen, von anderen Völkern zu lernen, so viel wir nur immer von ihnen an fruchtbaren Anregungen nehmen können. Aus der Tatsache, daß die jüdisch-nationalen Verbindungen von den deutschen Studenten gelernt haben, ist keinerlei Werturteil über die Verbindungen selbst abzuleiten, hat doch z. B. der Schomer, gewiß die jüdischeste aller Jugendorganisationen, sehr viel vom polnischen Skaut übernommen und ist sogar anfangs völlig unter dem Einflusse dieses Vorbildes gestanden. Und ich selbst bemühe mich doch seit Jahren, die jüdische Jugendbewegung auf die freideutsche Jugend und auf die Gruppe um Gustav Wyneken als auf Vorbilder für ihre eigenen Angelegenheiten hinzuweisen. Meiner Meinung nach kommt es lediglich darauf an, was man aus diesen Anregungen macht, wie man die übernommenen Formen mit eigenem Inhalt füllt, und sie eventuell langsam danach umgestaltet. In dieser Beziehung freilich finde ich nicht, daß sich das jüdischnationale Verbindungswesen bisher als schöpferisch erwiesen hätte. Das jüdisch-nationale Verbindungswesen hält heute noch die Formen der deutschen Verbindungen fest, indessen gerade im deutschen Studententum sich wesentliche Veränderungen so rasch und nachhaltig in den letzten Jahren vollzogen haben, daß man beinahe sagen könnte, in kurzem wird die jüdisch-nationale Verbindung eine sehr eigenartige und spezifische jüdische Sache sei, denn im deutschen Studententum wird man ein ihr Ähnliches kaum noch lange aufzeigen können. Dies alles ist aber nicht genügend, um das Verbindungswesen zu beurteilen. Nur immerhin die Tatsache macht bedenklich, daß die deutschen Formen ausreichen sollten, vollständig adäquat sein sollten den doch immerhin beträchtlich anderen Problemen der jüdischen Studentenschaft. Im übrigen muß ich sagen, was ich vielleicht in meinem Referate im S. C. nicht genug betont habe, daß ich Formen sehr hoch einschätze und daß mir an und für sich die Formen des Verbindungsstudententums weder unsympathisch sind, noch vielleicht ungeeignet zu sein scheinen für unsere jüdischen Aufgaben. Ich habe das Empfinden, als würde man sehr wohl zurückgreifen können auf manche unbezweifelbar jüdische

Formen und sie fruchtbar machen können für die Aufgaben der jüdischnationalen Verbindungen. Es drängt sich mir immer aufs neue auf, daß doch gewisse merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen einer kommentmäßigen Kneipe und etwa einem Sederabende vorhanden sind. Ich bitte Sie, mich dabei nicht mißzuverstehen, aber es scheint doch wirklich dem jüdischen Gefühl und der jüdischen Tradition zu entsprechen, ein geselliges Beisammensein, ein gemeinsames Essen und Trinken nach einer gewissen Ordnung abzuhalten und es sind zweifellos dieselben psychischen Hintergründe, die in einem wie in dem anderen Falle die unvergleichlich andere und wertvollere Stimmung erzeugen, die bei einem geordneten Beisammensein sich ergibt. Nur — und das bitte ich nicht zu vergessen — sie finden und das ist der himmelweite Unterschied zwischen der kommentmäßigen Kneipe und dem Sederabende oder auch in gewisser Hinsicht dem Freitagabendessen, bei der jüdischen Veranstaltung eine ganz innige und überaus wirksame und tiefsinnige Verbindung des, wenn ich so sagen darf, Vegetativen, das eben durch die Ordnung schon an sich in ein höheres Niveau gehoben wurde, mit dem höchst Geistigen. Und das wird auch wohl der Lobredner nicht zu behaupten wagen, daß der Komment auch nur im entferntesten jemanden auch nur mit Geistähnlichem verbindet. Aber ich meine, man könnte darüber nachdenken und man könnte vielleicht zu sehr wertvollen Resultaten gelangen, ob nicht an Stelle des Komments der Freitagabendtisch und die entsprechenden gemeinsamen Mahle an den großen Feiertagen treten könnten. Ich denke nicht, daß man so etwas durch S. C.-Beschlüsse einführen kann, sondern es muß dies, wie alle wertvollen Veränderungen, aus der durch klares Empfinden und wohlüberlegtes Ziel geleiteten Spontanäität der Führer in ihren eigenen Gruppen kommen. Nur gewisse Dinge müßten sie meiner Meinung nach abschaffen, um die Voraussetzung für eine fruchtbare Veränderung zu gewinnen und dazu gehört für mein Gefühl unter allen Umständen das Biertrinken, wo es noch geübt wird, das zweifellos jeden guten Vorsatz ersäuft. Wenn es wenigstens noch Wein wäre, aber kann beim Bier auch nur die entfernteste geistige Leistung gelingen?

Und nun von der Tapferkeit. Es liegt mir ferne, zu leugnen, daß die Verdienste der Verbindungen ganz außerordentliche waren, wenn ich sie auch nicht gerade in dem Verhalten und den Erfolgen sehe, wie Sie und Ihre Freunde. Und gerade in dem Punkte der Tapferkeit und Ehre kann ich nicht ganz mit Ihnen übereinstimmen. Ein Sätzchen in Ihrem Brief selbst widerlegt eigentlich Ihre ganze Argumentation. Das Beispiel der Studentin, die an den Haaren gezogen wurde, beweist doch klar und deutlich, daß die Herren Radauantisemiten durch die 20jährige Tätigkeit der jüdischnationalen Studenten, durch ihren unbezweifelbaren Mut und durch ihre genugsam festgestellte Schneidigkeit und Fechtfähigkeit, sich haben nicht überzeugen, schon gar nicht imponieren lassen. Es mag ja zu einer gewissen Zeit notwendig gewesen sein, der Welt zu beweisen, daß auch wir Juden Menschen, tapfere junge Leute und dergl. mehr sind, ich leugne aber, daß das heute noch irgend wie nötig ist und daß es dort, wo es vielleicht nötig wäre, irgend einen

Sinn oder Erfolg hätte. Ich glaube in Bezug auf die Tapferkeit liegt das große Verdienst der Verbindungen darin, daß sie der jüdischen Jugend gezeigt haben, daß man auch als Jude tapfer sein kann und eine Ehre im Leibe haben. Das war damals zweifellos nötig, aber heute, ich bitte mir das wirklich zu glauben, ist die jüdische Jugend nicht mehr so verkommen, nicht mehr so bis ins Mark feige und unsicher, daß dies nötig wäre. Mehr noch: ich leugne schlankweg, daß wir in irgendeiner Hinsicht unsere Aufgaben danach einzurichten haben, irgend ein Vorurteil, oder auch ein gerechtes Mißurteil abzugewöhnen. Nach meiner Meinung haben wir, wenn es sein muß borniert, uns auf uns selbst zu stellen. Wenn wir die Probleme, die uns unsere Gegenwart stellt, wirklich klar erfassen und zulänglich lösen, dann, so bin ich überzeugt, wird uns das Lob, die Achtung, das Vertrauen der Nichtjuden ganz von selbst fruchten. Und darum meine ich, daß die Frage der Ehre und der Tapferkeit im gegenwärtigen Moment, wie die heutige Jugend beschaffen ist, wie sie beschaffen sein sollte, ganz und gar nicht aktuell ist. Mir schiene beinahe viel wichtiger, einmal Tapferkeit und Ehre, wenigstens so wie die Begriffe heute im allgemeinen gefaßt werden, gründlich in Frage zu stellen, das wäre nach meiner Meinung eine sehr notwendige Leistung. Wenn ich vielleicht den Verbindungen den Vorwurf assimilierten Denkens gemacht habe, oder wenn ich jedesfalls im Begriffe bin, es jetzt zu tun, so wirklich nicht deshalb, weil die jüdischen Verbindungen die eine oder die andere Form von den Deutschen übernommen haben, sondern deshalb, weil sie noch ein großes Gewicht darauf legen, wie die Anderen eine Handlungsweise, eine Form oder eine Tat ansehen werden und weil sie bemüht sind, all ihr Tun oder doch einen sehr beträchtlichen Teil davon so einzurichten, daß die anderen zufrieden sind. Das scheint mir Assimilation zu sein, und zwar eine verderbliche. Wir haben wirklich weder Zeit noch Kraft, dies nebenbei auch zu tun, wir müssen wirklich sehen, daß wir vor uns selbst, vor unserer Vergangenheit, für unsere Gegenwart und Zukunft zulänglich sind. Alles andere muß uns gleichgiltig sein, so schwer dies gewiß in manchen einzelnen Fällen uns werden mag.

Ganz ferne liegt mir auch, nur im geringsten verächtlich von den Menschen zu denken, die in den Verbindungen leben und aus ihnen hervorgegangen sind. Im Gegenteile, weil ich sie für wertvoller halte, weil ich vielen von ihnen noch mehr Achtung entgegenbringe als ohnehin jedem jungen Menschen, liegt mir daran, sie nicht auf einem vielleicht falschen Weg zu wissen, möchte ich gerne klar machen, was mir so deutlich vor Augen steht, wie sie in eine schiefe Situation geraten, an Wirksamkeit und Fruchtbarkeit gemindert werden, wenn sie, die gerade als Studenten die Führer der Jugend sein sollten (wenn ich schon nicht die etwas anmaßliche Behauptung teile, daß der Student der Führer des Volkes ist) beim Verharren in ihren gegenwärtigen Formen und bei ihrem gegenwärtigen Verhalten notwendigerweise sich von der Jugend entfernen müssen, die heute schon weiter ist als Sie, wenn ich Ihren Brief richtig verstehe, anzunehmen scheinen. Mit dem Ideal der Treue, Tapfer-

keit und Verläßlichkeit könnte ich mich sehr wohl befreunden, falls Sie nur mit diesen Worten ungefähr dasselbe meinen, wie ich, was mir recht wahrscheinlich ist. Aber es scheint mir doch nicht zureichend zu sein, es fehlt mir mancherlei dabei, das einfach nicht vermißt werden kann.

Erlauben Sie mir, daß ich zum kritischen Teil Ihres Briefes, wo Sie nämlich von der Jugend sprechen, die in der Zeitschrift Jerubbaal schreibt und von der Sie ganz mit Unrecht anzunehmen scheinen, daß ich sie erziehe, für heute nichts erwidere. Sie finden in einem der nächsten Hefte des Jerubbaal einen ausführlichen Aufsatz von mir selbst, der eine, wie mir scheint, nicht sehr gelinde Kritik der heutigen jüdischen Jugendbewegung und ihrer Äußerungen enthält. Ich bitte Sie mir zu verzeihen, daß ich Sie auf Gedrucktes verweisen muß, es gestatten mir aber meine augenblicklichen Umstände leider ganz und gar nicht, so wie ich gerne möchte, einen ausführlichen persönlichen und brieflichen Verkehr mit all denen zu führen, die so wie Sie, mit tiefem Ernst an jene Fragen herangehen, die heute bedacht werden müssen und nur im Geiste der Versöhnlichkeit und des Ernstes erörtert werden können.

Mit Zionsgrüßen Ihr

Siegfried Bernfeld.

Nach dem Jugendtag in Berlin.

Mein lieber Franz!

Der Jugendtag ist zu Ende.

Meine Hoffnung war kein Wahn. Sie ist erfüllt worden, wenn auch ganz anders, als vorauszusehen war.

Ich bin aus der Tagung fortgegangen mit dem Entschluß zu arbeiten. Weißt Du, nicht so nebenher, sondern Arbeit als Zentralpunkt des Seins.

Über einzelne Referate wirst Du später in Zeitschriften Berichte finden.

Ich glaube, daß ich Dir jetzt sagen kann, wie ich zu all' dem stehe.

Ich fühle mich durchaus Jude und den Juden nahe. Nahe den Juden gerade in dem, was, oder besser **wo** zwischen uns und der christlich-deutschen-europäischen **Masse** eine feine, aber entscheidende Wolke ist. Mich eint mit allen wollenden Juden die Sehnsucht nach der Einheit von Mensch und Welt, Judenhaftigkeit und Leben. Ich, d. h. der Jude in meiner Anlage, ist das Gegebene, das Leben, das ist der schöpferische Weg durch die Welt, das zu Erfüllende.

Was ich — wir — mit allen Menschen gemein habe, ist Forderung der Vollendung des Menschen, (ob im Sinne Nietzsches oder nicht??).

Einklang des Lebens ist nur dort, wo das Gegebene — die Ursubstanz — zur Harmonie ausgelebt werden kann, wo zwischen dem ursprünglichen Ich und der Umwelt keine Dissonanz ist, wo beides in einem sich gegenseitig befruchtenden Verhältnis **wirkt**. In der mütterlichen

weiten Volksgemeinschaft (»weite Volksgemeinschaft« als Gegensatz zur engen Du-Gemeinschaft).

Das die Aufgabe.

Wie die Lösung?

Ich bin in den 22 Jahren meines Lebens in das Deutsch-Europäische hineingewachsen, daran aufgewachsen. Rembrandt, Thoma, Böhle usw., Eichendorff, Hölderlin Shakespeare usw. ist ein Teil von mir geworden. Ein Teil, daneben klafft ein Abgrund, den sie nicht auszufüllen vermocht haben. Und es ist so, daß gerade dieser Abgrund letztens unser Leben bestimmt hat, und nicht das, was wir auf unserem Wege an Deutschem erworben haben.

Woher denn sonst unser Suchen, das Fühlen jener Unharmonie, des nicht-ganz-Seins? Wir sind Gäste, Hausfreunde, aber wir sind nicht im eigenen Hause, unserem erweiterten Selbst. Wir ersehnen die Heimat. Das ist meine Übersetzung der Worte Galuth und Zion.

Zion? Liegt uns denn Zion in Palästina? Müssen, ja dürfen wir denn nach Palästina gehen?

Tief hat mich heut und gestern ergriffen die Notwendigkeit, das Nichtanderskönnen, das vielen Kameraden Palästina bedeutet. Ihnen ist das Land der Urväter lebendiger Inhalt. Da war nichts von kühler Erwägung oder sentimentaler Sehnsuchtsphrase. Vergleiche damit unser Verhältnis zu Palästina, wenn Du überhaupt unser bisheriges vages Hinblicken als ein Verhältnis schon bezeichnen willst!

Was ist uns die Geschichte unseres Volkes? Nichts! Und warum nichts? Weil wir sie nicht in uns erlebt haben, ja weil unser Wissen von ihr weniger als nur Stückwerk ist. Ist uns die Geschichte wieder lebendig, ihr Sinn uns Forderung geworden, dann wird auch Palästina wieder unser Vaterland geworden sein. Doch so erscheint es mir nur, vielleicht überfällt uns in unserer Arbeit, wie ein Geschenk des Himmels, jene inbrünstige Sehnsucht, deren Erfüllung die Erde Jerusalems ist. So müssen wir uns bescheiden, und wahrhaftig sein im vorläufigem Verzicht.

Eine Begründung der Notwendigkeit Hebräisch zu lernen, brauche ich Dir ja nicht zu geben. —

Aber eins ist mir brennend:

Können wir jüdische Religionsform übernehmen? Oder vorher: Ist unsere Religion jüdisch? Die Antwort kann nur jeder für sich geben, denn Religion ist, solange sie nicht Ausfluß volkhaften Lebens, z. B. einer Gemeinschaft ist, Sache des Einzelnen. — —

Es wird viel gesucht und gestritten, ob wir die Form übernehmen sollen, in der für unsere Vorväter Inhalt gelebt hat.

Der Inhalt ist für uns nicht mehr derselbe wie früher.

Wir wollen für unser Erleben die entsprechend wahre Form. Daß wir diese nicht von heute auf morgen erringen werden, weiß ich. Ich weiß auch, daß wir sie nicht im Einsamsein finden werden und können.

Der Weg mit den Vielen ist uns irgendwie gesperrt, mögen wir auch die Welt lieben. Was hätte uns sonst aus den Gemeinden, Häusern und Betstätten vertrieben? Offen ist uns aber der

Weg mit den Freunden, den Kameraden. Und da werden wir auch mit ihnen die Form finden. Lieber Reinlichkeit und Wahrheit auf die zweifelhafte Gefahr hin, daß die Norm weniger jüdisch ist, mehr von irgend einer angeblichen Norm abweicht, noch nicht so vollendet ist, als etwas, das uns nicht mit jeder Faser zu eigen ist, das unklar oder unwahrer Lyrismus ist.

Vertrauen ist uns not, zu der uns innewohnenden jüdischen Urkraft. Zu der Kraft unserer Anlage, die alles irgendwie ins Jüdische sublimiert, die selbst von dem poliertesten Assimilanten nicht ganz abgestreift werden kann. Es stimmt, was Antisemiten sagen, wir hätten deutsche Kultur verjudet zu unnationaler Zivilisation. Daß das Wort »verjuden« als Nebensinn »verkrüppeln und verschlechtern« hat, ist weniger Schuld der Juden als Juden, als des ganzen ihnen unorganischen Lebenskomplexes, der sie umgibt, ist Schuld der Divergenz des von ihnen zu lebenden Inhaltes einerseits, und ihrer Gestaltungsmöglichkeit andererseits.

Was also tun, daß aus dem schlechten Nebensinn des Wortes etwas Positives wird? Die Erbe-Anlage, den Urquell des Jüdischen, vertiefen, nicht durch Reflexion, nicht allein durch eine ausschließlich intellektuelle Aufnahme jüdischer Inhalte, sondern durch ein Zurückfinden zu jüdischen Quellen, die das Jüdische in uns stark werden lassen. Dann wird das Jüdische nicht zu einer unvermeidbaren Nebenerscheinung, zur treibenden Unharmonie, in unserem Leben werden, sondern zur umschaffenden Macht, zu schöpferischer Kraft.

Curt Nelken.

Aus einem Brief.

Geehrter Herr Doktor!

Im folgenden versuchte ich zu beschreiben, wie es mir und ich glaube auch vielen andern mit ihrem Judentum gegangen ist. Es ist vieles meinem Tagebuch entnommen ... Ich wollte über die Sache schreiben, weil ich glaube, daß sie viele angeht. Ich habe versucht kurz das Wesentliche in der Lage des jungen getauften Juden wiederzugeben.

Neulich wurde Freitag im Sprechsaal im Jugendheim so viel über die Wege jedes Einzelnen zum Zionismus gesprochen und mir fiel damals so stark wieder alle Bitterkeit dieses Weges, den ich in einer katholischen Erziehung hatte, ein. Und ich glaube, daß es sehr vielen so gehen muß. —

Ich möchte hier eine Einstellung zum Judentum zeigen, wie sie vielleicht viele junge Juden haben und die ihnen ihre erste Jugend vergiftet und ihnen quälende und zermürbende Kämpfe auferlegt. Ich will von den jungen Juden sprechen, die getauft sind oder in einer jüdischen Gesellschaft leben, die der getauften ungefähr gleichkommt.

Das Kind nimmt gleichmütig antisemitische Bemerkungen seiner Eltern oder seiner Umgebung auf, sie werden ihm, da sie sich oft wiederholen, unbewußt ein Teil seiner naiven Gesinnung, Juden, das sind etwas minderwertige Geschöpfe, etwas verächtliches, etwas das nichts rechtes ist. In

der Schule erwacht das Bewußtsein allmählich, das Kind entdeckt, daß es Jude ist aber nicht Jude zu sein hat.

Wenn es getauft ist wird der Gegensatz noch schroffer. Zu Hause sieht es fortwährendes Hinstreben nach arischer Art, seine kindlichen Ungezogenheiten werden als »jüdische Faxen« aufgestellt, jüdisch ist, was gewöhnlich, unfein, niedrig ist. Das Kind muß oder wird für gewöhnlich anfangen Juden zu hassen, es wird sein »Jüdischsein« als quälend, erniedrigend, ja selbst als nicht des Lebens wert empfinden. Es wird weiter seine Umgebung verachten, weil das Juden sind. Wenn es katholisch-religiös ist, wird es in der Kirche auch keine Ruhe mehr finden, die Leute könnten ja sehen, daß es Jude ist und ihm den Eintritt verwehren. Es verliert überall seinen Schwerpunkt, wird haltlos, zerquält, ist schon längst nicht mehr kindlich unberührt, sondern innerlich zersetzt vom ewigen »Jud und Christ«.

Die Zeit der Reife tritt ein, der reifende Geist fordert Entscheidung. Der Jude sieht in sich und findet eine immerwährende bittere Verachtung gegen alles jüdische, eine Sehnsucht nach der Einfachheit und Ruhe des arischen. Er sieht sich ganz allein stehen, abgetrennt von seiner Umgebung, da er sie verachtet, allein in der arischen Gesellschaft, da er immer sein Jüdischsein fühlt.

Er sucht Gemeinschaft. Er kommt in jüdisch getaufte und jüdische Gesellschaft. Er sieht Unwahrheit, Protzerei, alles egoistische, die ganze Widerlichkeit unserer sogenannten besseren Gesellschaft. Je einfacher oder nach besserem suchender er ist, desto eher wird ihn die arische Gesellschaft anziehen. Er kennt ja nichts jüdisches, von jeder Vereinigung, die auf ihn wirken könnte, wird er geflissentlich fern gehalten. Er will entscheiden, anständig entscheiden, aber die von Kindheit eingepflanzte Verachtung hemmt jeden freien Gedanken. —

Ich weiß nicht wie hier die Lösung im allgemeinen liegt, ich möchte nur sagen, wie sich diese Fragen in mir gelöst haben.

Ich las einmal Dostojewsky's »Brüder Karamasoff«. Es gibt wohl kaum ein Buch, in dem die christlichen Ideen so heilig und rein begriffen sind als in diesem, wie es kaum ein Volk geben dürfte, das Christus so unendlich liebt als das russische.

Ich sah Christus vor mir und plötzlich wurde mir klar: das ist ein Jude. Seine Gedanken sind jüdische, sein Blut ist das meines Volkes. Und da wußte ich das erste Mal von jüdischem Volk. — Ich las dann die Bibel und wie ich die Worte langsam durchlebte, ging mir eine Ahnung auf von der Größe des Volkes. Und ich empfand, ich bin und will eins sein mit diesem Volk und werde suchen es zu erkennen und in ihm und mit ihm zu leben.

Marie Popper.

Wie wir im »Jerubbaal« schreiben sollen.

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes.
(Schopenhauer.)

Mitarbeitern und Lesern unserer Zeitschrift steht eine gemeinsame Probe bevor. Es geht darum, daß Arbeiten und Dokumente im »Jerubbaal« nicht nur inhaltlich uns aus Problemen Wege weisen, sondern daß auch das rein Formale jeder Darbietung ein Schöpferisches der jüdischen Jugend verkörpere. Das Äußere der Zeitschrift ist sehr gut getroffen und durchaus von großer Wichtigkeit. Nur Menschen, die das geschriebene Wort nicht achten, mögen glauben, daß Format, Drucktypen und alles, was daranhängt, ohne Einfluß auf die innere Bedeutung einer Zeitschrift sind. Ein junger Mensch schreibt auch anders, besser, klarer, wenn das Druckwerk, das seine Gedanken zugänglich macht, ihn dazu ermuntert.

Zu jenem rein technisch Äußeren der Zeitschrift tritt ihre innere Physiognomie, der Stil. Wer für schöpferische Sprachentwicklung ein feines Organ besitzt, wird aus der Sprache eines Werkes berechtigt schließen können, was es an Gedankeninhalten etwa den Menschen geben kann.

Unsere Zeitschrift vollends soll dazu dienen, den Lebensstil der jüdischen Jugend mitzuschaffen und zu befruchten. Der Stil einer jeden Arbeit im »Jerubbaal« ist ein Baustein im Lebensstil der jüdischen Jugend. Unfruchtbarkeiten, die sich im Zusammenleben der jüdischen Jugend nicht schöpferisch gestalten lassen, dürfen sich nicht in das Äußere einer »Jerubbaal«-arbeit flüchten. Wir gelangen so zu einer Sterilität, die uns verhindert, aus dem Abstrakten herauszukommen und das Leben zu finden.

Endlich: Der »Jerubbaal« ist ja für die gesamte Jugend, er muß auch denen geben können, die zur selbständigen Bildungsarbeit noch nicht imstande sind.

Nun sehe ich aber die Schwierigkeiten in folgendem: Jeder Leser, der die Schwierigkeit eines neuen Gedankenganges noch nicht abzuschätzen vermag, ist geneigt, die Schreibart »schwer« zu finden und sich von daher eine Erleichterung zu erwarten. Oft mit großem Unrecht. Es gibt eben leichte und schwere Gedankenwege. Das Neue ist noch dazu an und für sich schwer. Alle Differenzierung unserer Sprach- und Hörorgane hat die wachsende Schwierigkeit der modernen Sprache nicht ausgleichen können. Ich gestehe ruhig, daß ich ein jedes Werk unserer Zeit technisch erst nach Wiederholung beherrsche, sei es nach nochmaligem Lesen, Hören usw.

Wir dürfen aber die neuen Wege nicht scheuen, auch wenn sie schwer sind. Nicht einmal das Genie kann immer leicht und klar sein. Solche Anforderungen eines behäbig sein wollenden Geistes sind in einem Zeitalter des beständig gebärenden Weltgeistes hinfällig.

Es handelt sich uns nun darum: Gibt es Anforderungen, die wir, im Sinne des werdenden Lebensstiles der jüdischen Jugend, an alle stellen können, die im »Jerubbaal« schreiben oder nicht?

Ich sage ja, und bin bereit, zu zeigen, was ich meine. Ich bin überzeugt, daß wir im Glauben an unsere Jugend nur Ethisches von den Einzelnen zu fordern brauchen.

Jeder Einzelne soll von sich verlangen, sein Geistesprodukt so lange in sich auszutragen, als es zur Reife braucht. Alle Frühgeburt eines Werkes ist beschämend für den Schöpfer, der es nicht im Stillen weiter nähren konnte. Letzten Endes spürt jeder Mensch, der ein Werk hingibt: Das ist im Hinblick auf meinen jetzigen Standpunkt das Klarste, was ich geben kann. Weiter kann ich es in diesem Augenblick nicht bringen. Ich müßte erst wieder mich selbst überwinden, wenn ich das klarer sagen wollte. Aus Werken, deren Schöpfung von solchem Bewußtsein begleitet wird, leuchtet die Kraft einer sich selbst erfüllenden Persönlichkeit, die Richtung hat, indem sie ihr Werk hingibt. Aus lauter solchen Einzelmenschen, die Richtung haben, wenn sie schreiben, wird der Stil einer Jugendzeitschrift.

Alles halbe Schreiben, das an sich selbst nicht mehr glaubt, wenn der Buchstabe schon trocken geworden ist, muß verschwinden. Ich darf nur das niederschreiben, wofür ich im Augenblick ganz einzustehen bereit bin.

Sind nun solche Gedankengänge schwer, so liegt die Schwierigkeit an der Schwere der Sache, an der Tiefe des Problems und nicht am Unverstand des Schreibenden. Wir können dann von der Jugend verlangen, daß sie lese und verstehen lerne, auch wenn es schwer ist.

Dazu fehlt freilich noch so vieles. Wie viele Menschen wollen denn überhaupt etwas Schweres, sich freuen an dem Bewußtsein, daß sie sich selbst überwinden, wenn sie ins Unbekannte schreiten.

Umgekehrt: Wie viele Denker, die schweres Leid trugen ob ihrer Gedanken, wollen es denen, die nach ihnen kommen, wirklich leichter machen?

Will einer dies wirklich, so gibt es für uns moderne Menschen, meines Erachtens, zwei Wege, von denen mir der erste fürs Judentum gangbarer erscheint.

Die motorischen Menschen sind uns und anderen Menschen am klarsten, wenn sie in Bewegung sind. Ein solcher kann das, was er sprechen, schreiben wird, nie vorher zu Ende denken, bringt es aber formvollendet zur Wiedergabe, während er es spricht, schreibt.

Für solche Menschen erachte ich die Form des Sichselbstbelehrens für die zweckmäßigste. Der Motoriker, der sich den Stoff so gliedert, wie er sich selber die Tatsachen am besten beibringt, lehrhaft in höchstem Sinne, der schreibt am klarsten für die Mitmenschen. Ähnlich wie der motorische Mensch am besten dann Lehrer wird, wenn er es im Augenblick des Lehrens erst selbst begreift.

Der zweite Weg, für uns Juden, sicher seltener, aber durchaus nicht unmöglich, geht im Gedankenaufbau nach einem fertigen Gerüst vor, dessen Bauplan vom Geiste in sicheren Stunden langsam anwachsenden Erkennens geschaffen wurde.

Beiden Wegen ist die unbedingte Redlichkeit zu eigen, mit der der Schöpferische verlangt, daß das Werk der Ausdruck seiner selbst und nur seiner selbst sein dürfe.

Auf jedem Weg der Reinheit und Unbedingtheit wird ein ganzer

Mensch. Viele solche Menschen bilden eine Jugend, den Mutterboden, aus dem die Natur neue Saaten aufsteigen läßt.

Wo ein neuer Stil entsteht, sind es immer nur die Ganzen, völlig Runden, ganz hingegebenen Menschen, die den Lebensformen der Gemeinschaft ihr Gepräge geben. Die jüdische Jugend braucht freie Mannigfaltigkeit in allen ihren Lebenskreisen, damit die Formbegabten, in der Gemeinschaft schöpferischen Individuen, sich entfalten können.

Dazu ist der »Stil« im »Jerubbaal« vorerst nur ein Anfang, aber ein wichtiger und guter. Rudolf Glanz.

Selbstanzeige.

In diesen Tagen ist mein Buch »Das jüdische Volk und seine Jugend«* erschienen. Ich habe es mit keinerlei Vorwort und Nachwort umrahmt, denn es scheint mir, als hätte dies ein gutes Buch nicht nötig, als wirkte es für sich allein genügend und als würde es einem schlechten doch nichts nützen. Ich lege es dem Leser vor und er wird selbst entscheiden, was ich damit wollte und was ich von diesem meinem Wollen verwirklichen konnte. Aber der jüdischen Jugend möchte ich doch an dieser Stelle ein paar Worte sagen.

Zunächst: Ich möchte sie bitten, dieses Buch zu beachten. Darum, weil hier meines Wissens zum ersten Male im Zusammenhang das dargestellt wird, was die jüdische Jugend vom Denken und den Ergebnissen der Pädagogen anderer Völker wissen muß, soll ihr das schwere Werk gelingen, das ihr aufgetragen ist. Freilich, das Buch, von dem ich spreche, ist in keinerlei Weise ein wissenschaftliches. Es wird darum niemand darin finden die Nacherzählung der Gedanken anderer in irgend einer geordneten Aufzählung, sondern ich habe versucht, so wie ich Stanley Hall, Maria Montessori, Berthold Otto, Gustav Wyneken verstanden habe, ihre Gedanken anzuwenden auf ein konkretes Problem, auf die Gestaltung der jüdischen Erziehung, auf das Leben der jüdischen Jugend.

Das Buch ist ein persönliches. Es argumentiert nicht, es beweist nicht, sondern es ruft auf. Ich bekenne, was meine Anschauung, was meine Wertung, was mein Wunsch und meine Hoffnung ist, so klar ich es vermag, so eindringlich als mir gegeben ist und hoffe, daß sich gerade in der jüdischen Jugend solche finden werden, die hier ihre eigenen Gedanken, Anschauungen, Wertungen und Hoffnungen bekannt finden. Das Buch handelt von dem, was uns nottut. Aber jeder wird enttäuscht sein, der es mit der Erwartung öffnet, darin ein »Erstens«, »Zweitens« und »Drittens« zu finden, eine Anweisung für das, was er heute tun und morgen unterlassen soll. Diese Anweisung kann nicht gegeben werden, und wehe einer Jugend, die erst solche Rezepte braucht, um ihren richtigen Weg zu gehen. Auf nichts ist es mir angekommen, als darauf, die allge-

* Verlag R. Löwit.

meine Einstellung dafür zu geben, wie die einzelnen konkreten großen und kleinen Fragen des jüdischen Jugendlebens gelöst werden sollten und könnten. In erster Linie kommt es dabei darauf an, sich kritisch einzustellen gegenüber allem, was heute in Erziehungsdingen gesagt und getan wird, bei uns wie bei den anderen. Vielleicht werden meine Leser finden, daß ich dabei übertrieben habe, ich bin mir dessen nicht bewußt, aber es kann sein. Dann bitte ich zu bedenken, daß keine Übertreibung stark genug sein kann gegenüber so fest eingewurzeltem, so in der Seele und in der Wirtschaft begründetem Aburteil, wie nun das ist, was man heute europäische Erziehung nennt. Dem gegenüber gilt es, festzustellen, was Jugend ist, oder besser, was sie sein sollte, weil sie allein es könnte. Nur die Wissenschaft von der Jugend kann hier die rechte Beraterin sein. Ich habe mich daher bemüht, die Ergebnisse der Wissenschaft in einer Weise darzustellen, die einem Aufrufe anstünde. Und wenn dieses Kapitel von der Jugend in seinem Stil und Aufbau auch weit genug entfernt ist von der Art, wie mit Recht in wissenschaftlichen Büchern dieselben Ergebnisse behandelt werden, so bin ich mir doch nicht bewußt, auch nur in einem Worte von der wissenschaftlichen Wahrheit abgewichen zu sein. Dann hieß es, die Frage der jüdischen Erziehung unter dem Aspekt der Frage der jüdischen Kultur, der Kultur überhaupt und ihres Zusammenhanges mit dem Volke und seinen Führern zu betrachten und dann erst konnte es gewagt werden, das Konkrete darzustellen. Ich habe aus vielen Gründen mich entschlossen, dies nicht in Form einer Abhandlung und nicht in Form eines Aufrufes zu tun, sondern als Erzählung, als Utopie, als Phantasie: das jüdische Erziehungswesen, wie ich es mir vorstelle, wie ich meine, daß es sein sollte, wenn die Tatsache der Eigenart der Jugend, wenn die Idee einer wahren Kultur die wirkliche Grundlage der Erziehung wären. Dieses Kapitel erscheint mir als das Wichtigste, nicht weil ich meine, daß die Zukunft der jüdischen Erziehung genau so sein wird wie ich es darstelle bis in die kleinsten Details, obzwar ich wirklich glaube, daß vieles gerade so verwirklicht werden wird, weil es nur so verwirklicht werden kann, nicht darum scheint mir dies Kapitel das Wichtigste, weil es eine Art Plan für die Zukunft darstellt, sondern deshalb, weil es nötig ist, sich einmal aus den Banden des Bestehenden zu entwinden und einmal ein wirklich Neues sich intensiv bis in die Einzelheiten hinein vorzustellen, um endlich geistige Freiheit gegenüber dem Bestehenden zu erlangen. In diesem Sinne wünsche ich, daß dieses Kapitel gelesen werde und in diesem Sinne hoffe ich, wird es fruchtbar werden.

Zuletzt ist es die Frage der Gesellschaft, die ich freilich nur ganz kurz in meinem Buche streife, die Frage nach dem Zusammenhang eines bestimmten freien, der Jugend gemäßen und zu wahrer Kultur führenden Erziehungswesens mit der wirtschaftlichen Ordnung eines Staates. Nur wenige Worte sind dieser Frage gewidmet, daher sei mir gestattet, in dieser Selbstanzeige umso eindringlicher festzustellen, daß alles, was wir denken, alles, was wir planen und hoffen, nichtige Luftgespinnste sind, so lange wir nicht die Frage in allem Ernste stellen und mit aller Vorsicht beantworten, unter welchen realen wirtschaftlichen Bedingungen allein das

von uns Erhoffte und für nötig Befundene verwirklicht werden kann. Gerade dieser Gedankengang liegt der Jugend im allgemeinen am fernsten und den muß sie lernen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen zu stellen.

Ich zweifle nicht, viele Leser werden nach derselben Richtung hin von dem Buche unbefriedigt bleiben, in der ich selbst auch seinen schwersten Fehler erblicke, daß es nicht beweist, daß es nicht ganz und gar sachlich ist, daß es nicht ein wissenschaftliches Gebäude darstellt. Vielleicht ist es zugleich ein Vorzug, dennoch bleibt es ein Fehler. Und ich möchte sagen: Es muß diese Arbeit geleistet werden, sie kann aber nicht Sache eines Einzelnen sein, schon gar nicht seine Leistung in wenigen Monaten oder Jahren. Gerade das ist unser aller Aufgabe: was wir als Recht fühlen, was wir als nötig hoffen, in all seinem Zusammenhang mit allen anderen Dingen und Bestrebungen, mit strenger Sachlichkeit und fest gebunden an die Tatsachen und ihre Gesetze, zu erkennen, zu formulieren, als tragenden Untergrund des künftigen Gebäudes hinzustellen. Wenn ich hoffen dürfte, daß das die Folge meines Buches sein wird, daß in der jüdischen Jugend der eine und der andere den Beschluß faßt, mehr als nur das Fühlen und Denken einer freien Stunde in den Dienst unserer wichtigsten Aufgabe zu stellen, jener Aufgabe, für die wir dreifach verantwortlich sind als Menschen, als Juden und als Jugend, der Erziehung als Kunst und als Wissenschaft zu widmen, dann darf ich es in Ruhe an seine Leser kommen lassen, trotz aller Fehler und Unzulänglichkeiten, die es haben mag, ob ich sie nun selbst erkenne oder nicht. Siegfried Bernfeld.

Vom Leben der Jugend.

Der neue Anfang.

Die grünen Hefte des »Anfang«, der Zeitschrift der Jugend, erscheinen wieder. So hat die deutsche Jugend wieder eine Tribüne, auf der sie frei von jeder Bevormundung zu Worte kommen kann. Der »Anfang«, dessen erstes Heft im April 1913 erschienen ist, hat das Verdienst gehabt — ich darf davon sprechen, weil ich zwar als Wiener Herausgeber zeichnete, aber Idee und Führung der Zeitschrift so gut wie gar nicht mein Werk, sondern das Barbizons war — die Stimme der Jugend der Öffentlichkeit vernehmbar gemacht zu haben. Zwar Schülerzeitschriften gab es schon vorher die Menge, aber ihr Inhalt war nie über die Sphäre der Literatur, Kunst, des Theaters und des Inhaltskreises von Schülervereinen oder des Wandervogel hinausgegangen. Im »Anfang« aber sprach die Jugend — und auch eindringlich, leidenschaftlich genug — über die Schule, über das Elternhaus, über ihre sexuelle Not, über ihre geistigen Forderungen, über Art und Wesen ihres eigenen Zustandes. Das füllte die 16 erschienenen Hefte des Anfangs. Und wenn vielleicht auch früher schon irgend eine Zeitschrift diesem Probleme gewidmet gewesen sein sollte — wer könnte dies mit völliger Sicherheit bestreiten? — so war doch dem Anfang als erstem beschieden gewesen, aus dem engen Kreis der Verfasser, in den sonst jede Schülerzeitschrift gebannt bleibt, aus dem immer noch kleinen Kreis einer Jugendgruppe, auf den alle Vereins-, Studenten-, Wandervogel-Blätter beschränkt bleiben, hinauszutreten und die erwachsene deutsche Öffentlichkeit anzuregen, suf-

zuklären, aufzuregen. Wie immer man den Inhalt und die Folgen jener wenigen Hefte beurteilen mag, eines ist sicher, der Anfang war wirklich der Anfang einer großen und tiefen Bewegung in der deutschen Jugend und über sie hinausgreifend in der gesamten Erzieherschaft: den Lehrern, Eltern und Behörden. Er war fruchtbar und wirksam, auch dort, wo man leugnet, von ihm gelernt zu haben, von ihm beeinflußt zu sein. Wer heute rückschauend sich die Stimmung, die Lage, die Ideen der Jugend von 1913/14 vergegenwärtigt: trotz allem Unzulänglichen, Falschen und Verwirrten, das vielleicht in ihr gewesen sein mag — jener August 1914 hat einen Keim vernichtet, der gewiß Früchte von niegeahnter Bedeutung für das deutsche Volk, für die europäische Erziehung entfaltet hätte. Nun der entsetzlichste aller Kriege, äußerlich wenigstens, ein Ende gefunden hat, bringt der Anfang des Jahres 1919 wieder das erste Heft des neuen »Anfang«. Es ist noch etwas mager und einseitig. Aber es spricht von einer Jugendangelegenheit, die trotz »Aufbruch«, »Freie Schulgemeinde«, »Freideutsche Jugend« und den zahllosen Zeitschriften des Wandervogel durch viereinhalb Jahre ganz vergessen schien: von der Schule. Wir hoffen, daß dem neuen »Anfang« nicht mindere Fruchtbarkeit beschieden sein wird als dem früheren. Und die jüdische Jugend wird bereit sein, hinzuhorchen, was in ihren deutschen Brüdern lebt, bereit von ihnen zu lernen, eingedenk ihrer besonderen Art und ihrer besonderen Aufgabe!

Bernfeld.

Von der jüdischen Jugendbewegung in Amerika.

Die jüdische Jugendorganisation der Vereinigten Staaten Amerikas »Jung Judäa« hielt, wie die holländische Jugendzeitschrift »Tikwath Zion« berichtet, vor etwa drei Monaten ihre Jahresversammlung ab. Nach dem dort erstatteten Rechenschaftsbericht umfaßt sie gegen 12.000 Mitglieder, die in 146 Städten über 35 Staaten verbreitet sind. Zweihundert Delegierte und mehrere hundert Gäste wohnten der Tagung bei. Sie gaben wiederholt ihren Willen kund, tätigen Anteil am Wiederaufbau Palästinas zu nehmen. Die erste Sitzung wurde mit einer Begrüßungsrede des Vorsitzenden der amerikanischen Misrachiföderation, Rabbiner Wolf Gold, eröffnet. Der darauf verlesene Rechenschaftsbericht konnte feststellen, daß die Organisation im abgelaufenen Jahre große Fortschritte gemacht hatte und einen sehr günstigen Einfluß auf die jüdische Jugend Nordamerikas ausübt. Im Verlaufe der Tagung wurden folgende Resolutionen angenommen: 1. Einen großen Kinderfonds für die Wiedererschließung Palästinas zu sammeln, 2. besondere Mädchengruppen zu bilden, die sich mit der Anfertigung von Kleidungsstücken für die in Kriegsnot geratenen Palästinenser beschäftigen sollen, 3. eine kräftige Propaganda zur Verbreitung der Palästinakunde einzuleiten und endlich die Idee einer hebräischen Universität in Jerusalem dadurch zu verwirklichen zu helfen, daß die Mitgliedergruppen der Organisation für sie Bücher, seltene Handschriften und Kunstwerke zu sammeln beginnen, die den Instituten der Jerusalemer Hochschule als Geschenke übergeben werden sollen. Von welchem Ernst die jüdische Jugendbewegung der Union erfüllt ist, ergibt sich aus der Tarsache, daß auf der Tagung viele Reden in hebräischer Sprache gehalten und in den Debatten hebräisch beantwortet wurden. Den Schluß der Sitzungen bildete die Vorlesung einer Adresse, die »Jung Judäa« an das amerikanische Parlament zum Zwecke der Errichtung einer jüdischnationalen Schule richtete. —ldl—

Übergreifen der jüdischen Jugendbewegung auf Holland.

Nachdem eine im Juni eingesetzte Kommission zum Studium der Lage

und der Wünsche der jüdischen Jugendvereine zur Überzeugung gekommen ist, daß bei ihnen das Verlangen besteht, miteinander durch die Hilfe einer Jugendbewegung in Verbindung zu treten, wurden die weiteren Organisierungsaufgaben einem provisorischen Vorstand übergeben, der als zentrale Körperschaft aus den Jugendvereinigungen mit einem Sekretariat in Haarlem (Adresse: J. Reyzer, Velgerstraat, 14 rood) gebildet wurde. Als nächsten Plan, um die Wünsche der Jugend kennen zu lernen, wurde ein Kongreß der jüdischen Jugend Hollands in Aussicht genommen. —ldl—

Tikwath Zion.

»De Hoop van Israël.« Monatsschrift für die jüdische Jugend, redigiert von Dr. D. Cohen, Lehrer am Nederlandsch Lyceum im Haag. Administration: Scheveningen, 13 Haagschestraat. Bezugspreis jährlich Frs. 2·—.

Zwei Hefte wurden uns zur Besprechung eingesandt. Fast zu wenig, um über den Geist der holländischen Jugendzeitschrift, die jetzt im zweiten Jahrgang steht, ein sicheres Urteil abgeben zu können.

Sie erinnert in ihrem Inhalt an die vier Jahre lang (von 1904—1908) in Wien erschienene Monatsschrift »Unsere Hoffnung«, deren Ziele darin bestanden, einesteils den heranreifenden jüdischen, vor allem zionistischen, aber mit jüdischem Wissen ziemlich unbeschwerten Mittelschülern in einer Weise, die ihrem Verständnis angepaßt war, Kenntnisse zu vermitteln und ihnen Anregung zu geben, selbst tiefer zu schürfen, zum zweiten Mitteilungen aus den Jugendzirkeln zu bringen und sie durch ein gemeinsames Organ zu gemeinsamen Aufgaben einander näher zu bringen. »Unsere Hoffnung« hatte zeit ihres Bestandes (ähnlich scheint es dem holländischen Blatt zu ergehen, wie aus einer »dringenden« Bitte um Abonnements, Spenden und Inserate hervorgeht) mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis ihr wirklich einmal der Atem ausging. Und doch hat uns »Unsere Hoffnung« nicht betrogen. Sie hat ihrem kleinen Leserkreis so viel auch an Gemütswerten vermittelt, daß aus ihm eine erkleckliche Anzahl von jetzt schon im Berufsleben stehenden und in der zionistischen Organisation rege tätigen Männern hervorgegangen ist, die ohne weiters zugeben werden, daß zu ihrer Entwicklung, zu ihrer Festigung, zu ihrer Treue für das jüdische Volk die Eindrücke, die ihnen »Unsere Hoffnung« verschafft, wesentlich beigetragen haben.

Diese Ausführungen stehen wohl im Zusammenhang mit der Besprechung der holländischen Zeitschrift, denn in Holland scheint uns die Jugendbewegung noch in dem Stadium zu stehen, wie es einstens bei uns vor mehr als zehn Jahren war, wo man um die ersten Seelen der jungen Menschen werben mußte, um aus ihnen einen Stamm von brauchbarem Nachwuchs zu schaffen. Allerdings wird sie schnellere Fortschritte machen, da das Tempo und der umfassende Wille, der die jüdische Jugendbewegung bei den Mittelmächten kennzeichnet, nicht vor den Landesgrenzen des Nachbarstaates halt macht. Auch das ist ein Schluß, den wir nur aus einzelnen Artikeln und Notizen des Hauptblattes des Niederländischen Zionistenbundes »De Joodsche Wachter« wie aus einem Aufruf zur Sammlung aller Gleichstrebenden in der »Tikwath Zion« machen können.

Um ein Bild von dem Inhalt der holländischen Jugendzeitschrift zu geben, seien die Titel einiger Beiträge genannt. Die erste Nummer enthält an der Spitze eine Betrachtung zu »Herzls vierzehntem Todestag«, eine kurze literarhistorische, in ihren Konklusionen sich unaufdringlich an das Pflichtgefühl der jüdischen Jugend wendende Abhandlung »zum neunten Ab«, den Schluß einer Aufsatzreihe »Die Bibel und Ägypten«, die andere Nummer einen Leitartikel »Palästina und das jüdische Volk« und eine Darlegung der Be-

deutsamkeit des »2. November«, womit den Jugendlichen die politischen Vorgänge der letzten zwei Jahre in einer ihrem Fassungsvermögen entsprechenden Art vorgetragen werden. Eine ständige Rubrik bildet ein Kapitel zur »Land- und Volkskunde Palästinas«, das eine Mal wird (nicht im langweiligen Ton eines Geographiebuches) vom Jordan, das andere Mal vom Toten Meer erzählt. Feuilletons, Buchkritiken und, was sonst noch in den Kreis des Jugendinteresses gehört, fehlt nicht, auch die Beigabe von aktuellen, mit Erläuterungen versehenen Illustrationen tragen dazu bei, nicht nur die jungen Leser mit Liebe an ihr Blatt zu fesseln, sondern auch uns dafür zu erwärmen: Professor Weizmanns Porträt wird gezeigt, ferner die Szene, wie General Allenby eine Ansprache an die vereinigte jüdische Gemeinde in Jerusalem hält (unter Bezeichnung der einzelnen Personen der sichtbaren Gruppe), eine Photographie der jüdischen Truppen in Palästina, vor dem Abgehen des Zuges von ihren Bekannten Abschied nehmend, und schließlich ein Bild, das unsere Lust und unseren Neid erweckt: »Die Schüler der hebräischen Schulen erwarten mit ihren (vielen, schönen, kostbar gestickten und von einander charakteristisch unterschiedlichen) Fahnen die Ankunft der Palästinakommission zur Grundsteinlegung der Universität«.

Warum wir so ausführlich geworden sind? Weil das Vorbild der holländischen Zeitschrift zeigen kann, wie unsere »Blätter aus der jüdischen Jugendbewegung« zweckmäßig ausgestaltet werden sollen. Denn für die Jugend darf es, da ihr der Zugang zu den Quellen der Forschung und Erkenntnis aus Gründen des Alters und der Zeiteinteilung nicht zu leicht offen steht, nicht allein heißen: nur von sich aus Forderungen zu stellen und Vorschläge zu machen, daß die Wünsche ohne Widerstand erfüllt werden, ansonsten über Sachen zu reden, zu deren Schätzung oder Verwerfung doch etwas mehr Reife und Erfahrung gehört, als man sie gemeiniglich im zweiten Jahrzehnt des Lebens haben kann, sondern auch andächtig hören und manchmal fern von aller »Gemeinschaft« still, bescheiden und einsam etwas zu lernen, sich bereichern zu lassen, um nicht über den Dingen leben zu wollen, sondern in ihnen zu leben und durch sie zu wachsen.

Norbert Weldler.

Rundschau.

Bücher zur Geschlechterfrage.*

Es hat sich als unnötig erwiesen, die ganze Unmenge geschlechtlicher Aufklärungsschriften einer Prüfung zu unterziehen, geschweige denn sie hier vorzuführen. Wir können dieses ganze Schrifttum, soweit wir uns nicht gegen seine Verbreitung einsetzen, einfach übergehen: Die Fragestellung, von der diese Autoren ausgehen, ist die einer überwundenen Generation und so können ihre Antworten uns nicht helfen, sondern uns allenfalls verwirren.

Wie bei jenen Reichstagsreden, wo würdige alte Herren von der Pflicht der Jugend, ihre Triebe zu beherrschen, reden, während man genau weiß, wie diese Herren es in ihrer Jugend gehalten haben oder jetzt noch halten, so hat man auch bei all jenen »Ratgebern« und so weiter das Gefühl der großen Lüge. Denn überall da, wo nicht etwa gute Ratschläge zur Bewerkstelligung »vorehelichen« Geschlechtsverkehrs gegeben werden (das ist noch das aufrichtigere Verfahren), lesen wir von »gutem Willen«, »Idealen«, »sittlicher Stärke« als »Mittel zur Lösung des Problems«.

Nun: diese Ideale, diesen guten Willen, diese sittliche Stärke haben wir, darin liegt gerade der Gegensatz, im

* Aus: Die Jugend und die Geschlechtsfrage. Freideutsche Schriften. Adolf Saal. Verlag. Hamburg, 1919.

Gegensatz zu jenen Schreibern, die in ihrer Jugend (wie es bei der vorigen Generation und den zurückgebliebenen Jungen heute noch fast zum guten Ton gehörte) zu Prostituierten gegangen sind, bis sie in einer »Ehe« einen einfacheren Weg für ihre Befriedigung fanden, im Gegensatz zu ihnen ist bei uns die Prostitution als Ausweg überwunden und ebenso (wenigstens in vielen Fällen schon) die Ehe im Sinne Luthers als »Mittel gegen Unkeuschheit«, als Gelegenheit zu hemmungsloser Triebauswirkung.

Aber: trotz dieser höheren gedanklichen und auch meist schon tatsächlichen sittlichen Einstellung bleibt ein Ungelöstes, ein Problem, eine Frage. Sie ist jetzt jedoch klarer als sie früher war, die größere Aufrichtigkeit gegen das eigene Leben läßt die Wurzeln des Übels deutlicher erscheinen.

Zwei sind es vor allem, die uns da immer wieder sich aufdrängen, zwei Dinge, die uns hindern, den Weg so zu gehen, wie wir ihn sehen.

Das eine ist, die wirtschaftliche Besonderheit unserer Zeit: die hat den Begriff »Geschlechtsleben vor der Ehe« recht eigentlich geschaffen, denn sie verhindert es unter anderem, daß eine Ehe da geschlossen wird, wo die reine Vorbedingung, die starke Liebe zweier Menschen, da ist, der junge Mensch ist heute wirtschaftlich erst ganz spät in der Lage, eine Familie zu gründen.

Das andere ist die Stärke unseres Trieblebens. Auch sie hat Teil an der Bildung des Begriffes »Geschlechtsleben vor der Ehe«. Denn wir erfahren, wie unser Körper, unsere Sexualität nicht mehr nur auf die Fortpflanzung allein eingestellt ist, daß das Gebiet seelischer und geistiger Steigerung des Einzelnen auch mit einbezogen ist: schon früh sehen wir uns in Liebesbeziehungen zu Menschen versetzt, mit denen wir eine »Ehe« nicht eingehen könnten, weil wir die nur vorübergehende Bedeutung dieser Beziehung empfinden. Und das Entstehen solcher Verhältnisse, die ihrem ganzen Wesen nach auf die höchste körperliche Erfüllung gerichtet sind, ohne die Berechtigung zu der die Nachkommenschaft sichernden Dauerverbindung Ehe in sich zu tragen, verhindert kein noch so guter Wille — im Gegenteil, unser »guter Wille« erfährt hier fast immer eine Berichtigung, die Belehrung, daß er irgendwie staubig, veraltet, leblos ist: wir empfinden, daß auch unsere eigenen besten Ideale (von denen der allgemeinen Moral ganz zu schweigen) mit den Tatsachen und Wirklichkeiten unseres Lebens (Körpers) unmöglich zur Deckung zu bringen sind.

Diese beiden Tatsachen sind bisher übersehen oder als gewissermaßen gottgewollt hingenommen worden. Erst in letzter Zeit sind sie wenigstens in ihrer Tatsächlichkeit ans Licht geholt und damit ins Bewußtsein des Einzelnen gehoben worden. Ein besonderes Verdienst hat hier Blüher, der von der Untersuchung der Richtung des Triebes auf das gleiche Geschlecht (Bd. 3 der »Geschichte des Wandervogel«) ausgehend, außer in gelegentlichen kleineren Aufsätzen vor allem im ersten Bande seines neuen Werkes »Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft« (E. Diederichs Verlag) Entgültiges über die Bedeutung der Sexualität im heutigen Leben sagt. Schon diese Durchleuchtung eines bisher immer verschwiegenen Gedankengebietes wirkt auf den Leser außerordentlich befreiend und hilft ihm die Lügen und Ideologien abwerfen, mit denen er fast immer die Tatsachen vor sich selbst verbirgt. Aber Blüher machte vor der Stärke der Sexualität bei uns Halt (ebenso wie sein großer Meister Freund*, der Schöpfer der »Psychoanalyse«), ja ihm erscheint sie sogar als kulturnotwendig, als das, was das Menschengeschlecht unserer Zeit vor anderen und vor

* Ein besonderer Hinweis auf die Bedeutung der Psychoanalyse für unsere Betrachtung der ganzen Frage mußte aus Raummangel zurückgestellt werden. Eine ganz kurze, gute allgemein verständliche Einführung gibt der dritte Brief in Lu Andreas-Salome, Briefe an einen Knaben. (Kurt Wolff, Leipzig, M 1.80.)

der Tierwelt auszeichnet. Diese Auffassung ist meiner Meinung nach die Stelle, an der Blüher überwunden werden muß, richtig und unbedingt festzuhalten ist, daß ein über das zur bloßen Fortpflanzung und Arterhaltung nötige Maß gesteigertes Triebleben heute mit Kultur eng verbunden ist. Daß da aber eine bestimmte Grenze gezogen ist, deren Überschreitung die gesteigerten Triebe kulturwidrig macht, ist bei Bl. nicht deutlich genug oder überhaupt nicht gesagt. Damit beginnt aber erst das eigentliche Fruchtbarwerden seiner Gedanken für die Menschen, auf die es ihm wie uns ankommt.

Auf die wirtschaftlichen Verquickungen des Problems weist sehr gut hin ein kürzlich erschienenes Buch, das sehr zu empfehlen ist: Dr. Th. Christen, »Die menschliche Fortpflanzung« (2. Aufl. E. Reinhart, München). Hier sind nicht nur die Verbindungslinien zwischen der Entartung unseres Geschlechtslebens und den wirtschaftlichen Zuständen dieser Zeit sehr klar aufgezeigt, sondern auch Wege zur Lösung und Besserung gewiesen. Allerdings nur Wege der gesellschaftlichen, sozialgesetzlich anzugreifenden Lösung, nicht Angaben, wie wir selber, die Einzelnen, uns hier schon halten können.

Diese letzte Frage aber ist es ja, die uns vor allem bewegt: was sollen wir selber tun?

Die wirtschaftliche Seite möchte ich kurz abtun. Es geht nicht an, daß man sie als schlechthin gegeben ansieht, wie es H. Hinzelmann in seiner sonst sehr empfehlenswerten kleinen Schrift: Zur Sexualethik des gebildeten jungen Mannes (Bonn, F. Cohen Verlag, 1.25 M) tut. Er schreibt einfach: »Der gebildete junge Mann, der Höchstzielen nachstrebt, wird also für absehbare Zeit damit zu rechnen haben, daß er vor Ende der zwanziger bis Mitte der dreißiger Jahre nicht wird heiraten können. Es ist in seinem eigenen Interesse . . . und in dem seines Berufes wünschenswert, daß er sich von vornherein dieser harten Forderung klar wird.« Das gilt für uns theoretisch auch, aber nicht mehr praktisch. Denn neben der Möglichkeit, in mannigfacher Form teilzunehmen an den Arbeiten sozialer Änderung, wie Christen es darlegt, können die uns selbst in den Weg tretenden Hindernisse wirtschaftlicher Art (die praktische Unmöglichkeit, eine Ehe einzugehen, wo wir es selbst als wünschenswert empfinden) durch gegenseitige Hilfe, kurz gesagt, durch die Gemeinschaft als künftige Lebensform überwunden werden. Ganz abgesehen von der psychischen und kulturellen Hinfälligkeit der Familie (siehe dazu Blüher, Rolle d. Erotik, Bd. II) ist sie einfach schon als wirtschaftliche Lebensform denkbar unpraktisch. Daß zwei Menschen sich zu einer geschlossenen Wirtschaftsgruppe zusammentun, für die ein eigener ganzer Hausbetrieb, eigene Küche, eigene Dienstboten usw. nötig werden, ist heutzutage einfache Verschwendung. Die Unmöglichkeit, eine Ehe in dieser überlieferten Form zu schließen, darf für uns wirklich nicht mehr zum Anlaß werden, sie überhaupt nicht zu schließen.

Auf der anderen Seite müssen wir eine doppelte Stellung einnehmen. Zunächst müssen wir uns klar machen, daß bei unserer Erziehung in den allermeisten Fällen von einer eigentlichen Geschlechtserziehung keine Rede gewesen ist. Und wenn doch, so handelt es sich bestenfalls um eine »Aufklärung« und »sittliche Festigung«, nicht aber um das, was allein der Stärke unseres Trieblebens das rechte Maß hätte geben und damit die falschen Hemmungen hätte vermeiden lassen können: eine regelrechte Körpererziehung. Für uns selber haben wir also mit einem Geschlechtsleben zu rechnen, das schon bis zu einem gewissen Grade an der Wurzel »verpfuscht« ist und erst durch lange Arbeit wieder ins rechte Geleise gebracht werden kann. Das muß klar geschaut werden, was das für unsere eigenen Handlungen bedeutet, habe ich in den drei Briefen »Körperseele« zu zeigen versucht.

Darüber hinaus aber erwächst uns die Pflicht, unsere Erfahrungen und Erkenntnisse auszubauen, zu einer Sexualpädagogik, Geschlechtserziehung auf der Grundlage einer Körperlehre. Und zwar

meine ich, daß wir diese Erziehung an der Jugend unserer Bewegung werden leisten müssen. Elternhaus und Schule haben bisher gründlich versagt (warum Eltern und Lehrer es nicht wagten, uns seinerzeit zu sagen, worauf es ankam, brauche ich wohl nicht erst hervorzuheben), die Kirche ebenso — sollen wir da unser besseres Wissen bei uns behalten, bis wir es auf eigene Kinder anwenden können oder bis es zu anderen Stellen durchgedrungen ist? Auch uns hält hier eine gewisse Scheu noch zurück, wo sie da ist, ist sie Anzeichen für fehlende Klarheit oder Sauberkeit im eigenen Haus. Hier gilt durchaus: Es gibt nichts, was Kindern oder jungen Menschen problematisch ist, worüber man mit ihnen nicht reden könnte — vorausgesetzt eben, daß man selber damit im Reinen ist.

Grundlagen für den Aufbau solcher Körperlehre, wie wir sie für uns selbst und für die Erziehung Jüngerer brauchen, sind erst wenig und unvollkommen vorhanden. Wir müssen uns das Nötige selbst zusammensuchen. Persönliche, praktische Lehre durch solche, die derartiges sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, ist das beste. Schriftliches ist niedergelegt in den Schriften des Mazdaznanbundes, wobei aber zutrifft, was schon an anderer Stelle über diese Arbeiten hier gesagt worden ist: daß sie ausgezeichnete Lehren vergraben in einem Wust fast läppischer Ideen und Riten enthalten, es gehört etwas Geduld dazu, das Rechte herauszufinden. Besonders genannt seien: Atem- und Gesundheitslehre, Wiedergeburtslehre von Hanisch (je 10.— M), Mazdaznan-Therapie von Dr. H. Müller, die Flugschrift Sexualle Aufklärung (—.10 M), alles Mazdaznan-Verlag Leipzig.

Um noch einmal den Blick auf die Folgerungen zu lenken, die aus diesen Forderungen entspringen, möchte ich zum Schluß noch auf ein Buch eingehen, von dem hier schon einmal kurz die Rede war.

Dr. med. F. Landmann: Die Reform des menschlichen Geschlechtslebens. I. Teil: Eden-Verlag. Gut ist diese Schrift insofern, als sie schonungslos den Finger auf die Folgen der Entartung des menschlichen Geschlechtstriebes legt, der wir heute alle durch Vererbung oder unwissende Gewohnheit zu verfallen drohen — oder pflegen. Landmann hat recht, wenn er sich gegen den Geschlechts»verkehr« wendet, bei dem den Menschen (besonders dem Manne, der durch die herrschende doppelte Moral und seine größere Ungebundenheit der Entartung stärker verfallen ist) die Ausgabe der Keimdrüsensäfte zur »Ausscheidung« geworden ist, die er täglich oder öfter »nötig hat« wie andere Ausscheidungen. Diesem Überreizungszustand gegenüber weist er auf den heute noch vorhandenen, aber durch die Brutalität der bestehenden Eheordnung unterdrückten Instinkt der Frau gegen weiteren Verkehr während der Schwangerschaft und Stillzeit hin. Von hier aus, also durch eine Befreiung der Frau, um deren natürlichere Einstellung wieder zur Herrschaft zu bringen — und durch eine allmähliche erbliche Entlastung der Jugend durch naturgemäße Erziehung — glaubt Landmann eine Reform des Geschlechtslebens angreifen zu können. Bei seinen Überlegungen wird das Ziel, auf das letzten Endes alle solche Reformbestrebungen hinauslaufen müssen, ganz deutlich, und hier können wir unsere eigene Einstellung noch einmal gut prüfen. Landmann läßt sich durch die offenbar entarteten und besserungsbedürftigen Auswüchse des Problems dazu verleiten, den Konflikt der in diesen Ausläufen sicher zu erblicken ist, überhaupt beseitigen zu wollen. Er denkt an die Wiedergewinnung eines Urzustandsverhältnisses, das will er erreichen nicht durch eine Wiedergeburt der Urmenscheninstinkte (denn das wäre wohl kaum möglich ohne eine Rückbildung der gesamten menschlichen Kultur), sondern durch geistige Disziplinierung auf der Grundlage vernünftiger Körpererziehung. Aber für ihn ist die geschlechtliche Vereinigung nur Mittel zur Fortpflanzung, was wir ausdrücklich ablehnen müssen.

Nehmen wir es aber an, so ergibt sich daraus natürlich die Pflicht völliger Enthaltsamkeit für die Dauer von mindestens $1^1/_2$ Jahren. Was aber heißt das? Wer einigermaßen ehrlich ist, weiß, daß sein Körper heute dazu unfähig ist. Und sollen wir dann die äußere Form wahren, wenn sie ganz offenbar eine Lüge ist. Daß man heute dazu neigt, kommt daher, daß man die Folgen unserer körperlichen Geartetheit weniger klar sieht, wenn die äußere Form Enthaltsamkeit gewahrt ist. Letzten Endes verschleiert diese Forderung aber das eigentliche Problem, welches unlösbar ist, d. h. dessen Zwiegespaltenheit uns so oder so zerstört: es macht uns glauben, es wäre mit uns alles in Ordnung, »wenn wir nur wollen«. Und noch einmal: was heißt das, Enthaltsamkeit. Hier zeigt sich die ganze Halbheit dieser Predigten: es kann sich, wenn man es wirklich ernst nehmen will, dann doch nicht nur um die Enthaltung von der zeugenden Vereinigung handeln, sondern alle jene feineren, verlaufenden körperlichen Ausdrucksformen müßten ebenso verbannt werden. Beim Urmenschen war das gewiß so. Wir sind jedoch eben keine Urmenschen mehr, auf gar keine Art und Weise, und gerade die Beziehung der Geschlechter hat eine von der gesamten anderen Kulturentwicklung untrennbare Wandlung durchgemacht. Wir können nicht mehr zu dem Zustand zurückkehren, wo Männchen und Weibchen einander nur für die kurze Zeit der Paarung etwas angehen. Die äußere Form, die eine Lösung im Sinne Landmanns etwa würde annehmen müssen, ein Zusammensein auf rein zwecklicher Grundlage (zur Aufzucht der Kinder), oder auf rein geistiger (als »Kameraden«) scheint mir auf absehbare Zeit, ja wohl für immer, als Endziel unmöglich und unschön. So ist das Problem also nicht zu lösen: die Voraussetzung ist falsch! Es ist ein Zeitproblem und kann als solches nur gelebt werden, als Zwiespalt, Leiden, Not von dem Unaufrichtigen, als tragische Weltaufgabe, freie Tat und Erfüllung von den Aufrechten, Sehenden.

Alfred Kurella.

Büchereinlauf.

(Besprechung vorbehalten.)

ABELES, Otto, Jüdische Flüchtinge, Szenen und Gestalten. Löwit, Wien 1918.

BECKER, Rafael, Die jüdische Nervosität, ihre Art, Entstehung und Bekämpfung. Speidel & Wurzel, Zürich 1918.

EBERHARDT, Die jüngste Jugendbewegung, Tatbestände und Untersuchungen. A. Haase, Prag-Wien 1917. (Wüstes Schimpfen auf Jugend und Jugendkultur, Verdrehungen, Lügen, Die bekannte Art der »erfahrenen Pädagogen und Schulräte«. — B.)

ELLIOT, George, Daniel Deronda, Roman. Jüdischer Verlag, Berlin 1918. (Ohne Kunstwert, aber nicht uninteressant als Dokument der Gesinnung eines arischen Jugendfreundes. — B.)

FELDMANN, W. M., The Jewish Child, its history, Folklore, Biology et Soziology Baillire, Tindal & Co., London 1917. (Überaus wichtig und interessant, beste Darstellung der Stellung des jüdischen Kindes und Jugendlichen im Ganzen der alten und neueren jüdischen Gesellschaft. Sollte baldigst ins Deutsche übersetzt werden. — B.)

GRETOR, Georg, Jugendbewegung und Jugendburg. Fischer, Zürich 1918. (Der frühere Herausgeber des »Anfang« schlägt eine internationale Jugendorganisation vor. — B.)

HILLER, Kurt, Tätiger Geist! Zweites der Zieljahrbücher. Müller, München 1918. (Besonders beachtenswert sind in diesem Buche die Aufsätze: Hans Blüher, Der Bund der Geistigen, Ver-

wegen, Dozent und Student, Leonhard, Kultur und Parlamentarismus, Lemm, Aufgabe der Juden in Europa, Bauermeister, Großstadt, Mann, Das junge Geschlecht, Wyneken, Die Jugendburg. — B.)

HOEFLICH, Eugen, Der Weg ins Land, palästinensische Aufzeichnungen. Löwit, Wien 1918.

JISKOR. Ein Buch des Gedenkens an gefallene Wächter und Arbeiter im Lande Israel. Jüdischer Verlag, 1918.

JÖDE, Fritz, Musikalische Jugendkultur. Saal, Hamburg 1918.

JÜDISCHER NATIONALKALENDER, Almanach auf das Jahr 5679. Jüdische Zeitung, Wien 1918.

KAMMERER, Paul, Einzeltod, Völkertod, Biologische Unsterblichkeit und andere Mahnworte aus schwerer Zeit. Suschitzky, Wien 1918.

KASSNER, Salomon, Die Juden in der Bukowina. Löwit, Wien 1917. (Anregend, unterrichtend. — B.)

KASTEIN, Josef, Logos und Pan, eine Liederkette. Löwit, Wien 1918.

KLATZKIN, Dr. Jakob, Die Judenverfolgungen in Galizien und Rumänien. Al Hamischmar, Zürich 1918.

KURELLA, Alfred, Deutsche Volksgemeinschaft. Offener Brief an den Führerrat der Freideutschen Jugend. Saal, Hamburg 1918. (Versucht zwischen dem nationalen und sozialistischen Flügel der Jugendbewegung zu vermitteln, indem als Untergrund der sozialistischen Einstellung die Bindung an das deutsche Volk, als wesentlicher Inhalt der nationalen Gesinnung der Wille zur Volksgemeinschaft aufgewiesen wird. So sei der Wille zur deutschen Volksgemeinschaft allen gemeinsam, nur daß die Einen das Wort »deutsch« die anderen »Gemeinschaft« betonen. Sehr belehrend für alle, so an »antinationale« Jugendbewegung glauben. — B.)

LEMM, Alfred, Vom Wesen der wahren Vaterlandsliebe. Barger, Berlin 1917.

MOCHER-SFORIM, Mendele, Fischke der Krumme. Löwit, Wien 1918.

NATORP, Paul, Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien. Erstes Buch: Die Weltalter des Geistes. Zweites Buch: Die Seele des Deutschen. Diderichs, Jena 1918.

Adressen der Mitarbeiter:

Dr. Abraham Schwadron
Wien, IX. Seegasse 20.

Bruno Frei
durch die Redaktion.

Dr. Hugo Bergmann
Prag, Staroměstské náměstí 21.

Meir Wiener
Zürich, Bolleystraße 40.

Julius Rottersmann
Krakau, Berka Joselewicza 9.

Dr. Siegfried Bernfeld
Wien, XIII. Titlgasse 13.

Dr. Fritz Saxl
Wien, IX. Widerhoferplatz 8.

Abraham Grünberg
Prag, Studentenheim, Mariengasse.

Monczi Spitzer
Boskovič, Mähren.

Alfred Kupferberg
durch die Redaktion.

L. W.
durch die Redaktion.

Eugen Hoeflich
Wien, XVI. Festgasse 17.

Gidale Grünspann
durch die Redaktion.

Curt Nelken
Berlin, W 35, Streglitzergasse 20.

Marie Popper
Wien, XIX., Kreindlgasse 17.

Dr. Rudolf Glanz
Wien, VII. Lindengasse 52.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

Brief an den jungen Liebknecht.

Lieber Bruder und Kamerad!

In dieser Zeit der unerhörtesten Kämpfe, da wir heute die Möglichkeit zu erblicken scheinen, es könnte das Reich der Zukunft auf diesem von Blut erweichten Boden errichtet werden, und tags darauf, durch irgend eine bessere Manifestation des Geistes der jetzigen Gewalthaber eines anderen belehrt, zähneknirschend, noch Jahrzehnte der Arbeit für nötig halten, um bis dahin zu gelangen, erscheint uns Jungen, die wir nicht gewillt sind, aus unserer Jugend Kapital schlagen zu lassen, für irgend ein Interesse des Tages, die wir »dennoch« und »trotz allem« einen neuen Morgen zu erblicken hoffen, erscheint uns die Feststellung unserer Solidarität als eine Internationale, die, tiefer greifend als alle nationalen Gegensätze, uns mit Euch verbindet, weitaus wichtiger, als jedwede Auseinandersetzung über die Verschiedenheit unserer Kampfesweise, die jeder wählen möge, wie es ihm sein Gewissen vorschreibt und wie er es verantworten kann. Wir haben in den Tagesblättern und den Zeitschriften gelesen, daß Deine bürgerlichen Klassengenossen nicht auf einer Schulbank mit Dir sitzen wollten, weil Du es wagtest, kraft Deiner eigenen Überzeugung zu handeln, und nun, als die Sache der Unbedingtheit der Masse der überlebten, kompromissüchtigen, vor den Konsequenzen der eigenen Anschauungen zurückschreckenden Partei der Alten und Erfahrenen, gewichen ist und Du zurückkehrtest, getroffen von allem Unheil, das nur den Jüngling treffen kann, der es gewagt hatte, gegenüber der geheiligten Vertrottelung der Gegenwart, die Tat und die Sache der Menschheit zu wahren, daß sich nun jene unterstanden hätten, die Möglichkeit eines Streikes, die erst während der Revolution von Dir und Deinesgleichen geschaffen wurde, gegen Dich in Anwendung zu bringen. Lieber Bruder und Kamerad, fühlst auch Du, daß Dir dies nicht mehr sein darf als ein Zeichen, daß Du Dich auf dem richtigen Weg befindest, nicht nur der Träger eines berühmten Namens zu werden, sondern die gefahrvolle Tradition Deiner Familie hochzuhalten? Und fühlst Du, daß Du den schweren Weg wohl einsam gehst, aber nicht allein, denn wo eine gute Minderheit im Kampfe gegen eine reaktionäre Mehrheit steht, kurz, überall wo eine Jugend kämpft und blutet, wirst auch Du genannt werden, als Bundesgenosse und Bruder, als einer, der allen voran für die kommende Menschheit gekämpft und gelitten hat.

Wir setzen das feste Vertrauen in Dich, daß Du, dem Blut von unserem Blute in den Adern rollt, der als einer der ersten Wunden davon getragen hat, in einem Kampfe, der keinem von uns erspart bleiben darf, will er ein wahrhafter Mensch werden, daß Du auch unter den Angriffen jener nicht fingerbreit weichen wirst, daß Du keine Kompromisse mit ihren sogenannten Ansichten schließen wirst (auch nicht indirekt) und grüßen Dich, die wir das Antlitz nach Osten gewendet, bereitstehen, in Erwartung von langer Arbeit und schweren Kämpfen. Wir hoffen in fester Zuversicht, daß Dein Kampf siegreich sein wird, wie dereinst der unsere und sollten auch wir bis dahin zu Staub und

Asche geworden sein, da wir wissen, daß aus dem höllischen Chaos des Heute eine neue Weltordnung hervorgehen wird, gestützt auf die drei Internationalen, der Arbeitenden, der Geistigen und der Jugend.

In meinem Namen und im Namen meiner Freunde

Jaacov Kien Hacohen.

Der Betrieb.

Im Anfang war die Idee. Ihr Ende ist der Betrieb. Unselig diejenigen, die, um die Idee zu verwirklichen, sich mit Feuereifer auf das Gestalten warfen und allmählich den Betrieb geschaffen haben, dem sie nicht mehr entrinnen können. Sitzungen, Tagungen und wieder Sitzungen, Tagungen, daneben Artikelschreiberei, Verhandlungen usw. Die lebendige Seele verdurstet dabei. Dies das Los der zionistischen »Führer« im Galuth. Der Führer, der sich dabei noch ein wenig Schwungkraft bewahrt hat, fühlt, daß er etwas ist, das von der Bewegung überwunden werden muß, soll sie nicht schon zur Partei entartet sein. Seine Hoffnung ist's, daß die Jugend an seine Türe pochen und ihn, wie der Baccalaureus dem vermeintlichen Faust sagen wird, daß er unendlich schal geworden ist. Höchstens fühlt er sich noch als ein notwendiges Übel, aber jedenfalls als Übel.

Die Jugend ist gekommen, aber die Führer sind geblieben. Die Jugend will durch die Tat, durch ihr unmittelbares Leben das Ideal verwirklichen, den Führern überläßt sie die Organisation der Arbeit, bei welcher Tätigkeit sie sich unendlich wichtig vorkommen. Nur einzelne von ihnen, von diesen »Obmännern« der Vereine, Ortsgruppenverbände, Distrikte, Länder usw. fühlen, daß ihr Los es ist, an eine Tretmühle gefesselt zu sein, ihren Elan an die Reibungen im Betrieb verschwenden zu müssen, indes die anderen, die Jungen, die Glücklichen, wahrhaft verwirklichen, sich durch Tat erlösen.

Könnten diese »Führer« nicht einmal sich aufraffen und dem unendlichen Reden und Schreiben entfliehen, um den gleichen Weg zu gehen? Zu spät! Sie sind durch den jahrzehntelangen Betrieb zermürbt, sie sehen keinen Nachwuchs und wissen, daß sie ein notwendiges Übel sind. Keinen Nachwuchs — diese Tatsache wird oft und oft kopfschüttelnd erwogen, bei solch mächtiger Ausbreitung der Bewegung so wenig Führernachwuchs! Aber das ist ja eben das Gute daran, daß der Nachwuchs, die Jugend, nichts mehr wissen will vom Vereinszionismus, vom Diasporazionismus, vom Vorsitzen und Protokollführen. So müssen die alten Führergäule weiter den Organisationskarren ziehen, selbst wenn sie Morgenluft wittern und ausspringen möchten. Ein trauriges Los!

Und doch: Welch Erleben ist ihnen die Entwicklung der Bewegung, die sie mit angesehen, von Herzls Zeiten an! Der Rufer in der Wüste des Diasporadaseins hat die verlöschende Seele des Judentums angefacht, seine Jünger haben, trotz aller Unseligkeit des Betriebs, vermocht, diesem

Rufe ein Echo zu schaffen und Du stürmende, leicht verachtende Jugend, vergiß es nicht, daß deine Erweckung zum Teil ihr Werk war.

Der Betrieb war kein Leerlauf, so entseelt er auch manchmal zu sein schien. Und nicht darum kann es sich handeln, ihn achtlos weiter klappern zu lassen und sich hinüberzuretten in die Sphäre, in der das wahre Leben ist, sondern ihn umzugestalten aus einem Ding, das fast Selbstzweck zu werden drohte in der Hand der seelenmüden Führer, in ein Hilfsmittel einer wahren — nicht bloß durch Programmworte statuierten — Gemeinschaft. Die Jugend will nur, was ihr gemäß ist — so erfülle sie auch den Betrieb mit ihrem Geiste. So verjünge und verlebendige sie ihn, stelle neue, jüngere, bessere Führer, die sie verstehen, und die alten werden, so weit sie nicht hoffnungslos versteinert sind, mit Freude ihr Altenteil suchen.

Aber so, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben! Durchgängige Erneuerung des Betriebs tut not, ersessene Führerrechte müssen weichen — natürlich, soweit sie nicht durch überragende Talente und Leistungen legitimiert sind. Die Zeit des Basler Programm-Zionismus ist erfüllt, die erste Etappe genommen. Eine neue bricht an: Der Aufbau beginnt. Wir, die wir in der ersten durch zwei oder drei Jahrzehnte gedient haben, wir sähen nichts lieber, als daß die neue Jugend nach den Führerstellen langte und der zweiten Epoche des Zionismus, der so viel lebensvolleren, glücklicheren, ihren Stempel aufdrückte. Das kann aber nur geschehen, wenn sie ihre Verachtung des Betriebs verliert und hier wie drüben Dienstpflicht erfüllt. Tut sie dies nicht, dann wird sie davon nicht freigesprochen werden können, daß ihrer »Opferwilligkeit«, mit der ihr Pioniertum drüben erfüllt sein wird, doch ein Gran Egoismus beigemischt ist. Der Dienst für die Gesamtheit erfordert, daß man auch solche notwendige Dinge tue, die nicht die persönliche Erlösung fördern. Die abgelebten »Führer« von heute waren in diesem Punkte einwandfrei. Sie haben ihrem Ideale zuliebe sich im Betrieb aufgerieben, der ihnen Qual war. Sie haben die Brücken gebaut, die ins gelobte Land führen sollen. Erscheinen sie heute der Jugend als überwundene Gestalten, so soll diese Jugend sich an ihre Stelle setzen, nicht aber dem Betrieb entfliehen. Das ist die Forderung der Überwundenen an die Überwinder.

Adolf Böhm.

Die Geschichte der Schomrim-Kwuzah Lilith*).

Vorwort.

Heute, wo wir die Dinge aus der Ferne zu überblicken vermögen und zu den Geschehnissen so weit Distanz genommen haben, daß wir sie

*) Die folgende Geschichte einer Schomrim-Kwuzah von Isacher Reiß ist in der polnischen Zeitschrift des Schomer erschienen, und wird hier deutsch übersetzt vorgelegt, da wir glauben, daß sie manches für die westliche Jugend Interessante enthält. Das Vorwort hat Wattenberg für die deutsche Übersetzung geschrieben.

werten und messen können, dürfen wir sagen: Diese Jugendgemeinschaft, deren Geschichte ihr Führer und Schöpfer hier selber erzählt, bedeutet für unsere Schomerbewegung einen Wendepunkt, eine Tat, deren Folgen und Auswirkungen sich weit und breit auf alle Schomerbünde erstrecken und deren Geist auch das kleinste Schomernest erfaßt und revolutioniert hat.

Um diese große Tat aber in ihrer ganzen entscheidenden Wichtigkeit voll und ganz einschätzen und würdigen zu können, müssen wir etwas weiter ausholen und in die Zeit zurückgehen, die diese Tat begleitet, gefördert und hervorgebracht hat.

Auf dem Wiener Boden, wohin der stürmische Verlauf des Krieges einen großen Teil der Judenheit Galiziens brachte, trafen zwei in ihren Inhalten und Formen verschiedene Jugendorganisationen zusammen: Zeirei-Zion und Schomer. Eines jedoch war ihnen beiden gemeinsam: der Wille zum Judentum, in allem anderen gingen sie auseinander. Scharf waren die Grenzen, die sie zwischen sich gezogen hatten.

Die Zeirei-Zion entsprach dem Drange der jüdischen Jugend nach jüdischem Wissen, dem Bedürfnis, an die jüdische Vergangenheit wieder anzuknüpfen und sich dadurch wieder in die jüdische Geschichtskette einzustellen, dem Willen, das in ihr schon wohnende Judentum noch fester zu verankern und vertiefen. Jüdische Geschichte und hebräische Sprache wurden als die Mittel betrachtet, die diesem Ziele zuführen können. Große Gruppen von Jugendlichen, fast durchwegs Gymnasiasten, schlossen sich gemeinsam zusammen, um das Studium der Judaistik eifrig zu betreiben. Darauf beschränkte sich ihre Aufgabe. Die Formen, die diesem Inhalte gegeben worden sind, bewegten sich in den von der älteren Generation übernommenen Bahnen. In dieser ganzen Jugendbewegung war keine Spur von Jugendlichkeit zu sehen. Diese »Bewegung« versuchte es überhaupt nicht, ihrem Drange nach Wissen irgendwelche jugendliche Formen zu geben. Der sie bewegende heiße Wille zum Judentum zerbrach an den kalten, starren, verknöcherten Formen der Organisation.

Das ermitteln des jüdischen Wissens bestand in einem unjugendlichen schulmeisterischen Unterricht. Dem jugendlichen Verlangen nach Schönheit, Freundschaft und jugendgemäßem Leben war kein Spielraum gegeben.

Daher auch die Unzulänglichkeit und Unfruchtbarkeit dieser ganzen Organisation. Sie erzog keine Menschen, sie vermittelte nur jüdisches Wissen, und auch das in einer unzulänglichen Weise. Der junge Mensch, der einige Jahre in dieser Bewegung stand, wurde nicht nur nicht gebessert, sondern noch an Geist und Körper gebrochen. Er wurde an eine hirn- und herzzersetzende Pilpulistik gewöhnt, die seine Galuthfehler noch fester zu verwurzeln geholfen hat.

Wir sehen: Die von edlem Wollen bewegte Jugend konnte nicht ihre Eigenschaften zur Entfaltung bringen, weil sie die von langem her überkommenen Formen nicht abstreifen konnte und in den alten Vorurteilen noch zu sehr befangen war, um aus sich selbst heraus schöpferische,

ihr gemäße und entsprechende Formen zu zeugen. Aber in der Tiefe dieser Jugend waren latente Kräfte regsam, die ihrer Erlösung harrten.

Diese Erlösung kam, nicht von ihr selbst, sondern von außen.

In die polnische Jugend zog ein neuer Geist. Die englische Boy-Scout-Bewegung eroberte sich ihre Herzen. Massenhaft wuchsen und verbreiteten sich die polnischen Scoutverbände, um die sich ein großer Teil der polnischen Jugend scharte.

Die Erscheinung einer Jugendbewegung, die ihre Jugendlichkeit in vieltägigen Ausflügen, im Feldlagern, Geländespielen und anderen verschiedenartigen körperlichen Übungen zum Ausdruck brachte, diese Erscheinung wirkte wie eine Offenbarung auf manche Teile der galizischen Jugend.

Die vom schwülen, drückenden Geiste der Pilpulistik gebeugte Jugend warf sich mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele auf diese neue Form des Jugendlebens. Sie wollte die Bücher über den Haufen werfen, ins Freie ziehen, um auf scoutsche Weise ihren Körper und Charakter zu stählen und zu stärken, und ihrem Verlangen nach Ausleben freien Spielraum zu bieten.

Bei diesem ihrem neuen ernsten Wollen verlor sie Maß und Gewicht.

Aus dem Unwillen gegen die unjugendliche Lebensart der Zeirei-Zion fiel sie in ein anderes Extrem, in das der strammen und straffen militärischen Organisation, die sich entschieden vom Lernen abwendete, und in der Bildung des Charakters und der Persönlichkeit durch militärische Disziplin, strengen, unbedingten Gehorsam, ihre Aufgabe sah.

Daß dieser »Schomer«, eine schlechte und falsche Übersetzung des englischen Boy-Scout, sein Ziel verfehlen mußte und keine guten Früchte zeitigen konnte, wolle in einigen kurzen Strichen aufgezeigt werden.

Das englische Bürgertum, welches, wie auch das übrige europäische Bürgertum, die Schule in den Dienst der staatlichen, patriotischen, völkischen Tagesfragen und der konservativen Machtpolitik stellte, fand noch ein neues, viel passenderes Mittel, die Jugend zu guten »Bürgern« zu erziehen. Nämlich ein Erziehungswesen, welches im jugendlichen Fühlen und Wollen seinen Ausgangspunkt nahm, um nur desto sicherer diese Jugend ihren Zwecken und Wünschen dienstbar zu machen: Ein Erziehungswesen, welches die Jugend durch seine äußere, schillernde Form für sich zu gewinnen vermochte, aber im letzten Grunde auf die Staatsinteressen eingestellt war. Dieser an sich gesunden Form fehlt aber gerade das, was eine Jugendbewegung ausmacht: Das große, göttliche, erschütternde Bild des Menschen, welches im Mittelpunkte jeder wahren Jugendbewegung stehen muß, und ohne welches auch die jüdische Jugend sich nicht als Jugendbewegung behaupten kann.

Diese, also englische, Erziehungsform auf das jüdische Milieu — wo uns Macht, Staat und Boden fehlt — anwenden zu wollen, bedeutet schon vorweg puren Unsinn. Aber in unserem Falle, wo der Schomer-Scout, vor allem als Protest gegen die alte, unnatürliche Zeirei-Zion, als scharfe Ablehnung ihrer vermoderten und morschen Formen und Methoden galt, war er von großer, befruchtender Bedeutung. Er brachte

in die Jugend Galiziens einen neuen, gärenden Stoff, der sie zum tiefen Nachdenken über sich selbst nötigte und ihr neue Wege andeutete.

Schomer und Zeirei-Zion standen sich fremd, unwillig, ja feindlich gegenüber. Jedes für sich ein unvollkommenes, gebrechliches Gebilde. Aus ihrer Vermählung konnte der Jugend großes Heil erwachsen.

Es bedurfte nur des äußeren Anstoßes, um dieses schöpferische Ineinanderaufgehen zu ermöglichen. Das brachte der Krieg.

In Wien, wie schon erwähnt, fanden sich die beiden Organisationen. Seitens der einsichtsvolleren Führer wurde an ein gemeinsames Zusammengehen und -arbeiten gedacht und dieses auch schnell ins Werk gesetzt.

Schomer und Zeirei-Zion schmolzen zu einer gemeinsamen Organisation — unter dem Namen »Schomer« — zusammen.

Wie war das Antlitz dieser beiden Organisationen vor der Verschmelzung, und wie gestaltete sich die Frucht dieses Einswerdens?

Die Einheit des »Schomer« war die Kwuzah, im Sinne einer »Patrouille«, einer stark militärisch angehauchten Erziehungsgruppe, die der Zeirei-Zion, der Kurs.

Durch die Verbindung der beiden Organisationen ergab sich folgender Zustand: Die Kwuzah-Patrouille begann sich mit jüdischem Wissen zu beschäftigen, der Kurs begann Ausflüge zu machen, Pfadfinderei zu pflegen.

Diesem Gebilde einer schöpferisch noch nicht verarbeiteten Mischung von militärischer Kwuzah und schulmeisterlichem Kurs, haftete etwas Starres, Fremdes, Unnatürliches an. Und vor allem: Hier war noch nicht die Möglichkeit geschaffen, das romantische Leben der Pubertätsjahre zum vollen und wahren Ausdruck zu bringen, hier war noch nicht der Ort, die Stätte geschaffen, wo der junge Mensch nach seinen Bedürfnissen, Wünschen und Notwendigkeiten träumen, leben und weben könnte, kurz, es war noch nicht die Jugendgemeinschaft geschaffen.

Diesen folgenschweren und bedeutungsvollen Schritt zur Jugendgemeinschaft hat Isachar Reiß, durch sein Schaffen in seiner Kwuzah*) »Lilith«, getan.

»Lilith« war ein Schrei der romantisch fühlenden Jugend, die mit voller Brust, ganzem Herzen, gespannten Sinnen ihre Schönheit, Reinheit und Liebe erleben und genießen wollte. Sie hat die Saiten der inbrünstigen Sehnsucht, des verzehrenden Verlangens nach Liebe und Freundschaft, Gemeinschaft und Zusammenleben mächtig angeschlagen und ihnen wunderschöne Melodien entlockt, die durch ihren Zauber alles Leben im Schomer in ihren Bann geschlagen haben.

In ausgestirnten Nächten lagerte »Lilith« unter Zelten und bei der hell leuchtenden Lohe des lodernden Feuers ließ sie romantische Lieder erschallen, die die jugendlichen Seelen fest zusammenschmiedeten und sie das Ewige in seinem grandiosen Schauer und seiner berauschenden Majestät erleben ließen.

*) Auch nach dem Verschmelzen beider Organisationen wurde die Erziehungseinheit Kwuzah genannt.

An den Ufern der Donau wurde über Liebe und Leben, Freude und Schmerz, über Helden und Götter, über alles Menschliche und Göttliche, Ewige und Zeitliche, über alles, was den jungen Menschen bewegt, gesprochen.

Nicht gesprochen, gelebt!

Hoch schlug das Herz, breit weitete sich die jugendliche Brust, die erwachten Sinne lechzten nach Schönheit, die erwachte Seele verlangte nach Harmonie und Verinnerlichung. Das Leben und die Welt offenbarten sich in ihren prangenden, satten und lichten Farben. Man begann den Menschen und seine Welt heiß und sehnsuchtsvoll zu lieben.

Von diesem Leben durfte man sagen: »Ecce vita!«

»Lilith« hat der Schomerjugend neue Welten gezeigt, neue Gärten und Paradiese erschlossen. Sie hat das zum Bewußtsein gebracht, was in der Tiefe dieser Jugend schlummerte.

Das war die große Tat dieser Gemeinschaft. Erst sie gab der bis dahin so völlig mißverstandenen Kwuzah ihren eigentlichen Inhalt. Sie hat dem Schomer den Neubruch geschlagen, der der ganzen Bewegung — mittelbar oder unmittelbar — neue Wege gewiesen hat.

Jehudah Wattenberg.

I. Fermente.

Wenn ich so zurückdenke und mir klar mache, auf welche Weise meine Kwuzah enstanden ist, finde ich, daß sie in meiner Phantasie schon lange vorher gelebt hat und daß ich lange, lange mich nach ihr sehnte, bevor diese Sehnsucht schöpferisch wurde und meine Träume zur Wirklichkeit machte.

Ich glaube, daß das Herz eines jeden jungen Menschen voll Sehnsucht ist nach irgend einem Lebensideal, nach allem Schönen, Guten und Edlen, nach etwas, dem er sich ganz, mit vollem Enthusiasmus und mit der ganzen Glut seines jugendlichen Herzens hingeben könnte. Ich glaube, daß es für jeden von uns Hunderte von Fragen und Problemen gibt, Fragezeichen und Zweifel, die in unserem Herzen Sehnsucht nach einem Kreise uns verwandter Menschen erwecken, deren Herz den gleichen Rhythmus schlägt und deren Blut gleich heiß in den Adern pulst. Ich glaube, daß es schwer ist, im elterlichen Hause vollste Zufriedenheit zu finden und noch schwerer in der Schule, die unsere Ideale und Träume, Freuden und Schmerzen, unsere kameradschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, mit einem Worte unser ganzes Leben, sich unterordnet und es unter ihr Stigma stellt. Die Unzufriedenheit aber, die uns umgibt, der Schmerz und die Bitternis, die sich in unser Herz fressen, erregt in uns den Wunsch nach einem anderen Leben, nach einem idealen, vollen, jugendlichen Leben, in eigener Gemeinschaft.

Als ich dies meinen Kameraden bei der ersten Zusammenkunft erzählte, als ich ihnen sagte, daß ich mit Liebe und Sehnsucht eine Kwuzah führen möchte, denn ich sehnte mich nach ihr und liebte sie, noch bevor ich sie geschaffen hatte, empfanden wir alle, daß es uns gelingen werde, einen Mittelpunkt unseres Lebens, ein geistiges Zentrum, eine jugendliche Welt

für jeden von uns zu schaffen. Und vielleicht ist eben deswegen das Eis so schnell gebrochen, weil ich eine Saite berührte, die im Herzen eines jeden jungen Menschen zittert, weil ich bemüht war, mir in der Kwuzah einen Sammelfreund zu schaffen.

Auf einem lustigen, heiteren Ausfluge der ganzen Organisation näherten wir uns zum ersten Male einander. Für sie war dies der erste Ausflug, sie fühlten sich einsam. Und ich? Das Rauschen und Brausen um mich steigerte mein Verlangen nach stiller, aber herzlicher Freude, Verlangen nach innerer Zufriedenheit, die ich finden könnte im Kreise mir geistig nahe stehender Personen. Das Lied vereinigte uns. Wir saßen zusammen und sangen hübsche Lieder, vom Zauber, vom Glanz des Frühlings geblendet. An Worten fehlte es uns noch. Meine sehnsüchtigen Gefühle und Gedanken nahmen konkrete Formen an. Ich dachte an eine künftige Kwuzah.

Einen Monat später saßen wir zusammen bei der ersten Besprechung. Ich sprach davon, was mir schon lange am Herzen lag: von der Freundschaft.

Nach einem Jahre ungefähr, erzählten mir meine Kameraden, welchen Eindruck meine ersten Worte auf sie gemacht haben. Etwas begann in ihnen zu kochen, zu sieden und zu fermentieren, irgend ein wunderliches Sehnen, ein sehnsüchtiges Verlangen begann in ihren Herzen sich zu regen. Starke und edle Regungen wurden in ihnen wach, Regungen, die gewiß eine Zeit lang, zumindest aber einen einzigen Frühling lang, das Herz eines jeden jungen Menschen erfüllen.

Die Sehnsucht steigerte sich von Tag zu Tag und mit ihr die Bitternis und die Unzufriedenheit über das unjugendliche Leben, das die Schule und das Haus erzeugt. Unsere Sehnsucht mußte ins Ungeheure steigen, da sie uns eine neue Welt erschließen sollte: die jugendliche Welt in der wuzah,

Es ist wunderbar, wie mit der Sehnsucht nach einem Freunde, die sich in den Herzen zu regen begann, mit dem Verlangen in der Kwuzah als einer Einheit einen Freund zu finden, sich auch andere edle Gefühle unserer bemächtigten. Das Fühlen wurde immer subtiler, edler die Art des Denkens.

Der Unterschied zwischen gut und böse, schön und häßlich ward immer krasser. Das Ideal eines Menschen begann in unseren Augen immer schönere Formen anzunehmen und allmählich, doch tief, begann die nationale Idee in unserem Herzen Wurzel zu fassen. Das Freundschaftsgefühl, das sich in unserem Innern zu regen begann, mußte alle anderen jugendlichen Gefühle wecken, denn übermächtig tönt die Saite der Freundschaft und angeschlagen entgegnet sie mit lautem, vollem Widerhall. Denn was anderes heißt jung sein als lieben, als mit aller Glut jugendlichen Herzens, die Natur, seinen Nächsten, sein Volk und sein Land lieben? Denn was anderes heißt jung sein, als mit voller Innigkeit lieben, was schön und gut ist, sich mit dem ganzem Enthusiasmus dem Lebensideal widmen?

All dies zittert unbewußt in unserem Herzen und eine einzige Saite nur muß berührt werden, um die ganze Harfe ertönen zu lassen.

II. Frühling.

Frühling. Ringsherum knospte und blühte und wuchs es von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Und auch in unseren Herzen begann es zu knospen und zu blühen.

In den Gärten dufteten der Flieder und der Jasmin.

Am Ufer der Donau oder in Gärten kamen wir an Abenden zu Besprechungen zusammen. Ich erzählte meinen Kameraden von meinem Ideal eines Menschen. Ich sprach ihnen weder von Gesetzen noch Geboten, weder von Ethik noch Moral. Ich vertraute ihnen wie ein Freund dem Freunde, das Ideal, das ich in meiner Seele geahnt und entwickelt hatte, an. Das Ideal eines Menschen. Ich beobachtete die uns umgebende Welt, die Schar unserer Altersgenossen, verglich ihr Leben mit dem unsrigen im Schomer, und fühlte mich glücklich. Ihr Leben ist ein Flirt, ein Flirt mit der Schule, mit den Mädchen und bestenfalls mit hübschen Büchern und schillernden Gedanken. Ein Leben ohne leitenden Faden, ohne Ideal! Sie wissen heute nicht, was sie morgen anfangen werden. Jeder Tag, jede Stunde und jede Minute ihres Daseins ist ein Fragment für sich. Die Edleren unter ihnen machen eine Epoche des »Weltschmerzes« durch, um in Kürze ebenfalls abgestumpft und gleichgiltig zu werden. Vom ganzen Herzen mochte ich ihnen zurufen: »Ihr habt das Glück zu euren Füßen. Ihr müßt euch nur bücken, um es zu erreichen. Ihr tretet es selbst mit euren Füßen. Augen habt ihr und seht den Stern nicht, der leuchten — ja — euch leuchten könnte. Euer Leben lang.« Ich beobachtete sie und fühlte mich persönlich glücklich, empfand jedoch einen Schmerz: wir haben keine Jugend. Stumpf ist ein Großteil unserer Jugend, ohne Verständnis für Ideale, ohne jugendliche Glut in der Seele, die das Herz erweitert, keine Ruhe läßt und immerfort höher hinaus will zum Ideal. Dieses heilige Feuer muß angezündet werden, die Liebe, die stärker ist als das Leben. Die jugendliche Glut muß erst geweckt werden, vorbereitet muß das Herz werden zur Aufnahme unserer Heiligtümer. Denn edle und zarte Pflanzen pfropfen wir in uns und vieler, vieler herzlichen Wärme bedarf es, auf daß sie tiefere Wurzeln in unserer Seele fassen. Auf diese Weise bemühte ich mich anfangs, zu arbeiten. Ich bemühte mich, die Jugendlichkeit zu wecken, in der sicheren Erwartung, daß gleichzeitig auch die nationalen Gefühle geweckt werden und daß sie um so sicherer in ihnen eine entsprechende Basis finden werden.

Auf einer der Zusammenkünfte lasen wir zusammen die Vorrede zu den »Juden von Zirndorf«. Jedes Wort dieser Vorrede ist ein Funken, der sich ins Herz frißt und brennt. Beileibe! Es brennt. Eine neue Fackel leuchtet auf dem dunklen Himmel unseres Wanderlebens auf. Von allen Seiten ziehen Juden gegen Osten. Aus einem lang anhaltenden Schlafe rüttelt sie der Ruf auf: der Messias, der Messias ist da! Das Herz beginnt schneller zu pochen. Jeder Nerv zittert. Das Blut kocht in den Adern. Die Erwartung hält den Atem an . . . Das Zauberlicht ist entschwunden. Der Traum ist ausgeträumt. Zusammengestürzt ist die Welt, in Gedanken ausgehegt. Sabbatai Zewi ist zum Mohammedanismus übergetreten. In das Herz zieht Schmerz und Zweifel ein.

Auf einer von unseren späteren Besprechungen war von unseren Urahnen die Rede, die vor tausenden Jahren dasselbe Ziel anstrebten, zu dem wir heute gelangen wollen. Vierzig Jahre brachten sie in der Wüste zu, bis aus dem Haufen von Sklaven ein starkes, mächtiges Volk entstand, das die Fleischtöpfe Mizraims nicht kannte und sich nach ihnen nicht sehnte und allein die Zukunft vor sich sah, eine große Zukunft im eigenen Lande. Auch wir müssen so werden: stark und mächtig, unbeugsam im Kampf müssen wir sein und eine mächtige Waffe in unserer Hand ist die große Liebe zu unserem Land und Volk, die Ausdauer im Kampf mit unseren Feinden. Stark müssen wir sein! Wie Eisen unsere Muskeln, wie Stahl unser Wille. Denn ansonsten vergeht wieder in ein Nichts die messianische Verkündung. Der Traum ist verklungen — zurück bleibt der Schmerz. Stark müssen wir sein wie unsere Ahnen, die das Land eroberten — denn auch uns liegt es ob, das Land zu erobern, denn auch wir setzen unseren Wanderungen dasselbe Ziel. Doch neben der Kraft und der Stärke muß in unserem Geiste das Ideal unserer Propheten leben, das Ideal der Gerechtigkeit, der Güte und der Alliebe, unser Ideal vom Menschen.

— —

Zum völligen Verständnis der Geschichte unserer Kwuzah können einige Einzelheiten unmöglich umgangen werden. Nach kurzer Zeit sind zwei aus der Kwuzah ausgetreten, zwei andere sind neueingetreten. Wir waren unser zehn. Wir erzählten uns gegenseitig. Gewisse Unterschiede, die zu Mißverständnissen hätten führen können, gelang es mir durch meine Person zu neutralisieren. Ich war der »Bindefaden der Kwuzah« bis sich langsam freundschaftliche Beziehungen unter den einzelnen Personen anzufädeln begannen. Nach kurzer Zeit sah man in der Kwuzah Paare von Freunden, die ganze Kwuzah jedoch blieb eine Einheit. Wir wählten uns den Namen »Lilith«, die wacht, wenn alles schläft und träumt. Auf einer der ersten Besprechungen schlug ich den Kameraden vor, einander beim Vornamen anzurufen. Bis zu diesem Zeitpunkte nämlich war dies nicht ganz durchgeführt. Dieser Schritt näherte uns zweifellos einander. Nach zwei Monaten beschlossen wir auf einer Besprechung, uns ein Gedenkbuch der Kwuzah anzulegen. Auf der ersten Seite dieses »Buches« finden sich folgende Worte:

»Dieses Buch soll ein Gedenkbuch unserer Kwuzah sein. Es soll die Geschichte eines lebendigen Wesens erzählen, das ‚Lilith' heißt, von seinen Gedanken und Gefühlen, seiner Arbeit und Entwicklung, Freude und Schmerz. Jeder von uns ist eine in sich geschlossene Welt. Jeder von uns liebt und denkt, fühlt und haßt: lebt sein eigenes Leben. Doch für jeden von uns gibt es überdies ein teures Wesen, als dessen Bestandteil er sich fühlt, dessen Trauer auch ihn betrübt und dessen Freude ihn freut. Jeder von uns ist gewissermaßen ein Organ dieses großen lebendigen Wesens, in dessen Adern unser heißes Blut fließt. Die Geschichte dieses lebendigen Wesens wird demnach das Spiegelbild unseres persönlichen Lebens sein, unsere Gedanken und Gefühle werden seine Gedanken und Gefühle sein. Dieses Buch hat die Geschichte eines

lebendigen Wesens zu erzählen: einer Kwuzah. Also »Sim lew«, Brüder.«

Ich blättere in unserem »Buche«. Ein Gedicht fällt mir auf, geschrieben nach eineinhalbjährigem Bestande unserer Kwuzah, unter dem Eindrucke eines Ausfluges in die Alpen. Die letzten Zeilen lauten:

Ja, du Erde! Schön bist du!
Heilig, groß und glänzend hell.
Farbe bist du uns, und Licht und Ton,
Freude, Lust und Lebensquell:
Wer eines hohen Lebens leben will
Auf dieser schönen Erd' allein,
Der muß ein großer Meister, denn
In Farben und in Tönen sein.

Ich führe diese Zeilen an, da ich glaube, daß das, was in ihnen ausgedrückt ist, eben dasjenige ist, woran es uns fehlte und was wir uns im gemeinsamen Leben aneigneten. Was der Mehrheit unserer Jugend fehlt, ist die Liebe zum Leben und die Liebe zur Erde, die Jugendlichkeit. Die Jugendlichkeit, die alles Schöne und Gute lieben kann, mit einer Liebe, stark wie das Leben. Alles Schöne lieben! Und was kann uns schöner erscheinen als unser Ideal, das unserem Leben Inhalt gibt, das Stetigkeit schafft und Harmonie, und alle Gedanken und Gefühle einem einzigen großen Gedanken unterordnet? Und wohl dem, der diese Harmonie in sich auszubilden vermocht hat!

III. Sommer.

Lange, heiße Tage, feuerrote Sonnenuntergänge und Nächte, betäubend von Bäume- und Blütenduft. Herrliche Nächte! Am Abhange des Buchberges, im Tale von drei Seiten von Hügeln umgeben und von der vierten von einem lustigen Bächlein umgrenzt, schlugen wir oft unsere Zelte auf. Es dämmerte. Alles war schon vorbereitet. Die Zelte umgraben, ausgebettet. Das Feuer loderte schon. Drei dicke Späne in der Form eines Sternes sollten uns die ganze Nacht hindurch leuchten. Von den nahen Wiesen brachte der Wind den Duft frischgeschnittenen Heus. Wir nahmen uns an den Händen und gingen der Nacht entgegen. In der Stille ertönte unser Lied:

„שמש־זהב ירד
הכל כבר בדממה,
תשמע בליל
רק לילית מרמה
אוהו־אוהו ....."

und Wald und Berge wiederholten: Uhu.

Die Nacht breitete immer dunkler ihren schwarzen Mantel aus und drang in die kleinsten Ecken und Winkel. Alles hüllte sich in den blaßsilbernen Glanz des Mondes und der Sterne. Ein verzaubertes Land! Es schien uns als ob jeden Augenblick aus den dunklen Gebüschen

Zwerge herausspringen und Schätze zu graben beginnen würden. Siehe, da glänzt etwas im Dunkeln. Ich strecke die Hand aus und greife nach dem glänzenden Gegenstand: Moder.

Wir kehrten in die Zelte zurück. Eingehüllt in Decken lagerten wir uns am Ufer des Baches, dem Plätschern des Wassers und der Musik der Käfer horchend. Stille. Wir schwiegen. Ich weiß es selbst nicht, wie lange wir schwiegen. Eine Stunde — vielleicht auch länger. Oft sind Rehe flugs an uns vorbeigelaufen. Nur das Plätschern des Wassers und das Knistern der niedergetretenen Zweige war zu hören. Der ganze Himmel funkelte voll von Sterne. Hie und da fiel ein Stern, einen weiten silbernen Bogen beschreibend.

„כוכב נפל
כוכב עלל
במחשכים"

unterbricht eine Stimme die Stille. »So viele Sterne fallen und verschwinden in der Finsternis und der Himmel glänzt und funkelt in unverminderter Pracht.«

»Es ist gar keine Veränderung wahrzunehmen.« — Schweigen. —

Nach wenigen Minuten ließ sich wieder eine Stimme vernehmen: »So viele Tränen fließen auf der Erde und das Meer der Tränen wird niemals voll und die Träne des Einzelnen verliert sich im Tränenmeere.« — »Man merkt es nicht einmal«, flüsterte jemand. »Und das Blut des Einzelnen verliert sich im großen Blutmeere.«

Wieviele Milliarden Menschen lebten auf dieser Welt! Jeder von ihnen fühlte und dachte, liebte und haßte. Und nichts ist nach ihnen geblieben. Und ein bodenloser Unsinn wäre dieses Leben, wenn wir die Kette nicht ausfühlen könnten, die die Jahrhunderte eint, die goldene Kette, die Söhne mit Vätern und Urväter mit Enkeln verbindet. . . . Wir sind nur Glieder dieser einen Kette. In unseren Adern fließt tausendjähriges Blut. . . . Und sollen wir nicht wie diese Sterne, die herunterfallen und in der Finsternis verschwinden, vergehen, müssen wir uns in diese große, große Kette einfügen, müssen wir die Stetigkeit unserer Geschichte herausfühlen und leben und arbeiten als ob wir ewig leben würden. Denn auch das kommende Geschlecht wird ein Glied an dieser Kette bilden, von der auch wir ein Teil sind. Und so ist es in allen Zeiten. . . . Es wurde immer kühler. Einer stand auf und begab sich ins Zelt, alle folgten seinem Beispiele. Ob jemand diese Nacht geschlafen hat, weiß ich nicht.

Es war vielleicht schon drei Uhr morgens. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, ohne einschlafen zu können. Plötzlich wurde es hell im Zelte. Ich erblickte zuerst nur eine elektrische Lampe, mit der mir jemand ins Gesicht leuchtete, dann eine Hand und endlich einen struppigen Kopf. Es war nicht schwer zu erkennen, daß dieser Kopf, die Hand und die Lampe zueinander gehören.

»Komm, bald wird die Sonne aufgehen, komm, gehen wir sie begrüßen.«

Draußen warteten schon Schatten, in schwarze Mäntel gehüllt. Wir stiegen auf einen Hügel und setzten uns mit dem Angesicht gegen Osten. Im Osten tagte es schon. Weiße Nebel, die Wald und Berge einhüllten, begannen sich zu lichten und färbten sich rosig.

Bald erglänzte vor unseren Augen das silberne Band des Baches. Wie Blut erglänzten die Tautropfen, wie Korallenketten. Hinter den Bergen ging die Sonne auf. . . .

„על ההרים שם טילתי
כי השכמתי קום היום"

begann jemand zu singen. Und alle fielen wir ein aus voller Brust:

„שם ראיתי מראות פלא
בצאת הבקר על העולם"

Wie viele Wunder gibt es doch in der Natur, wie viele Töne und Farben! Man muß nur zu fühlen, schauen und hörenverstehen. Solche Nächte lehren fühlen, schauen und hören.

Und der wilde Wein auf den Abhängen des Wienerwaldes begann sich immer mehr in die Höhe zu recken, dünkler ward das Grün der Bäume, dünkler das Blau des Himmels.

Durch Wald und Berge erschollen unsere Lieder. In den Wäldern und Bergen verlebten wir nicht wenige schöne Stunden. Denn Form des Lebens und Zusammenlebens ward uns der Ausflug.

In den Sommermonaten wurden wir in großen Zügen mit der Schomertechnik bekannt. Wir befaßten uns vor allem mit Übungen, die die Sinne bilden und die Selbständigkeit fördern. Wir gingen oft zerstreut durch Berge und Wälder und die einzige Aufgabe jedes einzelnen von uns war zu schauen und zu horchen und sich nichts entgehen zu lassen. Ein andermal wieder zerstreuten wir uns nach verschiedenen Richtungen und die Aufgabe eines jeden von uns war durch eine gewisse Zeit irgend ein lebendiges Wesen zu beobachten, es sei dies eine Ameise, ein Vogel oder dergleichen. Auf den nächtlichen Ausflügen eigneten wir uns Gewandtheit im Lagern, im Aufschlagen von Zelten und Aufbauen von Küchen an. Wir lernten in der Natur zu leben und uns selbst zu genügen. Es verschwand die Nervosität der Golus-Seele. Die Natur lehrte uns Schönheit, Harmonie und Einfachheit. Wir lernten schweigend durch stille Wälder gehen und den Frieden nicht zu stören. Wir lernten schweigend schauen und bewundern die Schönheit der Natur um uns. Und oft ist das Schweigen viel wahrhafter als ein ganzer Strom geräuschvoller Worte.

Wir schrieben uns in eine Bibliothek ein und lasen verschiedene Bücher aus dem Gebiete der Judaistik, der Naturwissenschaften und der allgemeinen Literatur. Manche Bücher besprachen wir zusammen, aus andern wieder lasen wir Ausschnitte. Auch vermieden wir nicht, die ganze Reihe von Problemen und Fragen, die sich auf die Lippen eines jeden jungen Menschen drängen, ausführlich durchzusprechen. Und der Typus des idealen Schomer-Menschen schwebte immer vor unseren Augen. Auf jedem Schritte bemühten wir uns die Eigenschaften und Merkmale des Charakters, die

einem Schomer zu eigen sein müssen, zu erwerben und im alltäglichen Leben unsere ethischen Ideale zu realisieren. Und so zusammenlebend näherten wir uns allmählich dem Ziele. Lange, lange noch zog der Weg vor uns, doch ein ordentliches Stück dieses Weges lag bereits hinter uns. Und die Begeisterung war da und an gutem Willen fehlte es nicht.

Und als die Trauben des Weines zu reifen begannen und die Wipfel der Bäume blutig zu blühen, da schien es uns, als hätten wir schon lange, lange so zusammengelebt, ganze Jahre zumindest. Denn schöner waren diese Monate und inhaltsreicher als ganze Jahre unseres vergangenen Lebens. Mit einer goldenen Kette schmiedeten die gemeinsamen Erlebnisse unsere Herzen aneinander. Und wenn auch die Zeit die Kette zerreißt die uns bindet, wenn auch unsere Wege im Leben auseinandergehen werden, ein Einziges wird groß und heilig verbleiben, das Gefühl, das während dieser Zeit als unsere Herzen heiß waren, uns unzertrennbar mit unserem Volke einte.

IV. Herbst, Winter.

»Schmetterlinge müssen zu sterben wissen, solange die Sonne scheint.« Es schien uns als ob unsere Sonne unterginge. So schön schien sie uns bis jetzt, so sehr blendete sie uns mit ihrem Glanz, daß als sie nur leichte Wolken verhüllten und ihren Glanz ein wenig dämpften und das Übermaß des Lichtes verminderten — da schien es uns, daß sie untergehe. »Jeder Frühling vergeht und alle Blumen blühen. Wozu also warten bis verwelken wird die Blume, bis sie gelb wird? . . . Ist es nicht richtiger, die erblühte Rose zu brechen? Unsere Zeit ist vorbei und am schwersten ist es doch, rechtzeitig fortzugehen und mit einem Schnitte die Bande zu lösen. Scheiden wir Brüder!« Solcherlei Gedanken durchquerten das Hirn so mancher.

»Soll ein Band nicht reißen, muß man erst drauf beißen.« Geduld Brüder. Es welken, verwelken die Blumen, doch die stechenden Tannen sind immer grün. Eine Feuerprobe machen wir durch. Sind aus Stroh die Bande, die uns binden, dann werden sie aufgehen im Feuer und jeder wird seines Weges gehen. Dann werden uns die Monate, die wir zusammen verlebt haben, wie ein schöner Traum erscheinen, wie eine Seifenblase, die in Regenbogenfarben glänzt, in der Sonne funkelt und schließlich platzt. Ist aber aus Eisen die Kette, dann wird sie zu Stahl werden. Geduld, Brüder, Geduld! Neu wird die Sonne aufgehen, die Wolken zerstieben.

Wenn sich zwei Menschen am Lebenswege zusammentreffen und mit bangendem Herzen einander die Hand reichen, um weiter zu gehen . . . Wenn zwei Menschen, die bis jetzt einsam waren unter Vielen und Fremden, sich auf dem Wege des Lebens kennen lernen und erkennen, daß sie von nun ab schweigend aneinander nicht vorübergehen dürfen, ist ihr Weg anfangs wie mit Blumen bestreut, die einen starken und betäubenden Duft ausströmen. Aber bald verwelken die Blumen und es zeigt sich, ob nur auf äußeren Glanz und persönlichen Zauber ihre Beziehungen sich stützen oder ob ihre Fundamente tiefere waren.

Von der Liebe sprach ich hier, Brüder, und von Freundschaft und die Geschichte einer Kwuzah erzähle ich Euch. Muß denn Liebe und Freundschaft ein Traum sein, ein schöner Traum, der ausgeträumt werden muß? Sind wir nur für Träume geschaffen, müssen wir nur auf Rosen treten? Es verwelken die Blumen, doch die Nadeln sind immergrün. Und die Nadeln stechen!

Die vergangenen Monate zeigten uns wie man anders leben kann, sie lehrten uns, viel von sich selbst und anderen verlangen. In rasendem Lauf verschwanden sie. Kaum hatten wir Zeit nach rechts und nach links zu schauen und in uns selbst zu gehen. Ein großes Stück Weg liegt schon hinter uns, doch ein noch größeres breitet sich vor uns aus. Langsamer wird unsere Arbeit, das kann uns aber nicht abschrecken. Denn nicht nur auf dem Zauber persönlichen Zusammenlebens, sondern auf der Gemeinsamkeit der Bestrebungen und der Einheit des Ideals beruht unsere Arbeit: Ausdauer Brüder, Ausdauer!

Es kam der Winter, Winter, der du alles mit einem weißen Sterbekleide bedeckst, der du keine Freude und keinen Schmerz kennst. Keine Freude des Frühlings und keinen Schmerz des Winters! . . .

Winter, der du die Erde mit Todesarmen umfängst, keinen Tod bringst du doch, sondern Ruhe. Es ruht die Erde und sammelt Lebenssäfte, mit denen sie im Frühling Kräuter und Bäume nähren wird. Kobolde und böse Geister, die in den Herbstnächten ihre Reigen aufführen, schließt du in Ketten aus Eis, und Ruhe bringst du jedermann. Auch uns brachtest Du Ruhe — nicht Tod. Denn sterben kann man an Übermaß von Schmerz oder Freude. Du aber kennst keinen Schmerz und keine Freude o Winter! Ruhe. Es vertiefe sich jeder in sich selbst und sei auf sich selbst bedacht. Es bereite sich jeder der Erde gleich für den Frühling vor, für seinen Frühling. Es gehe jeder in eine menschenleere Wüste und lebe nur mit sich und finde den Weg zu sich selbst. Denn, glaubet mir Brüder, man kann nicht immer Menschen vertragen und sogar des Freundes Angesichtes wird man oft überdrüßig. Im Wirren und Hasten verliert oft der Mensch sein eigenes Ich und der Mensch muß doch er selbst sein. Und sowie die Erde eine Ruhezeit hat, so muß auch der Mensch ausruhen, in sich selbst gehen, um selbst zu werden.

Winter, der du uns Ruhe brachtest, gesegnet seist du. Resignation war oft diese Ruhe und nahm des Todes Angesicht an, doch im Inneren eines jeden von uns bildeten sich neue Lebenskräfte.

Und Gott hauchte in Naftali den Geist des Korach ein und ließ ihn die Wolken sehen, die sich am Horizonte ansammelten. Als jedoch die Kwuzah in ihren Grundfesten erzitterte, da war Moscheh gleich an der Stelle und stützte die wankenden Säulen. »Zu große Wünsche hat der Frühling in uns geweckt — zu große. Sie revolutionierte so rasch die Art unseres Fühlens und Denkens, daß es uns jetzt auf einmal zu dumpf und zu eng ist.« — Und zuweilen wieder, da wehte ein Frühlingslüftchen und da saßen wir stundenlang zusammen plaudernd und singend. Erinnert Ihr Euch noch, wie Naknik sang oder Gedichte vorlas. Erinnerst du dich Naknik und auch Ihr alle, die vor dem neuen Frühlingsanbruche zum

Militär mußten und es Euch nicht vergönnt war, noch schönere Zeiten in unserer Mitte zu verleben. Und du Kuba, erinnerst du dich, wie du den ganzen Winter lang geschwiegen hast und nicht singen konntest und erst mit den Vögeln zugleich erschollen auch deine Lieder. Ich güße Euch Brüder, ich güße Euch alle.

Und dich Tulek, der du uns in Tarnow die Lilith führst. Und dich Elieser und dich Nehemia. Erinnerst du dich unserer Gespräche an Winterabenden, Nehemia, als du mir klagtest, daß der Frühling so viele Hoffnungen in dir geweckt hat und nun ist es Winter . . . .

Und du, Naftali, du schreibst: »Ich weiß nicht, ob ich dir dafür dankbar sein soll, daß ich in der Kwuzah war, oder . . . . Dafür, daß in mir alle Saiten berührt wurden, die jetzt zittern und tönen, dafür, daß ich soviel auf einmal fordere und verlange von mir und vom Leben. Ich wüßte es vielleicht nie, daß man so heiß wollen, verlangen kann mit seiner ganzen Seele und seinem ganzen Ich. »Wäre es mir nicht besser vielleicht?«

Naftali, Naftali! Erinnerst du dich noch, wie wir einmal zusammen »B'reschith« gelesen haben. Von Adam, der glücklich im Paradiese lebte ohne Sorgen und Bedürfnisse, doch unbewußt des Guten und des Bösen. Ich fragte Euch damals, welcher Adam Eurem Ideale eines Menschen näher sei. Ob Adam, der im Paradiese lebte, oder Adam, den Gott vom Paradies vertrieben hat, weil er vom Baume der Erkenntnis gegessen hat. Und einmal — weißt du — da erzähltest du mir das Märchen Gorkis von der Schlange, die im Staube kriecht, weil es ihr warm und weich ist in ihm und vom Adler, der in den Lüften schwebt . . . . Ein Prometheus muß der Mensch sein. Nicht in dem Nirwana, im Totsein, im Nichtverlangen, sondern im ewigen Streben, im »ojb nischt noch hecher« liegt das Glück des Menschen, den Gott vom Paradiese vertrieben hat. Und wenn Buddha behauptet, daß der Lebensdrang, daß das Verlangen, Keime und Ursachen alles Bösen sind und aller Unzufriedenheit auf Erden, weil das Leben dieses Verlangen nicht befriedigen kann . . . . Wenn uns Buddha ersticken und vernichten heißt jedes Verlangen und jedes Streben, und uns jeden Lebensdrang in uns töten heißt, auf daß wir nichts verlangen und nichts begehren . . . .

Nicht für uns gelten solche Lehren. Wir sind jung!

לא המתים יהללו־יה!

Isachar Reiß.

Von der Schande unserer Namen.

Eine Erwiderung an Abraham Schwadron.

Geehrter Herr Dr. Abraham Schwadron! Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten, nicht von allem Anfang an und noch ehe Sie meine Erwiderung gelesen haben, den Argwohn zu hegen, ich gehöre zu denjenigen, die in Ihrer Forderung bezüglich unserer Namen ein »Problem«, »vielleicht ein

ernstes Proplem« sehen und für die wohlgesetzte, gutbürgerliche Argumente mit klüglichem »Zwar—aber«, mit »zumindest«, mit »allerdings« usw. nötig sind (denn wäre ich so, dann würde ich zunächst die von Ihnen in Aussicht gestellten weiteren Elaborate abwarten), nein, ich fühle mich als ein Glied jener jüdischen Jugend, die Ihre Forderungen unbedingt billigt und billigen muß, und die keinen größeren Stolz kennt oder kennen würde, als einen jüdischen Namen tragen zu dürfen. Und doch — obwohl dies für mich, um wieder mit Ihren Worten zu reden, »eine selbstverständliche Folgerung aus meiner Gesinnung geworden ist«, doch will ich das Opfer bringen, meinen nichtjüdischen Namen geduldig und ehrlich zu tragen. Und zwar aus folgendem Grund:

Sie gehen in Ihrem Aufruf von einer falschen Prämisse aus, wenn Sie sagen, der Vorname sei »im Gegensatze zum Familiennamen ein (von den Eltern) freiwillig gewählter . . .« (übrigens ist der Ausdruck »von den Eltern freiwillig gewählter« an und für sich schon ein contradictio in adjecto!). — Der Vorname ist eben auch nicht ein freiwillig, sondern ein von den Eltern gewählter, und wie Sie richtig sagen, eine Art Bahnzettel, mit dem uns unsere Eltern ans Deutschtum, Polentum oder Ungartum gewiesen haben. Der Umstand, daß mir ein solcher Bahnzettel aufgeklebt wurde, beweist, für meine Person gar nichts, er besagt nur — und das brauche und darf ich kraft meiner Ehrlichkeit nicht verleugnen — daß mir meine Eltern einen bestimmten Weg ausersehen haben, daß ich diesen Weg nicht gehen will, wird allein mein Lebenswandel zu beweisen haben.

Im Augenblicke, wo in meinem Geburtsscheine ein nichtjüdischer Vorname eingetragen ist (und selbst, wenn in den Matrikeln, die kein Mensch je zu Gesicht bekommt, ein jüdischer Name steht), bin ich, solange nicht eine behördliche Änderung erfolgt ist, als ehrlicher Mensch nun einmal an diesen Namen, mag er mir auch noch so antipathisch sein, immer und überall gebunden, genau so wie etwa an einen widerlichen deutschen Zunamen, an dem ich ebenso unschuldig bin. — Verwerflich wäre der fremde Vorname dann, wenn jemand etwa zwei Namen, einen jüdischen und einen nichtjüdischen im Geburtsschein stehen hätte, und sich dabei im feigen Assimilationstrieb absichtlich bei dem nichtjüdischen nennen ließe oder gar, wenn im Geburtsschein einfach ein jüdischer Name eingetragen ist, der betreffende aber diesen im täglichen Leben in das Lügengewand eines nichtjüdischen Namens vermummte. In vielen Fällen aber (und in dieser Beziehung wird mir besonders die westjüdische Jugend zustimmen!) ist die Schande unserer Namen nicht unsere Schande, sondern höchstens — immer von unserem radikalen Standpunkt aus gesprochen — die Schande unserer Eltern. Verantwortlich sind wir erst für die Namen des künftigen Geschlechtes: die Namen unserer Kinder, die werden wir wählen dürfen — und die sollen jüdisch sein! Louise Farchy.

Von der Schande eurer Namen. II.

(Fortsetzung von Heft 7.)

II. Ein Brief, den ich erhielt.

Ihren Weckruf »Von der Schande eurer Namen« im »Jerubbaal«, dessen Abonnent mein Bruder ist, habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen. Gestatten Sie mir nun, daß ich einiges dagegen sage.

Sie fordern uns auf, uns unserer hebräischen Namen nicht zu schämen, sondern uns ihrer zu bedienen. Lea, Rahel etc. wären unserem Wesen mehr angepaßt, als Anna, Marie und viele andere. Sie haben nur vergessen, in Erwägung zu ziehen, daß diese hebräischen Namen äußerst selten und daß die an ihre Stelle getretenen jiddischen Vornamen nichts weniger als wohlklingend sind. Ein Beispiel dafür ist gleich meine Schwester. Sie heißt Lili. Also auch so, wie wir nicht heißen sollen. Der jüdische Name ist Sißel oder Süßel oder wie das sonst geschrieben wird. Ist es denkbar, daß ein Mensch sich so nennen läßt? Keinesfalls, denn das ist kein Hebräisch, sondern ein Kauderwelsch. Ebenso ich. Ist Braindl Meller nicht zum Schreien mißtönend? Ich kann mich übrigens des Gedankens nicht erwehren, daß alle diese jiddischen Namen aus dem Mittelhochdeutschen, Spanischen usw. stammen und im Laufe der Jahre eine gewisse Metamorphose mitgemacht haben. Ist das ganz unmöglich? Schauen Sie, Herr Doktor, ich bin eine überzeugte Jüdin und mache nie und unter keinen Umständen ein Hehl daraus, aber das könnte ich nicht, daß ich statt des einfachen, geraden Fridl ein trommelfellzerkratzendes Braindl spräche. Und deshalb möchte ich für mich Ihre Worte dahin ändern, daß ich sie an die Eltern richte: Gebet euren Kindern keine jiddischen Namen, sondern hebräische, dann brauchen sie keine deutschen (oder magyarischen oder französischen) mehr. Ruth, Rachel usw. wird sich jede Jüdin gerne nennen, aber Sissel!? Nein, das kann niemand verlangen.

— — — — — — — — — — — — — — —

K., am 21. Jänner 1919. Fridl Meller.

* * *

III. Meine Antwort.

Sie haben recht in dem, was Sie schreiben. — Aber worin bildet das denn einen Gegensatz zu meinen Ausführungen, wie Sie es hinstellen?

Habe ich gefordert, man soll statt Fridl — Braindl, statt Lili — Sißel heißen?

Ich habe in der Fußnote zu Seite 251 ausdrücklich bemerkt, daß ich über die jiddischen Namen erst später schreiben will. In jenem meinen ersten Aufsatz habe ich doch nur verlangt: Die Fridl und die Lili nehmen eine Bibel her und jede suche sich den ihr passendsten, ihr am schönsten klingenden Namen aus und führe ihn überall, »in allen Nennungen, Schreibungen, Verzeichnissen, wo nicht gesetzlich o. dgl. der unveränderte Matrikelname geschrieben werden muß.« Und wenn es

hie und da vorkommen sollte, daß ihr ein offizielles Dokument vorzeigt, wo ihr statt Rachel, Awital, Tirza, Atara, Bilha, Silpa oder was ihr euch wählen werdet, richtig Fridl — Lili heißet, so macht das nichts: Ihr habt euch den Namen nicht helotischerweise verunjüdischt, sondern in Stolz hebräisiert. Hunderttausende von Jüdinnen und Juden nennen sich jetzt in feiger Mimikri anders als sie in den Dokumenten wirklich heißen: Charles, Cäsar, Konrad, die Chaim oder Chanina sind, die Tintschi, Tiddy, Thekla, welche als Trane oder Esther eingetragen sind oder gar der Ritter des päpstlichen Ordens vom heiligen Grabe Guigue de Champoans, welcher einst der ehrliche Gabriel Kaphuhn war — warum sollte aus löblichen Motiven eine Korrektur auch ins Hebräische nicht statthaft sein?

Worauf ich aber besonders aufmerksam machen möchte: Viel Schuld an mancher Seite unserer Namens-Misere hat die — wie ein Blick in die Bibel belehrt — ursprünglich gar nicht jüdische Sitte, das Kind nach der Großmutter, dem Großvater oder einem anderen verstorbenen Verwandten zu benennen. Und da die Großmutter Chaje geheißen hat, die Enkelin aber »so nicht heißen kann«, so nennt man sie Klara oder Raja oder Gaby usw., wobei irgend ein Anklang in den Vokalen oder Konsonanten an die Chaje beibehalten wird.

Wozu? Tauschen Sie ruhig Braindl-Fridl auf Karmela, Rebekka, Zipora, Nechama o. dgl. um!

Zum Schlusse betone ich, daß Sie sich, wertes Fräulein, wegen meiner Belästigung nicht zu entschuldigen haben, im Gegenteil, es muß mich selbstverständlich sehr freuen, zu sehen, daß meine Namenssache eine junge Jüdin zum Nachdenken darüber veranlaßt hat.

Ich werde mir auch gestatten, diesen unseren Briefwechsel im »Jerubbaal« zu veröffentlichen, damit auch andere unserem Frage- und Antwortgang nachgehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wien, 8. Februar 1919. A. Sch.

P. S. Jetzt, nach Schluß, will ich Ihnen noch »inoffiziell« — beinahe: per Diskretion — sagen:

Ich persönlich vermag Ihre Frage: »Ist Braindl Meller nicht zum Schreien mißtönend?«, nicht, wie Sie erwarten, mit einem apodiktischen »Natürlich!« zu beantworten. Viele (nicht alle) jiddischen Namen erscheinen, glaube ich, nur darum häßlich, weil sie jiddisch-jüdisch sind. Wir sind im Geschmack mehr noch als im Urteil von der judenverachtenden Welt um uns zu tiefst majorisiert und nicht nur im Falle der Namen. Wären derlei jiddische Namen, die einmal deutsche waren, weiter im arischen Volksgebrauch geblieben, so wären sie auch uns nicht »zum Schreien«. Ich kenne viele Arier, denen durch den israelitischen Gebrauch-Mißbrauch das germanische Siegmund und das griechische Isidor zum Schreien sind. Ich gestehe sogar, daß z. B. ein liebes Mädchen mit dem jiddischen Namen Taube oder Sprinze (spanisch: Speranza, die Hoffnung) zu rufen, sehr schön sein muß.

Jedenfalls kann es, bin ich überzeugt, keinen jiddischen Namen geben, der so häßlich klänge wie Maltschi, Lintschi oder die Kombination Tosca Rosenduft, — lachen Sie, bitte, nicht, ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte: es gibt wahrhaftig in N. ein junges, israelitisches Mädchen mit diesem Namen. Sie ist deutsch »dorch und dorch« und würde es mit Entrüstung von sich weisen, einen hebräischen Namen anzunehmen, wobei — zu meiner herzinnigen und aufrichtigen Freude — ihr Ponem und ihre Nas' ganz von der Rasse der Rosendufts sind, kein Atomchen aber an ihr eine Verwandtschaft mit der Tosca zeigt.

Aber, wie gesagt, diese Ansicht über manche jiddische Namen ist meine ganz private, »im stillen Kämmerlein«. Ich habe gar kein Interesse, sie zu propagieren und würde darüber auch nicht diskutieren. Nicht die Sache der schönen Namen verfechte ich, sondern der hebräischen. Mir ist der häßlichste hebräische Name lieber, als der schönste jiddische, deutsche, französische, italienische usw. (Auch das ist meine stille Meinung, die zu vertreten ich mich nicht bemühe, weil es doch so viele wunderschöne hebräische Namen gibt, die man sich wählen kann.) Ähnlich, wie wir es ersehnen, daß nach und nach die jiddische Sprache, ganz ohne Rücksicht auf ihre Schönheit oder Unschönheit von der Masse unseres Volkes für die hebräische eingetauscht werde.

* * *

IV. Aus der »Mauschelpredigt«.

— — — — — — — — — — — — — — — —

.... Seht mir doch diese Rebekka und diese Sarah, die sich mit Thekla und Klara übertünchen — wie duftet der frische Anstrich!

Und daß es euch in allen Ohren gelle: der Ekel über allen euren Ekeln ist der Namensekel; von allen euern Lumpigkeiten ist die der Namensschändung die rachewürdigste, rachedringendste!

Eine Schar zerlumpter Krüppel sehe ich euch nachziehen, die fluchen, weisen, schlagen nach euch mit Krücken und Stützen — ihr aber schließet Ohr und Aug' und schleichet klüglich weiter.

»Wir sind die fremden Namen, die ihr zur Lust mißbraucht, die ihr dann in den Straßengraben geworfen: Moritz, Siegfried, Hermann, Ignatz, Adolf, Siegmund sind wir und .... und .... — Unbarmherzige! Warum habt ihr uns kalt und ohne Blumen und ohne Zorn und mit abgewendetem Gesicht mitten im Wege weggestoßen, wie jeder Fremde, fertig, jede Fremde wegstößt — daß kein Hund mehr, keiner von euch Hunden mehr nach uns riechen mag?«

Aber eure Seele hat keine Ohren!

Der Hostienschändung wurden eure Alten bezichtigt und sie litten schuldlos. Ihr aber habt Heiligtümer geschändet, ihr schändet sie annoch:

Meßgewänder, den anderen eigen, eigenheilig, habt ihr vor eure Ponems als Vogelscheuche gestellt, auf daß sie das »Derkennen« von euch scheuchen!

Jeder Schmul ein Luitpold, jeder Moische ein Mieczyslaw, jeder Hersch ein Heinz oder Henryk, jeder Leib ein Ludo oder Gyula, jeder Chaim ein Cäsar oder Achille, jede Sarah eine Selma, jede Lea eine Aurelie, jeder Kohn ein Kelsen, jeder Melkes ein Melwin, jeder Friedländer ein Ewald, jeder Teitelberg ein Trawinski, jeder Dalkes ein Dannenberg — — — das ist eure Haar- und Nasenpflege, euer Kraushaar- und Krummnasenschützer.

Jeder Stern ein Szterenyi — ach, wüßtet ihr nur, um wieviel euer neuer Unstern ekelichter ist, als euer Stern war! Wäret ihr nur zum Erbrechen fähig vor den Namen, die von euch geköpft, gefußt, verrenkt, zerquetscht wurden —

— und die anderen, die ihr heil gestohlen und zu gemeinem Verstecken mißbraucht, entweiht: der Sigi, der Sami, der Izsi, der Dolly, der Bunio, der Milio, der Lonek, die Sabka, die Lusia, die Toncia, die Lorcia, die Gisi, die Nelly, die Vally, die Gerty, die Jenny, die Tertschi, die Titi, die Tildi und — wehe! — die Fantschi!

Dann die höheren: Der James und der Jacques und der Harry und der Charles, der Nannas, der Jaro, der Pino, der Gino, die Jella, die Minda, die Matzka, die Utah, die Silla, die Rena — — — Stimme des Zornes, schweig! Zu sehr brennt die Scham und der Schmerz in meinen Knochen — zu sehr schminkgebeizt ist euer Haupt, als daß heiße, wehe Galle sie verbrühte —

— zu edel ist noch das letzte Wort des Schimpfes, als daß ich auf eure Namen werfend es besudle!

Stimme des Zornes, jetzt schweig! Indes kommen wird dermaleinst das Geschlecht, das stark genug sein wird, den Ekel zu überwinden, auf euch zu spucken!

Heuchelnd, veräußert, quatschig im Namen und im Sein — Weise mit weißgeronnenem Blute und modrig und schwammig und schwellend und schwimmend und mollig und glitschig und klebrig und quallig .... habt ihr nicht Rückgrat, nicht Senkrechtigkeit — — — — O, Meeresbranden, o, Blitzesschmettern!!

— — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

V. Eine Stimme aus dem Jenseits.

»Jenseits« — nicht des Acheron, nur des zionistischen Kreises, an den allein ich mich mit meinem Ruf gewendet habe.

In der Berliner »Allgemeinen Zeitung des Judentums«, dem Organ der deutsch-liberal-israelitischen Konfessionaille, brachte der Herausgeber, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geiger, einen Auszug aus meinem Aufsatz und fügte hinzu:

»Ich will diesen warmherzigen Aufruf nicht abschwächen. Aber ich muß gestehen, daß ich es mit Steinthal halte, der seinen Vornamen Hayim nie verleugnete, aber sich einfach H. Steinthal schrieb, und mit J. L. Perez, der es erst seinen Nachfolgern überließ, ihn als Jizchok Leib einzuführen. Ich kann mir nicht helfen: ich finde diese Namen

nicht schön, sehe in ihnen kein Ehrenzeichen, verdenke es deutschen jüdischen Eltern wohl, wenn sie die Kinder mit ausgefallenen ausländischen, französischen oder nordischen Namen zu schmücken meinen, halte sie aber für wohl berechtigt, ihnen deutsche Namen zu geben, da sie Deutsche sind. Ich danke meinem Vater, daß er mir statt den jüdischen Namen Leser den deutschen: Ludwig gab.«

So weit Geiger.

»Ich will diesen« zwar nicht warm- aber treuherzigen Zusatz auch »nicht abschwächen. Aber ich muß gestehen«, daß die darinenthaltenen Meinungen vom gegnerischen Standpunkt aus besser und tiefer als ich es jemals mit meinen Argumenten vermöchte, für die Schande unserer Namen zeugen.

Wie tief sind wir gesunken, wie sehr ist Scham bei uns rar, wenn sogar ein großer jüdischer Gelehrter, ein Pfeiler der Wissenschaft des Judentums, »seinen Vornamen Hayim nie verleugnete, aber sich einfach H. Steinthal schrieb!« Liegt nicht all unserer Galuth gelber Schimpf in diesem herrlichen: »nie verleugnete — aber sich einfach —!« Mir leider Einseitigem, Scheuklappigem wird die ganze Wissenschaft des Judentums schal und verdächtig, wenn ein Steinthal »einfach« H. schrieb.

Daß J. L. Perez nicht aus den gleichen »einfachen« Motiven wie Steinthal nur mit den Anfangsbuchstaben zeichnete (abgesehen davon, daß dies nicht so ausschließlich zu geschehen pflegte, wie es Geiger darstellt), daß er dies, da er nur hebräisch und jiddisch schrieb, aus den gleichen Motiven zu tun nicht nötig hatte, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Abgesehen von dem allem ist auch hier das gleiche Mißverständnis, wie in dem vorher gebrachten Briefe. Wo habe ich Leser, Leib, Hayim propagiert?

Schließlich: Geiger war ein greiser Mann, schrieb dies und starb. — Ist das nicht ein Symbol? Ist das nicht eine Stimme aus einer verendeten Epoche, aus unserem geschichtlichen Jenseits?

Abraham Schwadron.

Gespräch von der Heimkehr.

Gideon: Als wir das letzte Mal uns draußen im Felde trafen, brannten wir beide, so lange in fremdes Tun und leere Tage Verstoßene, nach Heimkehr und sinnvoller Arbeit. Nun sind wir in unsere Geburtsstadt zurückgekeht und alles kam anders. Ich habe hier keine Heimat gefunden, und — ich habe die Schritte, die ich draußen auf den Zionismus hin tat, schnell wieder zurückgemacht.

Martin: Zweifelst du noch an seiner Durchsetzbarkeit?

Gideon: Sein politischer Erfolg gerade schärfte mir den Blick für die Zukunft dort und für meine Gegenwart. Ich suche eine Heimstätte, Palästina aber wird ein guter Arbeitsplatz, eine Stätte mehr oder minder

sauberen Raumes und helleren Lichtes für Ghettobedrängte, Arbeitslustige und Arbeitslose. Vielleicht eine gute Werkstatt, ein frischer Tummelplatz von allerhand Kräften, ein meliorationsfähiger Boden für eine sogenannte jüdische Kultur.

Martin: Und dem versagst du Anerkennung und dich selbst?

Gideon: Gewiß ist es unterstützungswürdig, eine sehr nützliche, brave Aktion, in diesem Sinne bin auch ich Zionist. Aber das suche ich nicht. Dieses Kolonisieren ist eine Sache des Kopfes, der Hände, des Magens und eines bißchen Gerechtigkeitssinnes, sehr schön aber zutiefst unverbindlich. Denn die jüdische Frage in mir ist keine Kopf-, noch Hand-, noch Körperangelegenheit, sie ist ein Drang der Seele, eine Not des Menschen-Ichs, ein Ruf nach Gott: Ich will heim!

Martin: Bedenke, daß diese Heimat gerade Palästina sein wird. Man wird dort hineinwachsen, endlich frei, unter Juden, wir werden ein Volk sein, eine Brüderschaft auf tiefverbundenen Gemeinsamkeiten und damit: zu Haus.

Gideon: Noch verstehen wir uns nicht. Wo für dich der Zionismus aufhört, nämlich in einem gutverwalteten, blühenden Judenpalästina, da fängt für mich die jüdische Frage sichtbar erst an. Der Geburtstag des neuen jüdischen Staatsbürgers ist nicht der Geburtstag der neuen jüdischen Kultur.

Martin: Ungeduldiger, wie kann so schnell die neu entstehende Gemeinschaft Kulturwerte schaffen?

Gideon: Nicht um Langsamkeit trauere ich, nicht jüdische Sozialsiedlung, jüdische Wissenschaft, jüdische Kunst — ob langsam, ob schnell sie dort kommen — können das geben, was jüdische Heimat ist: Einkehr zu Gott!

Martin: Aber sie geben die Einkehr in die Gemeinschaft, und das allein ist der Weg zu Gott. Man kann nicht als Einzelmensch zu realer und religiöser Erfüllung kommen, sondern immer nur durch die Gemeinschaft des Volkes.

Gideon: Es gibt nur Gemeinschaft der Einzelnen und es gibt geographische Zweckverbände, »Staaten«. Diese haben mit Gott nichts zu tun, und jene sind unabhängig von typisch gefärbter Kultur.

Martin: Kultur ist immer ein Typus.

Gideon: Mag sein, aus großer Entfernung gesehen, geschichtlich. Doch wenn man sie lebt, so kommt sie unmittelbar vom Einzelnen her, Licht Gottes.

Martin: Nicht im Ding, im Feuer, im Menschen Mose, sondern im Wehen des Windes erschien ihm Gott, in dem, was verbindet und bewegt. Nicht im einzelnen Ich. Sieh es doch an: wodurch wird mein Leben weit und innig zugleich? Durch die Hingabe. Durch das Eingliedern in die Gemeinschaft, der man mit ganzer Kraft und Seele dient.

Gideon: Warum nur den Juden?

Martin: Weil jeder nun einmal am besten zu seinesgleichen sich fügt. Das gibt dann: Kultur.

Gideon: Aber ich will mich nicht »fügen«, nicht einsinken in betrieb- und geruhsames Dasein, mir liegt an solcher Gemeinschaft nichts, denn nicht sie ist das Ziel, sondern Gott. Ihr nehmt das Mittel zum Selbstzweck. O Eitelkeit, wenn es eure größte Seligkeit ist, die Geschichtsbücher späterer Generationen um dies Mosaikstück »jüdische Kultur« zu bereichern!

Martin: Haben wir nicht das Recht dazu wie alle anderen? Ist es nicht unsere Pflicht, dem Geiste zu dienen, indem wir aus uns Kulturwerte schaffen?

Gideon: Trotzrecht von Kindern! Und woher weißt du, daß der Geist sich nach unserer jüdischen Kulturnuance sehnt? Eines weiß ich nur: Ich sehne mich, ich suche den Weg, jene uralten Fragen nach Gut und Böse, der Drang nach Erkenntnis, Schauer und Schauder drängen und ringen nach einer Erlösung. Und das soll palästinensische Judenkultur uns geben?

Martin: Untreuer, du verkennst die Gemeinschaft und die Bedeutung des Volklichen. Gott läßt sich nicht absolut finden, nur auf dem Weg durch das Volk. Lebe mit Juden, spüre im Einklang des täglichen Wirkens die religiösen Kräfte strömen, dann bist du in Heimat geborgen. Wir sind doch das Volk der Religion!

Gideon: So wahr wir die Rasse der religiösen Menschen sind, so wahr niemals Volk! Die jüdische Treue heißt: Zu Gott hin!, heißt nicht: zu Juden! Man muß Gott selber suchen, — es gibt keine Priester bei uns und keine Synagogen, (Zusammenkommen!) erspart dem Einzelnen eigenes Gebet — und Gott muß man wollen, nicht ruhige Buchten vorweg gefangener Gemeinden.

Martin: Was aber befiehlt diese Stimme, die dich zur Heimat treibt, die Stimme aus Ahasvers Seele, des ewig wandernden Juden?

Gideon: Liebe! Ströme dich hin zu Menschen, hilf und kämpfe für die Ideen des Herzens: Gerechtigkeit, Freiheit und Brüdertum, Liebe!! Aber es steht nicht geschrieben: liebe zuerst Juden. Gott ist absolut.

Martin: Deine Ströme werden abprallen, deine Sprache wird menschliche Ohren nicht erreichen, deine Hände werden von fremden Völkern zurückgestoßen, und wieder stehst du, jüdischer Wanderer, vor den Türen, draußen.

Gideon: Eine Gruppe nur nimmt dich auf, hört dich und wird für dich lebendig?

Martin: Deine Juden und ihre Gemeinschaft. Hier ist die Wirklichkeit, der Mutterboden, auf den jeder Mensch gestellt ist. Du aber schwebst in der Luft.

Gideon: Hat ein Mensch, der Gott fühlte, dies Ungeheure, Ganzseiende, Ganzfordernde denn noch Boden der »wirklichen« Welt unter den Füßen?!

Gibt es vor deinem Auge noch unverrückbare Dinge? Suche ich dieses nicht gerade: das Einstehen auf dem Mutterboden, den Standpunkt im riesigen Raume Gottes und seiner Unendlichkeit. Und du nennst mir als Standpunkt ein Land oder eine menschliche Gruppe?

Nein, da alles so wankend ist, alle Umwelt Symbol nur, überbraust von den Klängen der Sphären der göttlichen Allmacht, da soll ich in freundlicher Selbstsüchtelei jüdisch Verwandter die Heimat finden? »Ich werde sein« ist der Name des Herrn. Gemeinschaft lebt vegetativ. Nur der Einzelne begeht wahren Weg.

Martin: Du bist ohne Demut, du gibst dich nicht hin und darum empfängst du den Segen der Mitarbeit nicht. Ich lebe und arbeite unter Juden, ich will ein Glied sein, aus diesem Willen erwächst mir dann leise die Heimat.

Gideon: Sind wir, Kamerad, noch vom selben Blut? Ich schreie nach Gott. Ich liebe, doch nicht mit Auswahl, Gott hat in jüdischen Häusern allein nicht gebaut. Ich arbeite dort wo ich lebe, am Geiste und in der Sehnsucht mit.

Gemeinschaft, Volkstum — das gilt für alle — sind Ausruhstätten unterwegs. Setz' sich hinein wer mag.

Wer Gott sucht, geht weiter! Franz Sachs.

Das sozialistische Experiment.*

»Wir wollen unsere Palästinaarbeit nicht durch sozialistische Experimente gefährden.« In tausend Abwandlungen haben wir diesen Satz seit Monaten gehört. Ich will mit denen, die ihn aussprechen, keinen terminologischen Streit führen, will hier nicht zeigen, warum auf historische Prozesse der Begriff des Experiments nicht zutreffen kann. Ich will vielmehr mit ihnen den Versuch, zu neuen, noch unerprobten Lebensformen überzugehen, Experiment nennen und nur über das Gefährden mit ihnen streiten.

Es ist nicht wahr, daß das Experiment immer das Gefährlichere, das Beharren im Alten immer das Sichere ist. Es kommt vielmehr durchaus auf den Zustand des Alten und die Aussichten des Experiments an. Wer im vierten Stock eines brennenden Hauses am Fenster steht, für den ist es freilich ein Experiment und gefährlich, in das Tuch zu springen, das man ihm in der Tiefe offen hält. Aber springt er nicht, so wird er verbrennen.

Das Argument der Gegner hatte noch ein Scheinrecht, als das kapitalistische System unerschüttert war. Heute ist es gewiß, daß dieses System Ziel eines der mächtigsten Angriffe geworden ist, die die Geschichte sah. Überall gefährdet, in großen Gebieten schon unterlegen, tausendfach erschüttert von dem Ansturm der Massen, die es nicht mehr erdulden wollen, bezahlte Diener der Interessen anderer Menschen zu sein, verteidigt mit allen Mitteln der physischen und wirtschaftlichen Gewalt, angegriffen mit den gleichen Mitteln, Zentrum von Kämpfen, deren Zeichen Blut, Hunger und tiefste Schwächung aller Kämpfenden sind — so reprä-

* Aus dem 2. Heft der in Berlin erscheinenden neuen Zeitschrift des Hapoël Hazaïr »Die Arbeit«.

sentiert sich uns das System, in dessen Schutz wir auf das gefährdende, sozialistische Experiment sollen verzichten können.

Die Arbeiter, die nach Palästina kommen werden, bringen keine Duldsamkeit gegen den Kapitalismus mit. Alle von ihnen, die Sozialisten sind, werden drüben um die Verwirklichung des Sozialismus kämpfen und sehr viele von ihnen stehen in Verbänden, die den schärfsten Formen des Klassenkampfes zuneigen, sie sind vom russischen Bolschewismus in diesen Formen geschult. Auf der anderen Seite kommen Kapitalisten hinüber, die ohne wesentliche soziale und nationale Hemmungen arbeiten werden. Rechtsanwalt Rosenbaum-Wilna hat, übereinstimmend mit vielen, uns auf dem 15. Delegiertentag als erfreuliche Tatsache mitgeteilt, daß mit den Massen auch das Kapital kommen werde: »Hier spielen keine idealistischen Motive mit. Das Kapital fühlt sich unter der Herrschaft des Bolschewismus nicht sicher.« Haben wir von diesem Kapital, das Palästina als Asyl vor der sozialen Revolution, und als nichts anderes, sucht, eine Praxis der sozialen Einordnung und Versöhnung zu erwarten? Die Gegensätze, die schon in der früheren Kleinkolonisation tief und gefährlich waren, damals als noch unsere Kapitalisten aus nationalem Idealismus und nicht auf der Flucht vor dem Sozialismus kamen, diese Gegensätze müssen zerstörend wirken, wenn nicht von Anbeginn an in sozialistischem Geiste kolonisiert wird.

Mich und viele hat es empört, bei den Debatten, die neben dem Delegiertentag stattfanden, von offenbar gutwilligen Menschen zu hören: es sei doch nicht so schlimm mit den Gefahren des Kapitalismus, vor allem seien unsere Kapitalisten doch nicht so schlimm. Also nur keine Überstürzung, keine Experimente! Empört hat uns dies und vieles, weil es zeigt, daß die Menschen, die so sprechen, es sich geschenkt haben, die Realität in sich aufzunehmen. Nicht nur die Realität der nationalen Gefahr, von der ich sprach, auch und vor allem die Realität des wirtschaftlichen und moralischen Elends, das der Kapitalismus rings um sie her anrichtet und aus dem die Gefahr für den äußeren Bestand der Nation erst erwachsen würde. Mit einer allgemein bürgerlich-gutmütigen Vorstellung von der Welt gehen sie mitten durchs furchtbarste Unheil, an Krieg, Revolution und Afterrevolution, an der unerträglichen Gemeinheit der Klassenunterschiede in ihrer heutigen und jeder kapitalistischen Form, an der Trostlosigkeit des Hungers und dem Demütigenden der Wohltätigkeit, an Haß, Egoismus und aller Niedertracht vorüber und finden nichts so recht gefährlich, nichts als das Experiment. Menschen, werdet doch wach und seht!

Wir Sozialisten müssen das Experiment machen um der Gerechtigkeit willen und alle, die sehen, werden uns nicht daran hindern: um der nationalen Not willen.

Ludwig Strauß.

Vom »jüdischen Erlebnis«.

Lieber Freund!

Du, ein Kind jüdischer Eltern, willst Judentum erleben. Wisse, daß vom jüdischen Erlebnis noch niemals mehr gefaselt worden, als in der Gegenwart. Wir alle vernehmen diese Manifestation, eine Phrase, die in das Lexikon unserer geschwätzigen, oberflächlich denkenden Jugend aufgenommen ist, der eine, um sie zu akzeptieren, der andere, sie zu verwerfen.

Es ist vielleicht notwendig, Dir vorher zu erklären, daß ich all das, was sich mit dem Begriff »Partei« deckt, einen Moment lang aus der Welt zu schaffen versuche, wenn auch die Realität, ob kurz oder lang, jeden derartigen, noch so kühnen Gedankenflug Lügen straft.

Die Kreise, in denen dieses Wettrennen nach dem jüdischen Erlebnis mit einer Permanenz veranstaltet und einer bisher unübertroffenen Heftigkeit proklamiert wird, stehen dem Judentum ganz fern. Nicht ich werfe mich zum Richter über diese Kategorie von Juden auf, sondern derjenige, der nach dem jüdischen Erlebnis hascht, so ernsthaft wie der Knabe einen Sonnenstrahl zu fangen sucht, richtet sich — was seine Bewertung als Jude anbelangt — selbst.

Ein Erlebnis ist das Produkt einer Kreuzung, die spontane im Augenblick eintretende Auswirkung des Zusammenstoßes verschiedener Geistesrichtungen. Sekundenlang berührt eine bisher ungekannte geistige Potenz den bisherigen Gedankenkreis des suchenden Individuums, um im Verhältnis zu seiner geistigen Stufe eine Reaktion hervorzurufen, die stark genug ist, innere Erschütterungen auszulösen, zumindest aber ein Erlebnis zu erwirken.

Ein Judentum »erleben« steht im schärfsten Gegensatz zum Judentum »leben«. Ein Leben in den Dienst der einen Idealforderung gestellt, schließt die andere aus, oder deutlicher: Das jüdische Erlebnis kann kein jüdisches Leben voraussetzen, wohl aber ein jüdisches Leben seine Wurzel im jüdischen Erlebnis haben. Denn in dem Augenblick, wo dieser Wille sein Ziel erreicht, wo tatsächlich — nach der Meinung des Suchenden — urjüdische Elemente in ihm zum Bewußtsein gebracht werden, war sein Innenleben ein Vakuum, eine Leere an Judentum, er hätte sonst den Unterschied hie: Judentum, da: entjudete Weltkultur nie und nimmer machen können. Jeder, der des jüdischen Geistes Hauch einmal verspürte, ist unfähig zum jüdischen Erlebnis, sein Sinnen und Trachten, diesen Zustand zu erreichen, bedeutet eine unbewußte Herabwürdigung, oder aber einen Zuwachs zu gunsten unserer vom Zeitgeist durchtränkten Jugend. Denn niemals kann sich in ihm diese Berührung zu einem jüdischen Erlebnis auswirken.

Ich will sogar noch schärfer fassen und behaupten: Für den wahrhaften bewußten Juden gibt es kein jüdisches Erlebnis, wie Du es verstehst. Sein Denken und Tun offenbart immer Judentum, dessen sich der Träger nur selten voll bewußt ist. (Ich brauche Dich nur an Dichter und Komponisten jüdischen Blutes zu erinnern, an denen sich

— manchmal gegen ihren Willen — jede Faser als spezifisch jüdisch erweist.)

Du machst Dir über »Eure Art« des jüdischen Erlebnisses eine recht eigenartige Vorstellung, so daß es vielleicht nicht überflüssig ist, auch hierüber einige Worte zu verlieren.

Nur in seltenen Fällen sind es an und für sich — vom objektiven Standpunkt aus betrachtet — schon bedeutende Momente, die ein jüdisches Erlebnis hervorrufen. Es kann vermittelt werden durch ein Bild, ein Lied, ein Gedicht, eine Handlung, ein Gebet u. dgl. mehr oder nicht zuletzt durch einen Freund. Der innere Vorgang ist für assimilierte oder indifferente Juden ein ganz gewaltiger, oft so fruchttragend, daß der Moment des Erlebens kursbestimmend für die Gestaltung des ferneren Lebenslaufes ist.

Kann es uns da wunder nehmen, wenn ein solcher Jude dieser Offenbarung einen übergroßen Wert beilegend, sie zur Krone seines Lebens macht?

Für Herzl gab der Dreyfußprozeß, für Moses Heß die Damaszener Blutbeschuldigung den Anstoß oder — um mit dem scheinbar mehr besagenden Worte zu reden — das Erlebnis, das ihre in gleicher Linie, wenn auch nicht in gleicher Kraft und Tiefe verlaufenen Bestrebungen einleitete. Alle die Männer, deren Wiege im Hause der um oth haolam (= Völker der Welt) gestanden, wurden durch ein Erlebnis zum Judentum geführt. Es ist ein Widersinn, etwa glauben zu wollen, daß es Menschen gab, die sich aus Vernunftsgründen zum Judentum bekannten. Der Übertritt zum Judentum um gewisser Vorteile willen könnte uns nie und nimmer genügen.

Theodor Herzl hätte ein Recht gehabt, vom jüdischen Erlebnis zu sprechen. Für ihn wäre es keine Phrase. Er empfand den Haß, fühlte den Peitschenhieb, den der johlende Pöbel in den Pariser Straßen seinen bisher vergessenen Brüdern austeilte, da regte sich in ihm der Jude.

Das war s e i n jüdisches Erlebnis!

Betrachten wir Herzl weiter! War er vor diesem Erlebnis ein Jude?

Somit liefert Dir Herzl den besten Beweis. D i e M ö g l i c h k e i t d e s J u d e n t u m s »e r l e b e n«, s c h l i e ß t e i n J u d e n t u m »l e b e n« v o r d e m A u g e n b l i c k d e r O f f e n b a r u n g v ö l l i g a u s.

Aber auch das jüdische Erlebnis machte Herzl nicht zum Juden.

Einem Volke insgesamt kann sich ein solcher seelischer Vorgang mitteilen. Am Sinai hat unsere Gesetzesnation — Du kennst meine diesbezügliche Auffassung — Judentum erlebt, da sie leer war an jüdischen Potenzen und Werten. N u r i n d i e s e m Z u s t a n d e k o n n t e d a s a u s d e r K n e c h t s c h a f t b e f r e i t e V o l k z u e i n e m E r l e b n i s f ä h i g s e i n.

Erleben heißt, um noch einmal zu definieren, in des Menschen Bewußtsein tritt ein Gedanke ein, der ihm bisher völlig fremd war, denn ein Erlebnis ist das Aufeinanderprallen verschiedenwertiger Geistesmächte, von denen die neue und siegende bisher ungekannt war.

Auch unsere Weisen, die den beiden von Dir so gern zitierten Dioskuren von Weimar mindestens ebenbürtig sind, sprechen vom jüdischen Erlebnis.

Sie verlangen, daß jedes Gebet, auch wenn es noch so oft gesagt wird, ein Erlebnis sein müsse. Sie kämpfen also gegen das, was Du mit »hergelallter Frömmelei« bezeichnest. Doch von dieser Art des jüdischen Erlebnisses wirst Du, so lange Du noch allein auf solch laxen nationalen Grundsätzen basierst, keinen Hauch verspüren.

Es ist der Fluch unserer Zeit, daß die Menschheit mit halbverstandenen Brocken um sich wirft und mit zu viel oder zu wenig besagenden Phrasen operiert. Selbst der tiefer angelegte Mensch ertappt sich dabei, daß ein inhaltsloses Wortgebilde über seine Lippen will. Warum sollte es Dir, einem »Streiter« der »jüdischen« Jugendbewegung, anders ergehen?

Laß mich es Dir noch einmal sagen! Das jüdische Erlebnis darf an und für sich nicht verworfen werden, nur lächerlich machen sich diejenigen, für die es nicht bestimmt ist. Dein Trachten darnach ist mit dem Verlangen eines Gesunden nach einer Medizin vergleichbar, die nur einem Schwerkranken Heilung bringen kann.

Doch über allem Trennenden wollen wir uns die Hände reichen. Du bleibst trotzdem mein Bruder. Berthold Strauß.

Volk und Jugend.

»Siehe, ich sende euch Eliah, den Propheten .... und er wird zurückführen das Herz der Väter zu ihren Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und schlage die Erde mit Bann.«
Maleachi 3. 23, 24.

Den hervorragendsten Teil der menschlichen Gesellschaft bildet die Jugend. Sie ist es, die in die toten Gebeine einen Odem bringt und frischer Lebensmut und Lebenslust durchdringt die Menschheit. Ihr gehört die Zukunft. Hoffnungsvoll schaut sie in die kommenden Tage, die sie allein nach ihrem Belieben bilden wird. Frei von Fehlern der Väter, befreit von den Banden, die die Alten gekettet haben, geht sie einem neuen Leben entgegen.

Im ewigen Wandel der Zeiten, in dem gleichmäßigen Aufeinanderfolgen der Geschehnisse unterliegt alles den Gesetzen der Natur. »Ein Geschlecht geht, das andere kommt und nichts Neues gibts unter der Sonne« sagt König Salomo. Alte Menschen, die ihre Aufgabe auf Erden erfüllt haben, sterben, neue werden geboren. Alte, morsch gewordene Bahnen werden verlassen, neue, unbetretene Pfade werden beschritten. Neue Ideen tauchen auf, tragen Begeisterung in die Reihen der Jugend, werden zum Inhalte der Geschlechter, um dann vor neueren Gedanken zu weichen. Überall im Laufe der Geschichte machte sich die Jugend zur Vorkämpferin der neuen Ideen. Während die Alten ihre Köpfe schüttelten und zäh am Herkömmlichen, an den Ideen ihres Jugendalters festhielten, setzte die Jugend ihr Heiligstes ans Spiel, um nur ihrem Ideale zum Siege zu verhelfen. Immer gab es eine Scheidung zwischen jung und alt, immer wieder wiederholten

sich die Reibungen zwischen den Vertretern der alten und neuen Ideen. In den Annalen der Menschheitsgeschichte läßt sich in jedem Geschlechte dieses Phänomen bemerken. Wenn auch die neuen Ideen nicht immer eine Wirkung aufzuweisen vermögen wie die Renaissance, die Reformation, das Zeitalter der Aufklärung (als ideelle Grundlage für die französische Revolution), so waren sie doch für ihre Zeit sicherlich von eminenter Bedeutung. Nicht immer entbrannte auch der Kampf um die neuen Strömungen so heftig wie gerade in den obengenannten Beispielen. Wenn auch nicht in allen Zeiten die Konservativen ihre Überzeugung mit so viel Macht zu verteidigen in der Lage waren wie damals, nichtsdestoweniger war der Kampf in den weniger eminenten Fällen nicht minder heftig. Denn es liegt schon in der Natur des Menschen: ein jeder betrachtet seine Überzeugung als heilbringend für die Welt bis in die zukünftigen Geschlechter.

In allen diesen Neuerungen läßt sich aber ein Faden erblicken, der die wichtigste Aufgabe in einer jungen Bewegung zu erfüllen hat. Er ist es, der die Kontinuität der Geschichte, die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft herstellt. Das scheint uns in jeder Bewegung für sehr wichtig. Die Tradition der Väter darf nicht mit einem Male aus der Welt geschaffen werden. Nein! Sie kann es nicht. Eine Bewegung kann sich nicht eines Tages von der Grundlage, von all dem, das ihren Prozeß verursachte und beschleunigte, losreißen. Und wenn sie es trotz allem tut, dann ist sie verloren, dem Untergange geweiht. Falsch ist die Meinung derer, die da glauben, Jahrhunderte in der Geschichte eines Volkes lassen sich streichen ohne eine Spur zurückzulassen. Die Geschichte zeigt uns eine Reihe solcher Beispiele und wir sehen heute wie solche Versuche kläglich mißlangen. Die französische Revolution, der Übergang vom nur denkbarsten Absolutismus zur völligen Freiheit, mußte die Herrschaft Robespierres erzeugen (einen ähnlichen Vorgang sehen wir in unserer Zeit in Rußland). Oder ein Beispiel aus unserer Geschichte: Die Berliner Reform, wie sie aus den Versuchen des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen ist, war von vornherein zum Mißlingen verurteilt. Sie hat sich zu weit, mit einem Male, von der Plattform des Judentums entfernt. Die Reformatoren brachen mit dem überlieferten Judentum vollständig, sie verließen den Boden der historischen Entwicklung, um in blöder Nachäffung der christlichen Kirche ein »reformiertes« Judentum erstehen zu lassen. Wir wissen heute nur zu gut, wie es ihnen gelungen ist, das Judentum zu ändern. Ein »am k'schei oref«, ein hartnäckiges Volk hat uns einst Mose in der Wüste genannt und dies blieben wir, einer Welt von Feinden zum Trotze. Ein Volk läßt sich nicht von heute auf morgen reformieren, es muß eine Entwicklung durchmachen, es muß reif werden. Wie im Leben eines Individuums im kleinen, so ist es auch im Leben eines Volkes im großen. »Man darf eben nicht die Frucht vor der Blüte wollen, das ist ein Gesetz in der Welt«, sagt Max Brod. Und dieses Gesetz ist ebenso gut im Leben eines jeden Einzelnen wie in dem eines Volkes anwendbar. »Alles hat seine Zeit und jedes Unternehmen seine Stunde unter dem Himmel.«

Dieses ewige Gesetz sollen eben diese nicht vergessen, die zum Glauben neigen, die Jahrhunderte des Golus kann man aus dem Leben unseres Volkes ausmerzen und an deren Stelle eine »tabula rasa« setzen. Wir sind ein altes Volk und haben so manches vergessen, aber diese 2000 Jahre werden ewig in unserem Gedächtnisse bleiben. Die Entwicklung, die wir in den Ländern der Diaspora durchmachten, mit all ihrer guten und schlechten Seite ist auch für den Bau unserer Zukunft von großer Bedeutung, und wir dürfen ja nicht glauben, wie viele unter uns es tun, man könne an der Stelle anknüpfen, wo unsere Ahnen in Erez Israel, während ihrer Freiheit aufgehört haben und die Entwicklung des hebräischen Menschen wird schon kommen. Wie dies auch zu wünschen wäre, so wissen, wir auch genau, daß die 20 Jahrhunderte nicht ohne Spuren vorübergehen werden, und es wird einer langen Entwicklung bedürfen, bis alles, immer an das Alte anknüpfend, in neue Bahnen geleitet werden wird.

Wir sahen oben, daß diese Bewegung auf Erfolg und insbesondere auf Verbreitung im eigenen Volke rechnen kann, die der historischen Überlieferung gemäß handelt, d. h. ein Produkt der Entwicklung des Volkes ist. Darum wird der jüdisch-nationale Gedanke immer mehr verbreitet. Abertausende scharen sich um sein Banner, denn er ist ein Ausfluß des Jahrhunderte andauernden Leidens, die konsequente Etappe in der Wandlung, die unser Volk durchzumachen hatte. Seit Geschlechtern war alles im Leben unseres Volkes darauf gerichtet, diese Idee in der Form, wie wir sie heute haben, ins Leben zu rufen. — Wie ein kalter Sommer die Reife der Früchte oft verzögert, so waren auch hier die äußeren Umstände die im Wege standen. Es war eben noch zu kalt. Aus denselben Gründen der historischen Kontinuität gelang es einer Reihe von Unternehmungen im Judentume nicht, weil die Hauptbedingung, die Reife, fehlte.

Aber nicht nur die Idee muß tief in der Seele des Volkes festen Fuß fassen, sondern auch die Träger, die Repräsentanten des Gedankens, müssen mit dem Volke verbunden sein, wenn sie ihr Bestreben durchsetzen wollen. Damit sind wir zum Kernpunkte unserer Erörterungen angelangt. Es erscheint uns von besonderer Wichtigkeit, daß das Volk und die Träger der Idee im steten Kontakt stehen, ja, es ist vielleicht wichtiger, als alles andere. Gewiß, wir wollen in der Bewegung nur solche Leute haben, die innerlich überzeugt sind, denn nur solche sind in der Lage, die großen Opfer zu bringen, die unser Volk von ihnen in diesen schweren Zeiten zu verlangen das Recht hat. Wir wissen aber auch andrerseits, daß nicht alle Menschen imstande sind, die Idee über alles zu stellen und so bleiben sie uns, durch die Führer der Bewegung abgestoßen, sehr oft fern. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß viele von solchen Leuten, nachdem sie sich in die Bewegung hineinleben, zu ihren Pionieren werden. Überdies haben wir kein Recht, nur einen einzigen Juden von uns durch unser Benehmen fernzuhalten. Und wir wissen genau: das Volk betrachtet die Jugend als die Trägerin des nationalen Gedankens. Mit vollem Rechte. Denn die Jugend war es, die in den Anfangstagen der Bewegung einen

schweren Kampf um sie zu bestehen hatte. Sie opferte oft das Heiligste was es für einen jungen Juden gibt: die Familie, um nur der Fahne, der sie auf Leben und Tod geschworen, treu zu bleiben. Mit verdientem Stolze schaut sie heute auf die Bewegung, wenn sich breite Massen des Judentums um das Banner des jüdischen Nationalismus scharen.

Die Morgenröte der Freiheit geht für uns im Land unserer Ahnen auf, und die Gedanken aller Juden wandern wieder gegen Osten, ans Gestade des blauen Meeres. Die Jugend ist stolz, denn sie weiß, daß sie dazu beigetragen hat, sie ist sich aber auch bewußt, daß noch sehr viel von ihr verlangt werden muß. Gerade darum ist es nötig, mehr denn je, daß zwischen Jugend und Volk ein enges Band geknüpft wird, wie es einst bestand. — Als wir in den finsteren Gassen des Ghetto wohnten, da waren wir die ersten unseres Volkes. Nicht in die Hände der alten erfahrenen Männer legte das jüdische Volk seinen größten Schatz: die Thora. Nein. Der Jugend vertraute das alte Volk sein Allerheiligstes, unsere Ahnen saßen über die Gemaroth gebeugt und lernten die alte Lehre Israels mit Eifer. Es zog sich dieses Band von den Tanaim, die noch in Kanaan wohnten, bis zu den verachteten Judenjungen in einem europäischen Ghetto. Kein Glied fehlte in der langen Kette, einig waren Volk und Jugend. Und nur darum trotzten sie den anstürmenden Feinden, nur darum bestiegen die Väter die Scheiterhaufen, denn sie wußten, Israel wird nicht verloren gehen, die jüdische Thora ruht in sicheren Händen. Nun kam der Tag, es öffneten sich die Tore des Ghetto, die jüdische Jugend strömte hinaus und sammelte sich in fremden Kreisen. Es verlor sich der alte Grundsatz: »Frage deinen Vater und er wird dir sagen, deine Alten und sie werden dir erzählen.« Nach fremder Weisheit fragte unsere Jugend und auch die Väter wußten nicht immer viel von der eigenen zu erzählen. Das Band zwischen Volk und Jugend war zum ersten Mal gelockert. Erst die nationale Bewegung brachte die Jugend näher ans Volk. Abet noch nicht ganz ist dieses Band, noch nicht tief die Wurzel, die die nationale Jugend im Volke geschlagen hatte. Und gerade in den Kreisen, welche sich noch nicht weit vom Volke entfernt hatten, zeigt sich eine, wenn auch noch nicht gefährliche, so doch peinlich berührende Entfernung. Wie der Schreiber dieser Zeilen aus dem Munde eines Leiters der zionistischen Weltorganisation, der ein bewährter Kenner der Verhältnisse ist, vor einem Jahre hörte, sollten sich in den letzten Kriegsjahren diese Zustände eher verschlimmern.

Was uns am peinlichsten berührte, es betrifft einen Teil unserer Studentenschaft im Osten. Wir jüdischen Akademiker, die künftigen Führer unseres Volkes, wie können wir uns von der Masse trennen? Ohne festen Rückhalt im Volk sind wir »ein Haus ohne Fundament«, eine Nußschale auf den brausenden Wellen, die der Wind ohne Erbarmen peitscht. Wollen wir unser Ziel erreichen, so müssen wir die Massen gewinnen, und wir müssen gestehen, mit solchen Mitteln, wie bis jetzt, werden wir es nicht tun können. »Nicht dies ist der Weg.«

Aus der jüdischen Gasse sind wir hervorgegangen, wir kennen ihre Gewohnheiten, ihre Bräuche und nur mit diesem werden wir sie für uns

gewinnen. Die fremden, die wir in den fremden Universitäten gelernt haben, infolge unserer Golusanomalie erweitern uns nur von der Masse des jüdischen Volkes. Es muß ein besonderes Streben seitens der jüdischen Jugend sein, stets im Kontakte mit der Masse zu bleiben. Sie darf in uns nicht »Doktoren« sehen, die sie zwar achtet, aber schon nur halb zu den ihrigen zählt. Das beweist am besten der Umstand, daß, wenn sich einer findet, der sich in seinem ganzen Verkehr frei bewegt und all das Trennende beiseite läßt, er als Ausnahme betrachtet wird. Das wissen diejenigen, die im steten Verkehr mit unseren Brüdern im Osten stehen. — Ein wichtiges, ja nicht zu unterschätzendes Moment bildet die Sprache. Wenn man zn einem bärtigen Juden polnisch oder deutsch spricht, so wird er unwillkürlich mißtrauisch. Es mag ja sein, die einen sprechen prinzipiell keinen »Jargon«, die anderen, weil sie Hebraisten sind, aber das Resultat bleibt dasselbe. Mit einem Juden im Osten muß man, solange wir im Golus sind und solange er allein diese Sprache spricht, jüdisch sprechen, wenn wir ihn für uns gewinnen wollen.

Tief in unserem Volkstum müssen wir uns einleben, denn ohne die großen Werte, die im Innern der jüdischen Volksseele schlummern, werden wir nichts erreichen. Ohne den Beistand unseres Volkes entbehren alle unsere Pläne einer realen Grundlage. Es genügt nicht, wenn wir uns in die chassidischen Geschichtchen einlesen und in unserer Phantasie eine Welt erstehen lassen, die nie ein ähnliches Bild hatte und von den heutigen Zuständen so fern ist, wie Himmel und Erde. Es genügt nicht, aus Geschichten und Novellen das Volk zu kennen, man muß mitten in die Masse gehen, sich freuen an ihrer Freude, trauern, wenn sie trauert. Es ist doch bei uns Juden leicht, denn wir haben keine Kasteneinrichtungen. »Kol israel chawerim«. Man muß nur wollen. — Das Band zwischen Vater und Sohn muß hergestellt werden, die Zukunft an die Vergangenheit festgeknüpft. Denn nur so, nur in Einigkeit mit allen Schichten unseres Volkes werden wir unser Ziel erreichen, das den Großen Israels vorschwebte. Nicht mit der Vertiefung der Ideologie, nicht mit Träumen von einer anderen Welt, die einstweilen im schroffsten Gegensatze zur Gegenwart steht, sogar nicht mit großen Gedanken können wir unserem so schwer geprüften Volke helfen! Jetzt gilt die Tat.

In dem wichtigsten Momente unserer Geschichte müssen wir uns einig fühlen mil dem ganzen jüdischen Volke und erstreben den Tag, den der letzte unserer Propheten tm Geiste vorausgesehen hatte, »der zurückführen wird das Herz der Väter zu den Kindern und und das Herz der Kinder zu ihren Vätern«.

Bernhard Weinert.

Wille und Tat.

Schöpferischer Wille ist der Funke, der aus der geladenen Vital-Materie springt. Das ist mehr als ein Gleichnis, das durch seine Vergangenheit in Mystik und Kabbalah ehrwürdig geworden ist, es ist geradezu nüchterne Beschreibung, bemüht, dasselbe auszudrücken, was eine neuere

Lehre mit dem »Sprung« bezeichnen möchte, nämlich: Nicht in normaler Entwicklung, nicht in natürlichem Werden, nicht in ruhig-gesundem Wachstum entsteht der geistige Wille aus dem Lebenstrieb, aber er entsteht auch nicht vater- und mutterlos, nicht durch Geburt aus dem Nichts, sondern: Eben wie der Funke, der dem elektrisch geladenen Stoff entspringt, nicht normale Fortbildung der Materie ist und doch auch ohne diese nicht entstehen kann, so ist auch der Geist als freie Willenstat von bloßer Vitalität unterschieden und kommt doch von ihr her. Aber nicht der träge Stoff gebiert ihn, sondern der gespannte, nicht das leere Sein, sondern das bis an den Rand gefüllte. So bleibt uns denn, solange wir bloß in der Vitalität oder gar in der Mechanik befangen sind, nur die Möglichkeit, die Materie zu laden. Nichts anderes bedeutet alles Bereiten und Beraten, Erziehen und Organisieren. Aus der geladenen Materie kann erst der Funke springen.

Damit ist für die »Unbegnadeten« die Aufgabe gestellt. Und die Antwort gegeben für alle jene, welche aus dem richtigen Gefühl der Unwollbarkeit der Tat und der Unmachbarkeit des Funkens, auf die Geistfeindlichkeit oder mindestens die Ohnmacht aller Erziehung und Organisation — falsch — schließen.

Es ist richtig: Die Entscheidung läßt sich nicht einfach »wollen«, sie bricht hervor. Man kann richtig sagen: Wer eine Tat bloß will, der tut sie nicht. Und doch — bleibt uns etwas anderes übrig, als tun zu wollen? Hier liegt offenbar ein Doppelsinn des »Wollens« vor.

Es gibt ein umwälzendes, volles und unterirdisches Wollen und ein oberflächliches, seicht-rationales Wollen. Das umwälzende ist das Wollen aus dem Ganzen, aus geeinter Kraft, aus der zum Geiste verwandelten Natur, ich nenne es hier das große oder tiefe Wollen. Hier gibt es keinen Zwang und keinen Kunstgriff mehr, mit voller Kraft bricht der Wille aus der Tiefe hervor, reißt die Natur mit sich und wird ganze Tat. Hier gibt es keine Spannung zwischen Willen und Tat. Wer so will, tut schon.

Entsteht zwischen Wille und Tat ein leerer Raum, so ist es nicht mehr jenes geeinte, große Wollen, sondern Stück-Wollen, oberflächliches, »kleines« Wollen. Man will tun, tut aber nicht. Eigentlich will man nur tun wollen. Und so schieben sich gespensterhaft immer neue Wollens-Lagen zwischen Wille und Tat. So entfernt das flache Wollen vom wahren Tun. Die Einheit ist nicht da, sie wird »nur« gewollt. Sie soll erobert und kann doch nicht erzwungen werden. Zwischen Wille und Tat gähnt ein unüberbrückbarer Abgrund. Das Wunder des geeinten Wollens läßt sich durch flaches Wollen nicht direkt erzielen. Darin liegt der richtige Kern der Gnadenmethapher, jenes Moment, dessen Vernachlässigen Max Scheler die »Wollens-Tuns-Gewalt-Überschätzung« nennt.

Was bleibt nun dem übrig, der »tief« wollen möchte und nur »flach« will? Die Antwort ist einfach genug: tief zu wollen. Das kann nämlich jeder selbst, hier gibt es keine Hilfe, nicht von außen und nicht von oben — und darum nannte ich die Gnade hier eine bloße Metapher.

Freilich, das ändert nichts daran: Solange man nur flach will, selbst wenn man tief wollen flach will, will man eben doch nicht tief.

Da gibt es nur einen Weg: zu »laden«. Der Funke kann eben nicht direkt erzielt werden, sondern nur, wenn man die Materie lädt. Solange man also tief wollen will und doch nicht tief will, bleibt nur übrig, flach zu wollen, — mit dem festen Glauben, daß ein jeder Freiheit und Kraft hat, tief zu wollen, — aber mit dem niederdrückenden Gefühl der Sündhaftigkeit, mit dem verzweifelten Bewußtsein, daß man verdammt ist und daß das bloße flache Wollen nicht zu erlösen vermag. Diese Verbindung von unermüdlichem Willensansatz — wenn auch des flachen Willens — mit bohrender Verzweiflung heißt: sein Leben laden, hieraus springt — nein, auch diese Hilfe gibt es nicht, — hieraus kann der Funke springen.

Peitscht also die träge Materie, sie wird sich vielleicht doch aufbäumen! Ladet euren matten Stoff, füllt die Leere, spannt die schlaffe Oberfläche — und der Funke kann plötzlich gewollt-ungewollt da sein.

Organisiert also weiter mit letzter Verzweiflung über die Verfluchtheit aller Organisation, debattiert, ihr Jünglinge und Mädchen mit erhitzten Köpfen, spürt in hilflosem Streit und quälendem Mißverstehen eure reine ringende Seele durch alle Trübungen hindurch und entsetzt euch immer frisch darüber, daß ihr nur geredet habt.

Ihr habt doch »geladen«!

Wer aber glaubt, daß das schon ein Weg oder gar ein sicherer Weg ist, oder gar, daß es genügt, der hat mich mißverstanden.

Felix Weltsch.

Jüdische Mädchen.

Es soll versucht werden, ein Bild von ihrem Leben zu geben, von der Atmosphäre, die sie umgibt, von den inneren Anlagen, mit denen sie diese Atmosphäre zu verarbeiten trachten oder durch die sie noch stärker ihren Einflüssen anheimgegeben werden. Es soll eine Darstellung von jener großen Masse jüdischer Mädchen sein, die, unbewußt ihrer fraulichen und jüdischen Eigenart, in ihrer Umgebung stehen, vereinzelt mit ihr ringen, jedoch meistens restlos in ihr aufgehen. Wir wollen klar werden über die Ursachen, aus denen sich die Grundzüge jüdischer Mädchen entwickeln, seien sie nun nach außen assimiliert, gut jüdisch oder auch zionistisch.

Das, was hier gegeben wird, soll aber nicht mehr als ein Bild der Masse der jüdischen Mädchen sein, es kann nicht eine vertiefte Betrachtung der einzeln Dastehenden, ganz stark individuell Begabten sein, die als eine Auslese von sehr vielen ebenso in Parteien und Bewegungen als auch im bürgerlichen Leben zu finden sind.

Wie sind die verschiedenen Grundlagen der Familien, in denen die Mädchen aufwachsen?

Sie sind aufsteigend von einer aus dem Ghetto kommenden, doch mit ihm gebrochenen und sich ihm streng verschließenden Art bis zur auf europäischer Kultur und Tradition beruhenden, sozusagen gut jüdischen oder getauften Familie. Alle diese Grundlagen oder eigentlich Familienarten stehen sich feindlich gegenüber, die einen neidend, die andern verachtend, die dritten mit aller Gewalt versuchend, zu brechen.

Und was sie im ganzen darstellen, ist die jüdische bürgerliche Gesellschaft, die mehr oder minder träge, verlogen, aller wahren Kultur mangelnd ist, die alle wertlosen, jüdischen Scheineigenschaften bis zum Ekel verleugnen will und doch im höchsten Maße besitzt und in der ein wahrer, um ein wertvolles Judentum wissender Jude kaum zu finden ist.

Die Tendenz dieser Gesellschaft in der Mädchenerziehung ist: Heranzucht von Weibchennaturen für gute, reiche Partien oder häusliche, gebildete, musikalische junge Damen für solide, geschäftstüchtige Männer. Von Heranbildung zu tieferen, wertvolleren Frauennaturen dürfte man selten etwas finden.

Es sei hier nicht gesagt, daß die Mädchenerziehung in den analogen arischen Schichten besser ist, es soll nur hier versucht werden, Grundlagen jüdischer Tendenzen zur Klarheit zu bringen und im wesentlichen ist vielleicht auch wirklich hier der Fall eingetreten, der so oft in jüdisch assimilierter Gesellschaft zu finden ist, nämlich, daß das unwahr und fehlhaft Jüdische bleibt und die Fehler der anderen noch gesteigert hinzukommen. So wird das Gesellsaftliche konventioneller als Konvention, die »Erziehung« unnatürlicher als die wirklichkeitsfremden, arisch-großstädtischen Vorbilder.

Oberflächlich betrachtet, ist von den typischen »Judenmädeln« leicht der Eindruck zu erhalten, daß an ihnen wenig zu verlieren ist, daß nicht viel daran liegt, wenn ihnen von Haus aus nichts Wertvolles geboten wird. Es scheint beinahe alles, was an ihnen zu beobachten ist, oberflächlich, spielerisch, genußsüchtig und aus momentanen Launen entspringend.

Doch in diesen jungen Mädchen ist etwas Tieferes, irgendwo in ihrer Seele liegen vergessene und verlassene Werte, die nur in ganz seltenen Stunden erkannt werden und die dann diese Stunden voll verzweifelter Abscheu vor dem verdorbenen Selbst erfüllen. Was heute an den Mädchen so stark ins Auge fällt, ist etwas Gewordenes, sie sind ein Produkt des Milieus, dem sie nicht zu widerstehen vermochten. Und Klarheit muß darüber herrschen, wieviel hier verloren gegangen ist, systematisch verdorben wird und wie wenig zu hoffen ist, daß in dieser Art jemals ein gesunder, edler, einfacher und jüdisch wertvoller Frauentypus entsteht.

Also dies wäre in den wesentlichen Zügen jüdische Kindheit. Vollständige Inanspruchnahme des Beschäftigungsvermögens von Seiten der Erwachsenen, Unterdrückung der infantilen Eigenart, Erzogen-Werden auf absolut Äußerliches. Erziehung von Knaben und Mädchen dürfte sich in der Kindheit so ziemlich gleichen, außer daß die Mädchen vielleicht noch mehr »erzogen« werden.

Das Mädchen tritt so in die Zeit der Pubertät mit möglichst ungünstigen Vorbedingungen. Es ist gewohnt, Maschine zu sein, ein Mechanismus, den andere in Bewegung setzen. Und es fällt beinahe schwer, zu

entscheiden, ob nicht die das relativ Beste haben, die durch ihre Kindheit Fühlen und Empfinden schon verlernt haben. Denn das Mädchen, das sich nach einer Erziehung zur Äußerlichkeit und Hohlheit plötzlich dunklen, inneren mächtigen Regungen gegenübersieht, die im Gegensatz zu all dem stehen, das man sie lehrte, kommt, wenn nur irgend etwas Tieferes in ihr ist, in eine grenzenlose, schmerzhafte Verwirrung. Und der entfesselte, chaotische Geist findet nirgends Festigkeit, das Äußere wird gar nicht in Frage gestellt, das Innere entbehrt aller gesunden Kraft und Festigkeit. Ahnung von Hohem, doch Unerreichbarem, Sehnsucht nach Wertvollem, doch Unfaßbarem und gespenstische Furcht vor der langsam zermalmenden Bedrückung der Umgebung, bewegen in fortwährendem Wechsel die Empfindungen. Der einmal erwachte Persönlichkeitswille will mit aller Macht den Kampf aufnehmen gegen Familie, Tradition, Erziehung und Unwahrheit und trägt doch in sich unheilvolle Keime von Schwäche und vor allem von Unbewußtheit eines Zieles. Bei jüdischen Mädchen wird dieser Kampf, dieses Suchen noch kraftloser gemacht, dadurch, daß zu der ohnedies schon meist ziemlich starken Haltlosigkeit des weiblichen Geistes noch die jüdische Skepsis kommt, welche die zu einem Kampf notwendige gläubige Kraft noch mehr zersetzt.

Man findet bei 14—15 jährigen jüdischen Mädchen oft einen sehr starken Widerspruch zwischen Ziel und Wollen. Sie glauben, daß es ein Ziel gibt, herrlich und voll lebenserfüllendem Wert, aber sie glauben nicht, daß ihr tiefster Wille es ihnen möglich machen könnte, auch nur auf den Weg zu diesem Ziel zu gelangen. Sie fühlen sich ihrer Umgebung so entsetzlich und unbedingt ausgeliefert, daß alles Wollen, aller Verwirklichungsdrang wie gelähmt ist.

Meist bringt es die Lebensweise mit sich, daß das Mädchen, in der Haltlosigkeit und Verwirrtheit dieser Zeit, in vollkommener Einsamkeit steht. An die Umgebung, die sie verachtet, kann sie sich nicht wenden, ein freies, längeres Beisammensein in Kameradschaft wird man ihr kaum gestatten. So sieht sie sich immer nur vereinzelt, ihr Gutes erscheint ihr leicht als etwas Fremdes, als etwas, das nur in Büchern lebt oder das Eigentum sehr ferner, unerreichbarer und herrlicher Menschen ist. Und wenn sie das auch noch öfter im Hause hört, so wird sie auch glauben lernen, daß alles, was sie in sich als Wertvolles dachte, gar nicht ihr Eigenes ist, sondern eine Nachahmung der Eigenschaften, nach denen sie sich sehnte. —

Mit einer wirklich beängstigenden Hingabe folgt das Mädchen den Gegenständen ihrer ersten Schwärmerei und Verliebtheit. Alles, was sie an Edlem ersehnt, legt sie in die Persönlichkeit des Menschen, den sie verehrt und mit einer unglaublichen Einseitigkeit hält sie nur und ausschließlich an dem fest, was dieser Mensch sagt. Alle gedämmte Liebebedürftigkeit der Kindheit bricht hier hervor. Und es entwickelt sich der stark weibliche Zug, der vielleicht die ganze Wesenheit der Frau in sich birgt, nur zu leben in der Liebe zu einem Menschen. Alles erscheint leicht, alle Fähigkeiten werden gesteigert, alles Leben wird zu tiefst mit Inhalt erfüllt. Hätte ein Mädchen das Glück, das ja beinahe nie vorkommt,

daß sie auf einen Menschen stößt, den sie wirklich dauernd lieben kann, so gäbe es für sie keine Schranken und Fesseln mehr, sie wäre entwicklungsfähig für das Höchste und Beste. Wo sie aber nicht mit dem Gefühl, sondern nur mit dem Verstand erfassen kann, wird sie sich selten oder beinahe nie wirklich befreien.

So oft hängen sich diese Mädchen in ihren ersten Schwärmereien an einfache, schlichte Menschen und wollen selber puritanisch einfach sein. Hier geraten sie in gereiztesten Widerspruch mit ihrer Umgebung. Wenn sie in einsamen Spaziergängen in der Natur Ruhe erlangen wollen und Klarheit, wird die Familie sie für verrückt erklären, wenn sie sich ehrlich mühen, sich wirklich innerlich zu bilden und trachten, ihre Zeit dazu zu verwenden, so werden sie für egoistisch, für maßlos egoistisch dargestellt werden. Und so paradox und unmöglich es eigentlich erscheint, das Beste wird dem Mädchen solange in das Schlechteste verkehrt werden, bis sie tatsächlich daran glaubt. Und wenn sie in wirren, hoffnungslosem Zustand, grenzenlos alleinstehend, aufschreit durch die Einsamkeit und Qual, so wird sie damit erreichen, daß die langsam besorgt gewordene Familie Ärzte zu Rate zieht, die durch Generationen unterdrückte Sehnsucht nach freier Luft und erdenhafter Wirklichkeit mit Arsen- und Syruppräparaten heilen wollen. Und als Mittel gegen die Einsamkeit wird man ihr Tanzstunden und alle möglichen Unterhaltungen bieten, die gut gemeint, aber etwas verderblich in den Wirkungen sind. Langsam jedoch und allmählich werden die aufstrebenden Kräfte immer mehr verbogen und zerbrochen. Theoretisch werden die meisten Familien das Ideal des Mädchens bejahen, praktisch werden sie dem Mädchen unmöglich machen, es zu erreichen, indem sie es in ihm selber lächerlich machen. —

Versuche, nach eigenem Willen zu leben, werden meist gemacht, selten führen sie zu einem Resultat. Das Ergreifen eines Berufes, Studium, Leben mit Jugendvereinigungen sind oft Mittel zur Befreiung, an die sich die ringende Seele verzweifelt klammert. Doch, wo innerlich nichts Festes ist, können sie wenig helfen. Sobald die Mädchen wieder nach Hause kommen, werden sie fühlen, daß es nicht eigene Kraft war, die sie erfüllte. Die zeitweilige Befreiung geschah nur dadurch, daß sie getragen wurden durch die Größe eines fremden Geistes, die Intensität eines fremden Willens. Und da greift das Milieu mit viel zu großer Stärke ein. Die kurze Zeit, in der sie ihren Ideen folgten, kann nicht ausreichen, den Geist zu befreien und zu bilden. In ihrer Umgebung sehen sie immer und immer wieder nur Schein, hören sie immer, daß alles nur auf Gewöhnliches ankommt. Und auf einem bitter traurigen Weg gelangten sie langsam in die Knechtschaft des gewöhnlichen Lebens.

So viele rächen sich für die verloren gegangenen höheren Glücksmöglichkeiten, indem sie mit einer sich selbst verwundenden Ironie über alles spotten, was ihnen auf kurze Zeit glühende Sehnsucht war. Und wie voll Hohn über den eigenen Idealismus überbieten sie ihr Milieu noch an Gewöhnlichkeit, an Verlogenheit, an Ausleben der Instinkte. Verachtung gegen sich selbst, Haß gegen die Umgebung, die sie zu dem machte, was

sie sind und Sucht nach Betäubung, das sind die Grundzüge im Wesen vieler Mädchen, die sich ehrlich zu ringen mühten. Und das sind ungefähr die Mädchen, oder vielmehr die für Besseres Fähigen von jenen, welche die gewöhnliche und bessere Gesellschaft mit so viel verspielter, bis zur rasenden Ausgelassenheit gesteigerter Weibchenhaftigkeit erfüllen. Und hier lernt der Mann die Frau verachten als immer bereites Spielzeug und die Frau den Mann als den, der sie hätte retten können und es nicht tat. Die Familie aber hat das Spiel gewonnen, hat das Mädchen zu dem gebracht, das sie haben wollte: zum Abbild ihrer eigenen Verseuchtheit.

Eine andere Erziehungsrichtung bildet die, welche das Mädchen zur guten Hausfrau nach vorgefaßtem Bilde führen will. Sie ist so viel zu finden in sogenannten guten Häusern und stellt in Strenge und Schärfe ein ganz altes System dar. Es ist absolute, alleinige Heranzucht der Frau für Mann und Kinder. Die Art der Behandlung trägt in sich: Machtbewußtsein, Unduldsamkeit und unbedingte Autorität. Das Mädchen wird als für sein Leben lang abhängig und untergeordnet betrachtet, es hat erst den Eltern zu folgen, dann dem Mann. Und wo sie Auflehnung wagt, muß sie damit rechnen, als sonderliches, egoistisches, schlechtes Geschöpf ganz ausgestoßen und doch nicht freigelassen zu werden. In gewissem Sinne ist aber doch eine Befreiung hier leichter möglich, da die Mädchen an eine strengere Zucht gewöhnt sind, die ihnen in allen Lebensverhältnissen zu Gute kommt, jedoch führt hier Persönlichkeitswille, wo er ja einmal auftritt, beinahe immer zu unbedingtem Bruch. Es ist beinahe, als hätte sich hier etwas von dem jüdischen Fanatismus der Familienautorität bewahrt.

Manchmal geschieht es, daß so erzogene Mädchen, die in der freudlosen, strengen Lebensweise nirgends einen lichtern Blick zu finden vermögen, psychisch schwerer geschädigt werden und in eine Verneinung alles Lebendigen gelangen, die sie immer nur fragen läßt: wozu? wozu? Wo die Frage stark wird, endigt sie in Selbstvernichtung, wo sie nur mit schwächerem Ton in allen Gefühlen mitschwingt, bildet sie lebensunfähige, unglückliche, verbitterte Frauen. — Und äußerlich erreicht auch hier die Umgebung ihr Ziel, gelingt es ihr auch hier, alles Ringen zu zersplittern und alles Aufstrebende zu zerstören.

Im Bereich der hier geschilderten Lebensarten bewegt sich ein sehr großer Teil des Lebens jüdischer Mädchen. Das sind die Atmosphären, in denen alles nach freiem, gesunden Lebensatem Dürstende erstickt wird. Alles weiblich und jüdisch Wertvolle wird entweder nicht beachtet oder möglichst bekämpft, wenn es sich nicht in das vorgefaßte Schema einfügt. Und doch wäre es so notwendig, daß aus den heutigen besten weiblichen Individualitäten, die, nachdem sie in dem altjüdischen Frauentypus keine Lebensmöglichkeit mehr sehen, sehr oft eigentlich nichts anderes anstreben, als eine Gleichstellung mit allem Männlichen, die basiert in einer Aufhebung des Weiblichen, sich ein neuer, wirklich weiblicher Frauentypus bildet. Wenn wir überhaupt an eine weibliche Individualität glauben, und nach den naturgegebenen Grundlagen muß ja das Weib eine andere

Persönlichkeitsentwicklung nehmen als der Mann, so ist es notwendig, diese Individualität in Verhältnisse zu versetzen, die ihr eine freie, aus dem Natürlichen aufsteigende und ungehemmte Entwicklung möglich machen. Auch für die, welche sich äußerlich befreit haben, kann wirklich innere Befreiung des Eigensten nur dann geschehen, wenn sie sich nicht bedingungslos nach der Geistesrichtung des Mannes bilden, was zu leerer Nachahmung führen könnte, sondern indem sie versuchen, aus sich selber heraus ihre Eigenart zu entwickeln und fruchtbarer zu machen. Und eine Tat, die vielleicht doch noch viele jüdische Mädchen retten könnte vor dem Untergang in ihrer Umgebung, wäre, ihnen den Weg zu weisen zu der Aufgabe, deren Lösung nur sie geben können, und die ist, in dem sich neu erhebenden jüdischen Volke den Grundzug zu einer Weiblichkeit zu finden, die als eine dem Volke untrennbar verbundene Eigenart in ihm wirkend und fruchtbringend werden kann. Marie Popper.

Über das jüdische Berufsproblem.

I.

Wenn wir die berufliche Gliederung der Juden in West-Europa in einem geometrischen Bilde veranschaulichen wollen, so können wir sie — in Anlehnung an einen im letzten Heft des »Juden« veröffentlichten Aufsatz Ruppins — mit einer Pyramide vergleichen, deren Unterteil die kommerziellen Berufe einnehmen, daran anschließend die intellektuellen, im oberen Drittel finden wir das Handgewerbe und schließlich an der Spitze die Landwirtschaft. Für die Juden in den ost-europäischen Ländern verschiebt sich das Bild insofern, als dort die gewerblichen Berufe — Hand- und Industriearbeit — die intellektuellen überwiegen. Versuchen wir die Berufsgliederung eines Volkes darzustellen, das in einem gemischt agrikulturell-industriellen Staate lebt, so finden wir dort die umgekehrte Reihenfolge. An der Grundfläche sitzt die Landwirtschaft, dann folgt das Hand- und Industriegewerbe, der Handel und schließlich die intellektuellen Berufe.

Die Gründe dieser Anomalie reichen weit zurück, so weit zurück schon, daß die Deklassierung der Judenheit, als welche ihre dermalige Berufsgliederung zu bezeichnen ist, der Majorität nicht mehr als solche bewußt ist. Sie beginnt mit der ersten Auswanderung von Juden aus Palästina, mit der Blüte des jüdischen Handels in Ägypten, sie findet ihre Fortsetzung und Verstärkung in der ersten und zweiten Vernichtung der staatlichen Selbständigkeit der Juden. Damals ist der Zusammenhang zwischen Juden und Erde so gründlich zerschnitten worden, daß er nicht wieder aufleben konnte. In unheimlicher Progression wächst die Verdrängung der Juden aus den produktiven Berufen in den Ghettis. Nach dem Verbot Land zu kaufen oder zu pachten, das Verbot der Ausübung zünftlerischen Handwerks, ja selbst des ständischen Warenhandels. Gerade

die am meisten verachteten Formen des Handels, der unlautere Geld- und der Hausierhandel, werden dem jüdischen Volk als Domäne zugewiesen. Sie sind die natürliche Ursache der beklagenswerten Erscheinungen der Gegenwart. Unfaßbar scheint es nur, daß die Zerstörung der Volkspsyche nicht noch größer wurde; dem, der die Fülle von Wundern kennt, die das religiöse Leben der Juden im Ghetto bedeutet, ist auch das erklärlich. Die Emanzipation durchbricht die jahrhundertelange Stagnation in der Berufsbildung der Juden. Der ausgeprägte Sinn für sozialen Aufstieg, der durch städtische Inzucht verschärfte und überscharfe Intellekt, die endämonistischen Tendenzen der jüdischen Eltern, die Eitelkeit und Karrieresucht der Kinder, verbunden mit den assimilatorischen Bestrebungen, haben eine rapide Verschiebung in der Richtung der höheren und höchsten Berufe hervorgerufen. An ihrem Kulminationspunkt stehen wir heute — nicht einmal hundert Jahre nach ihrem Beginn —, die wir die Tausende jüdischer Juristen, Ärzte, Professoren, Techniker, Literaten, höheren kommerziellen Beamten sehen, die täglich den Empörungsschrei von der Beherrschung des öffentlichen und des Geisteslebens der Nationen durch die Juden vernehmen. Und an diesem Kulminationspunkt müssen wir uns fragen: Darf diese Unnatürlichkeit weiterbestehen, ja gefördert werden oder heißt es nicht vielmehr, die höchst bedrohlichen Anzeichen der Reaktion bei den Wirtsvölkern der Juden beachten? Fühlen wir nicht die Widersinnigkeit des Boykotts und Pogroms, der sich wellenartig vom Osten nach dem Westen bewegt, im Vergleich zur Präsidentschaft Kurt Eisners; können wir überhaupt noch anders sagen, als »Schluß mit all dem und um jeden Preis« gleichgültig, ob wir an Erez Israel denken ober nicht? Muß die Spur des jüdischen Blutes noch röter, der Schade an geplündertem jüdischen Gut noch größer, die Schande jüdischer Skribenten und Politiker noch zum Himmel stinkender werden, ehe Besinnung und Umkehr eintritt? Was soll die Torheit der für die Jugend »Verantwortlichen«, die Gewissenlosigkeit der fürsorglichen »Ratgeber«, die Verlogenheit der »Karriere« und alles »sozialen Aufstieges«, den verbrecherischer Leichtsinn dieser so übel beratenen Jugend selbst mehr erhellen als die gegenwärtige Lage?

II.

Wandlung tut not. Das spüren alle; die Völker, die den Juden den Aufstieg in gewisse höhere Berufskategorien zu verwehren beginnen und Unabhängigkeit vom jüdischen Kapitalismus und jüdischen Unternehmertum suchen, die Judenheit, die den »Glaubensgenossen« peinlichste Rücksichtnahme auf die Empfindungen dieser Völker, größte Zurückhaltung vor Publizität empfiehlt, die Juden in hohen Stellen, die aus Angst, des Günstlingswesens beschuldigt zu werden, gegen jüdische Untergebene besonders rigoros sind, die jüdischen Unternehmungen, die für gewisse Zweige »arisches« Personale suchen. Von den Vätern, die sich und ihre Kinder des vermeintlichen sozialen Aufstieges wegen taufen lassen, Namensänderungen vollziehen, zu antisemiteln beginnen, zu den Söhnen, die um der Verwirklichung jüdischen Lebens willen auf Karriere

verzichten und produktive Berufe aufsuchen, die jüdischen Gebräuche unter dem Schutt der Tradition hervorziehen, die vergessenen jüdischen Namen mit der Liebe der Heimfindenden stammeln, vollzieht es sich: Umkehr.

Für uns gibt es aber beim Anblick dieser Versuche nur einen Gedanken: wie die Berufsumschichtung — unter diesem Namen pflegt man die Fülle aller Einzelvorgänge, die zu einer Veränderung in der beruflichen Gliederung führen sollen, zusammenzufassen — vor sich gehen muß, damit sie vom größten Nutzen für das Wohl der Gesamtheit wie für das des Einzelnen sei. Welche Institutionen, Ämter, Schulen, Fonds nötig sein werden, um sie so zu gestalten, daß sie ohne Schaden an der jüdischen Wirtschaft verlaufe, keine wertvolle Position verlorengebe, daß sie aber zugleich eine Berufsgliederung schaffe, in der jeder den seiner Begabung entsprechenden Platz finde und die durch Geldesmacht erkauften Vorteile der Stellung in der Gesellschaft zu nichte werden. Eine so ungeheuere Aufgabe ist das, daß bis nun noch nicht einmal an ihre theoretische Konzeption geschritten wurde und alles in dieser Richtung Unternommene unbemerkt, dem ordnenden Eingriff der Organisation entzogen, durch allerhand Zufälle und Willkürlichkeiten bestimmt, verlief. Es mochte freilich noch vor kurzem als Abenteuerlichkeit erscheinen, Planmäßigkeit, Einheitlichkeit und Unterordnung zu fordern, in Dingen, die als »unveräußerliche Menschenrechte« »heilig« und »jedem Eingriff« der Gesellschaft entzogen galten, heute, da es keines dieser »unveräußerlichen Menschenrechte« mehr gibt, das nicht unzählige Male mit Füßen getreten worden wäre, heute, da es aber auch klar und offensichtlich geworden ist, wohin individuelle Freiheit in Wirtschaftsfragen führt, heute schließlich, da es das jüdische Volk als vornehmste Pflicht empfinden muß, alles zur Verwirklichung seines vollen völkischen Lebens daranzusetzen, heute ist dieser Einwand null und nichtig. Einheitliche Leitung der Berufswahl muß uns zumindest ein ebensolches völkisches Axiom werden, wie einheitlicher Kolonisationsplan oder Gemeineigentum an Grund und Boden für Erez Israel. Es ist die unumgängliche Prämisse dieser beiden, es schafft aber darüber hinaus im Galuth und in Erez Israel Konsequenzen noch gewaltigerer Art.

III.

Wie werden wir den Forderungen Planmäßigkeit, Einheitlichkeit und Unterordnung gerecht? Bevor wir an ihre Auslegung herangehen, müssen wir uns darüber klar werden, in welcher Weise die Berufswahl des Jugendlichen sich zu vollziehen pflegt, welche Faktoren bei ihr mitspielen, wie sich das Bild von der »Berufung«, das den Jugendlichen bei der Berufswahl erfüllt, sofern er edlen Sinnes ist, sich zum Bilde der »Erwerbsmöglichkeit« verschiebt, was die Ursache dessen sei, daß die Zahl derer, die einen »richtigen« Beruf ergreifen und denen schwere Enttäuschungen erspart bleiben, gar so gering ist, ob und wie ein Eingriff der Gesamtheit in diesen Komplex von höchstpersönlichen Fragen, Wünschen, Erwägungen, in diese Schicksalsbestimmung des einzelnen erfolgen kann.

Dem, der ein starkes Jugendleben hat und am Leben einer Anzahl von Jugendlichen Anteil nimmt, muß es immer von neuem mit Staunen und Bestürzung erfüllen, in welch unerhört bagatellisierender Art die Berufsvorbereitung und die Berufswahl des Jugendlichen behandelt wird. Es ist ihm unbegreiflich, daß der Staat, der den Riesenbau des Schulwerks aufführt, regelmäßig an seiner Spitze leeren Raum läßt und keine ernsthaften Anstalten trifft, um die Kluft zwischen Schule und Leben zu überbrücken, daß die Schule selbst, die in letzter Zeit ein so großes Bestreben zeigt, das Leben der Jugend und nicht nur ihren Unterricht zu umfassen, dieser entscheidenen Frage bloß so viel einräumt, daß sie vor Abgang der Schüler, deren Berufswahl registriert, um nach durchgeführten statistischen Erhebungen zu erkennen, daß kaum ein Drittel der Schüler die angegebenen Berufe wirklich ergreift, daß also die Berufsvorbereitung und Berufswahl dem Gutdünken und der Erkenntnis der Eltern und sonstigen innerhalb der Familie maßgeblichen Personen überlassen ist, daß hier die Parallele zu der ersten großen Unterlassungssünde vorliegt, die die Gesamtheit in unbegreiflicher Überschätzung der Fähigkeiten der Familie begeht, nämlich der Erziehung und daß diese zweite die schädlichen Folgen der ersten verdoppelt. Wir haben aber diese Tatsache als gegeben zu betrachten und müssen uns, ohne auf die Motive, die die Gesamtheit zu diesem Vorgehen veranlassen, näher einzugehen, darauf beschränken, den Verlauf der Berufsvorbereitung und Berufswahl innerhalb der Familie zu betrachten. (Es ist klar, daß er in innigstem Zusammenhang mit der Familienerziehung überhaupt steht, der Leser dieser Zeitschrift wird aber eine genügend klare Vorstellung von deren Wesen haben und auf eine breite Darstellung hier verzichten können.)

Dem individuellen Eingriff am meisten entzogen ist die Berufsvorbereitung in der allgemeinen Volksschule, deren Besuch Pflicht ist. Und schon hier tritt die Sonderstellung des Judentums hervor, schon auf dieser ersten Stufe ist seine Lage ungünstiger als die aller anderen Kulturvölker. Denn während im Osten der Volksschulbesuch eine den Massen des jüdischen Volkes fremde Erscheinung ist und bei der überwiegenden Mehrheit durch den Besuch des »Cheder« abgelöst wird, wächst im Westen, mit dem zunehmenden Reichtum, das Bestreben der jüdischen Eltern, ihre Kinder der Berührung mit Angehörigen anderer sozialer Schichten zu entziehen und sie isoliert von besonders gelehrten — will heißen besonders unpädagogischen und einseitigen — Lehrkräften unterweisen zu lassen. Auf der Mittelstufe ist die Zahl der möglichen Varianten weitaus größer, hier wird zumeist, für den Verlauf der nächsten Jahre zumindest, oft aber auch für Lebensdauer, Schicksal und Tätigkeit des Kindes bestimmt. Und hier setzt also auch schon die ganze Unüberlegtheit, Verständnislosigkeit für die Kinderpsyche, Vermengung von unklaren wirtschaftlichen Anschauugen mit unklaren Anschauungen über den Sinn des Lebens ein, durch welche die Berufsbestimmung durch die Familie charakterisiert ist. Und auch hier werden die Schwierigkeiten für das Judentum noch verschärft. Der jüdischen Familie als der Angehörigen einer oder bestenfalls zweier Berufsklassen, verwurzelt in der Anschauung, daß produktive Berufe für Juden ein Unding

seien, fehlt jede Großzügigkeit, jeder Weitblick für Wirtschaftsgestaltung, jede Unbefangenheit bei der Abschätzung der einzelnen Berufe. In der jüdischen Familie wirken aber auch stets in besonders starkem Maße gefühlsmäßige Einstellungen bei der Berufsbestimmung mit, so der Beruf des Vaters oder anderer Familienangehöriger oder Verwandter, die »ihr Glück« gemacht haben, die zufällig sich bietende Gelegenheit, daß das Kind von einem Anverwandten zu irgend einem Geschäft angelernt werden kann, ganz besonders aber der ungeheuer starke Wunsch nach sozialem Aufstieg und materieller Sicherheit des erwählten Berufes. Wer je erlebt hat, auf welche Weise hier Kinder mit ausgesprochener Spezialbegabung zur Erlernung irgend eines völlig gegensätzlichen Berufs verhalten werden, wie andererseits die unklare Vorstellung, ein möglichst langer und komplizierter Schulbesuch mache besonders fähig, den Grund zum jüdischen Geistesproletariat legt, wie jede Festlegung und Ertüchtigung in einem Wissenszweig oder einem Handwerk verhindert wird durch die Sucht, das Kind von möglichst vielem gleichzeitig wissen zu lassen, wie diese Sucht auf eine Fremdsprache deren zwei oder drei, darauf die mechanische Erlernung von musikalischer Fingerfertigkeit, Kurse, Vorlesungen, häuft und die flache Vielwisserei und Wenigkönnerei züchtet, die das hervorstechendste Merkmal der Kinder unserer »besseren« Leute bildet, weiß, was die Berufsbestimmung in der Familie auf dieser Stufe der Schulbahn zu bedeuten hat und woher die innere Untüchtigkeit und die innere Leere im heutigen jüdischen Berufsleben rührt.

Der Teil der Jugend, der auf dieser Stufe die Schule verläßt, um eine Stelle im Handel, im Gewerbe oder in der Industrie zu besetzen, scheidet aus unserer Betrachtung aus. Für ihn ist eine vorläufige Entscheidung getroffen, für ihn tritt der Einfluß der Familie auf die endgültige Berufswahl zurück, um sich erst in für uns untergeordneten Fragen, wie Finanzierung bei Etablierung etc. wieder bemerkbar zu machen. Aber auch der in Mittel-, Fach- und höheren Schulen verbleibende Teil unterliegt nicht mehr dem Einfluß der Familie allein, für ihn werden Anschauungen von Freunden, die Berufswahl älterer Kameraden, bei Bildung eigenen Urteils mitbestimmend. Diese drei Faktoren haben, abgesehen von ihrem jeweiligen Wert, die gleiche Fehlerquelle, die Einseitigkeit, die aus der Bekanntschaft mit einem sehr geringen Teil der Berufsmöglichkeiten resultiert. Es sind auch schon Standesvorurteile, Wünsche nach glattem und vergnüglichem Leben, Ehrgeiz, Machtbedürfnis, kurz Erziehungsfrüchte aller Art wirksam. Und die Entscheidung nach der anderen Seite hin ist doch so unsagbar schwer, es scheint doch so vermessen, den eigenen schüchternen Gefühlen zu folgen gegen die kompakte Masse der Verwandtschaft, die anders gewählt hat und bei der alle Machtmittel von der Entziehung des Taschengeldes angefangen bis zur Enterbung, Ächtung liegen. Und gibt es schon Fälle, in denen die Wahl dem Jugendlichen freigestellt wird, so geschieht das zumeist unter der stillschweigenden Voraussetzung, die Wahl werde sich innerhalb der durch Stand und Erziehung gebotenen Grenzen bewegen und etwa zwischen Bankdirektor und Landesgerichtspräsident variieren.

Und stünde die Sache noch viel günstiger, bestünde tatsächlich volle Freiheit der Wahl, ja selbst teilweise Freiheit in der Wahl der Vorbereitung, wo in aller Welt gibt es eine Institution, die dem jüdischen Jugendlichen Rat schaffen könnte, ihm die Größe des Gebietes zeigte, das ihm offen steht, ihn zur Erkenntnis seiner Begabung brächte, deren unbestechlicher Richter sie ist? Und das alles nicht nur, wie es bei andern Völkern möglich ist, in der selbstverständlichen Erwartung, daß die Volkswirtschaft allein und ohne Zutun die Berufsbildung regle, sondern so, daß eine jüdische Wirtschaft aufgebaut werde aus dem Chaos des Parasitentums, das jetzt fälschlich diesen Namen führt?

Die Folgen der Berufsbestimmung durch die Familie mit oder ohne Wollen des Beteiligten sind eine unübersehbare Verkettung von Widrigkeiten. Die Berufswahl wird vorerst ihres Charakters als Entscheidung entkleidet, dadurch, daß der Entscheid sich auf lächerliche Geringfügigkeiten erstreckt. Dem jungen Menschen wird möglichst wenig zum Bewußtsein gebracht, daß sie von der höchsten Bedeutung für sein Leben ist und daher seiner ausschließlichen Selbstbestimmung unterworfen sein müßte. Das durchaus richtige Bild, das sich der Jugendliche von seinem Berufe als etwas, was des ganzen Einsatzes des Lebens würdig ist, macht, wird zur Farce des Erwerbs, nach dessen »Mühen« man »Vergnügungen« aufsuchen muß. Dadurch, daß fast nirgendwo die so wünschenswerte innige Verbindung von beruflich Tätigen, und zwar von guten Vertretern des Berufszweiges mit den Heranwachsenden, die in ihn eintreten sollen, besteht, werden ganz falsche Vorstellungen über das Wesen des Berufes hervorgerufen, wie viele gibt es, die so Tag für Tag dem Fallstrick von Blendern erliegen. Der Mangel an Selbstbestimmung erschwert die Berufsfreudigkeit, und das so sehr, daß sie heutigentags zu den größten Seltenheiten, besonders in den »mittleren« Berufen, zählt, daß das Gefühl von Schaffensfreude, das Gewerbe und Handwerk in früherer Zeit zu den unübertrefflichen Leistungen befähigte, heute völlig verschwunden ist. Die Tatsache, daß das Beamtentum, der Beruf, der sich durch größte Unselbständigkeit, festeste Normen, langweiligste Eintönigkeit auszeichnet, heute einer der vielbegehrtesten ist, kennzeichnet ihren Verfall. Liebhaberei, Dilettantenkunst, Sport und Poeterei sollen Ersatz bieten für das graue Einerlei des ungeliebten Erwerbes, herausreißen aus dem Strom rastloser Betriebsamkeit, nervenpeitschende »Vergnügungen« sollen Ersatz bieten für das ruhige Freudegefühl, das den wahrhaft schaffenden Menschen erfüllt.

IV.

Andeutungsweise ist uns jetzt klar, wie sich der Akt der Berufsvorbereitung und Berufswahl beim jüdischen Jugendlichen vollzieht, klar auch, daß er den Eingriff der Gesamtheit zur Steuerung der größten Übelstände hervorruft. An diesen stellen wir nun nochmals die Forderung der Planmäßigkeit, Eindeutigkeit und Unterordnung. Wie ist sie zu erfüllen?

Von vornherein ist klar, daß es sich um zwei prinzipiell gleiche, aber in der Art der Ausführung erheblich verschiedene Dinge handelt, daß

nämlich der Eingriff im Galuth völlig verschieden ist von dem in Erez Israel.

Alle Veranstaltungen zur Lösung des Berufsproblems im Galuth kranken an drei organischen Fehlern: an der Ungewißheit über das Tempo und die Art des Aufbaues des palästinensischen Gemeinwesens, an der Unübersichtlichkeit und an den ununterbrochenen Veränderungen der jüdischen Wirtschaft im Galuth, die die Aufstellung einheitlicher Grundsätze fast unmöglich machen und an der Nebelhaftigkeit der Vorstellung, die der Begriff »jüdische Wirtschaft im Galuth« überall erweckt, an dem eingebürgerten Vorurteil, daß es eine allgemeine jüdische Galuthwirtschaft und daher eine einheitliche Regelung ihrer Erfordernisse nicht geben könne. Theoretische Argumentation ist hier völlig überflüssig, diese drei Tatsachen bestehen, und wer daran geht, das jüdische Berufsproblem im Galuth zu lösen, muß mit ihnen als gegebene Faktoren rechnen. Diesen Hauptschwierigkeiten steht aber auch ein großer Vorteil gegenüber, nämlich der, daß hier ein durch keinerlei Parteikämpfe zerstörtes Arbeitsfeld ist und daß dieses von Anfang an nach den besten und neuesten Erfahrungen bebaut werden kann. Damit dieser Vorteil wirksam werde, tut nur eins not: die allgemeine Erkenntnis, daß es gewisse Aufgaben gibt, die dem Judentum in aller Welt, unbeschadet der besonderen staatlichen Zugehörigkeit seiner Teile, zufallen und einvernehmlich von ihm gelöst werden müssen. Wie der Aufbau des palästinensischen Gemeinwesens aus einer Partei- zu einer Volksangelegenheit geworden ist, so muß es auch mit der Lösung des Berufsproblems geschehen. Den Zionisten fällt auch hier wieder die Pflicht des Wegmachers zu und mit vollem Recht, denn **sie** haben an einer Berufsumschichtung das unmittelbarste Interesse.

V.

Es ist meine Überzeugung, daß es nur eines erfolgreich inaugurierten Teilversuches bedarf, um Nachahmung hervorzurufen, wo nur überhaupt Juden gemeindeweise beisammen leben. Das Bild eines solchen Teilversuches wollen wir nun vorerst betrachten, um nachher zu finden, was für die Zusammenfassung zu einem System gültig ist. Ein solcher Teilversuch liegt in dem Plane zu einem jüdischen Berufsamt in Wien vor, das seine Wirksamkeit vorläufig über Deutschösterreich erstreckt und das bestrebt ist, ähnliche Institutionen auch in den übrigen Teilen des ehemaligen Österreich-Ungarn ins Leben zu rufen, weil die Judenheit dieser Länder noch eine so innige Verknüpfung wirtschaftlicher, ethnischer und ethischer Art aufweist, daß der Versuch, auf Deutschösterreich beschränkt, von vornherein zu wenig lebensfähig wäre.

Zweierlei Aufgaben hat dieses jüdische Berufsamt. Zur ersten zählen: das Studium aller Vorgänge im jüdischen Wirtschaftsleben, welche die Bildung von Berufen bestimmen, dazu gehört die genaue, auf statistische Erhebungen gestützte Kenntnis der Berufsgliederung der Juden in jedem Orte, wo sie gemeindeweise leben, ihre Erwerbsbedingungen, deren Prosperität, ihre soziale Stellung, eine ebenso genaue Kenntnis der Wirtschaft und des Wirtslandes, sowie insbesondere ein Überblick über die

Art und Weise, in der sie sich entwickelt, die statistische Erfassung der gesamten der Volksschule entwachsenen Jugend, sei sie nun im Erwerbe tätig oder in einer höheren Schule, ihr Anteil an den einzelnen Erwerbs- und Bildungszweigen, ihre Befähigung für gewisse Spezien, die Frequenz gewisser Schulkategorien, schließlich eine lückenlose Kontrolle der Berufswahl der Jugend selbst. Diese Dinge fallen zum Teil in den Bereich der Wirtschaftspolitik und Wirtschaftspsychologie, zum Teil in den der Statistik. Beide müssen daher in diesem jüdischen Berufsamt vertreten sein und es ist überflüssig zu sagen, daß die Leitung dieser für die jüdischen Verhältnisse besonders schwierigen Aufgaben nur Fachleuten von bester Art übertragen sein kann. Die Tätigkeit dieser beiden Abteilungen ist die Grundlage, auf der die gesamte übrige Forschung baut.

Wir wissen aber, daß bei der Berufswahl einerseits in hervorragender Weise psychische Momente wirksam sind und daß anderseits die einzelnen Berufe ganz bestimmte psychische und physische Voraussetzungen haben. Die Verbindung dieser beiden Tatsachen hat die Berufsberatung hervorgerufen. Ihr Studium ist die weitere höchst wichtige Aufgabe des Berufsamtes. Bei ihrer Durchführung ergibt sich die Schwierigkeit, daß Psychologie der Berufsvorbereitung und Berufswahl vielleicht die jüngsten Wissenszweige auf dem Kontinente sind und ihre praktische Durchführung in Deutschland beispielsweise sich auf sehr wenige Fälle beschränkt. Dort wird sie nur bei einigen »Berufseignungsprüfungen«, vorwiegend der »mittleren« Berufe, und bei der »Auswahl der Begabten« angewendet. Das jüdische Berufsamt hat sich mit all diesen Versuchen aufs ernsteste zu befassen, es hat aber auch insbesondere die amerikanischen Methoden der »Berufseignung« zu prüfen, die sich dort in Konsequenz des Taylor-Systems ergaben und zu einer erheblichen besseren Qualifizierung geführt haben. Man glaube ja nicht, daß durch diese Versuche eine »Mechanisierung« der Berufswahl hervorgerufen wird, sie sind — wobei wir vorläufig von ihrer autoritativen Geltung ganz absehen wollen — die einzige Gewähr für Begabtenauslese und Wahl der geeigneten Berufe, durch sie allein wird aber auch die Berufsumschichtung der Juden so gestaltet, daß sie so wenig als möglich Schiffbrüchige, Enttäuschte, Unfähige im Gefolge hat und daß die Juden möglichst rasch in den neuen Gebieten, denen sie sich zuwenden, zu Erfolg gelangen.

Von besonderer Bedeutung wird sie beim Aufbau des jüdischen Schulwerks und bei der Ausbildung seiner Lehrkräfte. Die Gelegenheit, die sich hier dem Judentum bietet, muß voll ausgenützt werden, sie bringt nicht nur ihm, sondern der ganzen Menschheit Nutzen. Von vornherein müssen also unsere Lehrer ihr Augenmerk auf die Eigenart der kindlichen Psyche richten. Es muß ihnen bei entsprechender psychologischer Ausbildung — deren Voraussetzungen ja heute bereits bestehen — gelingen, aufs genaneste die Eigenschaften und die Begabung jedes einzelnen ihrer Schüler kennen zu lernen. Die »berufspsychologischen Beobachtungsbogen«, die sie über ihre Schüler führen und die wahrlich höheren Wert als die bisnun gebräuchlichen Zeugnisse haben werden, begleiten den Schüler bis zu seiner Schulentlassung. Besondere »Test's«, die von Zeit

zu Zeit veranstaltet werden, überprüfen die Richtigkeit der Eintragungen. Dem jungen Menschen an Hand dieser langjährigen Beobachtungen genauesten Aufschluß über seine Fähigkeiten geben zu können, wird ein leichtes sein.

Auf der anderen Seite ist es notwendig, entsprechende psychologische Charakteristiken aller Berufe zu besitzen. Das jüdische Berufsamt wird sich diese auf dem gebräuchlichen Wege der Enquete mittels Fragebogen verschaffen. Außerdem stehen ihm natürlich alle auf diesem Gebiete bisher erzielten Resultate der Berufspsychologie zu Gebote.

Die zweite große Aufgabe dieses jüdischen Berufsamtes ist die Durchführung der Beratung selbst, die Einflußnahme auf die Berufswahl der Jugendlichen, die Verteilungen des Kräftezuflusses auf die Gebiete jüdischer Wirtschaft, die ihn benötigen. Und hier erweist sich die Forderung realisierbar, die eine Konsequenz der eingangs gegen die Berufsbestimmung in der Familie vorgebrachten Bedenken ist: die Verlegung der Berufsberatung aus der Familie weg in eine Institution, die nur dem Einflusse der Gesamtheit untersteht und deren Leitung nur unter dem Gesichtspunkt des Wohls der Gesamtheit mit größter Rücksichtnahme auf das des einzelnen erfolgt, eben in das erwähnte Berufsamt und unter eben diese Leitung, die die vorerwähnten Studien durchgeführt hat und weiter durchführt. Es ist aber weit mehr nötig, als die bloße Realisierbarkeit der Forderung, der Berufsvorbereitung und Berufsberatung, wie sie durch dieses Amt erfolgt, muß vielmehr eine möglichst große Machtvollkommenheit zuteil werden, die ihm ein Übergewicht verleiht, da sich gesetzliche Vollmachten, welche das Richtigste wären, kaum werden erteilen lassen, wird man zu einer Art »Meistbegünstigung« greifen müssen, man wird also etwa den unter der Kontrolle des Berufsamtes Stehenden oder von ihm Beratenen erleichterte Ausbildungsmöglichkeiten, Unterstützungen etc. gewähren, man wird bei Stellenbedarf in erster Linie auf die vom Berufsamt Empfohlenen Rücksicht nehmen und anderes mehr.

VI.

Es scheint mir notwendig, diese Erörterung über das Theoretische hinaus so zu gestalten, daß jeder, der sie vernimmt, wisse, was augenblicklich im Gange ist und welcher Grad von Durchführungswahrscheinlichkeit jeder einzelnen Forderung eignet. Nun, dies alles ist Plan des jüdischen Berufsamtes in Wien, von diesem Plan ist einstweilen das Folgende Wirklichkeit geworden oder wird es im Verlaufe der nächsten Zeit werden. In der Erkenntnis, daß zwar augenblickliches Handeln not tut, daß aber das meiste, soll es nicht klägliches Dilettieren sein und bleiben, gründlicher Vorbereitung und einer großen und geschulten Schar von Mitarbeitern bedarf, begnügten wir uns damit, eine Schulberatungsstelle und einen Arbeisnachweis für gewisse Arbeitskategorien zu errichten. Die Schulberatungsstelle, die an einer umfangreichen und exakten Schulstatistik arbeitet, führt drei Arten von Beratungen durch: solche, bei denen der Anfrager im allgemeinen zu irgend einem Beruf, z. B. zur Landwirtschaft, entschlossen ist und nun über Schulen, Lernzeit, Kosten, Aus-

sichten etc. informiert werden will. (Eigentliche Schulbahnberatung, sie erfüllt gleichzeitig die Aufgabe der Kontrolle der Berufswahl und wird bei genügender Frequenz ein genaueres Bild von Strebungen und Bedürfnissen der jüdischen Jugend in Deutschösterreich ergeben.) Solche, bei denen der Anfrager im Ungewissen ist, ob die Vorstellung, die er von »seinem« Beruf hat, richtig sei, ob er alle Nebenumstände genügend ins Kalkül gezogen habe etc. Hier ist es notwendig, möglichst genauen und detaillierten Aufschluß zu geben und anzuleiten zur gründlichen Beschäftigung mit allen Fragen des erwählten Berufes. Das soll durch eine reichhaltige Bibliothek unterstützt werden, in der der Jugendliche mit dem Wesen und den Anforderungen der einzelnen Berufe vertraut wird. Die dritte Art sind diejenigen Jugendlichen, die fragen, »was soll ich werden?« Hier positive Antwort zu geben, ist unser Berufsamt dermalen noch nicht imstande und wird es vielleicht auch in Zukunft nicht sein. Hier ist nur der folgende Weg gangbar: der Jugendliche wird von Zeit zu Zeit vorgeladen und der Berater sucht durch ausgedehnte freundschaftliche Gespräche ein Bild des jungen Menschen zu bekommen. »Schwierige« Fälle werden wohl auch unter die besondere Obhut eines bestimmten Mitarbeiters gestellt werden müssen. Im Verlaufe der Zeit ist es nun möglich, durch Eliminierung von Berufstypen, zu denen offensichtlich weder Begabung noch Liebe vorhanden ist, den zur Wahl offenstehenden Kreis zu verkleinern. Die Grenzen, bis zu denen dies geschehen kann, hängen natürlich von der Individualität des Jugendlichen und vom Geschick des Beraters ab. Zu dieser Eliminierung glauben wir uns auch bei stattgehabter Wahl berechtigt, sofern sie auf unnütze oder gar gemeingefährliche Berufe gefallen ist, sofern auch ohne tiefere Kenntnis der jüdischen Wirtschaft klar zutage liegt, daß ein Zufluß in dem gewählten Berufszweig die jüdische Gesamtheit schädigt, schließlich sofern eine offensichtliche Diskrepanz zwischen Begabung und gewähltem Beruf besteht.

Der Arbeitsnachweis ist auf Vermittlung von landwirtschaftlichen und gewerblichen Stellen beschränkt und hat, um einem gegenwärtig dringlichen Bedürfnis Genüge zu leisten, die Vermittlung für jüdisches Lehrpersonale und jüdische Kinderpflege mit übernommen. Er benützt die gebräuchlichen Methoden der öffentlichen Arbeitsnachweise, mit denen er in Ausgleich treten wird und denen er die außerhalb seines Arbeitsfeldes liegenden Ansuchen übermittelt.

Wir treffen ferner Vorbereitungen für die Enquete über die psychologische Charakteristik einzelner für uns besonders wichtiger Berufstypen, für die eine solche noch nicht besteht, und beraten den Entwurf eines psychologischen Beobachtungsbogens, der in den verschiedenen Jugendgruppen versuchsweise eingeführt werden soll. Damit parallel soll ein Lehrkursus für berufspsychologische Beobachtung gehen, an dem Hörer des jüdischen Pädagogiums, Führer und Leiter von Jugendgruppen teilnehmen werden. Schließlich ist die Anlage einer umfassenden und planmäßigen Wirtschaftsstatistik in Aussicht genommen.

Schon jetzt aber ist die »Ausbeute« des geringen vorhandenen Tatsachenmaterials so fruchtbringend, die Fülle der Anregungen, die sich im

Verlaufe der Tätigkeit ergeben, so groß, daß für die Zukunft die allergünstigsten Aussichten bestehen.

VII.

Aus dem bisher Vernommenen wird zur Genüge klar geworden sein, wie ein jüdisches Berufsamt für eine bestimmte Gemeinde oder für einen bestimmten Landstrich aussehen muß. Unschwer ist es nun, sich die Zusammenfassung gleicher Ämter im Lande zu einem System mit einer Zentralbehörde an der Spitze vorzustellen. Aus zwei Gründen ist eine solche Zusammenfassung schon in der nächsten Zeit erforderlich.

Der erste ist der im Wesen einer jeden Zentralisation gelegene Vorteil, erst sie erfüllt vollständig die Forderungen der Planmäßigkeit und Einheitlichkeit und erst sie ist das Organ, dem sich alle bisnun auf Lösung des Berufsproblems unternommenen Versuche und schließlich auch die maßgebenden Körperschaften unterordnen werden. Von weit höherer Warte wird hier die Lage und die Veränderung der jüdischen Wirtschaft überblickt, werden die notwendigen Dispositionen erkannt und angeordnet, wird der jüdische Arbeitsmarkt kontrolliert. Mit weit stärkeren Machtmitteln können von hier aus die Bedürfnisse der jüdischen Berufsumschichtung befriedigt, die Forderungen der jüdischen Jugend proklamiert, die Arbeitsbedingungen der beruflich Tätigen geregelt werden. Und daß zur exakten Durchführung aller wissenschaftlichen Aufgaben der Berufsforschung eine solche Zentrale unumgänglich notwendig ist, liegt ja klar zu Tage.

Das alles sind Dinge, die für die Zentralisation einer solchen Institution bei allen Völkern sprechen würden, die aber für das jüdische Volk besonders schwer wiegen, weil es infolge seiner beispiellosen Zerrissenheit ihrer noch viel mehr bedarf.

Diese Zerrissenheit angesichts der Aufgabe, in Erez Israel in kurzer Zeit ein gesundes, von allen Teilen der Judenheit genährtes, wie wir hoffen, in seiner sozialen Konzeption beispielloses Gemeinwesen aufzubauen, bildet den zweiten Grund, der für schleunigste Zusammenfassung unter eine Zentralbehörde spricht. Dieser Grund lokalisiert die Behörde auch, nämlich dort, wo sie in unmittelbarstem Kontakt mit der zentralen Behörde für Immigration und Besiedlung Erez Israels steht.

Von dieser empfängt sie Weisung darüber, was Erez Israel innerhalb gewisser Zeiträume an Menschen braucht, welche Berufskategorien, welche Altersklassen, welche Fähigkeiten. An ihr liegt es nun, diese Anforderungen an die einzelnen Zweigstellen zu verteilen und so für rascheste und beste Befriedigung des Landes Sorge zu tragen. Die Zweigstellen haben genauen Überblick über die Kapazität des Landes und seiner einzelnen Berufsklassen, sie haben die Möglichkeit, den Zufluß in bestimmte Berufskategorien zu verstärken, in andere abzuschwächen.

Und dabei eben wird kraß in Erscheinung treten, was die eigentliche Schwierigkeit der jüdischen Berufsumschichtung ausmacht, was das Fluchwürdige vergangener Jahrhunderte bedeutet. Die jüdischen Jugendlichen werden zum großen Teil nicht die Berufe ergreifen können, für die sie Begabung und selbst Neigung prädestiniert. Das Amt, das sich als Ziel die Auslese der Begabten gesetzt hat, wird vielen, vielen dieser Begabten

das Ergreifen der primitivsten Berufe anraten müssen, zur Rettung unseres Volkes, zur Rettung der kommenden Generationen. Eines ist dabei tröstlich: die Hoffnung, der jüdische Genius werde die Eintönigkeit und Geistlosigkeit so mancher Berufe wandeln und sie wieder zu wahren Berufen werden lassen, der jüdische Bauer, der jüdische Handwerker werde ein erheblich anderer Typus sein als der uns übel bekannte, und die Freude, aber auch die Anstrengung der Rückkehr zur Produktivität werde Ersatz bieten für das verdrängte Schaffensbedürfnis in anderen Gebieten.

VIII.

Erez Israel braucht aber die planmäßige und einheitliche Leitung der Berufsvorbereitung und der Berufswahl nicht nur für den Aufbau des jüdischen Gemeinwesens, es braucht sie, soll dies Gemeinwesen ein lebensfähiges und wahrhaft soziales Gebilde werden, für seinen Fortbestand. Und fürwahr, Erez Israel bietet für die Lösung des Berufsproblems all das, was sie erst zu einer tatsächlichen Lösung werden läßt. An eine Berufsumschichtung braucht Erez Israel nicht Jugendkraft und Jugendbegeisterung zu verschwenden, sondern es hat die Möglichkeit wirklicher umfassender Auslese der Begabten. Und alle eudämonistischen Bestrebungen der Familie, alle käuflichen Vorteile der Jugenderziehung, alle Berufsvorrechte der Reichen kann es und muß es von vornherein zunichte machen, indem es seinen Berufsämtern den notwendigen, gesetzlichen Rückhalt gibt. Bald, sehr bald muß das geschehen, mit dem Beginn einer Masseneinwanderung und Massensiedlung muß die zu schaffende Organisation in ihren Grundzügen bereits festgesetzt sein.

Wie hat diese Organisation auszusehen? Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei es gleich hier gesagt, daß die oberwähnte Stelle bei der obersten Immigrationsbehörde zur Galuthorganisation zählt, an deren Spitze sie steht. Die Struktur der Berufsämter in Erez Israel aber wird sich erheblich von denen im Galuth unterscheiden, eben durch die günstigen Umstände, die Abbruch und Neubeginn wie selten ermöglichen und durch ihre hohe Bedeutung im gesamten Jugenderziehungswesen und auf dem Arbeitsmarkt, die ihnen von allem Anfang an zukommen muß.

Wir stellen uns nun wieder alle über das Land verstreuten Zweigstellen unter einer Zentrale zusammengefaßt vor, die ihren Sitz bei der obersten Erziehungsbehörde hat und der das Material des obersten statistischen Amtes zur Verfügung steht. Die Berufsgliederung der Einwanderer ist ihr bis ins kleinste durch die genauen Aufzeichnungen des Immigrationsamtes bekannt, sie weiß von der obersten Verwaltungsbehörde auch, welche Berufsgliederung dem Lande not tut, in welcher Art die Entwicklung der nächsten Zeit gehen wird. Die Mitteilungen der Immigrationsbehörde, die wir kurz als »Vaterberufe« bezeichnen wollen, liefern die ersten Grundlagen ihrer Tätigkeit die Erhebungen der Verwaltungsbehörden, die »Kinderberufe«, das angestrebte Ziel. Wie erreicht sie es?

Organisatorisch sehr einfach dadurch, daß das Erziehungswesen von vornherein unter ernstester Rücksichtnahme auf alle Berufsfragen aufgebaut

wird. Jeder Lehrer in Erez Israel muß die entsprechende berufspsychologische Schulung besitzen, die ihn zur individualisierenden Beobachtung jedes einzelnen seiner Schüler vom Schulbeginn an befähigt. An den Schulen Erez Israels werden keine »Versetzungen« und »Schlußprüfungen« eingeführt, sondern bloß zeitweise »Intelligenz-« oder »Eignungsprüfungen«, die »Zeugnisse« werden durch periodisch neuanzulegende »Beobachtungsbogen« ersetzt. An der Grenze zwischen allgemeinem Volks- und Spezialschulen steht die entscheidende »Begabtenauslese«. Sie hat sich aus vier Komponenten zusammenzusetzen: Vorerst aus den Bedürfnissen der Berufsgliederung des Landes, die den Zufluß zu den einzelnen Berufen limitieren und so jedes Berufsproletariat unmöglich machen. Sodann aus den Resultaten der langjährigen berufspsychologischen Beobachtung, die in den gesammelten Beobachtungsbogen vorliegen und einen ziemlich genauen Schluß auf die Begabung eines jeden zulassen. Aus dem Eindruck, den der hauptamtliche Berufsberater, der dies Amt je nach Frequenz für einen gewissen Sprengel versieht, aus dem Verlaufe der Beratungen mit dem Jugendlichen gewonnen hat, und schließlich aus den Wünschen dieses Jugendlichen selbst, die sich durch den Einfluß des Lehrers und Berufsberaters kaum in starker Divergenz zu den der Gesamtheit bewegen werden.

Was wird durch eine Begabtenauslese solcher Art erreicht? Fast scheint es zu kühn gesagt: nicht weniger als die vollständige Lösung des Berufsproblems, gewisse Bedingungen des sozialen und beruflichen Lebens vorausgesetzt, die aber in einem Gemeinwesen, das so für seine Jugend sorgt, als selbstverständlich angesehen werden können. Denn die Hauptfehlerquellen der heutigen Notlage des Berufslebens und insonderheit der vor der Berufswahl stehenden Jugend sind beseitigt. Der Familie ist jeder Einfluß auf die Berufswahl genommen, soweit er weiter geht als Rat und Wünsche. Dem Jugendlichen ist die quälende Unsicherheit, das Grübeln, der krankhafte Ehrgeiz, die unsoziale Hochmut des »Gebildeten« benommen und so eine wesentliche Reinigung der Atmosphäre der Jugendgesellschaft geschaffen. Den einzelnen Berufen werden gerade in dem Maße, als sie es benötigen, die besten überhaupt vorhandenen Kräfte zugeführt, eine Überfüllung einzelner Berufe, mit der Gefolgschaft der Arbeitslosigkeit und Deklassierung, ist von vornherein unmöglich, aber auch der Leutenot in manchen Berufen wird gesteuert und die Folge ist ein stetes Fortschreiten der Volkswirtschaft, die sofern sie nur überhaupt gesund basiert ist, Platz bietet für die wachsende Bevölkerung und den Kräftezufluß in alle Produktionsgebiete. Berufsfreudigkeit kehrt wieder, dadurch, daß jeder am richtigen Platze steht, weiß, daß die Gesamtheit in ebenso guter Weise für seine Nachkommenschaft sorgen wird und regiert wird von solchen, die dieses Geschäftes mächtig sind. Und schließlich das Bedeutungsvollste: das Streben nach sozialem Aufstieg, nach Lebensglück und materieller Sicherheit der Kinder ist von einem Gebiet abgelenkt, das der Gesamtheit Schaden brachte, dem der Kapitalsanhäufung und Rentensucht.

IX.

Hier ist der Punkt, wo die Lösung des Berufsproblems weit hinausreicht über den ihr bisnun gezogenen Rahmen, und an das soziale Problem

und an das der Regeneration der Menschheit überhaupt rührt. Wir handelten oben von gewissen Bedingungen des sozialen und beruflichen Lebens, die die angedeutete Begabtenauslese erst ermöglichen, da sie deren Voraussetzungen sind. Wir müssen sie hier anführen, da sie auch Vorbedingung dessen sind, was wir von ihr erhoffen.

Grundsätzlich muß der Gesamtheit Verfügungsrecht über den einzelnen zustehen, so zwar, daß sie die Richterin seiner Berufstätigkeit ist, und so, daß es nicht in seinem Belieben steht, die Berufe seiner Kinder zu bestimmen. Einrichtungen der Art muß es geben, daß es dem Besitzenden auf keine Weise möglich sei, durch diesen seinen Besitz seinen Kindern Vorteile in der sozialen Position zu verschaffen, die über das Maß erhöhter Bequemlichkeit hinausgehen, Einrichtungen also, durch die die Gesamtheit jedem Begabten unentgeltlich die Möglichkeit gibt, die Stellung zu erlangen, die ihm gebührt. Begabtenschulen können wir sie einstweilen nennen, die die Gesamtheit zum eigenen Wohl erhält, wirksam werden sie durch das Monopol ihrer Absolventen auf alle höheren Berufe. Einer der Haupttriebe zur Kapitalsanhäufung ist so beseitigt. Es tut aber noch ein zweites not: Gerechtigkeit bei der Wertschätzung der einzelnen Berufe. Der Begriff »höherer« Beruf darf nicht mehr ein Deckname für ein Vorrecht gewisser Klassen oder eine Staatspfründe sein, die ihrem Inhaber ein Leben herrlich und in Freuden ermöglicht, während der manuelle Arbeiter darbt. Es darf nur mehr ein »Vorrecht« vermehrter Arbeit, erhöhter Verantwortung sein, die der einzelne an solchem Platz der Gesamtheit gegenüber empfindet und das er nur kraft seiner Begabung erlangt. Es muß aufgeräumt werden mit der hierarchischen Bürokratie Europas und mit seinem Kastengeist, es muß aufgerichtet werden die Heilighaltung jeglicher Arbeit, die der einzelne innerhalb der Gesamtheit und für sie verrichtet.

Eine automatische Veränderung des Erbrechtes tritt auf diese Weise ein, eine ganz andere Art von Erbe ist nun erstrebenswert. Das jüdische Volk wird eugenisch werden, die starken positiv eugenischen Tendenzen des jüdischen Ghetto werden veredelt wieder aufleben. Die jüdischen Eltern werden nicht mehr unter Einsatz ihrer Nerven- und Geisteskraft auf Erwerb aus sein, um dem Kind ein möglichst großes Erbe zu hinterlassen, während sie durch eben ihre Tätigkeit dieses Kind von vornherein zur Degeneration verurteilen, sie werden vielmehr trachten, sich geistig und sittlich so zu vervollkommnen, daß ihr Kind ein »Begabter« werde, sie werden wissen, daß nicht Geistesschärfe allein bei der Auswahl der Begabten maßgeblich ist, sondern die Summe von Eigenschaften, die das gesamte Charakterbild ausmachen, und daß das jüdische Volk den sozialen Aufstieg zumindest ebensosehr an die Sittlichkeit wie an den Intellekt knüpfen wird. Die Prinzipien der Familienerziehung werden so von Grund auf geändert werden, der Kampf zwischen Idealismus und Materialismus in der Erziehung ist eindeutig entschieden, Familienerziehung und Schulerziehung haben ein Ziel: die Höherzüchtung des jüdischen Menschen.

X.

Unter solchem Aspekt müssen die Veranstaltungen zur Lösung des Berufsproblems in Erez Israel betrachtet werden. So groß, so bedeutungsvoll können sie werden, wenn sich die Notwendigkeit ihrer Durchführung unser aller Gemüter bemächtigt. Mögen manche der hier angedeuteten Institutionen allzu deutlich das Merkmal der Utopie an sich tragen, mag manchem die Konsequenz aus der heutigen Lage des Berufsproblems der jüdischen Jugend allzu weit getrieben erscheinen, mögen die Hoffnungen, die ich an diesen Lösungsversuch setze, manchem allzu überschwänglich dünken, die Grund-Tatsachen bleiben bestehen. An uns allen liegt es, an unserem unerschütterlichen Willen zur sozialen Gerechtigkeit, an der Bewährung unserer Liebe zum jüdischen Volke, zu verwirklichen was gefordert wurde. Der jüdischen Jugend von heute muß ein hoher Ernst innewohnen, mit dem sie an die Prüfung ihrer Lebensgestaltung herangeht, eine ungeheuere Schwere von Verantwortung vor der kommenden Generation und nur ein Gedanke, angesichts der Möglichkeit der Heimkehr nach Erez Israel: sich dieses Landes, sich dieses Volkes würdig zu erweisen und Bahnbrecher zu sein für seine strahlende Zukunft.

Erwin Kohn.

Wie ist unser Verhältnis zu unseren Eltern jetzt tatsächlich?*

Wie hat es zu sein?

Das Verhältnis, wie es jetzt besteht, ist ein unwahres, gesetzloses, auf Indolenz gegründetes, vollkommen unmögliches Etwas, denn einen prägnant-bezeichnenden Ausdruck kann man für diesen vollkommen aus Zufälligkeiten bestehenden und Zufälligkeiten anheimgegebenen Zustand nicht finden.

Wir müssen uns dieser Tatsache einer wirklich tragischen Verwirrung zwischen Eltern und Kindern klar gegenüberstellen, uns in immerwährenden Fragen an uns selbst klar machen, daß wir diesen Zustand gewaltig brechen müssen. Und uns vor allem hüten, uns durch ein ganz verlogenes Reden von »Ehren der Eltern«, von «Kindespflicht« und dergleichen Worten, die heilig geprägt, aber schändlich mißbraucht wurden, von Leuten fangen zu lassen, die Ehrfurcht predigen und doch viel zu niedrig sind, sie jemals wahrhaft fühlen zu können.

Ich glaube: unser Verhältnis zu unseren Eltern hat so zu sein, daß es eine tiefernste, bewußte Kampfstellung darstellt.

Ich glaube weiter, daß jeder einzelne von uns voll Scham sein muß, daß das Verhältnis so ist, wie es jetzt besteht.

* Diskusionsbemerkungen eines Mädchens in dem Sprechsaal des jüdischen Mittelschülerbundes in Wien.

Nicht von den Eltern dürfen wir fordern, ich glaube, daß die Eltern in der ganzen breiten Allgemeinheit schon viel zu alt im Denken, zu gleichgültig im Tun sind, als daß ihnen hier noch ein besonderer Vorwurf gemacht werden dürfte.

Doch die Jugend, die da steht mit ganzer ungebrochener Kraft, müßte sich zu einem gewaltigen Kampf finden gegen das banal gleichgültige Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, sie müßte die Kraft finden, sich vor allem von dem so ungeheuer unheilvollen Einfluß, den das jetzig bestehende Elternhaus auf alles Werdende, wahr sein Wollende und ehrlich und anständig Ringende ausübt, zu befreien.

Es kann sein, daß ich zu wenig Kenntnis von dem Einzelnen habe, doch ich glaube, daß die Jugendbewegung gerade in diesem Verhältnis im allgemeinen sehr wenig geändert hat.

Wir können wahrlich nicht sagen, daß es uns an Führern gefehlt hätte, uns wachzurütteln und den Weg zu weisen. Schon allein die Worte, die Dr. Bernfeld hier sagte, daß Auflehnung der Jugend heiligstes Recht sei, hätten wie eine unendlich große Befreiung von dem Druck sein müssen, der so lange auf uns ausgeübt wurde und waren es auch sicher für viele, und doch steht eine Masse da, unbeweglich, gleichgültig.

Aber Dr. Bernfeld sagte auch weiter, eine Jugend, die keine Auflehnung kenne, sei keine Jugend, und ich glaube, es ist wirklich so, daß vieles in uns nicht jung ist.

Könnte sonst so vieles sein, das jetzt besteht?

Könnte es sein, daß eine so große Zahl von jungen Menschen, verhältnismäßig die größte Zahl, so wenig um ihre geistige Jugendkraft weiß, daß sie ein Verhältnis, das vollkommen einer würdigen geistigen Grundlage entbehrt, bestehen läßt?

Es sind viele junge Menschen, die ganz gleichgültig irgendwie mit ihren Eltern auskommen, gedankenlos finden, daß Eltern manchmal eine recht unbequeme Sache sind, aber daß das nicht gar so arg ist und daß man im ganzen nun einmal nichts tun kann.

Es sind aber auch solche, die sagen, es wäre ihre vornehmste Pflicht *im Sinne* der Eltern zu handeln.

Daß solche junge Menschen anständig und klar im Denken sind, ist unmöglich. Oder sie sind von vornherein nicht jung.

Denn: Die Eltern stellen beinahe in allen Fällen dar, das Alte, Bequeme, an irgendeiner Tradition Festhaltende. Sie halten an dieser Tradition fest, ganz gleich an welcher, weil sie keine Stütze finden in sich selbst, in eigener geistiger Kraft und doch fühlen, daß sie etwas gegen den doch immer ein wenig aufrührerischen Sinn der Jugend brauchen.

Selbst die Eltern, die ehrlich gekämpft haben, ja gerade diese, müßten von ihren Kindern geradezu fordern, daß sie gegen sie kämpfen.

Denn, wenn der Sinn der Welt in einer immer höheren Entwicklung besteht, so muß immer wieder und immer von Neuem die alte Form mit Macht zerbrochen werden und eine neue, dem neuen Geist errichtet werden. Wir sollen in uns wahrhaft die Worte Nietzsches *erleben*, daß Kinder über ihre Eltern weinen müßten.

Diese Scham sollte uns brennend und hart bedrängend werden, sie sollte uns die strenge und unerbittliche Mahnung zum Aufstieg sein. Auch unsere Eltern haben vielleicht ein Ideal gehabt, dem sie glühend und unbedingt zu folgen wähnten und was aus ihnen geworden ist, muß ein Hohn auf dieses Ideal sein. Wir müssen zu tiefst erschüttert werden, wenn wir denken, daß alle furchtlose Jugendhingabe an vermeint Göttliches endigen kann, in einer ganz bequemen feigen Behaglichkeit.

Denn, wie sollen wir uns dem entziehen?

Wie solien wir auch unseren Kindern die Möglichkeit geben, diese zerquälenden Widerlichkeiten, die das Leben im Elternhaus mit sich bringt, auszutauschen, gegen einen bewußten, ernsten Kampf der Jugend gegen das Alte.

Denn, so wie wir jetzt landläufig im Elternhaus leben, kommen wir nur zu leicht in eine verzweifelte Passivität.

Ich denke nur daran, daß so und so vielen Menschen ja kaum Zeit gelassen wird nachzudenken und sich über alle Forderungen zu besinnen. — Der junge Bursche wird noch eher Möglichkeit finden, seiner Wege zu gehen, dem Mädchen, wenn wir ungefähr das Leben in unseren Bürgerhäusern nehmen, wird es schlechterdings unmöglich gemacht.

Ein Mädchen, insbesondere in jüdischen Häusern, wird heute im Grunde genommen noch haargenau so auf Häuslichkeit und gute Partie erzogen als früher, daß sie daneben seelisch krankt, schließlich an allem Guten halb verzweifelnd, voll Qual sich allerdings vielleicht nicht unterwirft, aber doch nicht mehr viel widerstrebt, wird der Familie nur beweisen, daß eine gute Erziehung schließlich alle Verrücktheiten beseitigt und einen Menschen auf den einzig wahren und guten Weg des soliden und ordentlichen Lebens bringt.

Ich weiß bestimmt, daß es vielen so geht und ich glaube, daß es insbesondere für ein Mädchen tatsächlich sehr schwer ist, sich von dem feinen, für alles gesunde, geistig schöpferische undurchdringlich abhaltenden Netz der guten Erziehung zu befreien.

Hier mußte ein Zusammenschluß der gesammelten, unwiderstehlichen Kraft der Jugend befreien.

Hier muß die Jugend so aufstöhnen vor Schmerz über die Vergewaltigung, die ihr geschieht, daß die Eltern hören, daß hier unsägliche Qual lebt. Ich will glauben, unsere Eltern wollen *unser* Gutes, aber sie wissen nicht, daß sie nur *ihr* sogenannt Gutes geben.

Wenn der Kampf durchgeführt werden soll, zwischen Kindern und Eltern und er *muß* durchgeführt werden, so muß sich, glaube ich, die Stellung der Kinder so gestalten: Sobald die Kinder gewahr werden, daß sie eine andere Aufgabe haben, als die, der ihre Eltern nachgehen, daß etwas in ihnen lebt, das nach Klärung und Erfüllung drängt, sollen sie das Elternhaus verlassen. Sie sollen suchen in einer neuen jungen Gemeinschaft Festigung im Hinblick auf ihr Ziel zu erlangen und sie sollen die Einsamkeit haben, die es braucht, um sein ureigenstes Selbst zu finden. Sie sollen einen *heiligen* Krieg gegen ihre Eltern führen.

Schon in der Kindheit und vielleicht sogar hier am stärksten, liegen

schwer schädigende Einflüsse. So selten bewahren jüdische Kinder kindliche Art. Man will das oft auf Degeneration zurückführen, doch das stärkere, wenn nicht alleinige Argument dürfte doch die Familie sein. Ein Kennzeichen der jüdisch zivilisierten Familie ist, daß sie sich immer langweilt. Ihr fehlt der Sinn für das »gemütliche« Zusammensein des Ariers. Das entspringt dem unruhigen jüdischen Geist und daraus entsteht vielleicht auch vielfach die Sucht nach dem Luxus, die Hast in allem Äußeren. Der immer nur oberflächlich beschäftigte Geist braucht immer neue Reize, immer stärkere Wirkungen, um die innere Leere zu füllen. Diese Unruhe wirkt wie ein ätzendes Gift auf den kindlichen Geist. Es gibt Judenkinder, die eine tiefe Sehnsucht nach arischem Familienleben in sich tragen, nach der Ruhe, Einfachheit und gewissen Sentimentalität. Dadurch, daß sich die Umgebung langweilt, beschäftigt sie sich mit den Kindern viel zu viel. Wenigstens von den Müttern gilt das sehr oft. Und das macht die Kinder so unkindlich, daß sie ständig in das Leben der Erwachsenen einbezogen werden. Jüdische Mütter sind sehr eitel auf ihre Kinder. Das Kind wird von frühauf dressiert auf Intelligenz, Talent, putziges Äußere und alle möglichen Dinge, die zur Erziehung gehören. Es steht unter ständiger Beobachtung von Erwachsenen, soll ständig irgendwie glänzen, gescheiter sein als andere Kinder, zur Befriedigung der Eitelkeit der Eltern. Es wird ihm alles verziehen (auch jede Frechheit), wenn es nur Entzücken bei den Erwachsenen erregt, nichts entschuldigt, das kindlich unbeholfen, schwer und in sich selbst zurückgezogen wäre. Was dem Blick arischer Kinder oft so viel Unschuld und ruhige Einfachheit verleiht, der kindliche Umgang in der Natur (wenigstens in den Sommermonaten), das Ungehemmte in Spiel und Kameradschaft, ist jüdischen Kindern meist ganz versagt. Sie *sind* nichts anderes als Gegenstände, an denen die Eltern ihre Eitelkeit befriedigen und ihre vorgefaßten Erziehungsziele durchführen wollen. Von der Natur, von der ganzen Ungebundenheit, mit der Kinder in ihr leben können, von der dem kindlichen Sinn vertrauten Sprache des wirklichkeitstiefen Geistes, der sich in so verständlicher Weise dem Kinde in Gräsern, Blumen, Vogellauten und in der ganzen Naturschönheit offenbart, wissen Judenkinder beinahe nie etwas. Denn sehr viele von ihnen verbringen die kurzen Ferienwochen, die sie mit Land in Berührung bringen könnten, in Kurorten, und das ist wirklich ein Verbrechen. In dieser geistlosen, protzigen, widerlichen Atmosphäre lernen sie, daß alles nur Schein ist, nur auf Äußerliches geht. Unter noch ständigerer Aufsicht von Erwachsenen, die des Ermahnens und Tadelns kein Ende finden, wird alles, was noch naiv und ursprünglich sein könnte, vollends weggebannt. Und in den Augen dieser Kinder liegt oft so eine schwere, bittere Anklage gegen jene, die ihr Leben so verderben, eine so tiefe, traurige Sehnsucht nach wahrerem, naturhaftem Leben. Es wird sie solange gelehrt, daß alles nur hohler Popanz ist, bis sie es lernen, ihre Umgebung zu verachten und durch angeborene Skepsis überhaupt etwas Wahres, Wertvolles für unmöglich zu halten.

Kinder brauchen Ruhe, Einfachheit, sie müssen in ihrer Umgebung

einen Wall von Liebe finden, der sie schützt, gegen alles, das ihre stille Betrachtung, ihr Verwandtsein mit den Dingen stören könnte, und jüdische Kinder brauchten das mehr als alle anderen, da ihre so oft überreizte Intelligenz ohnedies schon leicht die bewegungslose Unbewußtheit der Kindheit stört. Kinder wollen ihre primitiven Gefühle einfach geben, sie wollen so gerne ihre ganze große zärtliche Liebebedürftigkeit an ihre Umgebung hängen, allein sie können das nicht, wenn sie auf lauter unwahre, für alles Frische, Lebendige undurchdringliche Mache stoßen. Daß sie nicht anders können, als die um sich Stehenden verachten, ist für sie selber das Schmerzhafteste.

Daß die Stellung jüdischer Kinder in der Schule eine so traurige ist, beruht auch nicht nur auf dem Antisemitismus. Denn wäre das Kind von Haus aus gefestigter, mehr gewohnt, wahren Wert zu erkennen und zu verteidigen, so könnte es sich auf innere Kraft stützen im Kampf gegen äußere Angriffe. So aber ist es in allen inneren wahren Empfindungen gehemmt, nur auf Äußeres eingestellt und fühlt leicht so, als wäre in seinen christlichen Kameraden wirklich etwas Wertvolleres, etwas, das einiger in sich selbst, offenherziger und wahrer wäre. Und da entsteht so leicht der Zwiespalt zwischen Kampf zur Verteidigung und Sehnsucht nach der Art des Bedrängers. Beinahe immer findet man in den Schulen, daß die Judenkinder gegeneinander eine leise Verachtung hegen, die übrigens manchmal recht laut wird. Sie haben durch das Falsche, Unwahre ihrer Erziehung gelernt, erst sich der Familie zu schämen und sie zu verachten, und dann geht das auf die Rasse über. Und es ist nur zu bedenken, wie wenig das wirklich Kinder sein können, die mit Gefühlen von Verachtung und Skepsis schon gut vertraut sind. — In jedem Falle beinahe muß ja die Schule, hauptsächlich die öffentliche, einen schweren Schatten auf die Seele des jüdischen Kindes werfen, in den nach den bisherig verfolgten Tendenzen erzogenen Kindern tut sie ungefähr das letzte, um ihnen allen Halt und Glauben an sich selbst zu rauben.

Briefwechsel über einen Purimball.

Wohlhonoriger . . . verein!

Die unterzeichneten legitimierten Vertreter der jüd. . . . akad. Vereine . . . usw. erlauben sich hiermit den wohlhonorigen . . . verein einzuladen, an der Ende März d. stattfindenden Purimfeier aktiven Anteil zu nehmen und entsprechend legitimierte Vertreter ins Vorbereitungskomitee zu entsenden. Ausgaben und das eventuelle Reinerträgnis wird unter den jüd. . . . akad. Vereinen zu gleichen Teilen aufgeteilt werden. ⟨Es folgen neun Unterschriften.⟩

Liebe Kollegen!

Wir danken Euch sehr für Eure Einladung, an der Veranstaltung eines von den jüdischen . . . akad. Vereinen beabsichtigten Festes teilzunehmen.

Leider können wir ihr nicht folgen, weil wir durch uns wichtig scheinende Bedenken daran gehindert werden, als Verein jüdischer Akademiker an einem Purimabend, der sich, wie wir hören, in Form einer Redoute abspielen soll, Anteil zu nehmen, und wir bitten Euch, unsere Gründe anzuhören und danach zu erwägen, ob sie auch für Euch gelten.

Purim ist ein Fest der Freude über die Errettung unseres Volkes vor dem Blutbefehl des Ahasveros. Es ist ein Galuthfest, es erinnert an die Leiden unserer Vorfahren im indisch-äthiopischen Reich, es gedenkt der Hilfe, die Esther ihrem bedrängten, gequälten Volke brachte. Nicht immer haben die Juden Purim »in heller Lust und Fröhlichkeit, in Freude und Jubel« gefeiert. In trüben Zeiten des Exils war es nur zu häufig allein ein Fest der Hoffnung, Lachen und Scherzen verhüllten nur die Leiden und die Sehnsucht nach Erlösung im gelobten Lande. Immer war die Art, in der Purim und alle anderen Feste gefeiert wurden, Ausdruck des Geistes oder des Ungeistes, in dem das Volk lebte. Und wir glauben, daß wir in diesen Tagen der Pogrome, der Qualen unserer unglücklichen Volksgenossen, in den Tagen der Trauer um unsere gefallenen Brüder und um alle in vier Kriegsjahren gemordeten Menschen, in den Zeiten, in denen sich das äußere Schicksal der Welt und unseres Volkes für lange hinaus entscheidet, in denen sich vielleicht die Welt innerlich von ihrer Vergangenheit abkehrt, um in sich neues, nicht machtbestimmtes Leben zu schaffen, wir glauben, daß wir in dieser Zeit Maß halten sollen im Ausdruck unserer Freude, daß wir aber auch die Formen, in denen sich unsere, der akademischen Jugend, Freude äußert, prüfen sollen, ob sie uns gemäß sind.

Die jüdische Jugend, die strenge Verpflichtung gegen sich und gegen ihr Volk fühlt, weiß, daß ein Maskenball nicht die Form ist, in der sie ihren freudigen Willen zum Leben ausdrückt. Der jüdische Student, der zu den bedrückenden Rätseln des Seins ein bewußtes Verhältnis hat, steht fremd und verständnislos den üblichen Geselligkeitsformen Europas gegenüber.

Deshalb können wir nicht mittun. Und wir bitten Euch, Kollegen, prüft unsere Gründe im Bewußtsein der großen Verantwortung, die auf uns, der jüdischen Jugend, lastet!

Noch eines möchten wir, jedoch nur nebenbei, erwähnen: Das Fest, zu dem Ihr uns eingeladen habt, stellt die erste gemeinsame Tat der jüd. . . . akad. Vereine dar. Wir machen es unseren Gegnern und unseren Freunden zu leicht, uns anzugreifen.

Mit kollegialen Grüßen

. . ., 8. März 1919. für die Vereinigung . . .

Aus den Briefen einer Blau-Weißen.

Die Fahrt liegt nun hinter mir und doch erlebe ich sie immer und immer wieder. Ich will dir nicht die Tour beschreiben, die äußeren Punkte nur ganz flüchtig angeben. Von Budweis nach Salnau, von da zum Plöckensteinsee hinauf auf den Plöckenstein zum Stifterdenkmal. Hier wunderbares Erleben des Waldes von oben. Und dann weiter durch harzigen heiligen Wald bis zum Dreisessel. Hier lustige Rast und eine ziemlich unangenehme Nacht infolge der großen Kälte. Früh um halb fünf Uhr Sonnenaufgang beobachtet und das große Wunder der Sonne, der immer wiederkehrenden, warmen Sonne erlebt, das Wunder, das Kraft gibt zum Wollen und Streben.

Dann Abstieg, Wanderung nach Kuschwarda, hier Nacht, dann nach Schattawa und nun mein Erleben des Böhmerwaldes.

Ganz an der bayrischen Grenze liegt ein hölzernes Bauernhaus, vom Walde umsäumt und da fragte ich an, ob ich hier wohnen könnte. Und ich blieb, schlief mit den Bauern in einer Stube am Boden, aß mit ihnen aus einer Schüssel und verrichtete ihre Arbeit. Ich werde dir von den Bauern, die hier mitten in der Natur leben, vieles erzählen. Der Bauer war bereits 48 Jahre, mit treuen, blauen Augen, ein wenig schwerfällig. Aber das Leben, das die Menschen hier führen, das hat mir so vieles gezeigt. Er hat keinen Sinn für ein anderes Weib, als für die auserwählte Lebensgefährtin, überhaupt scheint bei den Bauern das sexuelle Leben, das dem durchschnittlichen Großstädter an erster Reihe steht, hier irgendwie ganz anders zu sein. Es ist in ihnen wohl der Trieb, aber er ist gesund, stark und macht sie nicht zu seinen Sklaven. Ich denke, sie selbst sind infolge der wunderbar starken Natur und weil sie eben immerfort mitten darin stehen, mitten im weiten Reiche Gottes, sind sie stark und innerlich ausgeglichen. Ja, dieser innere wunderbare Ausgleich.

Nun, und als ich so nach schwerer Feldarbeit im Walde lag und über mir das Rauschen, das mächtige Lied des Waldes zog, ich aber mich nicht zu rühren wagte, um die Ganzheit hier nicht zu stören, da wußte ich vom Sinne des Lebens plötzlich so viel, es lag ja klar vor mir. Der Baum steht da, so fest, so selbstverständlich und strebt nach oben. Unbeweglich strebt er nach oben, mit all seinem Leben und Erleben strebt er der Sonne, dem Lichte zu. Das Gras steht so selbstverständlich da, mit dem gleichen Streben. Dort im Böhmerwald kam es einmal über mich, wie ein großes Wünschen, ein Baum zu sein, nichts als ein Baum und so stehen und so stehen und streben zu können. Und da lag ich im Moose einen halben Tag und wagte mich nicht zu rühren und wenn durch die Bäume das Rauschen ging, dann zitterte ich am ganzen Körper und da wußte ich es, daß auch ich rauschte. Und an diesem einen Nachmittage war ich ein Stück Natur.

Und die Kämpfe gegen den inneren Feind waren nicht da und sie kamen nicht während der ganzen Zeit, denn ich war nur e i n Wesen, nur e i n »Ich« und dieses eine »Ich« war ein Teil der ganzen »Einheit« in der Natur.

Und warum ich niemandem schrieb? Nicht deshalb, wie ich scherzweise

zu sagen pflege, weil die guten Leute keine Feder und Tinte hatten, sondern weil ich eben von aller Welt, von all den Menschen, die mir nahestehen, mich absichtlich abschnitt und einmal nur ganz I. S. zu werden mir vornahm, die allein ist, um allein zu werden.

..... Meint ihr, das man »selbst« wird, wenn man ganz allein lebt? Ich meine unter »Selbst« einen eigenen Menschen, der unbeeinflußt und wirklich ganz individuell ist und so aus sich heraus wird. Menschen, Bücher und Theater wirken doch, kommt man mit verschiedenen Leuten zusammen, hört man verschiedene Meinungen und ist selbst noch jung und glaubensfroh, dann ist es immer so schwer, das »Sichherausarbeiten« .....

Wie ich mir Jesus vorstelle? Wie Mose, nur daß zu Jesum Zeit das Volk so degeneriert war, daß er sein Leben opfern mußte, um auf das Volk zu wirken. Er muß ein großer Mensch gewesen sein und ich meine, er kann uns allen als Vorbild dienen. Daß ihn die Menschen zu »Gott« erhoben haben, das mußten nur Menschen tun, die Götter brauchen um Menschen zu sein.

Und die Bibel? Wohl ist in der Bibel, wenn sie richtig gelesen wird, die ganze Weisheit der Welt enhalten und man brauchte keine anderen Bücher zu lesen, aber wir sind eben nicht so weit, um so große Sachen in einer einfachen Form zu lesen .....

Ob das Nationalbewußtsein zum Menschen gehört? Nun warte, wie ist das eigentlich? Ich würde sagen, daß ja. Nämlich zum Leben eines Europäers, eines Mannes sicher. Übrigens ist bei einem Weibe nie das Nationalbewußtsein so stark ausgeprägt wie bei einem Manne, was ja auch leicht begreiflich ist. Denk nur an die schönen Worte Ruths: »Dein Gott wird mein Gott. Dein Land, wird mein Land!« Aber wenn man so große Männer sieht, muß man doch zugeben, daß viele doch nur durch ihr Nationalbewußtsein das geworden sind, was sie eben wurden und das besonders Männer aus unterdrückten Nationen. Demnach zu schließen müßte dies zum Menschen gehören. Und doch haben die Urmenschen, die freien Naturkinder dieses Gefühl nicht gekannt, dafür aber eine starke, gesunde Liebe zur Erde. Diese Liebe wird vielleicht etwas ähnliches sein .....

Damit wir noch mit dem Sozialismus halbwegs ins Klare kommen, will ich zu deinen Ausführungen bemerken, daß es der großen Menge vorläufig — ich meine den alten — nur auf eine materielle Besserung ankommt und das Geistig-Freie sich schon in der Jugend zu regen anfängt. Übrigens schätze ich das Denken und Fühlen eines Arbeiters sehr hoch ein. Ich habe heute in der elektrischen Bahn, wo ich so meine meisten Erlebnisse sammle, auch etwas Wertvolles, Großes und doch Einfaches gesehen. Ich steige ein und habe ein neues Kleid, dem man das Neue noch ansieht. Ich sehe zwei Arbeiterfrauen, die mich anschauen. Da überkommt mich immer ein brennendes Schamgefühl. Am liebsten würde ich dann meine Fetzen ausziehen — denn warum sollen sie besser sein als die jenes Weibes, das doch nichts weniger ist als ich. Brod hat bei einem seiner Vorträge gesagt: »Jeder Wissende schämt sich seines Wissens vor dem Unwissenden«. Ein starkes Wort, würde aber gut herpassen. Nun aber die Frauen. Die fangen nicht

erst an zu kritisieren, sondern lachen mich an und sind ganz neidlos. Es ist das Große bei diesen Leuten und doch das traurige. Da fällt mir deine »christliche Moral« ein. In diesen Menschen steckt die »christilche Moral«, die sie solang im Dunkeln gehalten hat und ihnen vorschrieb, das Dasein zu verneinen in der Hoffnung auf ein schillerndes, besseres Sein. Und deshalb sind so viele Menschen, die nicht den Willen, den Mut haben, ihre Existenz zu verbessern, weil sie das Märchen glauben »Gott hat dich arm geschaffen und deshalb darfst du nicht Gelüste tragen nach Reichtum«. Ich aber sage: Der starke Gott, der die weite, schöne Welt schuf, der wollte auch des Menschen Freiheit sehen. Raum für alle hat die Erde! Wird dieser Raum von manchen zuviel mit Beschlag belegt: Es gibt ja immer Jugend und Kraft und schließlich auch einen Sieg! . . . . .

Übrigens wird es noch lange dauern, denn bevor die Völker international werden, müssen sie sich ihres Volkstumes voll bewußt sein. Denn liebst du dein Volk, deine Art, dann verstehst du auch die Liebe des anderen zu seinem Volk und seiner Art und läßt ihn in Frieden. Und auch wir Juden gehören zu diesen vielen Völkern, die die Aufgabe haben, einmal international empfinden zu können . . . . .

Mir gefällt deine Auffassung: Das Judentum soll Menschentum werden. Dies aber ist nicht alles, was wir Zionisten wollen. Seht, ich denke die Degeneration der vielen Assimilanten wäre nicht möglich, wenn die Juden auf ihrem eigenen Boden fest wohnen würden, denn was ist ein Volk ohne Land. Nun und wir hatten und haben ein Land? Dieses nun für uns ganz zurückzubekommen, in diesem Lande unsere Kultur zu bilden, das will der Zionismus . . . . .

Du mußt sehr kindisch sein! Gut, wir sind alle Idealisten, aber die »reine Vernunft«, von der Du so viel sprichst, die muß ja auch mitsprechen! Du willst im Vereine mit allen dem »Menschen« nachstreben! Der Kosmopolitismus ist eine sehr schöne Sache, ich möchte sagen war, denn ist er nicht angesichts der jetzigen Zeit zur Ironie geworden? Und es kann ja auch kein Gleichwerden zustande kommen, wenn es kein Gleichsein gibt. Ein jedes Volk hat seine Rasse, seine Art und diese Art zu behalten, auszubilden, das ist das natürliche Bestreben eines jeden Volkes. Und ich kann es nur gutheißen, wenn wir Juden, die wir doch eine besonders stark ausgeprägte Art haben, diese auch wahren wollen . . . . .

Ich habe z. B. herausgefunden, daß die meisten Gefühle des Menschen dem Magen entstammen. Lach nicht! . . . . .

Zuerst will ich das kleine Mißverständnis aufklären. Nun ich schrieb wohl, ich habe das Detaillieren nicht gerne. Ich bezog das bloß auf Menschen, teils auch auf Kunstwerke, ein Mensch ist meiner Ansicht nach das komplizierteste Kunstwerk und ist nie ganz zu ergründen. Weißt du, manchmal kommt mir alles so einfach und doch so wunderbar vor, das ganze Leben so bunt und so schön. Ich mache mir eben keine Gedanken über das »woher« und »wohin«. Nein, wir sind eben da und das ist ein großes Glück. Nun handelte es sich mir früher zumeist darum: »wozu«. Ja früher, weißt du, so in der Zeit des Überganges, wo die Gedanken direkt krankhaft auf das junge Mädel eindrängen, da dachte ich oft verneinend

und litt sehr darunter. Ich dachte: Es hat ja alles ein Ende und ist deshalb sinnlos. Wie kindisch das war, das kann ich erst jetzt begreifen, wo ich eben das, was bald ein Ende nimmt, lieben und schätzen gelernt habe. Und ich habe mir ein »wozu« erwählt und deshalb meine Lebensfreude, mein sonniges Sein. Es ist so viel darin inbegriffen und nur ein kleiner Name: »Mensch« — jüdischer Mensch! Nun, worin die Beifügung begründet ist, will ich dir gleich erklären. Olgas Erklärung über die »christliche Moral« kommt mir direkt lächerlich vor! Wie kann ein jüdisches Mädel behaupten, in ihr sei »christliche Moral«? Nun, wenn du die Bibel gelesen hast, ich meine das alte Testament mit der Moses-Gesetzgebung, da findest du darin die Grundlage zu aller Moral und allem Sozialismus. Ja, ich gebe gerne zu, daß ich noch vor drei Jahren ganz anders vom Judentum sprach. Es war mir etwas krankes, für den Untergang reifes. Und weil ich es selber in mir trug war ich eben die Verneinende. Dann aber erkannte ich den inneren Wert und nun weiß ich, wozu ich da bin. Ich denke so: In mir ist das Judentum und es soll neu und jung werden durch mich, durch jeden jungen Juden. Schaut, das eben ist das Freie, wovon ich voll bin, daß man an Althergebrachtem nicht halten muß, nein, eigene Wege gehen und immer bessere!

Kann es also einen schöneren Lebensinhalt geben, als »Mensch« — jüdischer Mensch. Nun hat das freilich mit dem üblichen »Religion« nicht viel zu tun, denn die bildet sich ein freier Mensch immer selbst. Die habe ich schon lange! Eine herrliche, jauchzende, tiefe Religion. Ob ich an Gott glaube? O, und wie tief! Wer die Natur liebt, muß glauben und nur wer richtig glaubt, liebt die Natur! Gehe ich in den Tempel, der ist so schmal und dumpf und nur von einigen Lichtern erhellt und die Menschen beten darinnen. Mir aber ist's, als schnüre man mir da den Hals zu und als müßte ich laut sagen: »Nein!!!«

Dann aber ist's auf einer fröhlichen Wanderung! Wir ziehen singend über das Feld, die Haare fliegen im Wind und wir sind alle jung und froh. Nun kommen wir in einen Wald und da ist die Stunde meines Gebetes. Siehst du und das ist ein Tempel, den sich Gott selbst erbaut, der seiner Größe entspricht und statt der kleinen Lichter die Sonne, die goldene strahlende Sonne. Und das Gebet ist nicht zaghaft und kriechend, sondern jubelnd und tief! . . . . .

Ja, liebe Ida, du wirfst die Frage auf, ob nur eine Frau eine glückliche Mutter sein kann. Ich würde sagen: auch ein unverehelichtes Weib kann sich des Wesens, das ihm gehört, erfreuen, nur pflegt eben die Mehrzahl solcher Weiber nicht frei vom Konventionellen zu sein. Entweder ist's Proletariat, das nicht viel denkt und das Kind eben als natürliche Folge eines sinnlichen Genusses ansieht, oder aber der Mittelstand, der mit einer Ängstlichkeit den Schandfleck vor der Menschheit verbirgt. Die Kinder aus den letzten Verhältnissen pflegen dann sehr bedauernswert zu sein! Man geniert sich nämlich für sie. Auch das sollte bei uns Juden anders werden!!! . . . . .

Willst du wissen, was wir Zionisten wollen? Nun, ich sagte es schon einmal. Menschen wollen wir werden, alle zusammen. Deshalb die Bünde,

deshalb die Vereine, wo einer den andern hilft, den Weg besser zu gehen und weil wir wissen, wir bahnen neue gute Wege, die die rechten sind, deshalb unsere Schaffensfreude, deshalb unsere Lebenslust! . . . . .

Spät kam ich heute nach Hause und ging ungern. Hattet ihr auch solch wundervolle Herbsttage? War bei euch auch der Himmel so tief blau und die Luft so klar und durchsichtig? Seht, ich will euch erzählen, was ich an solchen Abenden tue. Ich nehme an ihr kennt euch in meinem Prag aus. Ich werde von einem befreundetem Mädel abgeholt. Es ist fünf Uhr und die Luft so wie im Mai, so glatt und weich und streichelt. Wir gehen langsam über den Graben und die Ferdinandsstraße und sehen uns hie und da Bilder und Bücher an, aber wir gehen ohne ein Ziel zu haben, doch unbewußt beide demselben Ziele zu. Kennt ihr unsern Kai? Wißt ihr, dort wo Prag den Anstrich einer echten Großstadt bekommt und wo Prag doch wieder ganz das wunderbare Prag ist. Da ist eine Reihe von Akazienbäumen und die hängen über das Gelände an der Moldau. Dort drüben aber geht die Sonne unter. Seht ihr, dort wo der Hradschin mit seinen gothischen Türmchen in die zarte Luft leuchtet, dort ist's am schönsten. Die Bäume des Laurenziberges sieht man sich bewegen, als kosten sie miteinander. Dazwischen leuchtet die Sonne. Am Himmel aber sind alle möglichen Farben, besonders rot, verstreut und die Wolkengebilde verschieben und ändern sich und färben sich ins grüne.

Ich aber sehe das so oft, fast täglich und immer ist's neu und immer überall das Herrliche und ein sich immer vertiefendes Gefühl von Liebe zu all diesem Schönen.

Und seht, so soll man sich, denke ich, Stimmungen hingeben, aber nicht wie es so oft getan wird — ich tat es auch einmal so — indem man beim Anblick von Naturschönheiten »zu Tränen« gerührt wurde. Gott hat uns all das gegeben, damit wir uns darüber freuen und in dieser Freude ihm dienen. Übrigens meine ich auch, daß ein bewußtes Ausarbeiten von Stimmungen, ein Herbeirufen, nicht richtig ist, denn dies ist sicher etwas Krankhaftes.

Was meine erste Frage über das Werden betrifft, bin ich zu Idas Meinung übergegangen. Sie hat recht, wenn sie sagt, man kann da, wie dort (also am Lande allein und in der Stadt unter Menschen) in Nichts aufgehen, ebenfalls aber werden. Nur meine ich, wenn ein Wesen, das seine Naturanlagen, Intelligenz besitzt, draußen in frischer Luft und in unmittelbarer Berührung mit der starken, herrlichen Natur lebt, daß ein solches Wesen viel leichter den Weg zu dem hat, als ein in der Stadt lebendes. Doch bin ich mir hierüber nicht recht klar . . . . .

Und dann ließ mich ein Satz von Dir wieder ein bischen grimmig werden. Warum du da die Königin E. anführst, verstehe ich nicht. Wenn wir in der Schule gelernt haben, sie habe rein gelebt, so hat man es uns so gelehrt, weil es der Staat eben so von uns braucht. Gerade so wie die Katholiken die achtjährigen Kinder lehren, die Juden haben Christus ermordet. Die brauchen nämlich Antisemiten und der Staat braucht Verehrung seiner Häupter. Ich habe sehr häßlich gelacht hierüber. Mit solchen Beispielen kommst du bei mir schlecht an, denn unter diesen Leuten gibt es wenige,

die »Gott« suchen und da erinnere ich mich, daß eine von euch schon an der Zeit hielt, auf daß uns ein Ketzer erstünde. Ich meine er lebt, es leben ihrer viele, nur werden sie rechtzeitig — wie gewöhnlich — feuerfest gemacht. Denkt nur an Friedrich Adler! Manchmal empfinde ich es als ein Unglück, nicht ein Mann zu sein. Ich habe dann den Glauben, daß ich alles umgestalten müßte für die Menschen und nicht für Arme und Reiche. Aber dies ist ein breites und altes Thema und ich müßte weinen, wenn ich tief hineinkäme.

..... Ich bin heute so matt, aber da reagiert nur mein Körper auf die schwüle Witterung. Ich meine es muß etwas mystisches darin liegen, das uns so von der Witterung abhängig macht. Dann denke ich immer, daß das an das organisch verschiedene Pflanzenreich erinnert.

Gelt, du hast manchmal so »sentimentale Anwandlungen« und bist sonst nicht so. O ja, ich verstehe es! Ich weiß, auch in einem ganz gesunden Gemüt, das frei von allem Sentimentalen ist, gibt es Stunden, wo fremde und doch weiche Saiten klingen. Entweder ist dies eine unbestimmte Sehnsucht, oder ein Sichsehnen nach einer verwandten Seele, oder aber ist es das unbewußte Bekämpfen eines inneren Naturtriebes .....

Nun möchte ich noch einmal auf die »christliche Moral« zu sprechen kommen. Was du hier meinst, scheint ganz richtig zu sein! Denn wirklich hat die »christliche Moral« einmal die Menschen gebändigt. Es ist mit den Menschen so, wie mit den jungen Tigern, die in einem Käfig aufwachsen. Zuerst ist den Tigern, den kleinen, der Käfig groß genug, wenn die Tiere aber wachsen, wird der Käfig immer enger und enger, bis er schließlich ganz drückend wird.

Die christliche Moral war für das Mittelalter. Und passt auf, immer nach einer Verwilderung der Menschheit traten die Prediger auf, die sie lehrten. Deshalb war sie nach dem 30jährigen Kriege nötig und öfters noch. Aber die Menschheit reift und immer mehrere und mehrere empfanden dieses Leben für das Jenseits als Ammenmärchen oder als Fessel. Ich betrachte es als Fessel und doch wieder sehe ich Gutes darin. Denn für gewisse Leute ist sie immer noch nötig und ein freier Mensch hat sie nie gebraucht! .....

Und eben aus meinem Anarchismus heraus verurteile ich nicht den Liebeswandel des einen oder des anderen. Wenn Heine oder Goethe ein halbes Jahr ein Mädchen geliebt hat und sie dann, wenn er sie nicht mehr liebte, ließ, so finde ich darin immer nur etwas Sittliches. Denn was ist moralischer, mit jemandem zusammenleben, nein, neben jemanden zu leben, der uns nichts mehr ist, oder einfach sich von ihm zu trennen? Und auch wenn das Wort gegeben ist und das Interesse für den einst geliebten Menschen hört auf, so ist ein einmaliges unmoralisches Handeln, indem man das Wort bricht, moralischer, als eine lange Kette von unsittlichen Täuschungen.

Dann ist dies vollkommen individuell. Wenn Heine viele Liebchen hatte, dann war es ihm nötig und sollte man, wenn wir schon den Kult des Individuums pflegen, auch hier nicht so vorurteilsvoll sein. Doch manchmal

bin ich fast der entgegengesetzten Ansicht, bin wirr von all den Fragen. Kannst du mir helfen?

Der Akt der offiziellen Trauung ist mir nicht besonders sympatisch und habe ich immer das Empfinden, als wenn sich da viele fremde Menschen in eine Angelegenheit mischten, die sie ganz und gar nichts angeht. . . . . .

Nun stellt sich mir immer hier von selbst eine Opposition. Was ist Treue? Ich meine, sie folgt immer erst der Liebe und kommt nicht mit ihr. Einmal verurteile ich sie als Fessel, dann aber anerkenne ich sie als herrliches Band, das Menschen oft lebenslang zusammenhält. Weißt Du mehr?

»Das große Wagnis«

(Wir bringen hier eine Probe aus dem letzten Kapitel des gleichnamigen, eben erschienenen Romans, der eine Dichtung vom Aufbruch nach Palästina und von der Hoffnung auf die Jugend ist. — Der Roman spielt in einer unterirdischen Höhlensiedlung, namens »Liberia«, in der eine Gruppe von Deserteuren und Kriegsfeinden ein auf bloße Vernunft gegründetes Staatswesen eingerichtet haben. In furchtbaren Katastrophen zerfällt dieser Versuch, mit dem »reinen Geist«, ohne Instinkte auszukommen. Übrig bleibt nur der Schreiber des Romantagebuches und seine unendliche reine Liebe zu seiner Freundin Ruth. Die folgenden Seiten stehen schon nach Schilderung der Katastrophe, in der auch Ruth selbst ums Leben gekommen ist. — Die Redaktion).

Lange nachher weckte mich eine furchtbare Entladung.

Der Liberiaberg hat sich wie ein Wulkan geöffnet. Auf Polstern von Rauch und Feuer schwankt er empor, schwebt ein Weilchen förmlich von Luft getragen dahin, breitet sich aus wie ein blutendes Herz, dann schleudert er mit erneutem scharfem Knall die eine Hälfte seines Felsenmassivs in den Himmel empor, die andere stößt er in den Orkus der aufklaffenden Erdkugel.

Ohne mich zu beachten ziehen Soldaten-Bataillone im dumpfen Eilschritt an mir vorbei, die Geschütze rasseln auf der Straße, in der Luft knattern die Motore der Flugmaschinen, . . . alles im Anmarsch gegen die Siedlung.

Das Zelt qualmt nicht mehr. Etwas Holzasche glimmt zwischen niedergelegten Leinwandflächen.

Dicht neben mir, in Stücke zerfetzt, Ruths Spielzeug »das große Wagnis« . . . Nur die papierne Gasse ist unversehrt. Ich rege mich ein wenig. Da rollt mit leisem Kollern die kleine Schicksalskugel herab.

Und Ruth? Wo ist Ruth?

Ich stelle mich auf die Füße, laufe den nächsten Birken zu. Eben komme ich noch zurecht, um zu sehen, wie sie in einem aufwehenden Regenschauer golden über die Baumgipfel hin emporgehoben wird, zu strahlen beginnt und ruhig dahinschwebt.

Ich eile ihr nach . . . O Ruth kann mir nie verlorengehen. Glücklicher, kraftvoller als je eile ich ihr nach . . . Da ist die Landstraße, da ist Berg

und Ebene, der weite Kelch von Frühlingsluft über die Erdoberfläche hin . . . Ich bin unterwegs zu Ruth, ich kann niemals müde werden, alle Wege und Krümmungen der Welt sollen mich von nun an nicht müde machen!

Ich raste in einem Dorf. Man versammelt sich um mich. Ich spreche von Ruth und von der Jugend, die ich mit Ruth gemeinsam erziehen will. Ein junger Lehrer umarmt mich und preist den Augenblick, da ich in sein Zimmer eingetreten bin. Er gibt mir Geld, alles, was er für nötig hält, Empfehlungsbriefe, Bücher.

Die Bücher werfe ich gleich hinter dem Dorf in den Mühlbach. Ich brauche keine Bücher. Mir steht Ruth vor Augen, die Göttin der Wahrheit.

Irgend jemand schließt sich mir an. Auch mit ihm spreche ich von den Dingen, die mich bewegen. Ich kann nicht anders als immer nur dasselbe sagen. Er findet manches gefährlich, warnt mich. Zum Schluß ist er bewegt und küßt mir die Hände. Ich übernachte in seinem Hause . . .

Doch ich muß weiter. Immer hinter dem Lichte her, das vorausschwebt. Am nächsten Abend übernachte ich im Freien, lausche dem graublauen Gesang der obersten Tannenwipfel, die sich vor dem Monde beugen. Der Geruch von Schilf und Moos ist noch an meinen Kleidern, wie ich am nächsten Morgen auf dem Dorfplatz, wo gerade Markt abgehalten wird, eine Schar von Kindern um mich sammle und anspreche. — Man hetzt die Hunde auf mich . . .

Plötzlich bin ich in einer großen Stadt. Ich begegne alten Freunden, Bekannten, ich sitze mit ihnen in ihren Wohnungen, in ihren Klubräumen, im Caféhaus, man findet mich gänzlich verwandelt und doch sei ich wieder der Alte, man ist rührend um mich bemüht, besorgt mir alles, was ich brauche, hört mir zu, wagt kaum zu widersprechen. Ich habe neue Kleider, einen steifen Hut, wohne in einem vornehmen Hotel, muß ununterbrochen Leute empfangen, die mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählen und mich um Rat bitten. Wenn sie weggehen, sagen sie, daß ich sie getröstet habe, und daß sie in ihrem ganzen Dasein noch keine so gesegnete Stunde gehab hätten wie die mit mir verbrachte.

Und doch ist das, was ich lehre, so einfach. Es ist nichts anderes als das, was ich von Ruth empfangen habe: die Hoffnung auf eine neue Jugend.

Ich sage immer wieder: »Nichts ist verloren, solange noch Aussicht besteht, daß irgendeine zukünftige Generation in einer Erziehung heranwächst, die ihr richtige Entscheidungen ermöglicht.

»Wir alle sind so herangebildet worden, daß wir uns in den Hauptpunkten unseres Daseins falsch entscheiden mußten oder überhaupt nicht entscheiden konnten, da das Vorurteil unserer Kaste oder die Gliederung der Gesamtheit schon im voraus die falsche Wahl für uns getroffen hatte: den tagausfüllenden Geldberuf, die Arbeits-Teilung, die nichts als Arbeits-Häufung ist, den ungerechten Körper der Gesellschaft, den machthungrigen Staat, die ausschweifende Liebelei und die vernunftberechnete Ehe . . . In derlei naturwidriges Gehaben wurden wir förmlich hineingeboren. Wenn es so etwas wie Erbsünde gibt, so ist es die Trägheit, mit der Gepflogenheiten solcher Art fort- und fortgeerbt werden«.

»Nichts Elenderes, nichts Unseligeres, als auf einer falschen Entscheidung zu stehen. — Wer in ihr verbleibt, ist wahrhaft in der Verdammnis. Keine Rettung gibt es für ihn. Er muß sündigen, er muß, und sei sein Wille noch so rein. Denn entweder gibt er seinem Trieb nach und das kann, so lange er in seiner falschen Stellung verharrt, nur gewaltsam, nur durch Verbrechen geschehen. Oder er tut alles, um einer aufrichtig gewollten Tugend zuliebe diesen Trieb zu verkrüppeln, dann wird er aus Aufrichtigkeit zum Heuchler, aus Männlichkeit zum Hämling, — ein Lügner vor lauter Selbstlosigkeit. Denn was vermag denn Selbstlosigkeit, wenn das Selbst vorher nicht in sich selbst geläutert war? Man wirft einen Kranken aus dem Haus, statt ihn zu kurieren.«

Warum nicht lügen? Warum sich an die von außen gegebene einfache Wahrheit halten? Ist die Lüge nicht ein Zeichen von Kraft, Mut, Kultur, Elastizität des Geistes, Schönheit, Erfindung? — Ja doch! Aber Lüge ist und bleibt eng. Eine Sackgasse — indes Wahrheit in Gottes unendliche Welt hinausführt, daher zum Schluß sogar an Abwechslungsreichtum, also in der nebensächlichsten Nebeneigenschaft, die Lüge überstrahlt. — Man mag die Sackgasse Lüge noch so sehr mit Kulissen, Kuriositäten, Kram vollstopfen, man mag sie mit allerkleinsten behutsamsten Schrittchen durchschreiten: nichts zu machen, — jeder Schritt bringt meine Nase um einen Schritt der Wand näher. Nur die Wahrheit geht ins Grenzenlose. Die Sünde der Lüge aber heißt: Endlichkeit.

»Wer erzieht nun eine Jugend, die wahrhaft in ihrer ersten Wahl ist, wahrhaftig in der Liebe und aus dieser guten Wurzel heraus unendlich in jedem Gefühl? Alles andere wird dann von selbst nachfolgen. Denn eine solche Jugend hat die Gnade. Die Gnade, das ist: wahrhaftig sein dürfen und dabei aus dem Herzen hervor gut sein.

»Wo bisher Hoffnung auf Gnade war, dorthin stellte ich Ruths Hoffnung auf eine neue Jugend, Ruths Hoffnung auf die großen Führer der Jugend und auf den größten Führer, auf den Messias, der kommen wird ...

»Welches ist das Zeichen auf der Stirn des Messias? — Daß er sich unbeirrbar richtig entscheidet. — Am Geruch erkennt er das Böse und das Gute: so sagen die alten Schriften.

»Und welches die Lehre, die vorausgesandte Botschaft des Messias? — Unaufhörlich erklingen (so lehrt er) laute Rufe in jeder Menschenseele. Man folgt einem von ihnen, glaubt, die innerste Stimme befragt zu haben, — und es war doch nur falscher Appell! Kommt dann nachträglich der Richtige, so strahlt einem zwar der Unterschied zwischen ihm und den Lockungen förmlich wie eine Stichflamme ins Gesicht, aber dann hilft es einem nichts mehr, es ist zu spät ... Dies nun ist notwendig: in jungen Menschen eine angespannte Erwartung, eine ungeheure Vorstellung des richtigen Rufes wecken, die gar nicht streng genug, gar nicht leuchtend genug sein kann. Es wird ein Wunder kommen, muß man ihnen sagen, ein unbezweifelbares Wunder, eine überdeutliche Helligkeit, die sich von allem Mittlern und Gleichgültigen eures Lebens hoch abhebt, vergeudet euch nicht auf halbe Andeutungen hin, wartet auf das Wunder:

»Glaubet fest, daß es eines Tages in euer Dasein eintreten wird, in euer Leben wie in jedes menschliche Leben. Und ist es da, dann greifet danach mit aller Heiligkeit, aller aufgestauten Kraft eurer Seelen.

»Glaubet fest, daß kein Mensch es nötig hat, sich billiger herzugeben.

»Glaubet fest, daß im Weglosen die eigentlichen Wege liegen.

»Von diesem Glauben hängt alles ab!«

— —

Ich stehe vor einem Rednerpult. Der Saal bebt vor anströmenden Menschenmengen . . . Universitätsprofessoren erheben sich gegen mich. Mit dem Licht, das von meinem Mund ausging, ohne Worte hätte ich sie besiegt — so höre ich nachher erzählen. Es war Ruth, die mich umleuchtet hat.

Vor meinen Fenstern gibt es Aufläufe, Fahnen. Man stürmt Regierungspaläste, man verlangt durchgreifende Änderungen des Programms, vollständige Nichtbeachtung aller bisher wichtiggenommenen Angelegenheiten, den Krieg mit einbegriffen, und alleinige Sorge um die Jugend, um den Messias . . .

Polizei dringt ins Hotel. Zwei Schülen opfern sich auf meiner Treppe, andre bringen mich über Dächer ins Freie.

Nun gehts wieder ins offene Land hinaus. Die Kleider fallen mir wie Fetzen vom Leib. Aber stets gibt es einige Anhänger, die für das Notdürftigste Sorge tragen.

Die nervös aufgepeitschte Bewegung in der Stadt ist verrauscht. Man vergißt sie. Es war eine Episode unter vielen, denen es nicht gelungen ist, die stürzende Wucht des zur Hölle hinabrasenden Europa zu bremsen . . . Nur wenige Treue begleiten mich. Ihnen öffne ich mein Herz. Und jetzt erst wird mir richtig wohl zu Mute.

Wenn ich mit ihnen weitab von gebahnten Wegen durch den klingenden Hall alter Wälder schreite, wenn wir ins Tal zu den Köhlerhütten hinabsteigen, auf lieblicher meergrüner Erdbeerlichtung lagern oder von Eiszinken her den roten Sonnenaufgang auf unsere Schultern laden: immer ist es mein Gefühl, daß ich mit ihnen vierzig Jahre durch die Wüste gehen muß, ehe ich sie ruhigen Herzens in mein heiliges Land führen kann.

Ruth ist immer mit uns. Tagsüber als Wolkensäule, nachts ein feuriger Nebel, zieht sie vor meiner Stirn dahin. Worte der Reinigung flüstert sie mir zu, wenn ich in aufquellender Wehmut nach ihrer Hand fasse . . . O führe ihre starke warme Hand wieder einmal über meine kalten Fingerknöchel! Unvergeßlicher Augenblick — ihr Schuh stand unter meinem Überrock — beginnende Vermischung unseres kleinen Haushalts . . . Es kommt vor, daß ich mich mitten in meiner Größe verlassen fühle, dieses Augenblicks gedenkend . . . »Der Makel des Zufalls mußte getilgt werden,« flüstert dann Ruth. »Denke daran, Liebster, du hast es damals selbst gewollt. Und es war ein richtiges, gutes Gefühl. Denke daran, daß wir einander bald auf ewig gehören werden. Schon heute können wir einander nicht mehr verlorengehen.«

»Ja, Ruth, das ist wahr, das fühle ich — immer und ewig.«
Und neue Kraft erfaßt mich, mein Volk den schmalen Pfad voranzuführen.
Wir dursten und Wasser springt aus den Felsen.
Wir hungern, und Manna fällt vom Himmel.
Ein Gewittermorgen ist angebrochen. Da treibt es mich, die Schüler für kurze Zeit zu verlassen und einen Berg zu ersteigen, den Donner und Blitz umlagern. Ich steige durch Gewölk empor, es ballt sich blauschwarz, wie ein Tier fällt es mich an, drückt mir den Atem weg, doch aus seinem dunkelsten Kern entfaltet sich mit ernster Stimme Musik, — es ist die Stimme Ruths, die mich ermahnt, die mich beruhigt und gleichzeitig anlockt, — ich folge ihr und stehe schon im Glanze, dem ein Schwungrad noch stärkeren Glanzes nachfolgt, — ich breche auf und setze Schritt vor Schritt, — da fühle ich, wie in dreifach erhöhtem Glanz eines Schmelzofens das Antlitz Gottes heranbraust, doch sanft wie Märzwind umfängt mich die Glut und im Wehen dieses Lüftchens sehe ich unter wegschwebenden Nebelkränzen . . . hingeschichtet zu meinen Füßen das gelobte Land, — Küste und Flußbett, Berg und Tal, liebevoll, warm entgegengewölbt der neuen Jugend, athmend, lau aufgeweht gegen uns, blanke, zitternde Welle unendlicher Sehnsucht — — — — — — —
Das Gefängnis eines kleinen Städtchens.
Ein runder Turm, alt, von Efeu grün ringsum. »Aquis submersus« steht in goldenen Lettern über der Türe.
Man behandelt mich freundlich.
Es wird mir gestattet, mein Tagebuch zu vervollständigen, und ich tue es ohne die üble Empfindung, die ich ehemals bei derartigen Niederschriften hatte . . . Ich fühle jetzt: es ist richtig, mein Leben zu überliefern. Es hat sich vollendet und es hat etlichen Menschen etwas zu sagen.
— —
Amtlicher Vermerk im ‹Akt›:
Der Deserteur E. St., bei dem die beiliegenden Papiere vorgefunden worden sind, ist heute erschossen worden.

Datum, Stampiglie, Unterschrift.

Adressen der Mitarbeiter:

Walter Kien
Wien, XVIII. Starkfriedgasse.

Adolf Böhm
Wien, XVI. Wilhelminenstrasse 28.

Dr. Louise Fardy,
Wien, XVIII. Schalkgasse 1.

Dr. Abraham Schwadron
Wien, IX. Seegasse 25.

Franz Sachs
Berlin, Fasanenstrasse 74.

Berthold Strauß
Leipzig, König Johannstrasse 10.

Bernhard Weinert
Zürich, Badenerstrasse 251.

Felix Weltsch
durch die Redaktion.

Marie Popper
Wien, XIX, Kreindlgasse 17.

Erwin Kohn
Wien, II. Praterstrasse 43.

Max Brod
Prag, Postdirektion.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

Über soziale Arbeit.

Freunde, zu denen ich das Folgende sprach, haben mich bestimmt, es dem Drucke zu übergeben. Ich komme ihrer Aufforderung nach, bemerke aber, daß mir selbst mehr als denen, die es lesen werden, die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit der Behandlung des Gegenstandes bewußt ist. Sie erklärt sich aus der besonderen Situation, nämlich aus der Mitteilung an einen Kreis, der gewisse Kenntnisse hat und dessen Einstellung zu sozialer Arbeit von vornherein eine der meinen ähnliche gewesen ist. Für jeden anderen bleibt die Darstellung Fragment. —

Ein gewichtiges prinzipielles Bedenken hält mich davon zurück, von jüdischer sozialer Arbeit zu sprechen als von einer Angelegenheit, deren Notwendigkeit evident ist und bei der es sich nur um Modifikationen der Verwirklichung nach Tempo, Umfang und Abgrenzung zu anderer jüdisch-völkischer Arbeit hin handelt: es ist mir nämlich bekannt, daß der Begriff soziale Arbeit ein durchaus ungeklärter ist, daß die Auffassung von sozialer Arbeit wechselt, nicht nur nach Völkern und Parteien, sondern auch nach individuellen Differenzen, Lebensarten, Geschlecht. Bei ihr tritt so recht die bekannte Verschwommenheit aller Begriffsbestimmungen zu Tage, in denen das Wort Societas in irgend einer Variation vorkommt und unter der, um zwei Extreme zu nennen, Soziologie und Sozialismus in gleicher Weise zu leiden haben.

Die Begriffsbestimmung sozialer Arbeit erfolgt, meine ich, am leichtesten dadurch, daß man nach dem Effekt dieser Arbeit fragt. Und je nach dem gewünschten Effekt werden sich die einzelnen Kreise, die sozial arbeiten, deutlicher scheiden, ebenso wie die einzelnen Prozesse sozialer Arbeit. Aus der Fülle möglicher Variationen greife ich zwei heraus, die mir eine Charakterisierung der diametralen Gegensätze zuzulassen scheinen, die scheinbar einträchtig unter dem Kautschukbegriff der sozialen Arbeit vereinigt sind. Die eine, ich heiße sie die bourgoise, obzwar der Name hier nicht ganz passend ist, will soziale Arbeit, um die Klassengegensätze allmählich zum Verschwinden zu bringen, das proletarische Elend nach Kräften — sie sind meist recht bescheiden — zu lindern und bei Fortbelassung der geltenden Wirtschaftsprinzipien die Hauptangriffspunkte der proletarischen Revolution aus der Welt zu schaffen. Auch die zweite, ich nenne sie die proletarische, will das Elend des Proletariats lindern, aber nicht nur das, sie weiß, daß es in ihrer Macht liegt, es gänzlich zu beseitigen, so zwar, daß die Klassengegensätze deutlich aufgezeigt und die Angriffspunkte der proletarischen Revolution flächenhaft vergrößert werden. Konkret: dadurch, daß nicht nur Kritik geübt wird an den geltenden Wirtschaftsprinzipien, sondern daß positiv aufbauende sozialistische Arbeit geleistet wird, daß sich im kapitalistischen Meere inselartig soziale Institutionen erheben, die Verneiner der geltenden Wirtschaftsprinzipien sind und die, wenn sie auch in vieler Hinsicht unreine und mangelhafte Gebilde darstellen, doch ahnen lassen, von welchem Geiste ein sozialistisches Gemeinwesen beseelt sein wird.

Ihnen wende ich mich zu, in ihnen erblicke ich die einzigen Exemplifi-

zierungen der allzu blassen sozialistischen Theorien, an ihnen zu bauen, sie auszugestalten und sie zu Wahrzeichen kommender Zeiten zu machen lockt mich weit mehr als die Zerstörung des Bestehenden und der Aufruf zum Kampf, der immer wieder verschoben werden muß. Gelingt eine lebendige ad-absurdum-Führung des herrschenden Systems, wenn auch nur kleinweise und auf Teilgebieten, dann ist unendlich viel gewonnen.

Es ist aber nicht allein die Evidenz des exempla trahunt, die mich zu sozialer Arbeit in der oben geschilderten Art drängt, es ist noch ein zweites Moment wirksam, das mich ihr verpflichtet. Die Möglichkeit nämlich, in dieser sozialen Arbeit für einen gar nicht kleinen Kreis von Juden das Ziel zu verwirklichen, nach dessen Erreichung erst die Regeneration, als welche uns der Zionismus erscheint, beginnen kann, ich meine die Reproduktivierung des jüdischen Menschen.

Unter ihr verstehe ich mehr als gemeiniglich darunter verstanden wird, wenn sie als Punkt in irgendwelchen Thesen irgendeiner Rede auf irgendeinem Parteitag erscheint. Sie ist mir ein zentrales Problem, das Problem vielleicht der jüdischen sozialen Arbeit und kein wirtschaftliches, zumindest nicht ausschließlich wirtschaftliches, sondern ein geistiges. Zu seiner Lösung reicht nicht aus die Schaffung äußerlicher Bedingungen produktiver jüdischer Tätigkeit, sondern es tut eine tiefgehende Veränderung in der geistigen und sittlichen Haltung der jüdischen Menschen not. Hier scheint ein circulus vitiosus vorzuliegen, denn das heißt ja im Grunde Regeneration und wenn ich vorhin Reproduktivierung als ihre Vorbedingung nannte, so ist damit eine unlösliche wechselseitige Voraussetzung konstruiert. Daß er zum Teil tatsächlich besteht, ist an Beispielen aus der Gegenwart nachzuweisen, und das ist der Grund meiner beträchtlichen Skepsis, gegen die jüdische Massen-Emigration nach Erez Israel. Daß er aber durchbrochen wird, daß der Regenerationsbeginn, die techrath-halewawoth hier einsetze und mit ihr die Reproduktivierung, ohne Rücksicht auf drüben, um dort wahrhaft sinnvoll und fruchtbar zu werden, das scheint mir die Aufgabe der Jugend in der jüdischen sozialen Arbeit zu sein und dazu rufe ich euch auf.

Der Typus des Jugendlichen, der sich solcher Erkenntnis erschließt und ihre Verwirklichung in der Realität in Angriff nimmt, ist allerdings erheblich verschieden von dem, wie ihn manche Jugendideologen wollen und beschreiben. Produktivität im Gegensatz zu Rezeptivität zeichnet ihn aus, die Entscheidung, welche vorzuziehen, fälle ich nicht. Beide haben Berechtigung, aber es scheint mir, daß der im wesentlichen rezeptive Typus des Jugendlichen allzu lange im Mittelpunkte des Interesses und der Wünsche der Jugend-Interessenten gestanden ist, daß dem produktiven Daseinsberechtigung nur insoferne zugesprochen wurde, als seine Produktivität eine künstlerische war oder zu werden versprach, daß man die Notwendigkeiten des Alltags, statt sie herauszuheben aus der Betriebsamkeit der heutigen Welt und in sie neue Artung hineinzutragen, den Geschäftigen überließ, so daß ein Grausen uns ankam, wenn wir sie am Werke sahen und daß der Begriff der Arbeit in unbeschreiblicher Weise depraviert wurde. Vor diesem Kult des »selig, wer sich vor der Welt

verschließt« ist endlich zu warnen, vor der verdächtigen Sentimentalität, in der sich Jugendliche, die es nicht mehr sein sollten, gefallen, vor der künstlichen Verlängerung der absoluten Rezeptivität, hinter der so viel Unfähigkeit und Trägheit ihr beschauliches Dasein fristen.

An ihre Stelle trete das Gefühl eines innigen Verpflichtet-Seins zur Arbeit. Und zwar zur Arbeit unter andern und für andere.

Das sei die Grundgesinnung für die jüdische soziale Arbeit. Auch sie wird geboren aus der Einsicht, daß wir neuer Formen der Vergesellschaftung und neuer Formen der gesellschaftlichen Arbeit bedürfen, sie wird getragen von dem Glauben, daß neue Inhalte der Vergesellschaftung und neue Inhalte der gesellschaftlichen Arbeit werden geschaffen werden, wenn diese formalen Bedingungen erfüllt sind.

Was so unter jüdischer sozialer Arbeit verstanden wird, ist nur ein kleines Stück der gewaltigen Revolutionierung, die wir als notwendig erkennen. Aber der einzig mögliche Anfang ihrer Verwirklichung, das Einzige, das Lösung gewährt in der ungeheuren Spannung, in die wir beim Denken an sie versetzt werden, Erfüllung statt Verdrängung.

Der Jugend, die das begriffen hat und will, eignet die Fähigkeit, herauszutreten aus dem Zirkel, in dem sich Reproduktivierung und Regeneration wechselseitig unmöglich machen. Weil sie vor der Wirtschaft steht und vor den bekannten immanenten Gesetzen der Geschichtsentwicklung, nicht in ihnen gefangen ist und sich nicht der eigenen Unfreiheit als naturgesetzlich bestimmt rühmt. Die anderen, die Erwachsenen und Klugen und Erfahrenen können es gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen; sie greifen zur Kooperation erst nach dem völligen Bankrott des freien Konkurrenzsystems und selbst dann ist sie ihnen nicht Ziel, sondern nur Durchgang zu neuem Individualismus. Für sie ist soziale Arbeit Zwang und »äußerliche Gebärde«, in ihrem Innern haben sie resigniert.

Ihr fragt: Wie sieht nun die soziale Arbeit, die wir verrichten sollen, tatsächlich aus?

Darauf gibt es zweierlei Antwort, denn sozial arbeiten heißt entweder sich als tätiges Mitglied einer bestimmten Menschengruppe in einem bestimmten Produktionszweig unter bestimmten Produktionsformen einfügen oder aber für Menschen die Möglichkeit solcher Betätigung zu schaffen. Eben der Umstand, daß unter sozialer Arbeit zumeist nur das letztere verstanden wird, hat ihren Pflichtenkreis ungebührlich verschoben und verengt. Fürsorge wird nur der heranwachsenden oder absterbenden Generation zugewendet und auch hier fast ausschließlich Unfällen, Krankheit, Krüppelhaftigkeit, Verwahrlosung. Die natürliche Folge ist eine Übertragung der sozialen Arbeit an gewisse sattsam bekannte Kreise, ein fader Wohltätigkeitsbeigeschmack und eine unleidliche Bevormundung derer, denen sie zugewendet wird. Ihr müßt stets dessen eingedenk sein, daß auf den bisherigen Gebieten sozialer Arbeit mit größter Intensität weitergeschaffen werden muß, daß die Arbeit aber letzten Endes fruchtlos und entmutigend ist, die sich auf Heilung der offenbarsten und erbarmungswürdigsten Schäden beschränkt, statt Prophylaxe zu treiben.

Zwei Hauptgebiete sozialer Arbeit gibt es für den jüdischen Jugend-

lichen, fast ein jeder hat Gelegenheit, beide zu bearbeiten. Die eine Tätigkeit ist, sich vorbereiten, ein tätiges Mitglied einer bestimmten Menschengruppe in einem bestimmten Produktionszweig unter bestimmten Produktionsformen zu werden. Das tritt einen jeden an, bei der Wahl der Schule und des Berufes, der Arbeitsgemeinschaft und der Regelung des persönlichen Arbeitsverhältnisses. Er muß nicht nur dafür einstehen, daß der jüdische Mensch reproduktiviert werde, daß der Betrieb keinen Zweckverband von Händen, sondern ein Ganzes ideell verknüpfter Menschen darstelle — ich wende mich aber scharf gegen die Separationstendenz und sentimentale Gemeinschaftssuche mancher Landarbeitergruppen, deren Schädlichkeit sich bald erweisen wird —, sondern er muß das einfach tun. Die neuen Produktionsformen führe er nicht nur dadurch herbei, daß er sich derjenigen politischen Partei anschließt, die ihm diese am richtigsten anzustreben scheint und bei ihr Dienst leistet, sondern vor allem dadurch, daß er sich selbst genau mit der Theorie genossenschaftlicher Arbeit in seinem speziellen Berufszweige bekannt macht und jede Gelegenheit zu ihrer praktischen Verwirklichung ergreift.

Es scheint jetzt klar zu sein, daß soziale Arbeit in dieser Art nichts anderes als praktischen Sozialismus bedeutet und daß sie im allgemeinen eine Angelegenheit ist, die die Jugend nur zu bestimmten Zeiten betrifft und deren Ausführung im wesentlichen den Erwachsenen zukommt. Aber die Vorbereitung darauf müßt ihr und könnt ihr nicht frühzeitig genug beginnen und dazu ist, um ein Beispiel zu nennen, jede Schule der geeignete Ort oder kann es zumindest durch unser aller Bemühen werden.

Das führt uns zur zweiten Haupttätigkeit auf dem Gebiete der sozialen Arbeit, das bisnun als Fürsorge bezeichnet wird, dessen Rahmen aber vielseitig zu stecken ist. Hier gibt es, was die einzelnen Zweige betrifft, für mich nichts Neuartiges zu sagen, nur das eine, daß wir immer unter dem Gesichtspunkte der Reproduktivierung arbeiten müssen, daß daher Dinge, wie Produzenten-, Konsumentenorganisation, Settlement, Siedlung, Volksbildungswesen, Volksgesundheit, unsere höchste Aufmerksamkeit verdienen. Und dabei gilt, daß es in dieser Unsumme von Arbeiten für jeden eine angemessene Tätigkeit gibt und daß gar niemand, sei er noch so mit sich und seiner Vervollkommnung beschäftigt, sich ihr entziehen darf. Eine strenge Verpflichtung und ein Mindestmaß sozialer Arbeit muß für jeden Einzelnen bestehen. Daraus wird zweierlei resultieren: die jüdisch-soziale Erziehung wird auf die einfachste Art erzielt, indem jeder Jugendliche bei seiner Arbeit den lebenden Volksorganismus mit seinen Leiden und Bedürfnissen kennen lernt, diejenigen, die den Dienst am Volke als ihre Lebensaufgabe betrachten, erkennen, wie dieses aus Büchern und Vorträgen bekannte Volk denn in Wirklichkeit beschaffen ist, und so die Stätte ihrer künftigen Wirksamkeit finden und abgrenzen, in zweiter Linie wird die Durchführung intensiver sozialer Arbeit erst dadurch gewährleistet, daß eine ganz große Zahl von jungen Menschen für alle notwendige Detailarbeit jede Woche durch Tage oder Stunden hindurch zur Verfügung steht, für Verwaltungsarbeiten im Innern sowohl, als auch für den Außen-

dienst, für den niemals genug Ausführende vorhanden sein können. Der Wert sozialer Arbeit, die dadurch geschaffen werden kann, ist ebenso unermeßbar, wie die Fülle von Erkenntnis, die dem Jugendlichen bei ihr erwächst.

An euch liegt es, zu prüfen, wo euer Platz ist in dem Bau, der aufzuführen, und dann ihn einfach auszufüllen. Ihr wißt, daß das kein ausschließlicher Jugendbereich ist, daß es hier zum großen Teil unter Erwachsenen und für Erwachsene zu arbeiten gilt, aber das gerade soll euch Bewährung sein, ist euch als Aufgabe gestellt. Und wenn einzelnen von euch dabei bewußt wird, daß ihr Erwachsene geworden seid, dann mögt ihr froh sein, der lächerlichen Gewandung des ewig Jugendlichen so sanft entkleidet zu werden.

Mir wird die Art, in der sich die jüdische Jugend zu diesen Forderungen stellt, Prüfstein ihres ernsthaften Willens zur Erneuerung und Maß der Bindung sein, die mich an sie knüpft. Und darin offenbart sich mir der Sinn unseres Kreises, Brennpunkt aller dieser Strebungen zu sein, aus dem sie gesammelt und vereinheitlicht herausstrahlen.

(Erwin Kohn.)

Aus einer anderen Jugendbewegung.

An einer anderen Stelle* habe ich bereits den Versuch gemacht, die Bewegung der jüdischen Arbeiterjugend Galiziens und der Bukowina zu skizzieren. An dieser Stelle soll nun eingehender das Wesen und die Bedeutung dieser anderen Jugendbewegung, soweit dies im Rahmen eines kurzen Aufsatzes möglich ist, behandelt werden.

I.

Die Geschichte der jüdischen Arbeiterbewegung in Galizien und der Bukowina ist noch nicht geschrieben, der Einfluß der Arbeiterjugend auf dieselbe noch nicht bekannt. Beides zu erforschen wäre eine große und dankbare Arbeit, denn beide sind für das geistige und soziale Leben der Juden Galiziens in den letzten Jahrzehnten von großer Bedeutung.

Jüdische Arbeiterbewegung in Galizien! Die kleinen und großen Theoretiker, die uns in den letzten Jahren entstanden sind, rümpfen schon beim Hören dieses Wortes die Nase. Jüdische Arbeiterbewegung, Klassenkampf?? Wie können diese in einem Lande mit rückständiger Industrie und patriarchalischen Verhältnissen möglich sein? Trotz des Verneinens und Nichtwollens dieser neuen und neuesten Erneuerer längst abgestorbener Phrasen gibt es eine! Das kraftvolle Aufstreben der jüdischen Arbeiterschaft in den Jahren vor dem Kriege, ihr energischer sozialer Kampf, ihr lebendiges Sein und Aufblühen in und nach dem Kriege widerlegen jede Theorie von der Unmöglichkeit einer klassenbewußten jüdischen Arbeiterbewegung. Ja sie läßt sicht aus dem jüdischen Leben in den Städten und Städtchen Galiziens nur schwer wegdenken.

* Blätter aus der jüdischen Jugendbewegung. Heft 6–7.

Parallel mit der Arbeiterbewegung, doch unabhängig von dieser, hat auch die der Arbeiterjugend in Galizien und der Bukowina eingesetzt. Die eigenartigen Verhältnisse dieser Länder, ihre ökonomische Rückständigkeit stempeln fast die ganze Arbeiterbewegung zu einer Jugendbewegung, wenn auch nur in dem Sinne, daß dieselbe, namentlich in den ersten Jahren ihrer Entwicklung, von sehr jungen Menschen geführt wurde. Doch gerade die ökonomische Rückständigkeit läßt eine selbständige und unabhängige Jugend dort doppelt notwendig erscheinen.

Die Jugend der Proletarierkinder, die ein hartes Geschick dazu ver-verurteilt, ihr ganzes Leben hindurch dem Kapital fronen zu müssen, ist nie freudig, selten jedoch so traurig, wie die der Lehrlinge in Galizien, Fabriken gibt es dort nur wenige, in den kleineren Städten überhaupt keine, die Industrie ist in der Entwicklung zurückgeblieben. Nur das Handwerk hat sich namentlich in den letzten Jahren sehr entwickelt, seine Träger sind die jüdischen Kleinmeister, die fast nur jüdische Arbeiter beschäftigen. In den vielen kleinen Städten erlauben es die ärmlichen Verhältnisse dieser Handwerker nicht, ältere, ausgelernte Arbeiter zu halten, da sie nicht in der Lage sind, einen ordentlichen Lohn zu zahlen, und die älteren Arbeiter sich gegen eine allzulange Arbeitszeit auflehnen. So kommt es, daß die Werkstätten der Handwerker in Galizien oft nur einen Gehilfen, jedoch acht bis zehn Lehrlinge beschäftigen. So oder ähnlich sind auch die Verhältnisse im Handel. In den größeren Städten bestehen schon große Werkstätten mit wohlhabenden, oft reichen Besitzern, die Zahl der Lehrlinge aber ist auch hier immer drei- bis viermal so groß als die der Gehilfen, aus dem einfachen Grunde, weil die Lehrlinge das beste Ausbeutungsobjekt abgeben. Die armen Eltern sind bestrebt, ihre Kinder möglichst früh in die Lehre unterzubringen, einerseits, um durch dieselben möglichst bald in ihrem kümmerlichen Erwerbsleben unterstützt zu werden, andererseits sind sie nicht in der Lage, ihre Kinder zu Hause zu ernähren, hingegen aber erhalten diese bei ihren Lehrherren Kost und Wohnung, dafür sind sie ihm auch für drei bis vier Jahre, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Daher darf es nicht wundernehmen, wenn diese Kleinmeister, unter dem Drucke der eigenen Armut, zu Ausbeutern schlimmster Art wurden. Die meisten blieben es auch dann, als sie sich auf Kosten ihrer Ausbeutungsobjekte zu reichen Männern emporgearbeitet hatten. Die Lehrlinge, die mit 10 oder 12 Jahren in die Lehre traten und diese nach drei oder vier Jahren verließen, wurden aus den schon früher erwähnten Gründen entlassen, und hatten Mühe einen Arbeitsplatz zu finden, in der Regel verließen sie nach Beendigung der Lehre die Heimat, um in den größeren Städten des Auslandes Arbeit zu suchen.

Die entsetzliche Ausbeutung, die oft unmenschliche Behandlung, Schimpf und Schläge machten die Zeit der Lehre zu einer Zeit unerträglicher Qual und unvergleichlicher Leiden. Sie alle säeten die ersten Samen des Hasses zur kapitalistischen Gesellschaft in den tief empfindenden Herzen junger Menschen, die in ihrem Weh und Leid nach einem Zufluchtsort

und einem Asyl vor diesen Qualen suchten und sich aus eigener Kraft beides in ihren Vereinen schufen.

II.

Die Vereine, die von den jugendlichen Arbeitern geschaffen wurden, standen vor der schweren Aufgabe, der Jugend all das werden zu müssen, wonach sich diese in ihrer Not sehnte. In den verschiedenen Städten, von einander unabhängig begründet, waren sie überall Bildungsvereine. Als solche sollten sie Ersatz für die nicht besuchte Schule werden und ihren Mitgliedern die primitivsten Kenntnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens beibringen. Sie sollten aber auch ein Ersatz für das freudlose zu Hause sein, das eigentliche schöne zu Hause werden, sie mußten für alle Bedürfnisse der jungen Menschen, die sich in ihnen sammelten, Befriedigung bieten. Programm und Arbeit dieser eigenartigen Jugendbewegung waren in den ersten Jahren lückenhaft und unsystematisch. Mit der Zeit jedoch, als Eltern, Meister und Behörden anfingen in ihnen Gefahr zu wittern und in üblichem Unverstand gegen sie ankämpften, da regte sich der jugendliche Trotz und schmiedete die einzelnen Vereine zu einem Verband zusammen. Die natürlichen Helfer der jugendlichen Arbeiter in ihrem Kampfe waren die Vereine der älteren Arbeiter, die immerhin über gewisse Geldmittel und andere materielle Möglichkeiten verfügten. Für das Wollen und Wesen der Jugend jedoch hatten auch sie, die nicht viel älter waren, nur wenig Verständnis und versuchten es daher, die Mitglieder der jugendlichen Vereine zu gewissen Arbeiten, die sie im Interesse ihrer eigenen Vereine für notwendig erachteten, zu veranlassen. Die jugendlichen Arbeiter nun, auf die Hilfe der Arbeitervereine angewiesen, vielfach mit ihnen das Vereinsheim teilend, führten einen hartnäckigen Kampf um ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Ein Teil dieses Kampfes spiegelt sich in der Diskussion auf dem III. Parteitag der österreichischen »Poale Zion« im Jahre 1906 wieder. Dieser Kampf führte schließlich zur Gründung des selbständigen Verbandes der jugendlichen Arbeitervereine »Jugend« und zu der Herausgabe eines eigenen Organes »Die jüdische Arbeiter-Jugend«.

Das Programm des Verbandes paßte sich im wesentlichen dem des sozialdemokratischen Verbandes jugendlicher Arbeiter in Wien an, nahm jedoch Bedacht auf die speziellen jüdischen Verhältnisse, war sozialistisch wie jener, mit Betonung der Unabhängigkeit und Parteilosigkeit der Jugend. In den fünf Jugendkonferenzen, die der Verband in den Jahren 1908—1914 abhielt, wurde sein Programm wesentlich ausgebaut und präzisiert. Über diese Konferenzen näher zu berichten, würde zu weit führen, sie waren in ihrer Art überaus interessant und werden allen, die das Glück hatten, an ihnen teilzunehmen, lange Jahre im Gedächtnis bleiben. Von besonderer Bedeutung jedoch war die IV. Konferenz, die im Mai 1912 in Lemberg abgehalten wurde und der Bewegung ein wohldurchdachtes Bildungs- und Erziehungsprogramm gab, sowie genaue Richtlinien für den Kampf um die Reform der Gewerbeschule und des Lehrlingsschutzes.

Diesem von der IV. Jugendkonferenz beschlossenen Programme entnehmen wir die folgenden Stellen:

Die Aufgabe der Organisationen jugendlicher Arbeiter ist es, die Arbeiterjugend im Geiste des Klassen- und Nationsbewußtseins zur internationalen Solidarität zu erziehen. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen die Organisationen vor allem dafür Sorge tragen, daß ihre Mitglieder in allen Zweigen des Wissens, die von der Schule vernachlässigt oder falsch unterrichtet werden, Schulung erhalten. Als Voraussetzung dazu erscheint das gründliche Erlernen der jiddischen Sprache in Wort und Schrift, damit alle Lehrgegenstände in dieser Sprache unterrichtet werden können. Unbedingt notwendig erscheint es, Möglichkeiten zur Erlernung des praktischen Wissens zu schaffen.

Ganz besonders ist auf die Einführung der jungen Arbeiter in die proletarische Weltanschauung zu achten, damit sie dem Klassenkampf als reife selbstbewußte Arbeiter gegenüberstehen können. Zu diesem Zwecke erscheint es notwendig, daß die jungen Arbeiter Einblick in das Wesen der kapitalistischen Wirtschaft erhalten, die Grundlagen des Klassenstaates und seiner Einrichtungen erkennen und auf die treibenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung aufmerksam gemacht werden. Deshalb müssen Nationalökonomie, Geschichte, Soziologie und Gesetzeskenntnisse einen großen Teil unseres Erziehungsprogramms ausfüllen. Besondere Aufmerksamkeit muß den revolutionären Epochen der Geschichte, der Geschichte der Arbeiterbewegung, sowie für die Arbeiterschutz-Gesetzgebung verwendet werden.

Die Geschichte des jüdischen Volkes, besonders die der revolutionären Epoche und die der jüdischen Arbeiterbewegung stehen an erster Stelle des Programmes.

Weiters erscheint es als unbedingt notwendig, die Mitglieder in die Naturwissenschaft einzuführen, sie mit der sozialen Hygiene, besonders dem sexuellen Problem und den Schäden des Alkohols vertraut zu machen.

Bei all diesen Punkten des Programmes darf man nicht daran vergessen, Bedürfnis und Verständnis für alle Gebiete der Kunst, wie schöne Literatur, Malerei, Bildhauerei und Musik zu wecken. Ebensoviel Aufmerksamkeit soll und muß der körperlichen Erziehung zugewendet werden.

Der hier gebrachte Auszug aus dem Erziehungsprogramm, das bis ins kleinste praktische Detail ausgearbeitet wurde, soll nur ungefähr zeigen, welche große und schwere Aufgabe diese Bewegung sich gestellt hatte und mit welchem Ernst sie daran ging, mit eigenen schwachen Kräften dieselben zu erfüllen.

In derselben ausführlichen Weise wie das Bildungs- und Erziehungsprogramm wurde auch die Frage des Schutzes der Lehrlinge und Praktikanten gegen die Ausbeutung und schlechte Behandlung seitens ihrer Arbeitgeber behandelt. Die Arbeiten der Vereine für den Lehrlingsschutz bauten sich im wesentlichen auf das folgende auf: 1. Aufklärung der jugendlichen Arbeiter über ihre Rechte auf Grund der schon

bestehenden Gesetze, 2. darauf zu achten, daß die bestehenden gesetzlichen Schutzvorschriften auch wirklich eingehalten werden, 3. ein Reformprogramm aufzustellen und den Kampf für die Verwirklichung desselben zu führen. Auch dieses Programm wurde bis ins kleinste Detail ausgearbeitet und für jede der Forderungen, die aus demselben resultierten, wurde ein energischer und zäher Kampf geführt. Die Meister und Chefs lachten in der ersten Zeit, als sie von den Resolutionen und Forderungen ihrer Lehrlinge erfuhren, in der Folge jedoch verging vielen von ihnen die Lust dazu, denn die Lehrlingsschutzkomitees der Vereine gaben ihnen keine Ruhe, sie kontrollierten immer wieder, wie lange die Arbeitszeit und welcher Art die Behandlung der Lehrlinge sei und zwangen durch ihr energisches Auftreten die Behörden, darauf zu achten, daß die gesetzlichen Bestimmungen eingehalten werden. Der Kampf um die Einhaltung der gesetzlichen Schutzvorschriften war für die arbeitende Jugend von einer ganz außerordentlichen Bedeutung. Denn die überaus lange Arbeitszeit in den dumpfen, schmutzigen und unhygienischen Werkstätten untergruben die Gesundheit und Entwicklung der Lehrlinge und nur dem Einsetzen der Jugendbewegung ist es zu verdanken, daß sich die Lehrlinge, wenn auch nur wenige Stunden freie Zeit zur Erholung erzwingen konnten. Ja, der in den letzten Jahren erzwungene Erholungsurlaub für Handelspraktikanten wäre trotz der gesetzlichen Vorschrift ohne Intervention der Lehrlingsschutzkomitees ganz undenkbar gewesen. Auch die in den letzten Jahren im Westen einsetzende Sport- und Wanderbewegung der Jugend wurde von den jugendlichen Arbeitervereinen in Galizien aufgenommen und trug viel zur Gesundung der arbeitenden Jugend bei.

Aus dem gleichen Drange nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit, aus dem die Jugend einen Kampf gegen die Arbeiterbewegung führte, schuf sie sich auch aus eigenen Mitteln und mit eigenen Kräften ihre eigene Presse: »Die jüdische Arbeiter-Jugend«, deren erste Nummer bereits im Jahre 1906 in Lemberg erschienen ist. Sie ist wohl die erste und älteste Zeitschrift der arbeitenden Jugend in jiddischer Sprache gewesen. Der Mangel an Geld, Verfolgungen seitens der Behörden und verschiedene andere Umstände haben ihr Erscheinen oft unterbrochen, doch die unermüdliche Energie einer begeisterten Jugend überwand immer wieder alle Hindernisse und die »Jüdische Arbeiter-Jugend« erschien in den letzten Jahren vor dem Kriege regelmäßig jeden Monat. Seit dem Jahre 1908 war sie das offizielle Organ des Verbandes »Jugend« und das eigentliche zusammenhaltende Band der gesamten Bewegung. Die Jugend fühlte und verstand, wie notwendig eine eigene Zeitschrift für sie sei, und hing an derselben mit einer fanatischen Liebe. Von Monat zu Monat wartete man in den kleinen Städten Galiziens sehnsüchtig auf das Erscheinen der »Arbeiter-Jugend« und wenn sie verspätet oder überhaupt nicht eintraf, was oft genug vorkam, so herrschte Trauer und Niedergeschlagenheit in den Vereinen. Die Mitglieder, und ganz besonders die leitenden, schämten sich, in der Annahme, nicht genug getan zu haben, um das Erscheinen der Zeitschrift zu sichern. Immer nach einem solchen Ereignis — wenn die »Arbeiter-Jugend« nicht erscheinen konnte —

setzte in den Vereinen eine erhöhte Tätigkeit ein, man wollte das Verfehlte wieder gutmachen und sammelte mit allen Kräften. Heller um Heller gaben diese ärmsten Kinder her, nur um die wenigen Kronen zusammenzubringen, die zur Herausgabe nötig waren.

Die »Arbeiter-Jugend« war aber auch das Spiegelbild der ganzen Bewegung, neben Aufsätzen über den Sozialismus und die Arbeiterbewegung, brachte sie Gedichte und kurze Erzählungen, auch diese meist von jungen Menschen geschrieben. Besonders interessant jedoch waren die Berichte und Korrespondenzen über die Tätigkeit der Vereine in den verschiedenen Städten. Hier fand man immer eine genaue Übersicht über die vielseitige Arbeit der Vereine und sie waren der beste Barometer über den Stand der Bewegung. In den Jahren ihres Erscheinens hat die »Arbeiter-Jugend« auch einen festen und klaren Standpunkt eingenommen. Sie war jiddisch und sozialistisch, stand jedoch in keiner Partei, wiewohl sie von der Poale Zion-Partei stark beeinflußt war und die meisten ihrer Redakteure aktive und führende Mitglieder dieser Partei waren, wußte sie sich immer die Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu bewahren. Oft genug nahm sie auch gegen die Partei Stellung, wenn diese zuweilen einen Eingriff in die Selbständigkeit der Jugendbewegung unternahm.

• • •

Die jüdische Arbeiterbewegung in Galizien, aus kleinbürgerlicher Ideologie geboren und von dieser genährt, wurde erst dann zur Revolution im jüdischen Leben, als die der Jugendbewegung Entwachsenen in sie eintraten, ihr das Stigma des revolutionären Sozialismus aufdrückten und sie von den kleinbürgerlichen Mitläufern befreiten. Sie blieb und ist jung, denn die Jugendbewegung ist das Reservoir, aus dem sie ihre Kräfte erhält. Die Jugendbewegung hat die dumpf dahin vegetierenden früh alten Kinder zu gläubigen und zukunftsfrohen Menschen gemacht, sie hat in ihnen das Verständnis und die Liebe zur Freiheit und allem Edlen und Schönen wachgerufen und deshalb werden alle, die ihr angehört haben, nie aufhören, ihrer in dankbarer Liebe zu gedenken.

Schalom Rudel.

Bürgerliche und proletarische Jugendbewegung.

Wie es in der proletarischen Jugendbewegung steht weiß ich nicht genau, aber bei Führern oder ganzen Gruppen der Jugendbewegung bürgerlicher Herkunft habe ich oft die Absicht wahrgenommen, eine Vereinigung mit den jugendlichen Arbeitern zu erzielen. Manche stellten sich vor, es gelte in den ganz vom Klassenbewußtsein beherrschten jugendlichen Arbeitern das Bewußtsein ihrer Jugendlichkeit zu wecken und sie so zu all den Folgerungen zu bewegen, die sich für einen jungen Menschen aus seinem Streben nach Jugendkultur ergeben müssen, manche wieder meinten, es gelte die bürgerliche Jugend zum Anschluß an die Kameraden in der Arbeiter-

schaft zu bewegen und auf diese Weise eine Vereinigung aller Jugendlichen herbeizuführen.

Ich möchte nun, anknüpfend an solche Versuche, einiges Prinzipielle über Unterschiede oder Gemeinsamkeiten von bürgerlicher und proletarischer Jugendbewegung sagen.

Vor allem soll die Bedeutung einer Jugendbewegung überhaupt festgestellt werden. In ihr vollziehen sich die beiden sozialen Erlebnisse, welche die Erziehung ausmachen. Sie reiht einerseits das Leben des jungen Menschen ein in die sinnvolle Gemeinschaft mit Kameraden, die gleich ihm einem Führer folgend und in gemeinsamer Arbeit den Menschen verwirklichen und der Idee dienen wollen, andererseits beinhaltet sie Kampf und Auflehnung gegen jede aufgezwungene konventionelle, kompromißliche Lebensweise, welche ihm eben jene jugendgemäße Lebensführung unmöglich macht.

Es gilt nun, 1. die tatsächliche Lage beider jugendlichen Klassen festzustellen, 2. daraus getrennt Folgerungen für beider notwendige Haltung als Jugendbewegung zu ziehen und schließlich 3. die Konsequenzen, zu denen beide aus ihrer Klassenlage heraus getrieben werden, zu vergleichen.

I.

Die Frage, wie weit die Lage des jungen Proletariers die Verwirklichung der Jugendkultur, des Jugendgemeinschaftslebens zuläßt, oder gar die, wie weit sein Milieu ihm direkt die entsprechenden Vorbedingungen dazu bietet, läßt sich sehr kurz erledigen: Der junge Proletarier geht in die Arbeit, somit fehlt ihm von vornherein jede physische Möglichkeit zu jugendgemäßem Leben. Denn wirtschaftlicher Erwerb und Erziehung schließen einander bei kapitalistischer Wirtschaftsweise aus. Der kapitalistische Betrieb ist eingestellt auf die Erzielung eines möglichst hohen Profits an den Waren, im Mittelpunkte der Erziehung aber steht die Arbeit am Menschen. Erziehung läßt sich wohl vereinen mit produktiver Arbeit (und diese Arbeit kann auch wirtschaftlichen Wert haben) braucht sich durchaus nicht bloß zu orientieren nach dem Zweck der persönlichen Erwerbung und Einübung von Fertigkeiten, sondern kann sehr wohl teilweise die wirtschaftlichen Bedürfnisse der arbeitenden Jugendgemeinschaft selbst befriedigen und somit die Gesellschaft wirtschaftlich entlasten, aber diese Wirtschaftlichkeit kann im Rahmen einer Erziehungsgemeinschaft nur eine sozialistische sein, sie produziert um des Menschen willen und nach seinen Bedürfnissen — nicht für den Markt und die Konjunktur, und sie spart an der Menschenkraft und Zeit, nicht an den Kosten. Ware und Mensch, diese beiden können eben nicht zugleich letztes Ziel einer Institution sein. Eines von beiden muß Mittel, eines Zweck sein, einer Herr und einer Diener. Wir können also einfach sagen: Soweit die gegebene Lage in Betracht kommt, gibt es für den jugendlichen Arbeiter überhaupt keine Jugenderziehung. (Die Frage der Kindererziehung haben wir ja, als gar nicht mit Jugendbewegung zusammenhängend, hier nicht zu behandeln.)

Anders beim bürgerlichen jungen Menschen. Seine Zeit scheint mehr oder weniger ausschließlich der »Bildung der Persönlichkeit« und geistiger Arbeit gewidmet, jedoch erweist sich bei etwas näherer Betrachtung dieser

Anschein als Deckmantel für die Absicht der bürgerlichen Gesellschaft, sich in ihrer jungen Generation einen ihrem Klasseninteresse getreuen Menschentypus zu erziehen. So erweist sich die Schule als Förderin von Klassenprivilegien, die zugleich mit Bildung, Prüfungen und Zeugnissen wirtschaftliche und soziale Privilegien verbinden will, so erweist sie sich als Förderin von Klassenvorurteilen, indem sie Unkenntnis der wahren historischen, politischen und sozialen Tatsachen und eine schiefe Auffassung der Ereignisse züchtet, so bildet sie den Menschen ohne Wahrhaftigkeit, Strenge des Denkens und Konsequenz des Handelns heran, indem sie die Schüler anhält, den dargebrachten Stoff möglichst unproblematisch und autoritätsgläubig hinzunehmen. Nicht auf die Wahrheit soll es dem Schüler ankommen, sondern darauf, sich durch recht getreue gedankenlose Wiederholung des Lehrers dessen Anerkennung zu sichern.

Nicht besser sieht es mit dem anderen Erziehungsfaktor aus, der auf den bürgerlichen jungen Menschen einwirken soll. Ebensowenig wie die Schule zur Ertüchtigung für sinnvolles Wirken, zur Erkenntnis des gegenwärtigen Standes der Kultur oder gar zum Dienst am Geiste führt, ebensowenig kann die Familie ein sinnvolles Gemeinschaftsleben bieten, das ermöglicht, zugleich sich selbst und sein Tun ernst zu nehmen und einem Ganzen helfend anzugehören. Zwar läßt sich einwenden, im Mittelpunkt der Familieninteressen stünde tatsächlich der Mensch, wie ich dies ja früher als Inhalt der Erziehung formuliert habe, aber die bürgerliche Familie, ihrem Wesen nach wirtschaftliche und erotische Gemeinschaft erwachsener Personen, kann nicht zum Ziele haben die Gestaltung des Menschen wie er sein soll, sondern nur die Erhaltung des Menschen wie er ist. . . . . . Ja, in Wahrheit ist die heutige Familie nicht einmal dazu imstande. Sie hat zwar als solche die Tendenz, den ihr gemäßen Menschentypus in alle Ewigkeit fortzuzüchten, aber sie führt sich in dieser Bestrebung selbst ad absurdum. Denn die bürgerliche Familie, eine Institution der kapitalistischen Gesellschaft, erstrebt einerseits einen liberalen Menschentypus, d.h. einen, der für die Anarchie der Privatwirtschaft mit den Instinkten des Egoismus oder der Unternehmungslust ausgerüstet ist. Anderseits aber bedarf sie selbst zu ihrer Aufrechterhaltung und Fortpflanzung wie eben jede Gemeinschaft der sozialen, nicht egozentrischen Instinkte ihrer Nachkommenschaft. Dieser Dualismus von sozialer Skrupellosigkeit und fast überspannter Fürsorge um Menschenleben für die Familienmitglieder anderseits hat sich auch tatsächlich gut entwickelt und zahlreiche Individuen verkörpern ihn und tragen ihn in aller Unschuld gefühlvoll zur Schau als könnte es gar nicht anders sein. Jedoch als Auswirkung jenes Kapitalismus, der alle menschlichen Zustände und Beziehungen von Grund auf umwälzt, kann dieser Dualismus sich nicht halten. Seine eine Komponente treibt die Gesellschaft zu der immer stärkeren Kollektivierung aller wirtschaftlichen Produktion und Konsumtion, die andere Komponente aber zielt ab auf einen Zustand der individuellen Abgeschlossenheit und Ungestörtheit einerseits und einer nicht allzuweit gehenden Arbeitsteilung, die immerhin der Familie noch einen Wirkungskreis beläßt.

So wirken jene beiden dem Kapitalismus entspringenden Tendenzen

der Familie einander entgegen und kein Zweifel: Die erstere siegt, sie liegt in der ökonomischen Entwicklung. Stück für Stück entzieht sie der anderen Komponente die reale Erlebnismöglichkeit und zerstört allmählich, um es kurz und symbolisch zu sagen, die Geschlossenheit der Runde beim Familientisch. Kein Wunder, daß dieser Verschiebung der Machtverhältnisse um der kapitalistischen Entwicklung willen und auf Kosten der Familie sich mit jeder neuen Generation auch im einzelnen Menschen immer stärker ausprägt, daß auch am einzelnen Menschen die egoistische, sollipsistische Komponente immer stärker vortritt gegenüber der familienhaltenden. Und diese Entwicklung ist schon so weit gediehen, daß die bürgerliche Familie gegenwärtig als ein Anachronismus erscheint. Der Schauplatz aber, auf dem sie noch einen Verzweiflungskampf führt, ist die »Erziehung« und das Objekt: Die Jugend. Aber was hier geschieht, — abgesehen davon, daß es vergebens versucht wird — ist in Wahrheit Klassenkampf und keineswegs Erziehung.

Und so kommen wir für die bürgerliche Jugend zu dem Ergebnis: Auch ihr schafft das Milieu keine Bedingungen, welche wir als Erziehungsgemeinschaft oder Jugendbewegung bezeichnen können. Zwar sind die Hemmungen, die sich ihr in den Weg stellen, nicht direkt als ökonomische zu erkennen und es scheint ihrer Jugend jene ökonomische Freiheit und Sorglosigkeit gesichert, welche wir, zumindest wenn wir kapitalistische Produktionsweise im Auge haben, als Vorbedingung für jedwede Erziehung annehmen müssen. Jedoch es läßt sich leicht erkennen, daß diese Sorglosigkeit um freie Geistigkeit von vornherein erkauft ist mit völliger ethischer, sozialer und geistiger Unfreiheit. Daß der jugendliche Bürger nur so lange die Vorzüge der Pflege und Bildung genießt, als er im Schoße der Familie geborgen und in den Klassenideologien der Schule unterrichtet, bürgerlicher Moral, bürgerlicher politischer Gesinnung, bürgerlichem Kompromiß huldigt. Ja noch mehr: Nicht nur, daß die Möglichkeit geistig orientierten Lebens erkauft ist mit Kompromissen, die allen Geist ausschließen, sondern dem jungen bürgerlichen Menschen bleibt gar keine Wahl zwischen seiner Klassenbildung oder einem konsequenten Aufgeben seiner Klassenprivilegien und Schranken zugleich. Nicht nur wirtschaftliche, sondern auch rechtliche Abhängigkeit zwingen ihn einfach im Elternhause sein »sorgloses« Leben weiter zu führen und sein privilegiertes Gefängnis, die Schule, mehr oder weniger die ganze Jugendzeit hindurch, meist acht Jahre lang zu besuchen.

Ehe ich nun aus der gegebenen Situation Konsequenzen für die Haltung der proletarischen Jugend einerseits, der bürgerlichen andererseits, zu ziehen versuche, möchte ich zusammenfassend feststellen:

1. Weder die proletarische noch bürgerliche Jugend haben ein jugendgemäßes Leben.

2. In beiden Fällen ist schuld daran die bürgerliche Gesellschaft, die notwendigerweise jede junge Generation in die alte Klassenschichtung einzuordnen sucht und mit gleichem Zwange diese zu Ausbeutern, jene zu Ausgebeuteten macht. Nur erfährt die proletarische Jugend diesen Zwang direkt als ökonomischen, physischen am eigenen Leibe, die Not

der bürgerlichen Jugend aber verliert an physischer Lebensgefährlichkeit durch eine schwammige Schicht bürgerlicher Zivilisation, die zwar die Abgründe der Unzulänglichkeit verdeckt, aber keineswegs die Anforderungen kultureller Ziele erfüllt.

II.

Ebenso leicht wie die Lage der jugendlichen Arbeiter läßt sich ihre Einstellung verstehen: So wahr der jugendliche Arbeiter das Schicksal der gesamten Arbeiterschaft teilt, so wahr ihr Leiden seines ist, so wahr muß es auch sein, daß es für ihn kein getrenntes Jugendleid und Schicksal und somit auch keinen eigenen Jugendkampf geben kann. Sein Kampf fällt notwendig zusammen mit dem Klassenkampf des gesamten Proletariats. Und doch: Liegt nicht eben in diesem Zwange zum Schicksal des Erwachsenen, der auch ihm die Waffen des Erwachsenen in die Hand drückt, eine besondere Verletzung der Jugend im jungen Arbeiter? Ist es nicht doppelt bitter und unzulänglich für ihn, statt jedem persönlichen Streben, jeder persönlichen, selbstverantwortlichen Vervollkommnung nur nach Klassenkampf, politischer Entwicklung orientiert zu sein? Gewiß, gerade seine Jahre sollten auch Eigenwert haben dürfen statt aufgebaut auf völliger persönlicher Resignation, bestenfalls nur ein winziges Stück Fortschritt im ganzen Klassenkampfe zu umschließen. Aber dies vermag nur die Intensität des Kampfes gegen das Hindernis einer menschenwürdigen und somit — seinem Alter nach — jugendwürdigen Lebensführung zu verstärken, nicht ihn einzustellen und das Ziel dieses Kampfes zu ändern.

* * *

Schwieriger läßt sich die notwendige Haltung einer Bewegung bürgerlicher junger Menschen aus ihrer Klassenlage heraus ableiten. Und zwar liegt die Schwierigkeit darin, daß einerseits, wie wir gesehen haben, die gesellschaftliche Ursache der Unzulänglichkeit ihres Lebens die gleiche ist wie jene, die die Proletarier um ihre Jugend betrügt: Nämlich der Kapitalismus, daß aber andererseits es nicht angeht, die Klasse der jungen Menschen laufend als Teil der proletarischen schlechthin aufzufassen*. Es stimmen ja nur die negativen, formalen Gegebenheiten überein: Jugend und Arbeiterschaft sind durch die kapitalistische Gesellschaftsordnung entrechtet, ihr — direkt oder indirekt — dienstbar gemacht, aber die inhaltlichen Tatsachen ihres Lebens sind doch sehr verschieden: In einemmal äußert sich der Zwang physisch — brutal, materiell — im anderen Falle übertragen, differenziert in allen möglichen geistigen und sozialen Einrichtungen. Diese aber sind, wie alle bürgerlichen Institutionen von eigenartigem Doppelcharakter: Sie tragen zugleich den Keim zu ihrer Perpetuierung und zu ihrer Vernichtung in sich. Die bürgerliche Erziehung ist so geartet, daß sie nicht mehr den jungen Menschen einfach völlig zu einem nachahmenden Anwärter auf die Erwachsenheit macht, wie es frühere Zeiten taten und, aus ökonomischen Gründen, tun mußten. Die bürger-

* Siehe Bauermeister: Vom Klassenkampf der Jugend.

liche Gesellschaft ist vielmehr die erste, die sich den Luxus leisten konnte, einen eigenen jungen Typus sich zu halten — den Schüler. (Vergleiche dagegen den jugendlichen Knappen, der von vornherein der Gefolgsmann des Ritters, des Erwachsenen ist). — Die erste zugleich, die sich dieses Luxuses als eines Klassenprivilegs bedienen mußte. Es macht eben den Bürger aus, daß er zum Zwecke der Beurkundung seiner Klassenzugehörigkeit zirka zwölf Jahre (Mittelschule plus Hochschule) seiner Klassenausbildung widmen kann! Diese Situation gibt also zum ersten Mal dem jungen Menschen Raum zum Bewußtsein seiner selbst. Andererseits aber belastet sie ihn in diesem seinem abgegrenzten Jugenddasein, Schülerdasein mit allen ihren Zwecken, die vor allem als Forderungen der Schule und Verpflichtungen der Familie an ihn herantreten. Dies ergibt jene tiefe Diskrepanz, die zum erstenmal dahin führt, daß eine jugendbewußte Auflehnung gegen sie entstehen kann. Anderen Zeiten und Gesellschaften fehlte entweder die eine Bedingung dazu: Die Abgrenzung einer eigenen Jugendzeit nicht nur zum Zweck der Heranbildung zur Erwachsenheit, sondern als priviligierte Zeit schlechthin, oder die zweite gegensätzliche, Revolution erzeugende Bedingung: Die Erfüllung dieser Sonderjugendzeit mit ganz unjugendgemäßen Lebensinhalten — so gab es etwa zum Beispiel gerade für die oben erwähnte Ritterjugend zwar keine reservierte Jugendzeit, sondern nur eine Vorbereitung zur erwachsenen Ritterschaft — aber dafür ein tatsächlich viel jugendgemäßeres Leben während jener Heranbildung, nämlich die Vereinigung junger Menschen zu einer Gefolgschaft unter einem Führer (Ritter).

Wenn wir also sagten, daß auch die bürgerliche Jugend durch die kapitalistische Gesellschaft um ihre Jugend betrogen worden ist, so ist dies hier doch anders gemeint als für die jugendlichen Arbeiter: Der bürgerliche junge Mensch ist um sein jugendgemäßes Leben betrogen, nicht aber um das Bewußtsein seiner Jugend, im Gegenteil, in dieses wird er geradezu durch seine Sonderstellung hineingetrieben. Somit ist seine Haltung nicht mehr wie beim Proletarier einfach die des Kampfes gegen die Gesellschaftsordnung, die ihn in seinem jugendgemäßen Leben hemmt. Denn erstens tut er es schon im Bewußtsein seiner Jugendlichkeit und um seiner Jugend willen — und dies Bewußtwerden ist beim Proletarier nicht vorhanden — und zweitens stehen ihm, dem wirtschaftlich Unproduktiven, auch nicht jene direkten ökonomischen Mittel des Klassenkampfes zur Verfügung wie dem produktiven Arbeiter.

Aus dieser zwiespältigen Lage heraus: Der Tatsache des Andersseins als die proletarische Jugend einerseits und des mit ihr gemeinsamen Kampfes und letzten Zieles andererseits ergeben sich für den bürgerlichen Jugendlichen auch zweierlei mögliche Konsequenzen: Entweder Gestaltung der Jugendkultur, dieser (heute!) bürgerlich bedingten, weil exzeptionellen und durch private Mittel ermöglichten Lebensform, die doch an sich unbürgerlich ist, oder direkte Solidarität mit den Proletariern, Proletarisierung. Das erste bedeutet, wirklich angestrebt und geschaffen, Antizipation eines sozialistischen Gemeinwesens, in dem eben die gesamten jungen Menschen tatsächlich an der Verwirklichung der Jugendkultur mitschaffen könnten.

Dabei betrachtet sich diese bürgerliche Jugend hier nicht als bestimmter Teil der Jugend, sondern so als wäre sie schon die gesamte. Da dies aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist, so verschärft diese Ignoranz wie jede andere bürgerliche Kurzsichtigkeit die Gefahr der übrigen Menschen mit gleichen Bedürfnissen, also hier: der jungen Menschen, einfach übergangen zu werden bei ihren Lebensfragen und verstärkt darum deren Abwehr — kurz, sie verstärkt die Spannung des Klassenkampfes und baut doch zugleich einem Zustande klassenfreier Jugendkultur vor.

Der zweite Weg beinhaltet denselben radikalen Bruch mit den Bedingungen, die den Jugendlichen bisher umgeben haben, bedeuten aber zugleich den Weg zur direkten Teilnahme an dem Klassenkampf teils, indem man dem Genossen die intellektuellen Hilfsmittel und Waffen leiht, vielmehr aber noch durch den solidarischen Eintritt in den wirtschaftlichen Produktionsprozeß: also ein Aufgeben der individuellen Unterdrückung in der Famile um den Preis der gesellschaftlichen Knechtschaft, denn konkret gesprochen, streiken kann zum Beispiel nur wer arbeitet.

Bei den Einstellungen aber, der antizipierenden wie der proletarischen, ist gemeinsam die eine negative Tendenz, nämlich das Übergehen aller klassenmäßigen Sonderinteressen, auch der reformerischen oder agressiven. (Also zum Beispiel vor allem Fallen lassen der Mittelschulkämpfe und -umgestaltungen und grundsätzliche Negierung der heutigen Mittelschule als Klassenschule überhaupt.)

III.

Ich habe nun die Lage der Jugend innerhalb der kapitalistischen Klassenschichtung beschrieben und ihre möglichen folgerichtigen Einstellungen dazu aufgezeigt. Ich könnte nun versuchen, die tatsächliche Haltung verschiedener Typen von Jugendgruppen und Jugendlichen mit diesen theoretischen Ergebnissen zu vergleichen. Da ein solches Eingehen auf konkrete Verhältnisse aber niemals erschöpfend wäre, will ich lieber noch einiges Prinzipielle zur Ergänzung hinzufügen. Vielleicht kann es den Leser anregen, selbst alle ihn angehenden und interessierenden Einzelfälle den hier aufgezeigten Grundsätzen gemäß zu überdenken.

Ich möchte nämlich noch kurz auf die verschiedenen psychologischen Einstellungen eingehen, die sich mit den drei aufgezeigten äußeren politischen verbinden können und die doch, wie ich glaube, nicht alle in gleicher Weise auf jenes Ziel hinwirken, an dem ich diese Ausführungen orientiert habe, nämlich das Ziel der Jugendkultur in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung: Beim jugendlichen Arbeiter ist das Problem auch hier eines, das er mit allen Arbeitern gemeinsam hat: Vermag er wirklich eingedenk zu bleiben seiner Mission, indem er sich befreit, zugleich die Menschheit für immer von Klassenherrschaft und -kämpfen zu befreien, bringt er die wahre revolutionäre und darum im Grunde jugendliche Gesinnung auf im eigenen Kampf nicht die eigene Sache, sondern das allgemeine Prinzip zu vertreten? Kein Zweifel, nur wenn genügend schöpferische Kräfte vorhanden sind, wird der gegenwärtige Gesellschaftszustand nicht nur eine Reaktion, sondern eine grundsätzliche Auflösung und Neugestaltung erfahren. Und kein Zweifel auch: Nur

eine solche könnte eine nicht klassenmäßig beschränkte, sondern gesellschaftlich gewährleistete Jugendkultur mit sich bringen. Aber nicht darum — denn ich behaupte, die proletarische Jugend kann und darf sich im Augenblick noch gar nicht auf Jugendsondergedanken einlassen — sondern überhaupt um des Sozialismus willen sei die proletarische Jugend wahrhaft proletarisch, also wahrhaft revolutionär und somit auch wahrhaft jugendlich.

Die antizipierende Lösung, die einem Teil der bürgerlichen Jugend entspricht, wird für den ersten Blick einen tiefen Verdacht erregen. Wie kann irgend eine Errungenschaft, die bürgerlich klassenmäßig bedingt ist, eine Antizipation von sozialistischen Zuständen darstellen? Gibt es zum Beispiel jetzt eine sozialistische Kunst, ist ein sozialistischer »Lebensstil« gegenwärtig überhaupt möglich, sind nicht alle jene Versuche von Antizipationen Ausflüchte von Dummköpfen und Hysterikern, oder gefährliche Ablenkungsversuche von Sozialreformern und Kulturphilistern? All dies ist richtig. Nur auf die Jugendbewegung findet es keine Anwendung. Die Jugendbewegung ist die einzige, die eine Ideologie, losgelöst von realen Machtverhältnissen (also Klassenverhältnissen), verwirklichen und bewahren kann. Denn die Jugendbewegung ist die einzige Bewegung, die nicht auf der Kontinuität der einzelnen Personen, Mitglieder beruht. Im Gegenteil: Nicht Individuen sind ihre Träger, Individuen mit notwendigerweise immer enger abgezirkten Zwecken und Bedürfnissen, sondern der jugendliche Typus schlechthin ist hier Träger und ihre Existenz beruht auf der Kontinuität dieses Typus. Daher muß eine antizipierende Jugendkulturstätte, eine inselhafte, weder die Gefahr erzeugen, kulturselige Menschen heranzubilden, die als Erwachsene ihre Ausnahmsstellung vergessen, daß es noch zu früh wäre zufrieden sein, weil sie der Jugendkultur teilhaft wurden, noch auch braucht sie einen unsinnigen Versuch darzustellen in einem Augenblick ein neues Privilegium aufrichten zu wollen, wo um die Aufhebung aller Sondererrungenschaften und um ihren Allgemeinbesitz gekämpft wird. Vielmehr werden sich jene Erziehungsstätten bei konsequenter Durchführung der ihnen zu Grunde liegenden Idee fähig erweisen, die Kernpunkte abzugeben in einer Gestaltung des gesamten Jugendlebens. Am schwierigsten durchzuführen, jedoch prinzipiell am klarsten scheint die dritte mögliche Konsequenz aus der Jugendklassenlage, der direkte Übergang bürgerlicher, junger Menschen zum Proletariat.

Dennoch ist auch hier ein Mißverständnis möglich, das den Wert eines solchen Handelns in Frage stellen kann: Jene bürgerlichen Jugendlichen dürfen nicht vergessen, daß sie einzelne sind, nicht die gesamte bürgerliche Jugend. Wenn sie als »Wir« auftreten und sich in die proletarische Bewegung einstellen wollten, z. B. als: »Wir Mittelschüler«, so schadet das auf alle Fälle. Entweder es schadet ihnen selbst, wenn sie — mit Recht, aus einem richtigen Instinkt heraus, von der proletarischen Jugend einfach abgelehnt werden. Oder es schadet dem proletarischen Klassenkampf und somit indirekt auch der Sache der Jugend, nämlich wenn man sie aufnimmt und die Gefahr dieser Einigung übersieht. Welche Gefahr? Solange es einen Klassenkampf gibt und geben muß, weil es noch Klassen

gibt, ist jede klassenmäßige Verbrüderung eine Gefahr. Sie verwischt die Unterschiede und täuscht eine Lösung vor, die doch erst auf einer prinzipiell anderen Basis, der sozialistischen, nicht aber durch viele Teilverbindungen durchgeführt werden kann. Der kollektive Übergang der bürgerlichen Jugend aber zum Proletariat wäre eine solche sozialpolitische Teilverbesserung der Gesellschaft. Sie würde vortäuschen einen politischen Zustand der Befriedigung und Lösung, der doch in Wahrheit nicht besteht, ja, nicht innerhalb der Jugendinteressen besteht: Denn jene bürgerlichen Jugendlichen, die als Gruppe sich mit den Proletariern verbrüdern wollen, mögen sich doch klar werden, daß sie gar nicht das Recht haben, als Mittelschülerschaft etc. aufzutreten: Gibt es nicht eine überwiegende Zahl von Bürgern jugendlichen Alters, die durchaus nicht auf das Klassenprivilegium zu verzichten gedenken? Wie dürfte man da von Vereinigung der bürgerlichen und proletarischen Jugend reden, so lange es einfache oder grundlegende Unterschiede der Klassenlage zwischen Menschen gibt, diese Ungleichheit noch prinzipiell ermöglicht wird durch die Gesellschaftsordnung? — Und dann muß betont werden: Proletarisierung darf nur durch einzelne — eventuell durch sehr viele einzelne — in aller Bescheidenheit, nur im eigenen Namen geschehen.

Frida Schiff.

Von der Schande eurer Namen*.

VI. »Name ist Schall und Rauch«?

(Aus einer Aussprache in einem bürgerlich-zionistischen Vereine.)

A: »Wird da nicht, die Richtigkeit aller Argumente zugegeben, einem Nebensächlichen unangemessene Wichtigkeit beigelegt? Welche Bedeutung hat denn der Vorname und welche Auswirkung nach innen, in die eigene Gemeinschaft herein und nach außen, in die andersnationale Umgebung?«

Ich: Im Sinne eines marktgängigen Wertes, der allen vor Augen liegt und um den sich das Interesse der »mit beiden Füßen im Leben Stehenden« dreht, hat der Vorname freilich keine Bedeutung, er ist zur Börse des Lebens nicht zugelassen. Aber im Sinne eines unter der Oberfläche Wirkenden, eines unsichtbar und unhörbar Bestimmenden, einer Kleinigkeit, an die man fortwährend anstößt, auch wenn davon nicht gesprochen wird — in diesem Sinne ist seine Bedeutung eine sehr tiefe. Unzähligemal des Tages wird im Hause und im vertrauten Kreise der Vorname genannt und bei vielen offiziellen sowie inoffiziellen Gelegenheiten auch im staatlichen und gesellschaftlichen Leben dokumentiert. Es ist demnach von Wichtigkeit, ob da ein jüdischer Klang gehört wird oder ein unjüdischer oder gar weder ein jüdischer noch ein arischer, sondern ein stammlos häßlicher. Ja, durch die fortwährende Einwirkung seiner Resonanz in der Außenwelt auf seinen Träger hat der Name sogar eine richtende, den Geist und Charakter mitformende Macht auf

* Fortsetzung von Heft 7 und 10—11.

diesen Träger. Denn man stelle sich den extremen Fall vor: Der Hersch Leib kommt in eine Umgebung, in der er bisher ganz unbekannt war. Er ist durch nichts sonst als Jude kenntlich, denn durch seinen Namen. Wie muß nun die Art, in der die Umgebung ihm begegnet, eben als dem Hersch Leib begegnet, auf sein Benehmen wirken, auf die Weise seines Sprechens, seines Handelns, auf seine Gedanken und Gefühle! Gleichsam ein angeschmiedetes festes Kleid ist ihm der Name, mit unverrückbaren Konturen, durch die seine Bewegungen bestimmt, modifiziert, begrenzt werden.

Und man stelle sich denselben Menschen vor, in derselben Umgebung, ebenfalls als Unbekannter kommend, aber mit Johann Christian als Vorname. Wie anders wird sich seine Aufnahme in der neuen Umgebung und seine Einstellung auf dieselbe gestalten! — Natürlich ist das nur ein Grenzfall, Hersch Leib wird gewöhnlich auch sonst charakterisierend Anderes an sich haben als Johann Christian. Aber auch der Name ist eben in allen Fällen, wo er an ein persönliches oder ein Gemeinschafts-Problem irgendwie anstreift, wo durch ihn ein Gegensätzliches oder zumindest ein Unterschiedlich-Bestimmtes gekennzeichnet wird, — wie hier das »Jüdisch oder Arisch« — von großem Belang und seines Trägers Sein und Wirken ist durch ihn bedeutend mitbestimmt. Man erinnere sich der unzähligen Fälle im Leben sowie in der Literatur, wo das Bewußtsein, der Träger eines besonderen Namens zu sein, als eine richtunggebende Macht sich kundtut, die den Betreffenden geradezu zwingt, eine Handlung zu begehen oder zu lassen. Auch liegen uns ja auf unserem eigenen Gebiete die Wertbeweise im Verhalten all derjenigen vor, die die unglaublichsten tragischen oder komischen Anstrengungen, die lügenhaftesten, schamlosesten Drehungen und Verrenkungen vornehmen, um sich der Tatsächlichkeit des unglücklicherweise von ihren Eltern erhaltenen jüdischen Vor- oder Familiennamens zu entwinden.

VII. Werden wir durch den hebräischen Namen jüdischer?

(Aus einer Aussprache unter »Blau-Weißen«.)

P . . . r: »Ich glaube nicht, daß wir durch Annahme eines hebräischen Namens jüdischer werden. Hat denn der Name auch bei anderen Völkern immer eine völkische, eine nationale Bedeutung? Der Name ist doch im Grunde nur eine Unterscheidungsbezeichnung, ein mechanischer, etikettenhafter Unterscheidungsbehelf zwischen verschiedenen Individuen. Anderseits würde es in meiner Umgebung sehr komisch aussehen, wenn ich mir plötzlich einen neuen Namen beilegen wollte. Womit sollte ich dies denn eigentlich begründen?«

Ich: Zum ersten Einwand erkläre ich, daß auch ich ganz und voll überzeugt bin, daß wir durch die Änderung des Namens allein nicht um ein Jota im Wesen jüdischer werden. Ich verweise darauf, was ich schon früher gesagt habe (hier im Abschnitt I), daß die »Annahme des hebräischen Namens der leichte Auftakt sei zum schweren, langwierigen, hindernisreichen Mühen um die Erlangung eines hebräischen Lebens, der

hebräischen Sprache, des hebräischen Landes.« Anderseits mögen die Namen bei anderen Völkern zum Teil ein vom nationalen Gesichtspunkt Wertneutrales sein, bei uns sind sie es entschieden nicht. Unsere nichtjüdischen Namen sind zu uns nicht in Neutralität gekommen, nicht in Gedankenlosigkeit übernommen worden oder in Eigenentwicklung geworden. Wir haben sie in voller Überlegung der Bequemlichkeit und Einträglichkeit der Mimikry unrechtmäßig als Fremdes zur Deckmaske requiriert. Die Epoche der Assimilation, für welche dieses Herübereskamotieren grundcharakteristisch war, wollt ihr, Junge, doch überwinden, wollt als Aufständische, als Erneuerer jüdischer Eigenart an die Spitze einer neuen Ära treten und könnt dennoch »gegen eure innere freie Wandlung die äußerlich erkennbarste, die vorderste antijüdische Mimikry, die des Namens, beibehalten?« Ihr seid Radikal-Revolutionäre und wollt die rote Kokarde nicht? Wollt die Embleme der Potentaten, denen ihr zu tiefst feind seid, weiterführen?

Daß der Name überhaupt in der Welt, wenn man will, letzten Grundes nur eine Unterscheidungsnummer ist oder sein müßte, tut zu unserer Sache nichts. Ich glaube auch manchmal — soll ich sagen: ich hoffe, oder: ich fürchte? — daß bei der fortschreitenden Mechanisierung, Automatisierung der Welt einmal die Zeit kommt, wo die Menschen nur mit Nummern bezeichnet werden. Wo der einstige Seinwel Kineles etwa Zwölfhundertachtundzwanzig römisch siebzehn heißen wird. Ob das eine schönere, bessere Zeit sein wird, ist, wie gesagt, eine andere Frage. Allenfalls aber, bis dies allgemein geschieht, muß er bedingungslos durchgepeitscht und angespuckt werden, sobald er sich als Vorschuß auf jene Zukunft inzwischen auf Jérôme Kinelè umnamset.

Daraus ergibt sich auch die Antwort auf den zweiten Einwand: Es müßte in der Umgebung komisch aussehen, wenn einer oder eine sich, erwachsen, den Namen ändern sollte, ohne eigentlich den Grund hiefür angeben zu können. — Da möchte ich zuvörderst, daß so viele Juden und Jüdinnen sich — ein Sühnäquivalent — der Komik aussetzen, als sich Mauschel, unzählig, ihr preisgegeben haben, die ihre Vor- und Familiennamen veränderten, verhunzten. Und ist das wirklich in beiden Fällen Komik? Jene taten es in Lumpigkeit zu eigenem Nutz, um sich von den Schwachen, von der allweltlich mißachteten Gemeinschaft, zu den Starken, den Geltenden, wegzuschleichen. Ihr aber werdet durch die Namensänderung, eurem Einzelinteresse entgegen, das pflichtgebotene Bekenntnis zur Fahne der Schwachen, zur Eigenehre eures Volkes ablegen, werdet es stündlich, bei jeder Namensnennung manifestieren, — und das ist wahrlich nicht komisch!

Abgesehen also von den eigen-inneren Beziehungswerten, auf die ich im Früheren hingewiesen habe, ist da auch der Ostentativwert ein sehr großer. Ein Fanatiker könnte sogar, wäre der letztere Gesichtspunkt allein maßgebend, beinahe nur Namen wie Hersch Leib fordern. So immer mit hochgehobener, allseits angefeindeter Fahne herumzugehen. Ein anderer mag anderer Ansicht sein, mag nur wohlklingende und »gemäßigte« Namen propagieren. Für jeden Fall: Wenn die Umgebung

sich über die Namensänderung wundert und nach Gründen fragt, so ist's recht. Beim Seder heißt es: »Damit der Sohn fragt« und damit du Gelegenheit hast, die Antwort zu geben: Ich zog, ich ziehe aus der Knechtschaft heraus!

E . . . l: »Ich nehme den Einwand auf, den Sie im ersten Abschnitt Ihres Aufrufes gestreift haben. Daß es nämlich eine Halbheit, eine Unharmonie wäre, wenn »,wir, ohne noch Hebräisch zu können, uns gleichsam einen hebräischen Namensschal um unsere Blöße würfen, dies wäre falsche Etikette, Tand«.

Ich: »Sie hätten recht, wenn Sie der Meinung und des Gefühls wären, daß die mosaischen Träger deutscher, tschechischer usw. Namen ihrem wahren Wesen nach Deutsche, Tschechen usw. sind. Dieser Meinung können Sie aber als Zionistin nicht sein und mit Ausnahme weniger schwindlerischer oder beschwindelter Politiker sowie ätherisch-duseliger Ästheten sind auch die wahren Deutschen, Tschechen usw., von den besten bis zu den schlechsten, dieser Ansicht nicht. Eine kreischendere Disharmonie als eben die Verbindung der arischen Vornamen mit jüdischem Körperexterieur, mit jüdischem geistigen und seelischen, sensorischen und motorischen Habitus einerseits und mit kennzeichnend jüdischen Familiennamen anderseits kann es absolut nicht geben. Die Gegensätzlichkeit aber zwischen eurem neugewählten hebräisch-jüdischen Namen und eurem noch unjüdischen Leben muß doch nicht durch die Ausschaltung des hebräischen Names aufgehoben werden, sondern es kann dies umgekehrt durch die steigende intensive Hebraisierung-Judaisierung eures Lebens geschehen. Ist nicht schon jeder von euch einmal einem ganzen, feinen und starken, ehrwürdigen Juden begegnet oder einer ebensolchen Jüdin, deren Sein und Namen, Mosche oder Riwka, eine wunderwirkliche Harmonie bildeten? Euer neuer Mißklang kann eben und soll in euch fruchtbar werden, soll immerfort das Werden und Wachsen der neujüdisch-hebräischen Art in euch wirkend fördern, fordern. Es ist das schon in vielen Variationen wiederholt worden, daß die Namensänderung ein Auftakt, ein Beginn sein soll, aber kein Abschluß sein darf. — Demjenigen jungen Juden, der sich für ein Leben in Palästina vorbereitet, ist da natürlich schon gar jedes Wort überflüssig.

VIII. Traurig-Heiteres.

Mein Freund, ein spottfroher Zyniker, trägt zu unserem Thema folgendes bei:

»Vor einigen Jahren hat der damalige Oberrabbiner von Wien, Dr. Moriz Güdemann, in der »Österreichischen Wochenschrift« den östlichen Juden geraten, ihren Kindern arische Namen zu geben, weil sie durch ihren Berisch oder Pessie im Leben viel zu leiden hätten und manchmal sich einer taufen läßt, um so seinen Namen ändern zu können. Darauthin hat ein Zionist in einer zionistischen Zeitung vom nationalen Standpunkt aus auf vier Spalten einen heftigen Angriff gegen Güdemann gerichtet. — Aber der Angreifer hieß Egon und seinen zwei Kindern gab er die

Namen Vally und Charles! — Ist das nicht lustig? Ich habe allerdings seinerzeit darüber tiefen Ärger empfunden. Eigentlich ohne Grund. Jetzt nämlich weiß ich, was ich damals nicht gewußt habe, daß Egon, Vally und Charles heute doch sicherer jüdische Namen sind als Elias, Sara und Samuel. Als einmal behauptet worden ist, ein bekannter ungarischer General mit dem Vornamen Samuel sei als Jude geboren, da beschwor ich das Gegenteil, obgleich ich über seine Herkunft eigentlich nichts wußte. Aber das wußte ich: Ein ungarischer Jude heißt Arpad, Imre, Aladar, Istvan, er kann Samuel nicht heißen. Der größte aller Naturforscher, Newton, durfte Isak heißen, Lessing Ephraim, Grimm und Burckhard Jakob, Werner Zacharias, in Skandinavien dürfen sehr viele Rebekka, Dina, Esther udgl. sich nennen, aber wirklich moderne Juden und Jüdinnen?!«

»Ich bin,« sagt mein Freund weiters, »ein gemäßigter Israelit und verlange nicht den Heroismus der Namen Feiwel, Nuchem, Ssoßie und Beile. Aber die Fülle wirklich schöner hebräischer Namen, die für uns alle, schwache Seelen, den Vorteil haben, weniger als jüdisch erkannt zu werden dann Jacques, Harry, Babette und Marion, sollte doch gerade vom praktischen Standpunkt in Gebrauch kommen. Natürlich werden die Nichtjuden, sobald wir die neuen Namen gebrauchen, sie nach einer Generation als spezifisch jüdisch erkennen. Aber wir mußten doch in den letzten Dezennien auch die echt arischen Moriz, Hermann, Rosa, Else udgl. wechseln, aufgeben, weil sie bereits als echt jüdisch angesehen wurden, so können wir denn schon lieber nach einigen Jahrzehnten die neuen hebräischen Namen auf frische, von den Ariern noch unerkannte hebräische umtauschen. — Wäre das nicht lustig? . . .«

»Ich wohnte,« schließt mein Freund, »in der kleinen Schiffgasse und hörte oft einen — wie für diese Gasse natürlich: anständigen, d. i. unjüdischen — Namen, etwa Hilda, Gerta, Broncia, Hugo, Arnold recht laut von der Straße in ein Fenster hinaufrufen. So oft ich aber das Ponem erblickte, das rief und das, welches darauf erschien, habe ich mich als Unbeteiligter peinlichst geschämt und mußte wahrlich, bei aller krampfhaften inneren Neutralität sagen, daß es viel weniger barbarisch-stillos gewesen wäre, wenn Feige, Jente, Srul, oder Itzig heraufgerufen worden wäre«.

IX. Die ihr zionistische Eltern habet . . .

Ihr jungen Juden mit unjüdischen Namen, die ihr Zionisten zu Eltern habt, tretet vor sie hin und sprechet zu ihnen so:

Ihr habt uns im Geiste einer Epoche, einer Art des Zionismus erzogen, die wir überwinden müssen. Der Epoche, wo Zionist oder Zionistin sein, hieß: Dem zionistischen Programm zustimmen. Mehr brauchte man nicht. Wir aber müssen die Epoche inaugurieren, wo Zionist sein, heißen soll: Sich auf die Seite, zu der man sich entscheidet, ganz stellen. Wo Zionismus heißen soll: Auf sich etwas nehmen, etwas riskieren. Just. Ihr Eltern zionistelt, ihr habet Bedenken,

Rücksichten, Hinsichten, »Nebensichten«. Ihr möchtet so — und möchtet auch so. Ihr wollt euer und unser, eurer Kinder Lebensbasis nicht auf eine Karte, auf des Zionismus einzige Karte setzen. Ihr machet auch bei unserer Erziehung stets eine Reservatio facultatis, einen Vorbehalt der Möglichkeit*. Schon von der Geburt, von der Namensgebung an. Unsern Weg schon durch den Namen eindeutig, unausweichbar jüdisch vorzuzeichnen, hieltet ihr für inopportun. »Man kann nicht wissen . . .« Ihr möchtet wohl, daß euer, daß eurer Kinder Leben zionistisch sich vollziehe — »warum denn nicht?« — wenn es geht, leicht geht. Sonst auch anders, auch halb- oder viertel- oder achtelzionistisch.

Ihr tretet überall, bei allen Gelegenheiten des Wortes mit Emphase gegen die Assimilanten auf, aber euer Leben unterscheidet sich in nichts von dem jener. Jene, schimpft ihr, verstecken ihr Judesein — und ihr? Habt ihr es bei euch, bei uns sichtbar werden zu lassen euch bemüht? Wie jene, so verberget doch auch ihr euch hinter fremden Namen, fremder Sprache, fremdem Gehaben, um Ruhe zu haben — ist das euer laut gepriesenes »neujüdisches Bekennertum«? Laßt uns Jungen wahrer sein, offener sein! Schal, ekel ist uns die Ruhe, das Unbehelligtsein, das nur durch mehr oder weniger Nicht-Erkanntwerden ermöglicht wird. Mit dem Namen beginnend, soll unser Leben, unser alles zu uns selber und zur ganzen Welt rufen: Jud, Jud, Jud! Will, kann die Welt solche offene Juden-Menschen unter sich verstreut unbehelligt leben lassen? Will sie es nicht — und ihr, die ihr euch Zionisten nennt, müsset doch wohl sagen, sie will es nicht — so müssen wir hinaus, in eine Heimat hinaus! Dergestalt soll uns die Zwangsläufigkeit, die dem Träger eines jüdischen Namens auferlegt ist, zu einem Zionismus führen, der von einer Rückendeckung, von einer Rückzugsmöglichkeit nichts wissen will: außerhalb des Zionismus gibt es für uns kein Leben!

So müsset ihr Jungen zu euren zionistischen Eltern sprechen.

X. Antworten.

1.

Geehrte Frau Dr. Louise Farchy! Sie schreiben in dem offenen Briefe, der in dieser Zeitschrift abgedruckt wurde, daß Sie sich als Glied jener jüdischen Jugend fühlen, die meine »Forderungen unbedingt billigt und billigen muß und die keinen größeren Stolz kennt oder kennen würde, als einen jüdischen Namen tragen zu dürfen,« und doch »will ich,« sagen Sie, »das Opfer bringen, meinen nichtjüdischen Namen geduldig und ehrlich zu tragen«. Weil der Vorname nicht ein freiwillig, sondern von den Eltern gewählter ist, also höchstens eine Schande der Eltern bedeutet, aber für die Art des Trägers gar nichts beweist. Als ehrlicher Mensch

* Ich kenne wahrhaftig eine Mutter, eine Zionistin, die ihre heiratsfähige Tochter zwischen den Namen Lea und Laura pendeln läßt und offen sagt: »Manche junge Leute heute sind Zionisten, manche nicht . . .« Die Uninformierte! Sie weiß nicht, daß Laura ein gut »zionistischer« Name ist.

ist er an den erhaltenen Namen gebunden. Die Kinder allerdings müssen jüdische Namen bekommen.

Nun, als Sie dies, geehrte Frau Doktor, schrieben, hatten Sie nur den Abschnitt I meines Aufrufes vor Augen. In dem, was ich hier seither veröffentlicht habe, haben Sie wohl indirekte Entgegnungen — der Pluralis bezieht sich auf die verschiedenen Seiten, von denen ich dieses Problem zu beleuchten versucht habe — gefunden. Sowohl was den inner-eigenen Beziehungswert der hebräischen Namen als auch ihren Ostentativwert nach außen betrifft.

Es sei mir daher gestattet, mich kurz zu fassen, indem ich Ihnen sage: Ist es die Schande der Eltern, den Kindern nichtjüdische Namen gegeben zu haben, so bleibt es die Schande der Kinder, daß sie, erwachsen, bewußt jüdisch und die Bedeutung der Namen verstehend, sie tragen, daß sie durch das Führen des volksfremden Namens zumindest mit einem Fuße sei es auch unbewußt, der unbequemen, sittlich-nationalen Mitverantwortlichkeit für ihre Gemeinschaft nach innen und außen entzogen sind. Ich sagte: »Der Eltern Schande«. Das allerdings nur, wenn sie Zionisten waren. Sind sie es nicht gewesen, bekannten sie sich also nicht zur Notwendigkeit eines frei-offenen jüdischen Lebens, so haben sie schon recht getan — wenn auch, von unserem Standpunkt, nicht im höheren Sinne recht gehabt — ihren Kindern nichtjüdische Namen zu geben. Man kann dann nicht besonders von der Schande der Namen sprechen, sondern vom Schimpf der ganzen Lebensführung, vom Helotentum sich frei wähnender, sich wohl freiheitlich nennender Menschen, wobei allerdings die Namen eine gute Illustration dazu bieten.

Allenfalls, da Sie nach Ihrer Erklärung meine Forderungen unbedingt billigen, kann ich es nicht begreifen, wie Sie gegen diese Unbedingtheit ein Opfer bringen zu müssen vermeinen, indem Sie als ehrlicher Mensch an dem verwerflichen Namen, der ihnen auferlegt wurde, festhalten wollen. Ich bestreite es aufs heftigste, daß dieses Opfer irgend eine Spur einer moralischen Grundlage habe, daß Sie damit irgendwelcher ethischen Tendenz dienen. Am Eingang dieses Aufrufes habe ich vorausgeschickt, daß ich in praktischen Forderungen jeder Art ein entschiedener Relativist bin. Mir sind Ehrlichkeit und Opfer wahrhaftig keine Werte, wenn mir das kein Wert ist, zu dessen Zwecke ich ehrlich sein und Opfer bringen soll. Und gar schon für einen Zweck, den Sie bedingungslos mißbilligen! Ehrlichkeit gegen seine Leidensgenossen und ihr Ansehen sowie Opfer dafür könnte einer eventuell vom Mayer Getzel Blumenduft verlangen, auf daß er diesen seinen Namen nicht ändere. Weil er damit die Fahne der unverdient mit Verachtung Gezeichneten verläßt. — Aber für einen nichtjüdischen Namen? Bedenken Sie, daß wir analog die gewisse verdächtige, weil lukrative, Ehrlichkeit ablehnen, die viele von der älteren Generation vorschützen, um ihr unjüdisches Leben weiter führen zu können. Die sagen: Es wäre unehrlich, wenn wir, nach Erziehung und Gewohnheit und Alltagsselbstverständlichkeit Deutsche, Polen oder dergleichen, plötzlich ein jüdisch gerichtetes Leben beginnen wollten. Wir aber sind der Überzeugung: Wider eine ethisch notwendige

Entscheidung gibt es aber keine Ehrlichkeit, gibt es keine Verpflichtung gegenüber der Macht der Gewohnheit und des Gehenlassens. Und nur für diese Entscheidung ist ein Opfer moralisch, nicht gegen sie.

Ich fundiere die Namenssache mit Absicht nicht auf die Forderung des Opferbringens allein: es wähle sich der eine einen hebräischen Namen, den man »prononziert jüdisch« nennt, und befriedige damit in Ehrlichkeit sein Bedürfnis nach Opfern, der Schwächere nehme einen hebräischen Namen, der unter den Nichtjuden nicht als jüdisch »berüchtigt« ist. Wenn Sie schon aber, werte Frau Doktor, wie Sie schreiben, ein Opfer bringen wollen, so schwöre ich Ihnen, daß das Tragen des Namens Sara ein bedeutenderes Opfer wäre als das von Louise und — was das Entscheidende ist — ein fruchtbareres.

Zum Schlusse noch zwei kurze nebensächliche Bemerkungen. Sie schreiben: »Übrigens ist der Ausdruck »»von den Eltern freiwillig gewählt«« eine contradictio in adjectio« — und haben recht im direkten Sinne. Aber ich habe damit nur sagen wollen, daß im Gegensatze zum Familiennamen, den man nicht wählt, der Vorname wählbar sei. Haben die Eltern einen ungeziemenden gewählt, so ändere ihn der Träger eben. Wenn Sie ferner hervorheben: »Solange eine behördliche Änderung nicht erfolgt ist,« so ergibt sich die Frage: Könnte nicht, wem es, wie Ihnen, darauf ankommt, versuchen, eine behördliche Änderung zu erlangen? Vielleicht ist sie durchzusetzen. Da wird sich übrigens, nebstbei bemerkt, die innere Unhaltbarkeit Ihrer Anschauung auch von diesem Blickpunkt aus erweisen. Nehmen wir nämlich an, Sie wenden sich, da Sie ja von der Notwendigkeit der Änderung überzeugt sind, zu diesem Zwecke an die Behörde und die schlägt das Ansuchen ab. Wird Ihnen diese abschlägige Erledigung der Behörde, die sicherlich ohne Einsicht und wesentlichen Grund erfolgen wird, ein irgendwie Entscheidendes sein können? Verböte Ihnen irgendwelche Pflicht und Ehrlichkeit die angesuchte Änderung kurzer Hand in allen inoffiziellen Nennungen selber vorzunehmen, was ja nicht ungesetzlich ist und weder einem Menschen noch dem Staate schadet? Nichts aber als diese inoffizielle Änderung fordere ich eben.

2.

An Herrn J. E., Dozenten an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in N.

Sie schreiben:

». . . . Gestatten Sie mir gleichzeitig ein Wort zu Ihrem Kampf um die Namen, der wahrscheinlich eine große Kraftvergeudung ist. Namen sind Modesache, solange die Welt steht. Sie können 1920 post niemand den Geschmack von 700 ante aufzwingen. Wie steht es denn in der Bibel selbst? Wieviele Namen findet man in mehreren Jahrhunderten übereinstimmend vertreten? Und meistens sind das dann nicht hebräische. Gewaltsam läßt sich das nicht machen — wenigstens nicht für die Dauer.«

Nun, es ist möglich, daß Sie bloß die Notiz über meinen Aufruf in der »Allgemeinen Zeitung des Judentums« gelesen haben. Ich erlaube

mir daher, Ihnen den ganzen Aufsatz zu übersenden, aus dessen Geist Sie erkennen werden, daß mir für den Geschmack der Welt und gar schon für den Modegeschmack von 1920 leider jedes Verständnis gründlichst fehlt. So weiß ich auch, daß der Geschmack der überwiegenden Mehrheit der Westjuden wie auch mancher »höheren« Schichten im Ostjudentum heute nicht nur im Punkte Namen ganz und gar unjüdisch ist, und doch fällt es mir nicht im entferntesten bei, diesen Geschmack zu respektieren.

Übrigens: Modesache und Modewechsel — muß dieser Wechsel »ausgerechnet« in den verschiedenen Typen von deutschen, polnischen u. dgl. arischen Namen vor sich gehen? Dr. Teilhaber hat seinerzeit in einem Auszuge aus der Berliner Matrikel dreier Generationen gezeigt, wie dort bei Beginn der Assimilationsepoche anfangs des 19. Jahrhunderts die Israeliten ihren Kindern allgemein eine gewisse Kategorie von deutschen Namen beigelegt haben, dann, als diese Namen, weil verjudet, von den Christen gemieden waren, sie auch von den Israeliten der nächsten Kindergeneration nicht mehr gegeben wurden, sondern andere nichtjüdische Namen, die wieder bei der nächsten Generation als jüdisch-abgebraucht zugunsten frischer arischer Namen weggeworfen worden sind. Diese Erscheinung kann jeder überall, auch im Osten, in verschiedenen Variationen, aber immer im gleichen typischen Verlauf beobachten. Es fragt sich demnach: Muß dieser Mode- und Geschmackswechsel just etwa die Linie Ignatz — James — Heinz oder Rosa — Sabine — Sieglinde, könnte er nicht die Reihe Isak — Jehojada — Esra oder Rachel — Ruchama — Jardena (ein neuer palästinensischer Name) durchlaufen?

Nein, verehrter Herr Dozent, es ist sündhaft, dies auf die Unverfänglichkeit eines Geschmackswechsels zurückzuführen, denn das ist in den letzten Generationen ein hundsgemein anderes.

Daß, wie Sie sagen, mein Kampf um die Namen eine Kraftvergeudung sein wird, ist im allgemeinen, auf »Klal Israel« bezogen, sogar mehr als wahrscheinlich. Gerade eben weil er nicht gegen einen Modegeschmack geht, sondern gegen das eingestandene und uneingestandene Untertauchsinteresse, den Vermummungsdrang aller Israeliten sowie all derjenigen, die sich Zionisten nennen, aber Israeliten geblieben sind. Ich habe mich darum a priori an diese beiden Kategorien von »Nachkommen der Erzväter Abraham, Isak und Jakob« mit meinem Aufruf nicht gewendet, sondern ausdrücklich an die Jungen unter den Zionisten, von denen ich eine Verjüdischung, eine grundtiefe, radikale Hebraisierung des Zionismus ersehne. Ich weiß nicht, vielleicht sind es zwei, vielleicht zehn, vielleicht gar hundert. — Auf dieses Besondere, auf diese enge Sphäre bezogen, ist eben mein Kampf vielleicht nicht ganz eine Kraftvergeudung.

Der Deduktion aus der Bibel, aus unserer Geschichte überhaupt, die gegen meine Forderung zu sprechen scheint, habe ich hier bereits im Abschnitt I zu begegnen versucht.

Zum Schlusse: Wie kommen Sie, sehr geehrter Herr Dozent, auf »aufzwingen«, auf »gewaltsam«? Wo habe ich das verlangt? — Aller-

dings, Ihnen will ich unter strengster Diskretion gestehen, daß ich nur darum nicht auf Gewaltsamkeit ausgehe, weil mir dazu die Macht fehlt. Hätte ich die, dann ..... — Ich bin nämlich in jüdischen Dingen ein Bolschewik.

XI. Vom jüdisch-arischen Doppelnamen.

Manche Zionisten haben aus dem Bestreben heraus, äußeres Sich-Verstecken mit parteilicher Scheinwahrung zu verbinden, in letzter Zeit begonnen, ihren Kindern Doppelnamen zu geben. Siegbert Gideon, Hildegarde Ruth. Die Maske für die Welt, das Jüdische aber, um damit »unter uns« zu renommieren. So ist die Doppel-Namensgebung, dieses Doppel- und also zugleich Halbbekenntnis, eine wahre Spiegelung ihres ganzen Lebens als Doppelleben, als Doppellüge.. Vom Standpunkt der Ostentation könnte das Gegenteil recht sein: Den jüdischen Namen für die Welt und der nichtjüdische wäre im eigenen Kreise, so seines Assimilationscharakters entkleidet, nicht schädlich. Von diesem Standpunkte allein aus könnte man sogar paradoxerweise sagen: In einem hebräischen Gemeinwesen in Palästina wäre gegen einen nichtjüdischen Namen nichts einzuwenden. — Allerdings ist dieser äußere Gesichtspunkt allein nicht ausschlaggebend und aus den hier wiederholt erörterten inneren Gründen sind natürlich die hebräischen Namen auch für Palästina von bleibender höchster Bedeutung.

XII. Von Moses Hess.

»Die gute Augsburger Allgemeine Zeitung erwähnt selten seinen (Meyerbeers) Namen, ohne in Paranthese beizufügen: eigentlich Jacob Meyer Lippmann Beer. — Auch dem deutschen Patrioten Börne dient es zu nichts, daß er seinen Familiennamen Baruch umtaufen ließ. ... indem ich fortan meinen alttestamentarischen Namen Moses adoptieren werde und bedaure nur, daß ich nicht Itzig heiße«.

(»Rom und Jerusalem«.)

XIII. Von Ferdinand Avenarius.

Nur wolle der Jude seinerseits unsere Meinung darüber, was man als das Stärkste in ihm empfindet, ob das Deutsche oder das Jüdische, uns Nichtjuden überlassen. Sonst erscheint er aufdringlich. Wer sich Samuel Lublinski oder Jakob Löwenberg oder Abraham Kohn nennt, ist uns Deutschen nun einmal sympathischer, als wer seinen Namen »mausert«. Vorläufig wenigstens — vielleicht fühlt eine Zukunft anders, die unter Verschleierungen weniger zu leiden hat.«

(»Kunstwart«, 1912.)

XIV. Von Karl Kraus.

1.

»Die Juden haben geglaubt, einen starken Beweis ihrer Assimilationsfähigkeit zu liefern, indem sie in einer übertriebenen Art von christlichen

Gelegenheiten Besitz ergriffen haben. Dadurch sind die jüdischen Gelegenheiten beträchtlich vermehrt worden. Nein, sie sind nicht mehr unter sich: die anderen sind es, und es wird lange Zeit brauchen, bis die Antinomie beseitigt ist, daß Samuel nicht so deutlich klingt wie Siegfried. Denn die Welten sind nicht eins, wenn die eine das Kleid der andern trägt und diese es darum ablegt. Der jüdische Nationalismus aber sei wie jeder Rückschritt willkommen, der aus einer pseudonymen Kultur dorthin zurückführt, wo ihr Inhalt wieder wert ist, ein Problem zu sein.«

(»Die Fackel«, Oktober 1911.)

2.

»» . . . der Richter sprach aber die Angeklagten frei, denn er wisse, daß polnische Juden, denen ihr Vornamen nicht gefällt, ihn mit einem besser klingenden vertauschen, ohne daß sie dabei die Absicht verfolgen, die Behörde in Irrtum zu führen. Es sei bekannt, daß sich viele polnische Juden, die sich Moses nennen sollten, als Moriz eintragen.««

»Da sind sie so noch bescheiden. Jene, denen dann der Moriz nicht gefällt, nennen sich Maurice. Und wer den Hersch nicht ehrt, will des Horace wert sein und heißt dann, weil Frankreich der Feind ist, eines Tages Horaz. Es sollten Höchstnamen eingeführt werden. Bis zum Moriz gehe ich noch mit, aber dann versagt das Verständnis.«

(»Die Fackel«, August 1916.)

XV. Worum israelitische Kinder weinten.

(Vor 82 Jahren.)

»Die Kinder aus meinem Volke kamen zu mir klagen und weinen: »»Ach wir sollen nicht mehr die hellen, schönen Namen der Christen tragen, sondern die dunklen häßlichen der Juden. Wir sollen schon gezeichnet sein bei den Spielen!««

Da habe ich erwidert: »»Tröstet euch, seid still und traget mit Stolz die stolzen Namen der Väter. Das sind Heldennamen, ruhmgekrönte Märtyrernamen von uraltem Adel, von uraltem Ritterschlag. Als das Abendland noch in wüster Roheit versunken war, da blühten schon eure Namen in unsterblichem Glanz, weltbeherrschend, welterleuchtend und welterlösend. Denn das will ich euch sagen: Ehe der Zeiger der Geschichte sich wendet, werden manche prunkende Namen des Abendlandes von der Erde weggemäht sein, wie Stoppeln durch die scharfe Sichel. Aber so lange die Zeit währt, werden königlich in ihr thronen die Namen Abraham, Moses, Jesajas.««

(Joel Jacoby, »Klagen eines Juden«, 1837.)

XVI. Blut und Name.

Über Bogumil Dawison, eigentlich Davidsohn, den Sohn eines jüdischen Schänkers aus der Nähe von Warschau, den berühmten Schauspieler und Lehrer Adolf Sonnentals, schreibt Dr. Adolph Kohut in seinem »Berühmte Israelitische Männer und Frauen«: »Das scharfe Epigramm

und der heiße Akzent in Davisons Spiel verriet einerseits im Polen seine slavische und anderseits im Israeliten seine orientalische Abkunft . . . Dawisons slavisch-semitische Abstammung usw.«

Dem liberal-alles-verstehenden und israelitisch-weißblütigen Kohut bedeutet wohl »Bogumil« das slavische und »Dawison« das semitische Blut. In diesem Sinne ist dann auch der deutsche Dichter polnischen Herzens, Thaddäus Rittner, der Enkel des Reb Moische, seligen Andenkens, Chirurgen in Burstyn bei Lemberg, slavisch-semitischer Abstammung.

XVII. Miszellen.

Drei Generationen:

». . . geben die Unterzeichneten Nachricht vom Hinscheiden der Frau Lea Schuhbaum . . . .

Efroim Löwy, Chaje Zimbler als Geschwister, Sala Bondy geb. Schuhbaum, Rosa Auberbach geb. Schuhbaum, Klara, Lorcia, Leon, Osias als Kinder, Siegmund Bondy, Maurycy Auberbach als Schwiegersöhne, Linka, Bennas, Justin, Henny, Jadwiga, Wladyslaw, Liline, Didi, Charles, Kurt als Enkel.

Wien-Krakau, März 1916.« (»Neue Freie Presse«.)

* * *

Auf der Höhe des Westens.

Böhmisch-Türkisch-Französisch:

Es war einmal in Böhmen ein Bocher, der hieß Bondy. Kam dann in die Türkei und ließ sich — weil es dort eine Zeit lang als nobel galt — griechisch-orientalisch taufen, ward Handelsattaché und Bey dazu. Dem ward ein Sohn geboren, in dessen Namen türkische Heldenhaftigkeit mit französischer Grazie sich vereinigen sollte und der darum Reschid Renée genannt wurde. So war es möglich, daß eine Adrianopoler Studienkommission mit einem Reschid Renée Bondy Bey prunkte.

*

»Der Kaiser hat mit allerhöchster Entschließung vom 11. d. aus besonderer allerhöchster Gnade gestattet, daß der Sektionschef im Eisenbahnministerium Siegmund Sonnenschein Ritter v. Solvis sich künftighin mit Weglassung seines bisherigen Geschlechtsnamens lediglich nach dem Prädikat »Ritter v. Solvis« nennen und schreiben dürfe.«

*

»Den Herren Karl, Emil und Adolf Kohn, Söhnen des verstorbenen Herrn N. J. Kohn, Kaufmannes in Prag, Obstgasse 7, wurde mit Erlaß der k. k. Statthalterei die Annahme des Familiennamens »Kienzl« bewilligt.«

*

»Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Siegmund Schornstein, Mitglied des Ausschusses der niederösterreichischen Advokatenkammer, hat seinen Namen Schornstein in Schorn geändert.«

*

»Richtigstellung eines Namens!«

»Strefleurs Militärblatt« (März 1918): »Dem Landsturmökonomie-offiziersstellvertreter Schwarz Abraham wurde die Bewilligung erteilt, seinen Namen in Bihary abzuändern. Sein Zuname wurde auf Paul richtiggestellt.«

●

»... Nachricht vom ... der Frau Luli Lucia Löwy ... Semmering-Wien.

Isak S. Löwy, Bojana Trebitsch, Rea König, Pola Weinberger, Gisike Steiner, Dr. Hilarius Polacco.«

●

»... geben Nachricht ... Alvine Günsberg, Aurel Herbert Kohanyi, Dr. Florian Costiner, Georgine Pick, Vilma Rosenberg, Elvira Mandl, Hildegarde Haslinger, Dr. Dominik Eisinger ... Dr. Nikodemus Ritter von Landau.« (»Neues Wiener Tagblatt«.)

●

»Zur Verlobung des Herrn Sabineus Beer mit Frl. Broncia Rein gratuliert herzlichst Maio Maikäfer.« (»Wiener Morgenzeitung.«)

●

Einst: David Baruch Lippowitz aus Nagy-Becskerekeny.

Heute: Conte Domenico Bartolomeo Lippay, päpstlicher Maler, römischer Graf, Geheimkämmerer seiner Heiligkeit.

●

In der »Israelitischen Abteilung« waren in letzter Zeit zu finden: Sarolta Loewensohn, Esmé (Tochter der Margot Jellinek), Daniel Rischawy (Vater der Sigrid, Marion und Dorothea), James Hirsch (Gründer und Obmann der humanitären Tischgesellschaft ohne Unterschied der Konfession »Die Tigerhöhle«), Lujo Rapeport, Iro Schmelkes (Vater des Siegbert Donato und der Liddy, Aurelia, Daisy und Raja), Risa Feilchenberg, Dely Löwenzahn, Lintschi Pohrlitzer, Lacy Bloch, Francine Pereles, Idica Margulies, Dr. Lavoslaw Isserles, Pita Nathansohn, Dr. Desider Friedfrau, Desirè Beigelträger.

●

Aus dem Prager »Montagblatt aus Böhmen«, einem Organ der dortigen großen daitsch-israelitischen Mischpoche:

»Auf der festlich geschmückten Bühne des Deutschen Landestheaters wurde gestern das 60jährige Geburtsfest des Direktors Heinrich Teweles gleichsam als Familienfeier im engen Kreise in äußerst herzlicher Weise begangen ... wir erhielten folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Nicht ohne Rührung und mit aufrichtiger Dankbarkeit habe ich die zwei Spalten verschlungen, die Sie mir 60jährigem in dieser so bedrängten Zeit und gedrängten Zeitung gewidmet haben. Ich kann alles und noch mehr unterschreiben, bis auf eines, nämlich bis auf die Behauptung, daß ich meinen Namen nicht geändert hätte, weil ich der Meinung gewesen

wäre und sie auch ausgesprochen hätte, daß Deutschland sich an meinen Namen gewöhnen werde . . . Warum sollte sich übrigens Deutschland erst an meinen Namen gewöhnen müssen, der so leicht auszusprechen und so wohlklingend ist und dessen Daktylus ohne weiteres schon von Homer hätte benützt werden können und warum sollte ein Verdienst darin liegen, daß ich meinen Namen für Deutschland nicht geändert habe, da doch dieser Name gerade für Deutschland nicht ohne weiteres als jüdisch erkannt wird. Vielleicht wäre es mir von Vorteil gewesen, für Prag meinen Namen zu ändern, nicht weil er mich, sondern weil er andere Leute geniert hat.

Ehrlich gestanden, halte ich es für einen Zufall, daß ich kein Pseudonym gewählt habe.

Schließlich sei mir noch gestattet zu bemerken, daß mein Name, wenn er auch auf meine jüdische Herkunft deutet, gut deutsch ist, wie ich schon vor dreißig Jahren in meinen linguistischen Plaudereien dargelegt habe. . . . Heinrich Teweles.«

Derselbe Herr Teweles schreibt über ein ähnliches Thema im »Prager Tagblatt« unter dem Titel »Erinnerungen eines Prager Deutschen« folgendes:

»Ohne Affektation: Ich weiß nicht, ob es dermalen in Prag noch einen Menschen gibt, der Jeiteles heißt. Der Name hat, wie alle Namen auf eles einen guten Klang, es ist ein volltönender Daktylus, der besonders für Heldengedichte sehr verwendbar ist. Was speziell Jeiteles betrifft, so ist der Text zu Beethovens Liedern »An die Entfernte« von dem Brünner Doktor Jeiteles verfaßt, dessen Enkel der bekannte Direktor der Nordbahn war. In meinem Büchlein »Der Kampf um die Sprache« habe ich versucht, die Herkunft dieser Namen zu erklären. Es sind der Form nach entschieden deutsche Namen, aus einem Liebkosungs-Diminutivum und dem genitivischen s entstanden. Auch der Stamm ist fast durchwegs deutsch, in den meisten Fällen läßt er sich auf einen (Vor-)Namen zurückführen. Kurz nach meiner Veröffentlichung besuchte mich der Professor des römischen Rechts an der Wiener Universität, Dr. Stanislaus Pineles, und brachte mir Abdrücke mehrerer Aufsätze, worin er unter Hinweis auf den schwäbischen und fränkischen Dialekt nachwies, daß die in Österreich als jüdisch geltenden Namen durchaus deutsch seien, er belegte seine Forschung überdies durch die Photographie einer uralten Urkunde, in der ein solcher zweifellos deutscher Name angeführt war. . . .

Der Beherrscher der Schätze, im deutschen Altertum Säckelwart, in der nachklassischen Zeit Kassier genannt, war ein Bandhändler aus der Schwefelgasse, namens Wilhelm Ilner, ein braver und gutherziger Mensch, nicht ohne gesellschaftliche Gewandtheit, Sommer und Winter mit einer gelben Rose im Knopfloch, an der er weithin kenntlich war. Trotz der gelben Rose hieß er eigentlich Jeiteles. Er hatte zeitlebens

nicht den Mut aufgebracht, seinen Namen offiziell ändern zu lassen, vielleicht war es Rücksicht auf die schuldlose Familie, vielleicht machte auch die Statthalterei jene Schwierigkeiten, die einen integrierenden Teil der geheimen Dienstpragmatik und oft die einzige Existenzberechtigung mancher Ämter der guten alten Zeit abgaben. . . .«

•

»Im Einsenbahnabteil zweiter Klasse, Strecke Budapest—Wien. Vier Herren stellen sich gegenseitig vor: »Mein Name ist Koranyi«. — »Mein Name ist Kunfy«. — »Mein Name ist Kanacs«. — Der Vierte: »Ich heiße auch Kohn«. (»Der Witz«.)

•

»Kurz vor Schluß der Anzeigenannahme kam noch einer auf die Expedition des »Tagblattes« gerannt und gab ein Inserat auf:

Prima Bimstein
Sally Cohn
Berlin SW. 18.

Das sollte noch unbedingt ins erste Morgenblatt. Kam es auch. Aber nicht, wie vom Auftraggeber erwartet wurde, unter »An- und Verkauf«, sondern unter Familienanzeigen. Der Metteur hatte in der Eile das Inserat für eine Verlobungsanzeige gehalten.« (»Simplicissimus«.)

• • •

Von den Fortschritten des Ostens.

Aus einem Privatbriefe (polnisch) des Ingenieurs Munio Gellhaus:

». . . . . mir eine reizende Tochter geboren wurde. Ich habe ihr den Namen Anitta Wanda gegeben, nach dem meiner Mutter, Chane Pesie, seligen Andenkens.«

•

Aus dem Briefe eines Gymnasiasten aus T.:

». . . . unser Religionslehrer, Dr. Boxer, hat einen Sohn gekriegt, den er nach seinem Vater Daniel, Thaddeusz genannt hat. Unser Professor Chaim Chaskel Pizalle hat seinen Namen in Kazimierz Orlinski geändert. Mein Kousin Dr. Julian Merwin (früher Jossel Menkes) in Lodz hat seiner jüngst geborenen Tochter nach ihrer Großmutter Rachel Dina den Namen Irene Danutta (ein Name aus dem Roman von Sienkiewicz: »Die Kreuzritter«) gegeben.«

•

Ein gescheiter Einfall.

Ein Bekannter meines Freundes, Ingenieur Jacques Louis (im Geburtsschein.: Jankel Eisik) Gewürzmann aus Podwoloczyska, jetzt in St. (Niederösterreich), wollte im Namen seines neugeborenen Sohnes den seines Großvaters, Mechel, pietätvoll ehren. Große Diskussion im Familienkreise. Man fand keinen allen zusagenden schönen Namen, der mit M. begänne. Max, Moriz wurden natürlich, weil jüdisch, abgelehnt. Da kam die Mutter, Frau Erna (richtig: Esther), auf den

Gedanken: Muß denn der Anklang an den Namen des Verstorbenen ausgerechnet in der Anfangssilbe liegen? Man kann doch die Pietät auch in der Endsilbe betätigen. Das leuchtete allen ein. Der Junge heißt Paul.

* * *

Drei Freunde aus Sandomierz:

»Mojsche Pischer war Hadernhändler, zog nach Krakau und ward zum Mundyk Piszkowski, Bilderrahmenhändler. Von dort kam er als Moriz Wasserstrahl nach Breslau, wo er im Bilderhandel führend wurde. Schließlich landete er als der bekannte Kunstkritiker Maurice de la Fontaine in Paris.

Sein Freund Samuel Spiwak ward Kantor in Berlin, wo er sich »mit Rücksicht auf seine Kinder« Sally Singer nannte. Als er jedoch nach Christiania engagiert wurde, naturalisierte er sich in löblicher Anpassung als Sven Samuelson.

Der dritte wuchs als Schmelke Torby (jiddisch: Bettelsack) auf. Mit 18 Jahren kam er nach Lemberg, wobei er mit eigener Hand in seinen Dokumenten das y seines Namens auf ein e korrigierte. Bei der Übersiedlung nach Wien setzte er, wieder eigenhändig, auf das e einen Akzent grave. So lebte und starb der Kommerzienrat Sanel Torbè.«

(»Der Ulk.«)

Vermißte:

»Regina, Jetti und Salo suchen ihren Vater, Isak Hersch Gartenblüh aus Suczawa.« — »Feige Neche Berler aus Wierzbowiec sucht ihre Kinder Dora, Helcia, Zygmund und Salcio.« — »Georg Zablatower, Korporal beim . . . . . . sucht seine Eltern Mendel Berisch und Nesie Zablatower aus Zborow.« — »Frau Klara Weinstein aus Horodenka sucht ihre Kinder Sascha, Pepi, Emil und Lona. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich in Gesellschaft ihres Bruders Leibisch Lester aus Kolomea befinden.«

(»N. Fr. Presse.«)

* * *

XVIII. »Schutz den alttestamentarischen Namen!«

Unter diesem Titel hat Patentanwalt Georg Neumann im August-Septemberheft 1916 von »Ost und West« angeregt, daß zur Bekämpfung des Taufunwesens auch die Hilfe der Gerichte angerufen werde, und zwar in jenen Fällen, wo der Täufling neben der angestammten Religion auch den Vaternamen wechselt. Keine Behörde ist nämlich dazu befugt, jemandem infolge der Taufe eine Namensänderung zu gestatten. Auch wird durch den Namenswechsel der Verkehr zwischen den Menschen mit Unwahrheit durchsetzt, insofern als der getaufte Träger des neuen Namens für einen echten Christen gehalten wird. Schließlich wird die Bewilligung der Namensänderung »an getaufte Juden als eine öffentliche Schmähung des Judentums empfunden, zumal bisher ein veränderter Familiennamen nur den unschuldigen Angehörigen von Verbrechern zugestanden wurde.

In der behördlich bewilligten Ablegung alttestamentarischer Namen äußerte sich also eine behördliche Kundgebung des Inhalts, daß die Zugehörigkeit zum Judentum als ein ebenso unerträglicher Zustand empfunden werden dürfe« wie das Tragen eines bekannten Verbrechernamens.

Im Septemberheft 1917 derselben Zeitschrift schlägt er vor, eine Vereinigung zu gründen, deren Zweck es sein soll:

»Die Träger alttestamentarischer Namen davon zu überzeugen, daß jede Unbill, die man ihnen wegen ihres Namens antut, von uns allen schmerzlich empfunden wird,

die alttestamentarischen, und deshalb geschichtlich bedeutsamen Namen zu befreien von dem Anwurf, womit der Antisemitismus ihren Glanz zu ersticken sucht,

die Behörde davon abzubringen, daß sie die alttestamentarischen Namen als solche behandelt, deren man sich zu schämen hat und die man daher ablegen muß.«

XIX. Das wenigstens!

Auf eines müßten wir jedenfalls mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit hinarbeiten: Bekanntlich schreiben und drucken Unzählige, die in den amtlichen Dokumenten z. B. Salomon oder Jakob oder David heißen, auf Briefen, Schildern u. dgl. nur den Anfangsbuchstaben: S., J., D. usw. Wollen nun die Träger nichtjüdischer Namen diese nicht hebraisieren, so müssen wir es bald zumindest dahin bringen, daß diese unsere geburtsscheinmäßigen oder gemachten James, Leanders, Arturs, Roberts, Gyulas, Elfrieden, Gabys, Trudens auch n u r die Anfangsbuchstaben schreiben, drucken, auf daß sie sich des widerlichen Gegensatzes zwischen Namen und Ponems oft und voll und schmerzlich bewußt werden!

Abraham S c h w a d r o n.

*

Im Wiener Arbeitskreis für Hebräisch hat sich eine kleine Gruppe zusammengefunden, die sich die Propagierung hebräischer Namen zur Aufgabe gemacht hat.

Europäismus.

Wenn ich Ihnen meine Skizze über den Europäismus mit der Bitte um Abdruck im »Jerubbaal« schicke, so geschieht es nicht, weil ich diese Arbeit für absonderlich wertvoll halte, nicht, weil ich etwa meine, ich könnte große und neue Erkenntnisse geben. Was mich zum Schreiben bewog war das Ereignis, das ich an der Spitze als Einleitung und als symptomatisches Bild schildere. Es hat mich und den Kreis, den geringen Kreis, der Zionisten (wie i c h ihn verstehe) sehr erschüttert. Nicht um der Person willen, sondern wegen des Anzeichens für den Geist, der unter den heutigen Zionsbekennern herrscht. — Die Dinge, die ich sage, sind alt und mußten allen klar sein. Und doch will man sie nicht wissen, will man der Forderung, die in ihnen liegt, ausweichen. Darum erscheint es mir wesentlich, wenn sie in möglichster Klarheit gesagt werden. Allerdings: Ich bin mir des Stammelnden meiner Rede bewußt. Aber vielleicht ist es nicht möglich, über

die letzte Begründung dieser Dinge, die ganz in der Seele liegen (und nicht im Munde) zu sprechen. Ich halte es auch nicht für einen Vorwurf, wenn ich nicht überzeugen kann. Von diesen Dingen kann man sich nicht überzeugen: sie muß man erkennen.

Ich weiß, und jeder Ehrliche wird es erkennen, daß ich gegen die jüdische Jugendbewegung spreche. Aber das Wort einem entgegenzuschleudern, ist vielleicht die einzige Möglichkeit der Rede.

Im übrigen: Das Ereignis der heutigen offiziellen jüdischen Jugendbewegung (Blau-Weiß & Co.) ist so schändlich, daß sie nur zur Überwindung da zu sein scheint.

Darum bitte ich Sie meine Arbeit abzudrucken, nicht um ihres Wertes willen, sondern um des Ereignisses willen, das sie behandelt.

I.

Zionistische Küsse für 100 Mark!! . . .

Werdet ihr mich für irr halten, wenn ich euch künde, daß es zionistische Küsse gibt? Zu kaufen für den Wert des schmutzigen Fetzens, den die Europäer als Wertobjekt betrachten, als hundert Mark? Werdet ihr glauben? Ist es nicht unmöglich, nicht wahnsinnig? Zionismus — und Küsse . . . Küsse und Geld — hämmert es nicht in euren Gehirnen als Widersinn in schreienden, rotleuchtenden Farben?

Und doch — es ist wahr. Und doch — es ist geschehen. Und vielleicht geschieht es täglich und stündlich . . . Ball. Große Gesellschaft. Zugunsten armer, trauriger, russischer Juden. Toiletten. Brillanten. Schmucke Körper. Anbietung und Annahme. Schmutzige Sinnenglut, die sie Leidenschaft nennen. Und so weiter. Wie gewöhnlich Nationalfondssammlung. Für den Aufbau des jüdischen Palästinas. — Ein Mädchen. Sie nennt sich Zionistin, vielleicht geht sie hinüber, sie ist schön. Sammelt für unser Land. Sammelt durch Küsse. Ein Kuß — 100 Mark. Hundert Mark — für den Aufbau Palästinas! Für junge Lippen! Palästina — junge Lippen . . . Und der Nationalfond bekommt. Palästina bekommt, die Dirnenlippen auch.

Vielleicht gedenkt ihr euch abzuwenden? Nicht von uns ist sie. Nicht von der jüdischen Jugend, von der jüdischen Jugend, denen Zion Forderung ist, die im Herzen brennt. Die sich hebräisiert, palästinisiert — oh, sie ist von euch! Junges Blut läuft in ihren Adern, junger Gedanke erfüllt ihren Sinn. Sie tut wie ihr.

Aber nur weil ihr nichts tut, darum auch sie nichts. Weil ihr so seid, wie die anderen, darum auch sie. Weil ihr sündigt, darum auch sie.

Nicht auf sie werft den ersten Stein. Euere Brust mag er treffen. Zerreißt eure Gewänder, bestreut eure Häupter mit Asche und mit geballter Faust gegen die Brust schlagend sprecht vor dem Ewigen unser Gebet.

II.

Die Zionisten, die sich Zionisten nennen, sind nicht Zionisten. Die Juden, die sich Juden nennen, sind nicht Juden. Wie können die einen es sagen,

es nennen, was in der Tiefe ihrer einsamen Herzen wohnt, was Sehnsucht ist und Erfüllung zugleich, Forderung und Vollendung? Wie könnten sie es zeigen, das, was verschämt in ihnen ist, sie ganz erfüllt und bindet?

Und die anderen, die Volljuden sind, wie sollten sie es nennen? Unterhalb der Grenze des Bewußtseins liegt das, was zu tiefst das Ich ist. Nur Außenstehende können es betrachten. Kein eigener Blick ist so nach Innen gekehrt, daß er selbst sich durchschaut.

Hier ist klar unsere Entartung, unsere Assimilation, wenn mans will, daß wir das Judentum suchen. Es nicht in uns tragen, gleich einem köstlichen Schatz, sondern es suchen und uns aneignen müssen. Ein Jude schreibt über jüdischen Geist, ein Jude über jüdische Bewegung. Nein, wenn er Jude wäre, so wäre er ganz jüdischer Geist, ganz jüdische Bewegung. Aber wir sind nicht Juden, wir sind Europäer.

Und die Abwendung vom Europäismus, zu dem, was wir als Nicht-Seiend erkennen. Die Hinwendung, Zurückwendung zu dem, was wir als seiend ahnen und zu erfassen suchen — das ist Zionismus.

Das Rätsel und das Unbegreifliche dieser Bewegung ist eben dies, daß sie an nichts Reales gebunden ist. Völlig in der Sphäre der Idee liegt ihr Ziel und völlig in dieser Sphäre sind ihre Träger.

Anders ist es mit der Palästinabewegung. Alle heutigen Nationaljuden sind nichts anderes als Palästinophilen, nimmer Zionisten. Die nationaljüdische Palästinabewegung ist eine durchaus reale, man könnte fast sagen, materialistische Bewegung. Ihr Ziel ist das Glück des jüdischen »Volkes« im eigenen Land, freie Entwicklungsmöglichkeiten, menschenwürdiges Dasein und so weiter: alle Forderungen, die der heutige Zionismus stellt. Sie rechnet lediglich mit der Tatsächlichkeit des jüdischen Volkes, nicht mit seiner Idee, sie betrachtet das materielle (soziale) Unglück unseres Volkes, nicht die Idee des Galuth a n s i c h. Sie fordert von ihren Trägern nur die Hingabe ihres Daseins an die Bewegung, nicht die restlose Erfülltheit des Menschen von der Idee. Nur die Arbeit seiner Hände, nicht das Blut seines Herzens. Nur das Werk seiner Gedanken, nicht sie selbst.

Dieser Bewegung anzugehören — somit also dem offiziellen Zionismus — kostet nicht allzuviel: einige Opfer an Gut und Behaglichkeit im höchsten Fall. Sonst genügt bald Wohlwollen für sechs Mark Scheckel. Daher gehören auch so viele Juden ihr an. Es ist ja schon fast modern Zionist zu sein und es gehört schon fast zum guten Ton in den Salons.

Man kann die Theoretik des Palästinensismus (und des Muskelzionismus) durchaus nicht etwa widerlegen. Sie ist völlig richtig und jeder Rechtdenkende wird sie einsehen. Nur eins: Man kann sie überwinden. Dieser Zionismus kann überwunden werden durch die Lossagung von Europa. Der wahre Zionismus aber ist eine letzte Sache, die nicht mehr überwunden werden kann.

Das Leben des europäischen Menschen (der nicht nur in Europa wohnt, sondern in jedem Kulturland mit Notwendigkeit auftritt) vollzieht sich in

einer tatlosen Progression und ist erfüllt von Zwiespältigkeit. Für ihn gibt es gar keine Unbedingtheit, keinen Glauben, keine Intuition. Und dies aber sind die drei begriffskonstituierenden Faktoren der Tat. An ihre Stelle tritt im Bewußtsein des europäischen Menschen die Verkettung, das Wissen und die Arbeit. Das sind die drei Faktoren des Handelns.

Die Verkettung: Bedeutet die Aufhebung des Individuums, des Wertes, der Tat, des Einzelnen (durch die die Gemeinschaft erst geschaffen wird) und die Homogenisierung der zufällig an einem Ort daseienden Gesellschaft, die aprioristische Annahme ihrer Zugehörigkeit und Verbundenheit und dadurch eine gewisse Rationalisierung der Arbeit des Einzelnen, die er nunmehr für die anderen Menschen leistet. Während es in der wahren Gemeinschaft so ist, daß die zusammenlebende Masse zur Gemeinschaft wird erst durch die Tat des Einzelnen um der Idee oder um des Gottes willen. Ergo ergibt sich, daß die europäische Gesellschaft keinen Anspruch hat auf den heiligen Namen der Gemeinschaft, daß sie nichts ist als eine rudis indigestaque moles, die lediglich durch die Mechanisierung und Arbeitsteilung (den Industrialismus) zusammengehalten wird. So steht jeder Mensch in solcher Struktur allein und einsam da. Hieraus das furchtbare Elend der inneren Unruhe, die ihren Ausdruck findet in dem Großstadtgetriebe. Denn es ist klar, daß ein Mensch, der nur in Gemeischaft mit anderen, vielleicht nur mit einem anderen, seine Ordnung finden kann, in jäher Dissonanz da sein muß, ohne in der Einsamkeit je leben zu können. Und das ist überhaupt das ganze Rätsel des Europäismus: Er hat kein Leben. Was das ist, vermag das Wort nicht mehr zu sagen. Und doch weiß ein jeder, daß es ist. Vielleicht ist es am besten erfaßt in den Zügen des Buddha, in denen Ordnung, Ruhe und Vollendung uns entgegenleuchtet.

Aber das Streben des europäischen Menschen geht nicht zur Vollendung, sondern zum Glück. Und weil er alleinstehend ist, so wird das Schändliche dieses Eudämonismus noch erhöht durch den Egoismus, wobei man allerdings bemerken sollte, daß auch der europäische Begriff des Altruismus eudämonistisch ist und damit verwerflich. Hieraus wieder resultiert der Kapitalismus. Als Überwindung des Kapitalismus tritt der Sozialismus heute seinen Siegeslauf an. Es ist klar, was gegen ihn zu sagen ist: Er vermag das eine nicht zu ändern, nicht zu schaffen, lieber das eine was not tut: das Leben. Was nützt uns gerechte Wirtschaftsordnung, gerechter Staat, wenn wir kein gerechtes Leben haben? Und darum geht es. Ein gerechtes Leben aber folgt nicht aus einer gerechten Wirtschaftsordnung, sondern diese vielmehr aus jenem. Das aber ist jene Verkettung von der ich spreche. Daß der europäische Mensch sich von seiner »Kultur« nicht lossagen kann, daß er über und über »kultiviert« ist, daß seine Wirtschaft, d. h. die Summe seiner Bedürfnisse ihn so sehr gefangen hat, daß er nur für sie lebt, um sie zu befriedigen.

Vergleichen wir das Wissen hierzu: Die Naturwissenschaft hat ihren Hauptwert nicht in der Erkenntnis, sondern in der Verwertung. Es ist kein Zufall, daß sie heute so dominierend im Zentrum des europäischen

Lebens steht. Es geht heute nur um Bedürfnis und Befriedigung, um Produktion, nur um Produktion. Der Mensch wird im besten Falle zur Intellektualmaschine. Sein ganzes Sein ist ausgefüllt von Arbeit, von Arbeit, deren Sinn darin liegt, daß sie befriedigt. Während der Sinn der Tat darin liegt, daß sie schafft. Es ist auch ohne weiteres einleuchtend, daß ein Rückwärtsschauen zu dem Sinn (denn der Sinn liegt vor dem Beginn der Handlung) dem Arbeitenden gar nicht mehr möglich ist, weil er vorwärtsschauen muß und unablässig das Ergebnis betrachten, das Mehrprodukt werten muß.

Was der Erfolg ist, weiß ein jeder. Nur zwei Beziehungen seien mir gestattet hier anzudeuten: der Europäismus ertötet alles Religiöse und alles Ethische.

Das Religiöse ist das Bewußtsein der Verbundenheit mit dem Sinn. Die klare Erkenntnis, daß es einen Sinn an sich gibt und der Glaube an die Wahrhaftigkeit des Sinns.

Der wahre Zionismus steht und fällt mit diesem religiösen Moment. Wie es fundamental heißt: »Seid heilig, denn Ich bin heilig, euer Gott«. Dieser unbedingte Glaube an das Vorhandensein einer Heiligkeit, das ist der Kernpunkt eines religiösen Menschen.

Der Europäismus jedoch kann nur Begriffe anerkennen, die innerhalb seiner Entwicklungskette liegen. Die Frage nach dem Sinn und dem Leben ist für ihn gar nicht mehr vorhanden. Denn sie wird ersetzt durch die Begriffe des Glückes und des Auslebens, die beide zugleich ein und dasselbe Streben bezeichnen. Denn Glück heißt schon Ausleben. Die freieste Auslebung, Wirkendmachung aller Tendenzen der menschlichen Psyche (und seien es auch die schändlichsten) — das nennt der Europäismus Freiheit, Unbedingtheit, und negiert schon dadurch die Realität dieser als Forderung vorhandenen Begriffe. Eine Verbundenheit muß er leugnen: weil er die Verkettung hat, d. h.: eine freie Hingabe dem Höchsten wird zur Unmöglichkeit gemacht durch die gezwungene Hingabe zum Notwendigen. Zwang ist überhaupt einer seiner Fixpunkte. Eine erzwungene Religiösität aber ist eine contradictio in adiecto.

Ganz analog liegt es bei der Ethik. Ethisch zu handeln ist nur möglich bei der Anerkennung einer Heiligkeit an sich. Die »monistische Ethik«, die völlig auf dem Prinzip der Wiedervergeltung aufgebaut ist, verdient nicht den Namen eines Sittengesetzes und keiner ist gezwungen, sie innerlich anzuerkennen. Allerdings, die Heiligkeit ist weder beweisbar, noch definierbar. Wie jedes »ethische Gesetz« eigentlich eine Unmöglichkeit ist, weil es sich nicht beweisen läßt und weil Ethik nicht erzwungen werden kann. An Stelle der zutiefst notwendigen Handlungsweise des ethischen Menschen setzt der Europäismus die Moral, die jedoch derartig schwach ist, daß sie heute nur für Dirnen und Zuhälter zu existieren scheint. Moral ist eine mehr oder minder gewollte Übereinkunft von Gesellschaftsklassen, um die Administration zu ermöglichen. Mehr ist sie nie gewesen, denn so gegen die wesentlichsten Tendenzen des menschlichen Lebens verstößt lediglich die Polizeiadministration. Was Moral in Wahrheit besagt ist zur Genüge bekannt und auf ihre Auswüchse

braucht nicht hingewiesen zu werden. Es ergibt sich somit für den europäischen Menschen gar keine Gegebenheit, ethisch zu handeln. Und dies zeigt sich in immer größerer Progression zur Unsittlichkeit, an den Kriegen, an der Ehe, an der Kunst — bis zum Bordell. Um vielleicht an einem Beispiel zu erläutern, was ich unter Europäismus meine: Das ist der Geist, der es ermöglicht hat, daß der Begriff Bordell geschaffen wurde. Wesentlich ist nicht, daß Bordelle existieren, wesentlich ist nur die Möglichkeit ihrer Existenz. Und das andere, für mich erschütternde Beispiel des europäischen »Menschentums« — das ist jenes zionistische Mädchen, das Küsse für den Nationalfonds verkauft und so, vollends zur Dirne werdend, die Heiligkeit der jüdischen Idee bricht.

Glaubt es mir doch, Brüder und Schwestern, die Gefahr ist sehr groß. Viel größer als ihr meint. Die Gefahr ist — Palästina. Rettet Zion! Denn der Feind ist im Anzug: der Europäismus. Und wenn er siegt, dann führt sein Sieg zur Europäisierung Palästinas, zum »Glück« da unten.

Erkennet doch: Wenn wir es vermögen sollten, da unten glücklich zu sein — dann haben wir die heilige Erde geschändet, dann wird Zion nicht auferstehen und in Europa untergehen.

III.

Zionismus heiße ich nicht das Streben nach Palästina, sondern das Streben nach Zion. Das Streben nach Palästina ist europäisch, das Streben nach Zion ist jüdisch. Palästina aber verhält sich zu Zion, wie Form zu Inhalt, Palästina ist das Land, d. h. die Existenz- und Realisierungsmöglichkeit unseres Seins: Zion aber ist unser Leben an sich. Palästina ist real ungreifbar in unserer Nähe: Man kann hinübergehn, man kann auch wieder fortgehen. Es ist ein Ideal. Ein bald erfülltes Ideal, das vielleicht enttäuschen wird. Zion ist eine Idee. Losgelöst von aller Erfüllbarkeit besteht es an sich. Man kann sich nur zu ihm bekennen oder es verdammen, nicht aber sich zu ihm hinwenden oder von ihm abwenden, ein Mittelweg, ein Wohlwollen zu ihm ist nicht möglich. Wer sich aber einmal zu ihm bekannt hat, der ist ihm für Ewigkeit verfallen.

Palästina kann erbaut werden, Zion aber nur errichtet. Jenes entsteht, wenn genügend Geld zusammenkommt (und sei es auch das schmutzige Geld einer Dirne, die sich aus Liebe für das Land und für ihren Körper hingibt), wenn genügend Arbeitskräfte arbeitende Hände an das Land, an seine Scholle und an seinen Reichtum legen, wenn die übrige Welt die »berechtigten Forderungen des jüdischen Volkes auf der Friedenskonferenz« anerkennt.

Zion bedarf dieser Anerkennung nicht. Zion ist eine jüdische Tat, eine so vollauf jüdische, daß es kaum je ein Nichtjude begreifen können wird. Es hat seinen eigenen Wert, der außerhalb Europas steht und darum von keinem im Europäismus befangenen Menschen gewertet werden kann. Hier tritt auch klar zu Tage die merkwürdige Parallele mit dem Judentum: Dies wie jenes ist eine Größe an sich. Unbegreifbar, immer daseiend, losgelöst von allen anderen und doch innerlich mit ihnen

in tiefster Ordnung verbunden. Das Judentum ist im Galuth unter den Völkern, Zion aber ist erst die wahrhafte Errichtung des Galuth, des Galuth des Geistes und der Idee.

Zion bedarf nicht der Arbeitskräfte, sondern der Seelen, nicht des Fleisches, sondern des Blutes. Weil in der Seele des Menschen der Gedanke und die Liebe an Zion leben muß, weil jedes Äderchen pulsieren muß vom heftigen Schlage des jüdischen Muß. Eben: Zion wird nicht aufgebaut, es wird errichtet. Neu geschaffen, etwas nie Dagewesenes. Nicht Wiederaufbau alter Herrlichkeit. Hier darf ich vielleicht den gefährlichen, zu oft mißverstandenen Satz sagen: Das Judentum muß erst geschaffen werden.

Und vollends bedarf Zion nicht des Geldes. Denn das Geld ist das größte Verbrechen am Geist und am Guten. Es ist voll und übervoll von Blut, von Schweiß und von Gemeinheit. Wie sollte man glauben, daß jenes Dirnengeld, das für den Kuß erbeutet wurde, helfen könnte Zion zu errichten? Ist es nicht so, daß es die Errichtung hindert? Denn jede Ungerechtigkeit verlängert um Tage und Tage die Zeit bis zum Tage des Herrn. Die Errichtung Zions aber ist der Tag des Herrn. Wie es heißt: Wenn einen Tag alle sündenlos sein könnten, wird Messias kommen. Geld ist immer ein Produkt der Arbeit. Messias aber läßt sich nicht erarbeiten. Erst wenn die Tat, die heilige Tat getan wird, dann wird er kommen. Sie aber zu vollbringen vermögen wir nicht und nicht einmal sie zu schauen ist uns gegeben. Vielleicht müßten wir dazu auf dem heiligen Berge stehen.

Ich weiß: wenig läßt sich von Zion wissen, wenig in Worte kleiden. Nur die Ahnung erfüllt unsere Herzen. Die Ahnung von etwas, das ist, da sein muß, das wir nicht zu schauen vermögen, ob seines Glanzes. Und nur Paradoxie kündet uns weniges. Aber eins darf nicht verkannt werden: Zion ist kein Sein, sondern ein Geschehnis, ein ewig währendes Offenbarwerden. Und darum schon eine Forderung. Eine, die erfüllt werden muß, der es kein Ausweichen gibt, weder nach links noch nach rechts. Heiligkeit ist ihr Wesen, Gerechtigkeit ihre Wirkung, Vollendung ihre Tat. Doch was kann ich sagen? Ungeklärt bleiben die Begriffe: durch Begriffe kann man sie nicht erläutern.

Aber ist denn Sagen notwendig? Ich glaube nicht, daß durch Sagen irgend jemand sich zu Zion bekennen könnte. Ich glaube nicht, daß von irgend jemand diese Forderung gestellt werde könnte, sei es denn von IHM. Sie ist — mehr nichts.

Und wer sie im Herzen trägt, der kehrt sich ab von dem Dasein, und wendet sich zu dem Wege des Lebens. Denn er weiß: nur in Zion können wir leben. Denn nur dort sind wir um der Heiligkeit willen.

Die anderen aber, sie geben sich hin dem Dasein, dem Glück, geben sich Europa hin, wie ein Weib in brünstiger Umarmung: und diese wähnen Palästina zu bauen.

Ihr schaut die Gefahr. Sie ist, daß wir Palästina bekommen und jene uns Zion verbauen.

Aber nicht ermüden sollen wir und nicht erlahmen unsere Kraft gegen

sie zu streiten, obwohl ihrer viele sind. Denn Jahveh wird ihre Mauern niederreißen und sie werden fallen, wie einst Jerichos Mauern. Und sie werden erzittern vor dem Heere des Ewigen. Vor dem jüdischen Heere.

Mosche Hakohen.

Esoterik.

Keinen Nebel von Worten und herkömmlichen Gefühlen um sich dulden. Fest und scharf auf die Tatsachen blicken. Was einen solchen Blick nicht aushält, an dem ist schon irgend etwas Schwindel.
Georg Stammler.

Es gibt Passivisten und Projektoren. Passivisten sind jene, die den Genuß des »Geschehenlassens« lehren und des »Empfindens«. Sind jene, die »glücklich« waren, wenn sie »im Regen standen ohne Dach«*, die alle Realität nur »prosaischen Alltag« nennen und die alle Tätigen verachten als solche, die vor sich selbst davonlaufen müssen in eine »Wirklichkeit«. Projektoren aber sind jene, die nichts an sich merken können, sie glaubten denn, es sei außer ihnen. Sind jene, die einen Aufsatz beginnen »Es gibt Passivisten und Projektoren«. Die die Menschheit in zwei Klassen einteilen, entsprechend ihren eigenen gegensätzlichen Trieben. Die alles aus sich hinausversetzen und dann nichts mehr in sich haben, daher nichts mehr vom Ich verlangen als die Überwindung des Ich. Die nur mehr die Welt, nicht aber sich ändern wollen.

Es gäbe allerdings noch einen Weg: Der Welt zu lassen, was der Welt, und dem Ich, was des Ich ist, — den Weg der Redlichkeit. Den gibt es aber nur theoretisch.

Und doch ist es unser Weg. Wen kümmert die Unerfüllbarkeit seiner Aufgabe! Sie ist gestellt. Wird das Ziel nie erreicht, so sei es die Kurve, zu der wir Asymptote. Und so oft wir sehen, wir haben Äußeres verinnerlicht oder Inneres veräußerlicht, wollen wir es bereuend erkennen, und den einzig sinnvollen Weg der Reue gehen: Es besser machen.

Gegen das passivistische Extrem ist schon so viel gesagt worden, daß wir schon alle so sehr davor zittern, daß wir in das gegensätzliche Extrem verfallen. Aber hüten wir uns vor der Projektion! Hüten wir uns davor, »Politiker« zu werden, um unsere Person nicht mehr zu sehen, wozu die Weltsituation so sirenenhaft verleitet. Achten wir darauf, daß die Politik für die Menschen da ist und nicht die Menschen für die Politik. Daß der politische Gegner zwar politischer Gegner ist, aber nichts dafür kann, daß seine Absichten mit denen unseres Unbewußten übereinstimmen.

Kameraden und Kameradinnen! Im Jahre 1913 wurde am hohen Meißner eine Formel aufgestellt, die Unendliches verhieß: Selbstgestaltung des Lebens Jugendlicher und innere Wahrhaftigkeit! Ja, das ist leicht, sich der Verpflichtung ihrer Erfüllung zu entziehen, indem man sagt, bevor geistige Forderungen gestellt werden, müsse erst jeder Mensch zu essen

* Rilke, Stundenbuch. Als Symbol des Passivismus herausgegriffen von Kurt Hiller.

haben, und so aus fremdem Hunger Berechtigung zu eigenem Müßiggang zu ziehen. Gewiß muß jeder zu essen haben und gewiß ist die Meißnerformel in der heutigen Weltordnung unerfüllbar, also muß die Weltordnung erst geändert werden, aber das Recht dazu hat nur der, der die Formel dort erfüllt, wo sie erfüllbar ist. Das ist freilich schwer und schwerer als Aufsätze schreiben (vielleicht auch schwerer als Sozialdemokrat zu werden), aber wir, die wir die Erfüllung der Formel wollen, was kümmert uns Schwierigkeit oder Leichtigkeit? Selbstgestaltung — das heißt, wissen, was man will, und darauf hinarbeiten, und innere Wahrhaftigkeit — das heißt, beim einmal Gewählten bleiben, solange die Gründe fortbestehn, die zur Wahl bewogen haben, und das heißt allerdings auch, redlich sein und immer bereit, die Gründe neu zu kritisieren . . .

Selten ist der Versuch gemacht worden, das nicht nur zu fordern, sondern zu tun. Das Folgende wendet sich an solche und nur an solche, die den Ernst dazu haben und nicht wegen Unbequemlichkeiten aus der philosophischen Konsequenz springen. Es ist eine Esoterik, eine Geheimlehre, nur gerichtet an und nur verständlich für — Eingeweihte.

Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: Navigare necesse est, vivere non necesse. Dieses, meine Freunde, wollen wir aus der Welt zum Schwinden bringen, aber dafür setzen: Vivere necesse est, ergo et navigare.

Ich werde euch ein schweres Geheimnis anvertrauen: Was der Mensch tut, tut er, weil ihm die Tat Freude bringt. Es gibt keine Handlung, die nicht gefühlsgeboren wäre. Was der Mensch »gut« heißt, das heißt er so, weil ihm das Heißen Freude bringt. Es gibt keinen Wert, der nicht gefühlsgeboren wäre. Παντων μεθρον ἀνθρωπος (gewiß, nicht alle Lust ist gut. Aber alles Gute ist Lust).

'Ανθρωπος, nur ἀνθρωπος? Nein, nie kann, was sein soll, abgeleitet werden, aus dem, was ist. Kein Studium der Historik sagt uns, welche Staatsform die beste sei, wenn nicht unser Wille uns vorher sagt, wozu der Staat. Kein Studium der Psychologie sagt uns, welche Lebensform die beste sei, wenn nicht unser Wille uns vorher sagt, wozu das Leben. Alles Wissen ist (ethisch) Funktion des Wollens. Aller Verstand Funktion des Affekts. Wille und Affekt aber sind Lichtgeschwindigkeiten. Nur diese sind μεθρα.

Hüten wir uns vor einem Haeckel, der aus der Wissenschaft eine Ethik ableiten will, er ist von vornherein auf dem Holzweg.

Die Ethik ist Affektsache. Eine Heilsidee kann man nicht beweisen, man kann nur zu ihr begeistern. Jeder habe die Heilsidee, die er sich wählt, aus Lustgründen wählt, so lange als er niemand Leid damit bereitet. Unser Grundsatz, meine Freunde, nach außen hin, unser politischer Leitsatz sei:

So lange niemandem dadurch Leid entsteht, ist alles (von wem immer) Gewollte zu bejahen.

Denn auch für das von uns Gewollte können wir letzten Grundes kein anderes Argument anführen als — daß wir es wollen.

Was aber kümmert uns außen! Was kümmert uns Politik! Was wollen wir?

Und ich werfe kühn ein Wort hin: Sinn unseres Lebens. Und als Mittel dazu: Vollbewußtheit.

Keinen Menschen zwinge ich zum »Geist«. Aber ich hindere jeden daran, von »Geist« zu reden, dem es damit nicht blutiger Ernst ist.

Was schert uns wieder die Unendlichkeit des Ziels! Werden wir am Wege verrückt werden, so werden wir eben ins Irrenhaus kommen.

Hört das zweite Geheimnis: Kein Mensch kann von uns eine Begründung des »Geistes« fordern und seine einzige Rechtfertigung ist unsere Freude am Geist. Wohl kommt es also wirklichst auf das Gefühl an. Aber: Uns löst möglichste Ausschaltung des Gefühls höchstes Gefühl aus. Das ist ein Paradoxon und doch wahr. Wir sind aus Gefühl dem Gefühl Feind und lieben den Verstand als unsere Stärke.

Uns gilt nichts Heiliges mehr. Kein Dogma und kein Überkritisierbares. Nicht in uns und nicht außer uns. Nur was der Verstand zu rechtfertigen vermag, hat Daseinsberechtigung. Unsere Triebe sind ungerichtet und widersprechend und jeder verspricht — erfüllt — Lust. Aber das Lustmaximum erreichen wir im einheitlichen »Sinn«. Unsere Aufgabe ist die Herrschaft über unsere Triebe im Sinne der Fähigkeit, sie zu wenden und zu drehen zu einer vorherrschenden Richtung, ist, aus dem Skalar Unbewußtheit den Vektor Bewußtheit zu machen. (Und — in Klammern gesetzt — könnte etwas andres »Selbstgestaltung« heißen?)

Und heißt solcherart »Bewußtsein« nicht »Verstand«? Ich habe früher vor Haeckel gewarnt. Aber wie den Passivisten die Projektoren oder der Skylla die Charybdis, steht dem Häckel der »Theosoph« gegenüber. Wir müssen ihn, auf die Gefahr hin, von ihm für Häckel gehalten zu werden, ebenso verfolgen wie Haeckel, auf die Gefahr hin, für Theosophen. Wir wissen, daß Nietzsche über den heutigen Mystizismus Recht hat: »Mystische Antworten gelten für tief, die Wahrheit ist, daß sie nicht einmal oberflächlich sind.« Aber wir wissen auch, daß es anderes auf der Welt gibt als Kilometersteine, Abstrakta hinter dem Konkreten, auf die einzig es ankommt. Wir wissen, daß nicht Erwachsenheitswerte die einzigen sind und Geld, Geld, wieder Geld der Inbegriff des Werts. Und werden uns deshalb doch nicht Gesundbetern überlassen. Wir wissen, daß der Rationalismus als Weltanschauung ein — gelinde gesagt — Blödsinn ist (wem fiele nicht jene »materialistische Geschichtsauffassung« ein!) — aber wir wollen — und wollen unbedingt — Rationalismus als Methode. Die Erkenntnis nicht Zweck. Aber Mittel. Wir wollen die Idealität von Raum und Zeit kennen und doch mit der elektrischen Straßenbahn fahren. Wir wollen, auch wo es sich um jene wortdisparaten Gebiete handelt, um jene Wahrheit, der alles Symbol, — im Symbol bleiben und wissen, daß der Begriff das Exakteste und deshalb Förderndste ist. Und Ökonomie ist Sinn κατ' ἐξοχήν. So wird Begriff Geist (Sinn) und somit Verstand Geist. So lebe Ökonomie und so lebe Verstand!

Darum wiederhole ich: Eine Richtung müssen wir haben — das ist

die einzige Überwindung der Sinnlosigkeit des Gegebenen. Unser Wille sei der Magnet, dem kein Ausweichen gilt. Wenn wir Eudaimonisten, Sozialisten, Frauenbewegler sind, müssen wir so Eudaimonisten, Sozialisten, Frauenbewegler sein, wie wir jung oder männlichen (bezw. weiblichen) Geschlechts sind. Ob wir dran denken oder nicht, ob wir uns drum scheren oder nicht. Dispositionell.

Beileibe nicht derselbe sein in Schule (Hörsaal), Sprechsaal, Fachverein. Aber doch ein Etwas haben, das überall ist und immer, ein Kontinuum über Raum und Zeit; über Glück und Unglück, ein unverrückbar Festes, ein höheres Ich, Richtung, Halt, Sinn, Joga.

Es gibt zweierlei Selbstliebe. Der eine liebt sein Heute, der andere sein Morgen. Der eine ist mit sich zufrieden so wie er ist, der andere nur mit sich, so wie er werden will. Der eine will nur sich erhöht sehen, Eindruck machen, er geht auf den Schein. Der andere gibt nichts auf die Bewertung anderer, sondern nur auf die eigene — er geht auf das Sein. Es gibt auch zweierlei Freude am Gedemütigtwerden. Der eine liebt, geschlagen zu werden, der andere die Distanz zu sehen, die ihn von seinem Ideal trennt. Dem einen wird die Freude am eigenen Unwert Verlockung, im Unwert zu bleiben, sogar ihn aufzusuchen. Dem anderen Ansporn, doppelt so stark zum Wert zu streben. Es gibt auch zweierlei Liebe zum Unerreichbaren. Der eine liebt gerade die Unerreichbarkeit, er schafft Grenzen und Begriffe wie »Frevel« und Ὕβρις. (Jeder Mensch darf Gott anbeten, aber selbst ein Christus wird gekreuzigt, wenn er behauptet, selbst Gott zu sein.) Den anderen lockt die Unerfüllbarkeit der Aufgabe, Unmögliches zu leisten, ihm wird jede Unendlichkeit ein »Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn«.

Nur die Zweiten sind etwas wert. Die ersten mögen dahinfahren.

So sei fest und sicher das Bild (die Imago) letzten Werts in jedes Seele. In jedes Seele! »Den Weg, den gibt es nicht«. Der sich liebt nach der ersten Weise, ist noch abhängiger von den anderen als der, der sich gar nicht, nur andere liebt, denn er braucht von ihnen Bewunderung. Der Zweite aber ruht in sich. Ihm kann nichts geschehen, er ist gegen alles Äußere gefeit — nichts als seine eigene Kritik kann ihm sein Wollen rauben, ihm seinen Geist rauben, — hart und unbeirrt und zarathustrahaft - mitleidsfeind kann er seinen Weg gehn. Joga. Die Differenz (Ich-Ideal — Ich-Heute) ändert ihre Größe um nichts, wenn blöde Leute blöd oder gescheite gescheit sind.

Er gehe seinen Weg mit Redlichkeit. Sich selber keinen Dunst vormachen. Nicht der ist »innerlich wahrhaftig«, der nie lügt, sondern der, der sich (sich selbst gegenüber) zu sich selbst bekennt. Kann man anders »sich gestalten« als, indem man von sich weiß? Laßt Euch nicht von den »Jungen« warnen, denen die »Reflexion« der Inbegriff der Schreckens ist, der Verlust der »Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit« und somit der »Jugendlichkeit«. Freudigen Herzens verzichten wir auf eine Jugendlichkeit, die die Beleuchtung mit Verstand nicht verträgt. Wer nicht mitwill, braucht nicht mitzutun. Aber wir werden nie begreifen, daß der Verlust einer Unmittelbarkeit ein logisches Argument sei. Wir riskieren das Irrenhaus

und stellen die Tafel Γνωθι σεαυτον über uns. Das ist das Schwerste und Notwendigste. Es gibt nichts Heiliges mehr! Ihr alle nehmt eure Affekte noch zu ernst.

Fluch der Unredlichkeit, die Widersprüche duldet zwischen Wort und Tat! Fluch der Unredlichkeit, die sich selbst verleugnet und Vogel Strauß spielt. (Nur ein Vogel Strauß ist erlaubt: Die Weisheit Kohelets, des Predigers, der letzten Klippe des Positivismus, dem Tode, gegenüber). Etwas Seiendes ist deshalb noch nicht nicht, weil ich nicht davon rede. Es mag unbequem sein, Sexualität und Nationalismus in sich zu haben, jeder hat sie doch. Bejahung seiner selbst heißt Bejahung seiner Sexualität und seiner Nation. Beides Gebiete, in denen der Affekt durch Totschweigetaktik herrscht, wo aber der Verstand am nötigsten wäre, nicht als Schadenverhüter, sondern als Nutzenstifter. Aufhören mit Schwindeln vor sich selbst! Selbstbeobachtung, Selbstwertung, Selbständerung! Speziell die Sexualität ist ein Gebiet, wo von Unbedingtheit, Geist, Bewußtheit noch keine Rede ist, und von wo gerade die Mittel zur Weltänderung herauszuholen wären. Und Nationalismus wird heute zum Chauvinismus oder — glatt verleugnet.

Wir denken immer und unausgesetzt an das n-dimensionale Schema.

	A	B
1	A_1	B_1
2	A_2	B_2

A_1 hat mit A_2 A, mit B_1 1 gemeinsam. Je nachdem, welches Merkmal man zum unterscheidenden macht, gehört man der einen oder der anderen Gruppe an. Geschlossen ist nur das Ich. Kein inhaltliches Programm kann uns binden (es sei denn, wir hätten es selbst geschrieben). Umsomehr gelten uns formale: Geist, Jugendkultur, Nationalismus. Ein Geistiger kann in einem Bund sein. Nie aber in einer Partei. Denn nie kann er wegen gewisser Übereinstimmungen einer Majorität gegenüber an bestimmten Stellen mit dem Denken halt machen.

Und er kann es auch aus einem anderen Grunde nicht. Er kann es nicht, weil er von Polarität weiß. Weil dem tief Blickenden — das verstehn nur Eigeweihte — der Gegner immer auch Recht hat. Weil nicht Liebe und Haß Gegensätze sind, sondern beide auf der einen Seite, der Gleichgültigkeit auf der anderen entgegengesetzt sind. »Ein Schuft, wer Unpolares äußert« (Kurt Hiller).

Fluch der Unredlichkeit, die Widersprüche duldet zwischen Wort und Tat: Jedes Wollen werde zur Tat. Aber zur Tat gehört weder Kanonen- und Maschinengewehrfeuer, noch ebenso lärmendes schweigendes Märtyrertum. Fluch allen Märtyrern! (Es gibt kein Navigare.) Die Tat ist nicht »unbedingt«, d. h. losgelöst von den Dingen, sondern muß in nüchternster Wirklichkeit vollbracht werden. »Arbeit« ist nicht (nur) Erschießen der Feinde, sondern (auch) Adressenschreiben. Aber 99% aller sogenannten »Arbeit« ist Beruf oder Davonlaufen vor dem Ich. Am gefährlichsten

allerdings ist ein »Arbeits«begriff, den ich schon mehrmals in Jugendbewegungskreisen gefunden habe, der es als »Arbeit« auffaßt, mit dem geliebten Mädchen eine Aussprache über seine Stellung zu ihr vorgenommen zu haben. Aber es gibt auch wirkliche Arbeit! Freilich, die haben es leicht, unbedingt zu sein, die noch an Unbedingtes glauben. Aber Bedingtes unbedingt tun!

Bedingtes unbedingt tun. Auf Letztes schauen und doch Nächstes sehen. Wissen, daß ein Kilometerstein nur ein Kilometerstein ist, und nichtsdestoweniger ihn als Ziel anerkennen! Nicht »alt« im schlechten Sinn werden, aber doch einmal erwachsen. Nicht die Ideologie vergessen, aber doch tun! Wieder eine Skylla und Charybdis erkennen in der lächerlich überflüssigen Figur des Berufsethikers und dem Geistesfeind.

Sich nie vor der Wirklichkeit fürchten. Nicht die Theorie verachten, aber ihr folge die Praxis! Und das Traurigste für uns ist, wenn uns Wirklichkeitssymbole schon — Bücher sind. Statt daß die Bücher uns Menschen geworden sind, werden die Menschen Bücher! Wir sind so lächerlich naturfern. Es droht das entsetzliche Extrem von Nietzsches »Gewissenhaftem des Geistes«. Jeder Wandervogel ist uns über.

Aber deshalb werden wir keine Wandervögel! Nicht »Romantik« ziehe uns und mein »In-sich-Beruhn« heißt nicht Augen-Zumachen.

Überall, überall Skyllen und Charybdiden, Gegensätze, in denen je etwas Wahres und unendlich viel Falsches steckt. Es gilt, unversehrt in der Mitte durchzujonglieren und das ist wieder nicht leicht, gerade im Gebiet des sogenannten »Geistes« nicht, der oft am weitesten vom Geist entfernt ist. Schauen wir uns die heutigen Gegensätze Wissenschaft — Philosophie an! Aber weder Fachmensch noch Weininger sein, sondern Driesch*.

Rechtstrottel, Linkstrottel. Und doch hat man mit jedem Gemeinsames. Und das ist das Geheimnis: Sich überall anschließen, wo Gemeinsames besteht, aber nur für dieses Gemeinsame. Es ist ebenso notwendig, bei viel Trennendem das wenige Einigende, wie bei viel Ähnlichkeit das wenige Trennende im Auge zu behalten. Und überall ist etwas herauszuholen. Auch am Dümmsten ist noch etwas zu lernen! Respekt vor Menschen und vor Ideen!

Alles ist für mich auf der Welt, der ich der Wertmaßstab bin. Nicht auf sich selbst beschränkt bleiben, sondern alles in sein Selbst aufnehmen. Die Welt ist Funktion des Ich, aber seines Ideals (seines Willens), im Verhältnis zu dem erst alles (relativ) Daseinsberechtigung erhält. Nicht über das Außen hinwegsehen, sondern es dem Innen unterordnen. Was gelernt haben am Weg vom Säugling zum Joga, nicht toter Moritz, sondern vermummter Herr**, nicht gehemmt, sondern frei, nicht Mucker, sondern Faun, nicht Chauvinist sein und doch die Welt einteilen in Ἕλληνες und βάρβαροι, niemandem sich verpflichten und doch was

* Hans Driesch, Biologe in Heidelberg, einer der wenigen, die noch wissen, was Wissenschaft soll, schrieb »Die Philosophie des Organischen«.

** Frank Wedekind »Frühlings-Erwachen«.

leisten, den Bruch $\frac{\text{Geist}}{\text{Institutionen}}$ ohne Zweifel für > 1 erklären, also nicht Anarchist sein, sondern freie Schulgemeinden gründen.

Und schließlich: Immer wissen, daß das Leben letzter Wert sei und sich selber Rechtfertigung genug, (noch ein Zitat hellenischen Geistes aus Aristoteles: Αὐτο το ζην ἀγαθον και ἡδυ), daß man es aber nur dann ganz hat, wenn man es hie und da vielleicht ein bißchen riskiert, nie Geist der Schwere zulassen weder in Form von Märtyrertum, noch in Form von Vorsicht. Unausgesetzt um die gaya szienza wissen und darum, daß ich und nur ich selbst mein Schicksal bestimme. Nietzsche, den Gott, verstehn. Vergangenheit nur durch Zukunft wieder gut machen — was vorbei ist, ist nicht änderbar — nicht »Gerechtigkeit«, sondern Interessenschutz. Manchmal sich Oberflächen gönnen und Feind sein allen »Tiefen um jeden Preis«. Und lachen können in der Sicherheit des auf sich selbst beruhenden Menschen — über die Welt und über sich selbst. Wie sagt doch Zarathustra? »Was liegt daran!«

Und eines unausrottbar im Herzen haben: Es kommt auf das eigene Lustmaximum an. Wer anders lehrt, ist ein Esel.

Und die letzte Geheimlehre: Man soll anständig sein. Wirklich Eingeweihte werden das verstehn. Otto Fenichel.

Über Kunst.

Jedes Geschehen ist nur ein Symbol des Gedankens, der hinter ihm steht. So ist auch jedes Kunstwerk nur ein Gleichnis, denn hinter ihm steht die große, abstrakte und ewig unerreichbare Idee: die Kunst an und für sich. Jeder wahre Künstler ist gezwungen, sich mit ihr in ernstem, aufreibendem Kampf auseinanderzusetzen. Der sichtbare Ausdruck dieser Auseinandersetzung ist das, was wir ein Kunstwerk nennen. Es wird umsomehr von Schönheit und innerer Lebendigkeit erfüllt sein, je gewaltiger der Künstler mit der Idee gerungen hat.

Nicht getreue Wiedergabe der äußeren Formen der Natur soll vom Kunstwerk gefordert werden, so wenig als man von einer musikalischen Komposition verlangen darf, daß man in ihr die Stimmen der Vögel, das Plätschern des Baches, das Heulen des Windes vernehme. Wie die Musik, will auch die bildende Kunst in dem Rhythmus ihrer Linien, in der Harmonie ihrer Farben, frei von dem photographischen Kleben am Gegenständlichen nur Stimmungen und Gefühle auslösen. Und wenn das Werk wirklich Symbol und Gleichnis der wahren Kunst ist, so wird eine Ahnung von dieser wahren Kunst auch den Beschauer erfüllen und in ihm ein großes Glücksgefühl wecken.

Denn stärker als jedes andre Ding kann die Kunst glücklich und elend machen. Aber das weiß nur der Mensch, der, wenigstens einmal im Leben vor brausenden Farbakkorden empfunden hat, daß die Kunst wichtiger, notwendiger und heiliger ist, als alle sozialen Fragen und — Phrasen der Welt, — der gefühlt hat, daß Hunger und Krankheit und

Tod vor ihr ins Nichts versinken, schattenhaft und unwirklich werden, daß nichts wirklich **ist**, außer der Kunst.

Die Kunst ist des Geistes wahrste, reinste Sprache. Überall, wo sich Geist sonst manifestiert, wird er so leicht zu praktischen Zwecken erniedrigt und mißbraucht. Jedes Ergebnis der Wissenschaft nutzen Technik und Wirtschaft zu ihrem Vorteil. Die Kunst allein ist vollkommen zwecklos. Sie dient nicht dem Menschen, ihr einziges Ziel ist ihre Vollendung in sich selbst. Wie alle Ziele, wird auch dieses nie ganz erreicht werden. Jedes Symbol ist unzulänglich. So groß und vollkommen wie sich die Idee der Kunst dem Schaffenden offenbart, wird sie niemals gestaltet werden können. Und das Allerwertvollste an der Idee: das Ringen mit ihr, wird dem Zuschauer nie ganz klar zum Bewußtsein kommen. Dieses letzte Geheimnis kennt allein der Künstler.

Das Band, das alle Schaffenden verbindet, der gleiche Wille zur Kunst, ist stärker als alle Bande gleicher Rasse, gleichen Blutes. Aus seinem Volk und aus dessen Kultur wächst der Künstler hervor, in seinem Symbol für die große Idee der Kunst spiegelt sich, oft ungewollt und unbewußt, sein Volk und seine Zeit. Aber er steht über seinem Volk und seiner Zeit, grenzenlos allein, im Kampf mit seiner höchsten Idee. Die Einzigen, zu denen er gehört, sind jene, die, — vielleicht durch Jahrhunderte von ihm geschieden, durch Länder und Meere von ihm getrennt, — vom gleichen Willen beseelt waren wie er, jene, die hinter der Welt dieselben Geheimnisse ahnten, denen dieselben Farben klangen, dieselben Worte dufteten wie ihm.

Was kümmert ihn aber das Volk? Oder die Menschheit? Sie besteht ja nur aus Menschen. Und was sind Menschen?

Marianne **Leisching**.

J. L. Perez, der Typus.

Perez hat viel geschrieben. Dabei war seine Entwicklung bedeutend, und es gibt eine Reihe verschiedenartiger Perioden in seinem Schaffen. Seine Versuche sind sehr mannigfaltig. Er begann mit der lyrischen Form und endete mit der dramatischen. Überdies ist in seinen Aufsätzen und Feuilletons ebensoviel Poesie, als in manchen seiner Poesien Tendenz und Gedanke. Man sieht leicht: ein vollkommenes Bild von diesem überaus vielseitigen Manne wird nicht auf einen Zug gestellt sein können. Es wird vielmehr seinen Wandlungen, Schwankungen, Widersprüchen, nachgehen müssen und viele Striche zu einem Porträt vereinen. Doch werden gewisse markante Züge darin dominieren. Ein gewisser Typus wird festgehalten werden müssen. Von diesem Typischen an Perez möchte ich versuchen, einiges anzudeuten.

Es gibt zwei verschiedene Arten von Dichtercharakteren. Die eine vertritt in der jüdischen Literatur markant Schalom Asch. Was dieser Dichter schildert, das haben wir bildhaft, sinnlich vor uns. Auch seine Menschen. Sie sind ein Stück in ihrer Umgebung. Die Natur, das Gäßchen, die

Stube leben und haben die Stimmung, und unter ihnen auch der Mensch. Nicht wesentlich anders als Natur, Gäßchen und Stube. Denn auch er ist Erscheinung. Denn auch ihn sehen wir, hören wir nur mehr als dritten, von außen, in den verschiedenen Beleuchtungen. Er wächst nicht etwa groß heraus, ganz in seinen natürlichen Proportionen ordnet er sich der Welt ein. Und alles, was Asch schildert, lebt wie von selbst. Den Dichter spürt man nur insofern, als der Gesichtswinkel, unter dem wir schauen, das heitere, tiefe Lebensgefühl, der Pantheismus möchte ich sagen, von Asch ist, der all dies so gar nicht Besondere, ganz Einfache, unwillkürlich mit einem tieferen symbolischen Duft durchdringt. Jedes Wort, das über das Gegenständliche bewußt hinausginge, etwa gar eine Deutung, würde den Zauber seiner Darstellung zerstören, aus dem Stil seiner Dichtung völlig herausfallen. Nehmen wir irgend ein Beispiel, wie es mir gerade unter die Hände kommt. Asch schildert eine schwere Regenstimmung. Er fährt im offenen Wagen: »Ich beobachte, wie das Wagenrad durch den Schmutz hinrollt. Bald kommt die eine Hälfte des Rades in die Höhe und drückt die andere Hälfte in den Schmutz hinein, und bald ist es die andere Hälfte, die oben ist und die erste in den Schmutz zwingt.« Bei der ganzen trostlosen Stimmung, die Asch vorher sehr intensiv erzeugt hat, wirken diese Worte unwillkürlich wie ein Bild aufs Leben. Asch setzt aber nichts hinzu. Mit Recht. Es würde bei ihm trivial wirken. Er bleibt durchaus objektiv und sinnlich.

Gleich an diesem Punkt können wir einsetzen und uns erinnern, wie Perez darin ganz anders ist. Er symbolisiert oft direkt. Jedenfalls scheut er sich gar nicht, selbst zu sprechen. Und das ist nicht einfach Willkür. Perez darf es sich erlauben. Er ist auch in den anderen Punkten von Asch verschieden. Bei ihm wird die Dichtung durch das Symbolisieren nicht zerstört. Er ist ein ganz anderer Dichtertypus.

Es sind nicht eigentlich deutliche Bilder äußerer Erscheinung, die seine Schilderung in uns bewirkt. Wenigstens liegt bei ihm nicht der Akzent auf dem plastischen Sinneseindruck. Und wo er einmal Natur, Gasse, Stube, schildert, so nicht um ihretwillen. Nicht das ganz einfache, ruhige Leben, das Urwüchsige ist es, was ihn reizt, nicht der Mensch als ein kleines lebendiges Ding unter den unendlich vielen lebendigen Dingen der Welt — wie er ja den Sinnen erscheint, nicht ein Baum unter Bäumen, ein Gras unter Gräsern, wie der Mensch bei Asch. Für Perez existiert eigentlich *nur* der Mensch. Und dieser Mensch hat nichts Animalisches. Er ist vor allem das fühlende, denkende, wollende Wesen. Fast nur das. Er hat sozusagen keinen Körper. Wir nahen ihm nicht von außen. Wir sitzen in seinem Gehirn, in seinem Herzen. Wir verfolgen seine Gedanken, seine Wünsche, seine Träume, seine Ängste. Er spricht. Und wir erfahren sein geistiges Antlitz. Der Mensch hat alles eingeschlungen. Die ganze Welt. Er hat keine Umgebung. Wo Perez am reifsten ist, schildert er keine Gegenstände mehr. Wir erfahren von der Umwelt nur, insofern sie Innenwelt ist, sich in der Seele spiegelt. Perez läßt die Menschen nur noch vor uns denken oder reden. Das ist der eigentliche Grund, daß er schließlich zur dramatischen Form kam, denn wirkliche

Dramen hat er nie geschrieben. Das Verhältnis ist umgekehrt wie bei Asch: Der Mensch umfaßt die Welt. Seine Seele ist das Unendliche. Es gibt nur Seele, wie immer, wenn man von innen ausgeht. Daher auch die seltsame Isoliertheit vieler dieser Geschöpfe Perez'. Seine Figuren ordnen sich nicht ein, wie die Aschs — ist ja alles ihnen eingeordnet — sie wachsen weit über alle Proportionen hinaus, oft groß, in phantastischer Silhouette.

Wer aber den Gedanken und Gefühlen nachgeht und all dem Unbewußten, seltsam Verknüpften, Unbegreiflichen und abgründig Tiefen auf die Spur kommt, der taucht notwendig ins Mystische. Und so steht bei Perez das Geheimnis der Seele auf, und er wirkt viel tiefer als Asch, der das Unsagbarste irgendwo und irgendwie übergeht, übergehen muß. Wenn auch Perez in seiner Art gar leicht in die Gefahr kommt, blaß, abstrakt zu werden, wo Asch immer voll und saftig blüht. Auch dort, wo Perez groß ist, sehen wir seine Gestalten meist nicht rund vor uns. Aber — wo er wirklich groß ist — versinken wir in die Ekstasen und Visionen ihrer Seele, schwingen unsere Gefühle mit den ihren. Und es kommt wie ein seltsamer Zwang über uns. Manchmal erhebt sich etwas ganz mystisch Wahnsinniges und urgeheimste Symbolik offenbart sich uns. Wir stehen auf der Schwelle von Traum und Wachen und wissen nicht mehr zu unterscheiden: Ist das alles nur Phantasie oder Wirklichkeit? Wo hört das Gehirn auf und wo fängt die Welt an? Wir kommen in Räume, wo wir alles für möglich und unmöglich halten, und die Gedanken steigen dort auf und nieder, leicht wie Federbälle. — Es ist das eine Art, die nur die Gewaltigen in der Weltliteratur wirklich erfüllen. Perez mangelt die dämonische Konsequenz, die grausame Größe dazu. Er weicht meist ins Rührende oder ins Ungeformte aus. Er ist — darüber kann man sich nicht täuschen — nur ein Dichter zweiten Ranges. Aber seine Art, sein Typus scheint mir der gekennzeichnete.

Mit dieser Art hängt es wohl zusammen, daß Perez' Gebilde nicht, wie die Aschs, gleichsam von selbst leben. Aschs Welt in ihrer runden Gegenständlichkeit läßt den Dichter leicht vergessen. Perez' innere Welt der Gedanken und Gefühle, die sich ins Mystische hebt, könnte wohl kaum in der Selbständigkeit eines Objektes lebend angeschaut werden. Hier wird das Symbolische — bei Asch mehr Duft — sozusagen Kern. Perez' Figuren und Bilder lösen sich in Gestus, der Schöpfer schaltet mit ihnen sichtbarlich. Es sind Figuren, die der Dichter aus sich herausgestellt hat, aber er hat gleichsam nicht die Nabelschnur durchschnitten, die sie mit seinem gebärenden Innern verbindet. Immer leben sie von ihrem Urheber. Und so entsteht eine seltsame Atmosphäre, wo die Figuren zugleich sie selbst und Symbolismen sind, das Werk Gestaltung und zugleich persönliche Aussprache. Allerdings: jede Dichtung ist letzten Endes Aussprache. Aber in der realistischen Weise Aschs nur durch die intensive Durchdringung. Bei der romantischen Art Perez' hingegen is der Dichter unmittelbar in allem fühlbar, der große Akteur und Symboliker, und in begeisterten Momenten wirft der Komödiant überha die Lumpen weg. Weil eben Perez diesen subjektiven Stil hat, d

Stil einer persönlichen Aussprache in nichtsdestoweniger gestalteten Symbolismen, kann er selbst sprechen, ja in die Schilderung hinein Deutung geben. Das ist also nicht Willkür und Zufall. Wie Wasserspiegelung unfaßbar, gesehen und doch zerrinnend, sind die Gesichter von Perez' Gestalten gleichsam doppelt, und eins gehört dem Autor, der uns lächelnd zuwinkt, bedeutet, phantastisch oder nachdenklich abschweift, sich erbarmt und in Wehmut verliert. Dieser Stil erlaubt, oder besser: er ist eine seltsame Mischung von Gefühlsvorstellungen und Gedanken — Gedanken, die nicht zu demonstrierendes Ziel, sondern künstlerisches Mittel darstellen, die alle, auf welchem Umwege auch immer, Gefühlsbedeutung und Gefühlswirkung erhalten. Es ist eben eine Mischung, die nicht zufällig, die künstlerischer Stil ist.

Diese Art ist also eine, wo der Dichter nicht hinter seinen Figuren versteckt ist. Und man versteht leicht, daß nur ein Mann, der persönlich reich ist — an Bewegtheit und Leidenschaft des Herzens wie des Gedankens — nur einer, der aus seiner menschlichen Fülle mit beiden Händen ausstreuen kann, in diesem subjektiven Stil Lebendiges, Zwingendes schaffen wird. Nur eine Persönlichkeit. Und Perez ist immerhin so viel Sieghaftes gelungen, daß man in ihm einen solchen Mann erkennen muß. In Perez' Werken spricht eine Persönlichkeit. Wer — offenbar aus einem Begriff von Kunst, der nur der objektiven Art, der Aschs, entspricht — wer, sage ich, bei Perez Kunst und Persönlichkeit trennt und die Werke künstlerisch unvollkommen findet, sich aber tröstet, daß ein paar gute Novellen mehr oder weniger nicht so sehr nottun, als endlich einmal eine Persönlichkeit, wer so scheidet, der hat wohl Perez und die Kunst mißverstanden. Die Kunst: weil eine Dichtung nicht gut ist, die nicht nottut. Und Perez: weil seine Kunst nur möglich ist auf Grund der Persönlichkeit. Diese ist nicht größer als jene. Man muß seinen subjektiven Stil erkennen. Oft kann man hören — und gerade in Nekrologen, die Perez als große Persönlichkeit feierten, wurde es wiederholt — daß Asch der größere Künstler sei. Das scheint mir grundfalsch. Man betrachte Asch, dessen Dichtertum ich nicht verkenne, einmal dort, wo er Perez Ähnliches versucht. Ich erinnere etwa an seine dramatische Szene »Der Sündiger«. Die Leiche des Sünders, den die Erde nicht aufnehmen will, die Reden des chassidischen Publikums, die Gebete des Rabbi, die knieende, in Schwarz gehüllte Frau — mystische Vedute ist das alles, nicht mystisches Schauen. Gibt eine Szene trockenen Aberglaubens. Wider den Willen des Dichters — das ist das Schlimme. Asch gibt sachlich wieder und macht geheimnisvolle Gebärden dazu und merkt nicht, daß er trivial ist. Die Kunst ist recht klein hier. Gerade auf dem Gebiet, wo Perez große Kunst zeugt. Wo bei ihm jede Zeile — nicht wiedergibt, sondern zielt, weiß, daß sie will, und so wahrhaft Mystik ersteht, symbolisches Schauen. Dort, wo Perez eben kraft seiner Persönlichkeit zur Kunst gelangt.

Abraham Suhl.

Vom Leben der Jugend.

Unser Satisfaktionsbegriff *.

.... Aufgabe der nationaljüdischen Jugendbewegung ist es, den Typus des Juden zu schaffen, der in selbstverständlicher Konsequenz seiner jüdischen Abstammung in sich die Bindungen lebendig macht, die ihn mit der Vergangenheit des Judentums verknüpfen und der seine Persönlichkeit ganz in den Dienst der nationalen Zukunftsarbeit stellt, bereit, wo es nottut, die eigenen Interessen denen der Gesamtheit unterzuordnen. Das Bekenntnis zum Zionismus als zu einem politischen Parteiprogramm ist nur ein Meilenstein auf diesem Wege, das Endziel ist die Erschaffung eines neuen jüdischen Menschen mit natürlicher Frische des Geistes und freiem Anstand des Auftretens, die Erneuerung und Revolutionierung unserer Jugend. An der Lösung dieser Aufgabe arbeiten die jüdischen Jugendgemeinschaften durch die Organisation engsten Gemeinschaftslebens, das besser als jede theoretische Fundierung ein starkes Nationalgefühl zu erzeugen und die sittlichen Qualitäten des Einzelnen zu steigern vermag. Die Korporationen des K. J. V. sind die Erziehungs- und Lebensgemeinschaften der national-jüdischen Studenten. Nun ist keine Gemeinsamkeit von Menschen und kein Leben überhaupt denkbar ohne gewisse Formen, durch die das kontinuierlich dahinfließende Leben sich individualisiert, durch die es greifbare Gestaltung und Färbung gewinnt und zu einer Zahl abgrenzbarer und determinierbarer Vorgänge sich verdichtet. Das Primäre ist das Leben und dieses schafft sich seine Formen als den erkennbaren Ausdruck seines stetigen Strömens, als äußeren Maßstab für Artung und Charakter seiner Träger (Simmel). Als die ersten nationaljüdischen Studenten sich zu einer Gemeinschaft zusammenfanden, da konnte ihr Leben typische jüdische Gemeinschaftsformen nicht erzeugen, die individuellen Lebensäußerungen des erwachenden jüdischen Geistes waren zu abstrakt und theoretisch, um selbständige gemeinschaftsbildende Kraft zu entwikkeln, und das überkommene Judentum war zu starr und zu unbiegsam, um Einzelnes aus seinem unteilbaren Formenkomplex zur Erzeugung neuer profaner Gemeinschaftsformen herzugeben. So blieb nichts übrig, als eine Anlehnung an die Umwelt. Man gab den nationaljüdischen Studentenverbindungen das Gepräge der deutschen studentischen Korporationen, die in altbewährter Erziehungsmethode dem deutschen Volke einen bestimmten Typ des Akademikers heranbildeten. Diese zionistische Assimilation war eine bewußte, sie erstreckte sich nur auf den äußeren Rahmen, nicht aber auf den Geist, der die Formen erschaffen, und versuchte, sie mit eigenem, warmem Blut zu erfüllen. Im Komplex dieser Formen kam auch das deutsche Satisfaktionsprinzip zu uns, das für die deutsche Waffenstudentenschaft vielleicht der zentralste und unentbehrlichste ihrer Erziehungsfaktoren ist. Eine organische Fortsetzung des mittelalterlichen Turniers und Gottesgerichts, entspringt es dem Standesbewußtsein und den Ehrbegriffen einer bestimmten Kaste und erweckt rückwirkend im Einzelnen den Glauben an die besondere Artung und Ehre seiner Klasse. Für uns war es nichts anderes als eine Form mit besonders stark gemeinschaftsbildender Kraft, die den Einzelnen zum Bürgen für die Ehre seiner engeren und weiteren Gemeinschaft machte.

Die seelische Unsicherheit des eben erst assimilierten Juden, der mit verträumten und lebensfremden Augen aus der sicheren Behütung des Ghetto in eine Welt fremder Begriffe und Anschauungen eintrat, hatten eine unkritische Überschätzung der Vorzüge anderer und eine unberechtigte Furcht vor der eigenen Schwäche zur Folge. So wurde das

* Aus der Flugschrift: »Jüdische Jugend«.

Satisfaktionsprinzip für viele ein psychologisches Problem, es entschied den Zweifel an dem persönlichen Mut des Einzelnen, nicht nur der Außenwelt, sondern auch ihm selbst gegenüber, seine Stellungnahme dazu wurde mitbestimmt von dem Verdacht, man könnte den fremd anmutenden Begriff nicht nur wegen seiner Fremdheit, sondern auch aus persönlicher Furcht und Ängstlichkeit ablehnen. Der Mangel einer starken, nationaljüdischen Gesellschaft, die durch Ausbildung eigener Ehrbegriffe dem Einzelnen einen Rückhalt hätte geben können, brachte es mit sich, daß Bekämpfung antisemitischer Angriffe und Befriedigung des gekränkten Ehrgefühls nur nach Art und Gewohnheit der Umgebung möglich schienen. So kam es, daß zuerst einzelne nationaljüdische Studenten auf Mensur standen, daß dann ohne jede Einwirkung der Korporation, die dem Einzelnen die Stellung zur Satisfaktion freistellte, die Zahl der Mensuren immer mehr stieg, bis tatsächlich die Gesamtheit mit ganz geringen Ausnahmen sich zur unbedingten Satisfaktion bekannte. Die Erkenntnis der starken moralischen Werte, die in der gemeinsamen Entscheidung einer solchen Frage liegen, und weiterhin die Erleichterung des Mensurbetriebes und die Möglichkeit größeren Schutzes für den fechtenden Bundesbruder, die von einer prinzipiellen Stellungnahme abhängen, führten im B. J. C. zur Einführung der unbedingten Satisfaktion im Jahre 1913. (Das jüngere K. Z. V. bekannte sich von Anfang an zur unbedingten Satisfaktion.) Das indessen erstarkte Kartell konnte diesen Schritt umso leichter wagen, da man immer wachsende Klarheit über den Wert unserer Erziehungsmittel gewonnen hatte.

.... Nun ist aber das Leben eine untrennbare Einheit von Strömung und Stauung, von Weitereilen und Verharren, von Entwickelung und Formung. Die aus der kontinuierlichen Lebensbewegung sich heraushebenden Formen sind selbst Leben und bleiben mit der Totalität des Lebens unlöslich verknüpft, sie lassen sich nicht von der Idee abstrahieren, die sie geboren hat, sondern tragen sie in sich, sie beeinflussen rückwirkend das Leben, indem sie die Entwickelung seiner Träger bestimmen und auf ihren Geist gestaltend einwirken. Der preußische Drill ist nicht nur Erziehung zur Tapferkeit, nicht nur Mittel zum Zweck, in ihm lebt auch der Gedanke von der völligen Ausschaltbarkeit menschlichen Gefühls und Verstandes durch Erziehung und Zwang von durch Geburt gegebener Herren- und Knechtesbestimmung, der dem Wesen derer immanent war, die das System erdachten. So konnten auch wir die Formen des deutschen Korporationslebens nicht übernehmen, ohne etwas von ihrem Geist bei uns einzubürgern, freilich stark abgeschwächt und vielfach aufgewogen durch unsere Idee, aber doch immerhin merkbar. Zwar gelang es unseren Besten, in der Stärke ihres zionistischen Empfindens die fremden Formen tatsächlich mit unserem Geiste zu füllen und sie sich anzueignen, der Geist der Gesamtheit aber wurde durch sie beeinflußt, die Diskrepanz zwischen Inhalt und Form konnte uns nicht beständig vor Augen stehen, man begann, die übernommenen Formen als etwas natürlich Überkommenes selbstverständlich zu leben. Akademisches Standesbewußtsein und unsozialer Klassenstolz machten sich geltend, die Satisfaktion drohte mehr zu werden als Mittel zum Zweck, als bloße Möglichkeit, auf antisemitische Beleidigungen in der Sprache des Beleidigers zu reagieren, es stellte sich, wenn auch nicht klar ausgesprochen, so doch im Unterbewußtsein lebendig, der Glaube an die Besonderheit der akademischen Standesehre ein, man unterschied satisfaktions- und nicht satisfaktionsfähige Menschen und wertete nach diesem uns wesensfremden Prinzip. Das wahre innere Ehrgefühl wurde durch diese Art des angelernten und automatischen Reagierens nicht gestärkt und verfeinert, es begann vielmehr, sich zu schematisieren und zu verflachen, indem man, um das Gelernte praktisch zu verwenden, Gelegenheit zu Mensuren suchte

und die Ehre des Nebenmenschen, die sich ja durch einige auswendig gelernte Phrasen mit einer darauf folgenden öffentlichen Fechtschaustellung wiederherstellen ließ, leichtfertig gefährdete, Mensuren mit Juden, die einen sehr großen Prozentsatz der überhaupt geschlagenen Mensuren ausmachten, obgleich sie uns als nicht zweckentsprechend und lächerlich von vornherein gekennzeichnet waren, stellen eine Verirrung dar, die nur dadurch erklärlich ist, daß die Form Selbstzweck wurde, daß ein ungesunder Mensurtrieb die Mensuren als solche wünschenswert erscheinen ließ. Viele Zeit, die wir für unsere jüdische und menschliche Erziehungsarbeit notwendig gebrauchten, wurde auf Mensuren, Ehrengerichte und Fechten verwandt, ohne daß uns diese Tätigkeiten dafür entsprechende Werte vermittelten. Nicht einmal als Mittel für die von uns erstrebte körperliche Ertüchtigung kam das Fechten ernstlich in Betracht, da seine sportlichen Qualitäten infolge der einseitigen Ausbildung der Muskulatur, die es bewirkt, verhältnismäßig gering sind. So entstanden, allmählich sich verstärkend, Strömungen im Kartell, deren Träger von der Brauchbarkeit eines großen Teils der korporativen Formen und besonders des Satisfaktionsprinzips für unsere Erziehungsarbeit nicht mehr überzeugt waren und die Erneuerung unserer Gemeinschaftsformen sich zum Ziel setzten.

Zugleich mit dieser rein negativen, den Wert des Bestehenden verneinenden Komponente wirkte eine positive und fortschrittliche, die ich als die Verbreiterung und Erstarkung des jüdischen Lebensstromes bezeichnen möchte. Der anfangs nur leise rieselnde Quell jüdisch-nationalen Geistes wächst sich zum Strome aus, die Idee erwacht zum Leben und beginnt, ihre Träger menschlich zu erneuern. Der unsichere und haltlose Jude der Assimilationsperiode, der der Welt fremder Begriffe unkritisch gegenübersteht und ihren Einflüssen hilflos ausgesetzt ist, findet mit dem Erfassen seiner eigenen nationalen Bindung und seiner individuellen Determiniertheit allmählich auch sich selbst und seine Sicherheit wieder. Die mißgeleiteten, nachempfundenen, aus ängstlichem Vergleichen und unechtem Bedürfnis nach Andersartigkeit geborenen Gefühle werden überwunden, die ursprünglichen und wahrhaftigen freigelegt und gepflegt. Das unnatürlich erhöhte und überschätzte Heldenbild des blondhaarigen und blauäugigen Siegfried wird mit ruhigen, kritischen Beobachteraugen betrachtet, die schwarzhaarigen Makkabäerhelden und die Kaftan tragenden Chassidim werden mit warmer Liebe als ein Stück des eigenen Ichs empfunden. Man antizipiert sich Palästina, den eigenen Boden und das eigene nationale Gemeinwesen, indem man sich zu einer jüdischen Gesellschaft mit lebendiger, nationaler Stimmung zusammenschließt, hier eine Stelle des wirklichen geistigen und seelischen Auslebens schafft und in ihr dem Einzelnen den Rückhalt und den persönlichen Zusammenhang bietet, der dem Menschen in seinem tief wurzelnden Geselligkeitsbedürfnis unentbehrlich ist. In ihr erstarkt und menschlich erneuert, beginnt man wieder, dem eigenen Empfinden zu trauen, Werturteile nach dem eigenen angeborenen und erworbenen Bedürfnis zu fällen, und man kann eigene Maßstäbe an Umwelt und Mitmenschen legen, weil man anfängt, aus der eigenen jüdischen Persönlichkeit heraus solche zu finden. Der Mut zum eigenen Leben erwacht, und jetzt erst wird eigentlich aus der nationalen Idee nationales Leben mit eigener, Formen schaffender Kraft, es schickt sich an, in rastlosem Fluten die beengenden fremden Formen fortzuspülen, um aus dem ihm immanenten Bedürfnis nach Begrenzung eigene neue an ihre Stelle zu setzen. In unserer studentischen Gemeinschaft wächst die Erkenntnis für das Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form, das Bedürfnis nach Harmonie der Lebensführung steigt und das erstarkte jüdische Gefühl will sich nicht mehr in ein ihm wesensfremdes Gewand hineinzwängen lassen. Immer krampfhafter wird das

Bestreben, die Lebendigkeit unseres Geistes in diesen Formen und ihre Verdienste um unsere Gemeinschaft zu betonen, bis die Erkenntnis sich durchringt, daß unser Bestes, unser natürliches Empfinden sich gegen diese Beengung aufbäumt und daß warmes, pulsierendes Leben sie unterspült und vernichtet. Die Interpretation und die geistige Fundierung unseres Nationalismus erweckt das Verständnis für die unlösliche Verknüpfung unserer nationalen Aufgabe mit den Postulaten sozialer Ethik. Palästina soll ein Land jüdischer Freiheit werden, der jüdische Arbeiter soll dort nicht die äußere mit der inneren Knechtschaft vertauschen, keine Kasten- und Klassenwirtschaft vorfinden, sondern eine freie Gemeinschaft aller Schaffenden und Arbeitenden. Aus dieser Erkenntnis heraus mußte uns ein Ehrgefühl völlig unverständlich und bekämpfenswert erscheinen, das die Menschen nach Geburts- und Bildungsvorrechten in ehrenhafte und unehrenhafte, in satisfaktions- und nichtsatisfaktionsfähige einteilt, das das Ehrempfinden innerhalb der eigenen Gesellschaftsklasse überfeinert, dem Außenstehenden gegenüber vergröbert und zu Kastenhochmut und Klassendünkel bewußt erzieht. Unsere Ehrlichkeit und unser Wahrhaftigkeitsbedürfnis sträubten sich dagegen, weiter ein Prinzip anzuerkennen, dessen Unwert uns bewußt war, ja das wir verachteten, das den Bevorzugten den befleckten äußeren Ehrenschild durch eine theatralische Zeremonie abwaschen läßt, ohne sich um seine innere Ehre, seine menschliche Ehrenhaftigkeit zu kümmern. Diese verschrobenen und verzerrten Ehrbegriffe, die mit wahrer Sittlichkeit und wirklicher Ehre nur wenig gemeinsam haben, entsprachen unserem Bedürfnis nach innerer Ehrenhaftigkeit nicht. Unsere wachsende Erfahrung lehrte uns, daß die Mensur nicht einmal eine Mutprobe ist, daß keine freie Entschlußkraft und Tapferkeit sich dort entfalten kann, sondern daß der Einzelne unter der suggestiven Einwirkung einer öffentlichen Schaustellung ein eingedrilltes Verhalten automatisch betätigt. Die utopische Hoffnung, den Antisemitismus auf dem Paukboden widerlegen zu können, haben wir nie geteilt, weil wir wußten, daß der Judenhaß uns nicht um unserer Schwächen, sondern um unserer Existenz willen befeindet. Aber mit dem Erstarken unserer Gemeinschaft wuchs die Unlust, sich den von uns verurteilten Ehrbegriffen der anderen anzupassen, unsere Gefühle zu vergewaltigen, um eine Genugtuung zu erhalten, die gar keine ist, und die sogar ein starker Teil der in neuem Geist aufgewachsenen deutschen Jugendbewegung als veraltet ablehnt.

Die Erkenntnis, daß der Fortschritt unseres eigenen geistigen Lebens und die Festigung unserer jüdischen Persönlichkeit nicht mehr vereinbar sind mit dem Zustande, daß zum Selbstzweck gewordene Formen ihre Forderungen an uns richten und die ihnen innewohnende Idee uns aufzwingen, hat zu der Entwicklung geführt, in der wir noch heute stehen und die wir die Erneuerung unseres Kartells nennen. Ihr Endziel ist harmonische Gestaltung unseres Lebens durch Anpassung der Gemeinschaftsformen an die Idee und gleich zu Beginn dieses Weges mußte das uns wesensfremde Satisfaktionsprinzip fallen: die Satisfaktion mit der Waffe wurde abgeschafft. Wir freuen uns ehrlich über diese Entwicklung und begrüßen sie als Fortschritt, weil sie unser inneres Erstarken, unsere wachsende Selbstsicherheit erweist und manifestiert, daß wir es gelernt haben, unseren jüdischen Stolz anders darzutun, als durch Eingehen auf den veralteten und unsozialen Ehrbegriff der deutschen Studentenschaft, daß wir unabhängig zu werden beginnen vom Urteil anders Gearteter und Außenstehender und nur noch einen Richter über uns anerkennen: das eigene ethische Empfinden. Wir wissen, daß unser nationales Ehrgefühl, das Reagieren auf antisemitische Beleidigungen davon nicht betroffen werden können, daß unsere Hellhörigkeit hierfür die alte bleiben wird, nur daß wir ehrenhafter sein werden, weil wir ehrlicher sind. Es bleibt

unsere Aufgabe, den Einzelnen zu wirklicher Mannhaftigkeit, zu Mut und Selbständigkeit zu erziehen, die bei Verzicht auf den Komment mit seinen angelernten Phrasen allein eine männliche und würdige Erledigung von Ehrenangelegenheiten ermöglichen, wir wissen aber auch, daß nur hierin, nur in der Befähigung zu selbständigem, mannhaftem Handeln das Ziel unserer Erziehung liegen kann. Wir verzichten darauf, eine Norm für die Erledigung von Ehrenangelegenheiten aufzustellen, und überlassen die Einzelheiten dem Temperament und dem Geschmack unserer Bundesbrüder, betonen aber den Standpunkt, daß wir nur eine Art von Ehrenhaftigkeit anerkennen, und daß wir den Arbeiter, der uns beleidigt, nach denselben Grundsätzen behandeln, wie den Studenten. Die Sicherheit unseres Auftretens in der Gesellschaft anderer Studenten wird durch diese Entwicklung nicht beeinträchtigt, wir werden im Bewußtsein unseres fortschrittlichen Standpunktes den Kof hoch tragen und uns auch ohne Satisfaktion mit der Waffe Achtung zu verschaffen wissen.

Bertold Cohn.

Zionssehnsucht.

Wir nannten so unser flüchtiges Heimweh nach etwas Neuem, Besserem, als die »verdorbene Welt unserer Wirklichkeit«.

Wir sangen: im eschkochech j'ruschalajim lischkoch j'mini. Und unser Herz war voll Glauben an unsere Treue.

Wir bauten in jugendlicher Romantik ein schimmerndes Land, darin hochgewachsene Juden den Pflug führten, das Reitroß lenkten, die Büchse spannten, darin Knaben und Mädchen, Männer und Frauen ein Leben ländlicher Arbeit und ländlicher Genüsse führten.

Wer ein übriges tat, reiste hinüber ins Land der Väter, sah Städte, Dörfer, Kolonien, Schulen und kehrte begeistert und begeisternd zurück.

Man nannte das Zionssehnsucht.

Was ist Sehnsucht?

Ich nenne die Sehnsucht der Liebe: »Und Jakob diente sieben Jahre um Rahel und sie waren in seinen Augen wie einige Tage, so liebte er sie.«

Wahre Sehnsucht d i e n t, anders ist sie Schall und Rauch.

Dient unsere Zionssehnsucht? Nein, sie redet, redet oft mit Glut und Schwung, aber sie redet.

Ich prüfte meine Zionssehnsucht.

Sehne ich mich mehr nach Zion als nach glücklichem Behagen? Mehr nach Zion als nach Europas Geisteswelt? Mehr nach Zion als nach meinen alten Eltern? Mehr nach Zion als nach dem Weibe meiner Liebe? Nein!

Also ist Zionssehnsucht ein nicht verpflichtendes Gefühl, das in Zeiten zu einem Rausch anschwillt, aber stets vage und verschwommen bleibt, ist eine von den vielen ziellosen Sehnsüchten, an denen die Menschenbrust in der Jugend so reich ist, mit fortschreitendem Alter aber ärmer und ärmer wird, bis nichts bleibt als die Erinnerung an den »Idealismus der Jugend«, dessen man in wehmütiger Selbstgefälligkeit gedenkt.

Und der Zionismus ist eins von den Idealen, deren der Mensch bedarf, der an der Welt verzweifelt.

Weiter nichts als das?!

Aber wir haben doch gesonnen und geforscht, geprüft und untersucht: wie schaffen wir die Erneuerung des Judentums? Und wir fanden in unserem unbefangenen Geiste: Die Erneuerung des Judentums kann sich nur im Lande der Väter vollziehen.

Dies Wissen ist doch mehr als vages Empfinden, es ist Stoff von dem Stoffe, aus dem wir sind.

Wir haben ja auch gesehen, daß tastende Versuche gemacht wurden, um das Wissen zum Tun zu erheben. Wir haben mitgetastet, indem wir Bäume pflanzen, Häuser errichten ließen. Wir werden auch nicht aufhören, pflanzen und bauen zu lassen, wollen dem Ideal nicht untreu werden.

Immer nur das Ideal, aber keine Kraft der Verwirklichung,

Immer nur das Wollen, aber keine
Macht des Vollbringens.
Wir sind ein armes, schwaches Geschlecht. — — —

Wenn man im Felde steht, stündlichem, schwerem Tod gegenüber, gedenkt man mehr des Lebens als des Todes, mehr des Genusses als des Entsagens, mehr der Freude als der Bitterkeit. Drum griff ich nur zögernd zu »Jiskor, Ein Buch des Gedenkens an gefallene Wächter und Arbeiter im Lande Israel.« Aber ich ließ es nicht mehr los, als ich's in der Hand hielt. Das also waren die Menschen, die nach Erez Israel gingen und Arbeiter wurden. Aus Zionssehnsucht? — Einige gewiß. Sie wollten um die Tochter Zions dienen, wie Jakob um Rahel. Und sie dienten bis zum gewaltsamen Tode. Aber die meisten kamen einfach, weil sie m u ß t e n. Sie kamen nicht als Träumer und Romantiker, sondern mit dem starken Willen zur Pflicht. Das Buch hat mir die Augen geöffnet über die Zionssehnsucht. Sie ist nicht Gefühl, sondern Aufgabe. — —

Ich habe nur noch einen Willen und eine Tat: die Erfüllung einer Aufgabe, die ich als notwendig erkannt habe. Ich nehme mein Leben in die Hand, zwinge die Umstände, bis sie mir gehorchen. Ich lasse meine alten Eltern nicht verhungern und das Weib meiner Liebe nicht verdorren, aber ich zwinge die Stunde herbei, in der ich sagen kann: nun beginnst du deine Pflicht zu tun, die A r b e i t i m L a n d e d e r V ä t e r!«

H. R.

Büchereinlauf.

(Besprechung vorbehalten.)

PINKUS, Lazar Felix, Vor der Gründung des Judenstaates, 1918. (Gute Zusammenstellung der Dokumente der zionistischen Entwicklung während des Krieges. Aber ungerechte, einseitige Darstellung der Haltung der »Mittelmächte«-Zionisten. — B.)

REIN, Wilhelm, Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens. Koehler, Leipzig 1917. (Bemerkenswerte Anregungen im Einzelnen, schulmeisterlich und beschränkt im Ganzen. — B.)

SCHIFFNER, Franz, Die militärische Vorbereitung der Jugend. 3 Hefte. Haase, Prag-Wien. (Die Jugend sollte zuweilen solche Schriften lesen, um zu wissen, welche Gefahren ihr von Schul-, Regierungs- und anderen Räten drohen, solange es Militär, Patriotismus und Diplomatie auf Erden gibt. — B.)

SCHWELL, Auf der, Sammelschriften von Zeit zu Zeit. Heft I. Berlin. (Jiddisch. Poale-zionistisch.)

STATISTIK DER JUDEN. Eine Sammelschrift. Jüdischer Verlag 1918. (Aus dem Inhalt: Ruppin, Geschichte des Bureaux für Statistik der Juden in Berlin, Jawezt, Jüdische Volkskunde, Trap, Juden in Dänemark, Rotholz, Die preußischen Juden als Stadtbewohner, Fischberg, Rassenzüchtung der Juden, Maretzki, Die Gesundheitsverhältnisse der Juden, Blau, Aufgaben des Bureaux für Statistik der Juden. — B.)

STRAUSS, Ludwig, Wandlung und Verkündung, Gedichte. Insel-Verlag, Leipzig 1918.

STRICKER, Robert, Die wirksame Abwehr des Antisemitismus. Jüdische Zeitung 1919. (Wirksame Propaganda-Flugschrift des jüdischen Nationalvereines. — B.)

TOLSTOI, Leo, Tagebuch. Erster Band 1895—1899. Georg Müller, München 1917. (Wer einem großen Menschen nahe sein will, nahe wie einem Freund, der lese dieses Buch. — B.)

TORMIN, Helmut, Freideutsche Jugend und Politik. Saal, Hamburg 1918.

TRIETSCH, Davis, Jüdische Emigration und Kolonisation. Orient-Verlag, Berlin 1917. (Dichtung und Wahrheit, Erkenntnis und Irrtum innig verwoben, anregend zu Widerspruch und eigenem Denken und Phantasieren. — B.)

GEGENWART IN ZUKUNFT, Sammelbicher gewidmet dem ze'irei-zionistischen Gedanken und Bewegung. Warschau 1918. [Jiddisch.] (Sehr lebendige, anschauliche und unterrichtende Entwicklung des Programmes der Ze'irei-Zion. Polemik gegen den »Bund« und die »Poale-Zion«, Chawerim-Briefe über die Bewegung in Polen, Rußland und Ukraina. — B.)

ZIEGLER, Ignatz, Wie erziehen wir unsere Kinder zum Judentum? Selbstwehr, Prag 1918. (Die bei aller Richtigkeit unzulänglichen üblichen Argumentationen. — B.)

ZURI, J. S. Rab, Sein Leben und seine Anschauungen. Ostheim, Zürich 1917. (Wertvolles Mittel, Vorstellungen vom Leben eines großen jüdischen Mannes zu gewinnen, aber nicht plastisch geschrieben, zuweilen ermüdend für den Nichtfachmann. — B.)

An die Leser und Abonnenten!

Die Zeitschrift »Jerubbaal« wird weitergeführt. In etwas veränderter Form und in meinem eigenen Verlag. Das erste Heft des zweiten Jahrganges erscheint im September 1919.

Ich bitte alle Leser und Abonnenten dringendst sogleich an meine Adresse mitzuteilen, daß sie auch künftighin den »Jerubbaal« abonnieren wollen. Sonst kann ihnen das nächste Heft nicht zugestellt werden.

Werbet Abonnenten!

Dr. Siegfried Bernfeld,
Wien, XIII., Titlgasse 13.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Mayer Präger, Wien, I. Fleischmarkt Nr. 1. Für Deutschland: Dr. Max Mayer, Berlin, W. 15, Düsseldorferstraße 23. — Verlag von R. Löwit, Berlin und Wien. Druck der Österreichischen Zeitungs- und Druckerei-Aktien-Gesellschaft, Wien, III. Bezirk, Rüdengasse 11.

